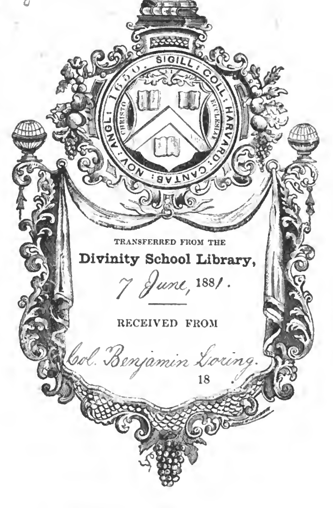



SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650
CHRISTO
ECCLESIAE





Handbuch

des Wissenswürdigsten

aus der

Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch
beim Unterricht in Schulen und Familien
vorzüglich
für Hauslehrer auf dem Lande,
so wie zum Selbstunterricht.

Von

Dr. Ludwig Gottfried Blanc

Domprediger und Professor zu Halle.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit erläuternden Abbildungen.

Erster Theil.

Die allgemeine Einleitung, die Pyrenäische Halbinsel, Frankreich, das Britische Reich, die Niederlande, die Schweiz und die Skandinavischen Reiche.

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium.

Halle,
bei C. A. Schwetschke und Sohn
1833.

Vorrede
zur ersten Ausgabe.

Meine Absicht bei der Ausarbeitung dieses Handbuchs war, Lehrern an höheren Bürgerschulen und Gymnasien, vorzüglich aber Hauslehrern auf dem Lande, ein Hülfsmittel zu reichen, welches ihnen in gedrängter Kürze alles dasjenige gewährte, was sie sonst mühsam aus einer Menge von Büchern zusammensuchen müßten, deren Anschaffung oder Gebrauch ihnen nicht einmal immer zu Gebote steht. Zu gleicher Zeit wollte ich auch Personen aus den gebildeten Ständen, Frauen sowohl als Männern, eine Gelegenheit darbieten, auf eine leichte und angenehme Weise dem so gewöhnlichen Mangel an Länder- und Völkerkunde abzuhelfen.

Wie der geographische Unterricht auf den Schulen unseres Vaterlandes in der jetzigen Zeit beschaffen ist, weiß ich nicht aus eigner Erfahrung zu sagen. Nach dem Urtheil sachkundiger Männer aber ist er im Ganzen genommen höchst mangelhaft: dürftig und überladen zu gleicher Zeit. Dieses, weil oft während seiner ganzen Schulzeit der Schüler bei einigen wenigen Ländern, welche mit übertriebener Genauigkeit abgehandelt werden, verweilen müsse, und also ohne eigentliche geographische, d. h., das Ganze der Erde umfassende Kenntnisse, entlassen werde; jenes, weil der Unterricht sich meistens auf eine dürre Aufzählung der Gränzen, Gebirge, Flüsse, Städte eines Landes beschränke, ohne irgend ein anschauliches lebendiges Bild des Landes und seiner Bewohner zu gewähren. Die vielen mir bekannt gewordenen Lehrbücher der Geographie, welche die neuere Zeit in ungewöhnlicher Fülle hervorgebracht hat, scheinen allerdings dieses Urtheil zu bestätigen. Sie sind alle mehr

oder weniger reich an Namen von unzähligen unbedeutenden Dörfern und Flecken, an Zahlen der Einwohner, der Quadratmeilen, des Viehstandes und ähnlichem statistischen Detail; aber das, was jeder Beschreibung erst Leben und Anschaulichkeit geben kann, die eigentliche Natur des Landes, die klimatischen und physischen Eigenthümlichkeiten desselben, die Art und Bildung der Bewohner, die Schicksale des Landes in verschiedenen Zeiten, woraus doch meist erst der gegenwärtige Zustand begriffen werden kann: diese geschichtliche, physische und ächt menschlich interessante Seite der Länderkunde scheint mir in allen geographischen Lehrbüchern mehr als billig in den Schatten gestellt, und die Länder erscheinen daher in solchen einander eben so ähnlich, als sie uns etwa die Landcharten darstellen *).

Für die Geographie als besondre Wissenschaft mögen solche Bücher vortrefflich seyn: zum Schulgebrauch, zum Unterricht der Jugend und zur Selbstbelehrung sind sie gewiß höchst unbequem und ungenügend. Denn unmöglich kann doch diese Fülle statistischer Notizen, die auch im günstigsten Falle kaum für den Augenblick wahr sind, wo sie niedergeschrieben wurden, einen Gegenstand des Unterrichts in Schulen ausmachen, und jeder Lehrer muß sich daher genöthigt sehen, aus dem, was sein Handbuch ihm darbietet, dasjenige herauszuwählen, was ihm das Wichtigste erscheint, und nächstdem muß er wünschen, dieses Wichtigere auch genauer und anschaulicher beschreiben zu können, als es in dem zu einem, wie es scheint, ganz andern Zweck gearbeiteten Buche geschieht: er muß wünschen, das geographisch-statistische Gerippe mit Fleisch und Blut zu bekleiden. Zwar liefern die besten unsrer geographischen Werke eine reiche Litteratur an der Spitze jeder Landesbeschreibung: aber schwerlich möchten viele Lehrer die Mittel oder auch nur die Muße haben, jene oft bändereichen, kostbaren, zum Theil in fremden Sprachen geschriebenen und seltenen Werke zu benutzen. — Und was soll nun vollends der Hauslehrer, vorzüglich auf

*) **Anmerk. der 2ten Ausgabe.** Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß ich dies vor 12 Jahren geschrieben, und daß seitdem, wie so manche für Schulen erschienene geographische Werke, besonders die verdienstlichen Arbeiten Volgers, Hoffmanns u. a. beweisen, der Unterricht in der Geographie, wenigstens in vielen Schulen, unendlich verbessert worden ist. Aber auch bei diesem ganz veränderten Zustande der Dinge wird mein Handbuch, wie ich hoffe, immer noch zweckmäßig gefunden werden.



dem Lande beginnen, dem, wenn auch nicht die Ueberzeugung, daß es so am besten sey, gewiß doch die Beschränktheit seiner Zeit gebietet, den Unterricht nicht in allzuviele Fächer zu zersplittern, sondern unter Einem Titel und in Einer Stunde so viel wissenswürdige verwandte Gegenstände als möglich zusammenzufassen? der vielleicht mit schätzbaren gelehrten Kenntnissen die Universität verlassen, aber, gerade weil er die letzten Jahre den eigentlich gelehrten Studien obgelegen, in der Erdkunde, die er selbst auf Schulen nur dürftig kennen gelernt, zurückgekommen ist? was soll er anfangen auch mit den besten und bändereichsten geographischen Lehrbüchern, welche ihm nur eine Fülle bieten, die er vernünftiger Weise seinen Zöglingen nicht mittheilen darf, und dagegen ihn in der peinlichsten Verlegenheit lassen, wo es Beschreibung eines Landes, eines Volkes gilt? woher soll er die ihm fehlenden Kenntnisse, die ihm unzugänglichen Hülfsmittel sich verschaffen? — Endlich ist gewiß auch vielen Eltern, die Muße und Lust haben, ihre Kinder selbst zu unterrichten, denen es aber, wie leider so unendlich häufig, an Kenntnissen der Art fehlt, mit einem Werke gedient, welches, wie ich glaube, alles enthält, was der Jugend und jedem Gebildeten überhaupt in dieser Hinsicht zu wissen nöthig ist.

Diesen allen, und jedem dem es zur Selbstbelehrung um eine genauere Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner zu thun ist, glaube ich mit gegenwärtigem Handbuche keine unwillkommene Gabe zu bieten und zugleich eine Lücke in unsrer geographischen Litteratur auszufüllen. Denn ob mir gleich während der Arbeit zwei einigermaßen ähnliche Werke zu Gesicht gekommen, Zachariä nemlich und Galetti *), so ist doch das erstere, welches in Einem Bande alle Länder der Erde umfaßt, zu ungenügend, und letzteres beschäftigt sich allein mit Deutschland. Wer aber mit diesen Ansichten nicht einverstanden sich nach einem rein geographischen Leitfaden zum Unterricht umsieht, dem wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen, als das kürzlich erschienene, mit ausgezeichneter Besonnenheit und Strenge gearbei-

*) Zachariä Lehrbuch der Erdbeschreibung in naturlicher Verbindung mit Weltgeschichte, Naturgeschichte und Technologie, für Bürgerschulen und Privat-Unterricht. Altona, bei Hammerich. 1820.
Galetti Beschreibung von Deutschland. Gotha, bei Ettinger. 1821.

tete „Hodegetische Handbuch der Geographie, zum Schulunterricht, von Selten. Halle bei Hemmerde und Schwetschke. 1820. 2 Bdchen." *). Eben dieser Verfasser ist es auch, der mit vielleicht nur zu großer Strenge die vorhin erwähnten Mängel des gewöhnlichen geographischen Unterrichts in Schulen rügt.

Wie es der Titel des gegenwärtigen Werks besagt, so habe ich mich überall auf das Wissenswürdigste zu beschränken gesucht, theils weil nur dies mitgetheilt zu werden verdient, theils weil eine größere Ausführlichkeit das Buch selbst vertheuert und weniger brauchbar gemacht haben würde. Der allgemeinen Einleitung, welche die sogenannte mathematische und physische Geographie enthält, habe ich eine größere Ausdehnung gegeben und mehr Gegenstände darin aufgenommen als gewöhnlich geschieht, weil ich aus Erfahrung weiß, daß gerade dies der wißbegierigen Jugend das Interessanteste zu seyn pflegt, und weil ohne diese allgemeinen physischen Vorkenntnisse aller geographische Unterricht vergeblich ist. Der Rath und die Verbesserungen sachkundiger Freunde sind mir bei diesen mir etwas fremderen Gegenständen von großem Nutzen gewesen. Bei meiner geographischen Beschreibung der Länder selbst tritt allerdings die topische Kenntniß derselben etwas zurück, theils weil ich glaube, daß hier die fleißige Anschauung der Landcharte, deren ununterbrochenen Gebrauch beim Unterricht ich als ganz unerlaßlich voraussetze, unendlich mehr wirkt, als das noch so genau geschriebene Wort, theils weil mir dies überhaupt mehr Sache des Lehrers als des Lehrbuchs zu seyn scheint: nur für einen reichen Stoff hat dieses zu sorgen; die Methode bleibt billig dem Lehrer überlassen. Dagegen habe ich mich bemüht, die klimatischen und physischen Eigenthümlichkeiten der Länder, die jedem allein eignen Producte und ihre Verarbeitung, die Art und den Charakter der Bewohner, ihre Religion, Sitten, Vergnügungen u. s. w. mehr und ausführlicher herauszuheben, weil dies, und nicht die Kenntniß von einer Unzahl unbedeutender Oerter, das Bild eines Landes giebt. Eben so, um unnütze Wiederholungen zu vermeiden und um nicht etwas zu lehren, was doch, weil es an sich uninteressant ist, bald wieder verges-

*) Anm. der 2ten Ausg. Wovon eben jetzt die 8te Auflage erscheint.

sen würde, habe ich mich auf die genauere Beschreibung der wichtigsten Städte und besonders der Hauptstadt jedes Landes beschränkt, letzteres vorzüglich deshalb, weil die meisten europäischen Hauptstädte das zusammengedrängte Bild der Cultur des ganzen Landes darzustellen pflegen. — Die Bewohner eines Landes aber kennt man nur dann, wenn man sie eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, ihre Schicksale, ihre Entwickelung, ihre Fortschritte in Künsten und Wissenschaften beobachtet: darum habe ich jedem Lande eine Geschichte und Litteratur desselben beigefügt. Die Geschichte sollte aber nicht ein dürftiges Fürsten-Verzeichniß seyn, sondern vorzüglich eine Schilderung der eigentlichen Lebenspunkte eines Volkes. Eben so wenig konnte sie manche geistvolle, aber noch streitige neuere Ansichten aufnehmen, sondern mußte sich im Ganzen genommen an das halten, was einmal allgemeine Geltung gewonnen. Das nemliche gilt von manchen wissenschaftlichen Ansichten, vorzüglich in der Einleitung, worüber die Meinungen noch getheilt sind und wo der Jugendlehrer neutral bleiben muß. Diese Neutralität konnte aber nicht auf religiöse und politische Gegenstände ausgedehnt werden, und hier habe ich natürlich meine Gesinnung nicht verleugnet, doch wie ich hoffe unparteiisch und ohne Bitterkeit ausgesprochen, so daß überall nur die Thatsachen reden; denn die Jugend soll in aller Wahrheit unterwiesen, aber nicht fanatisirt werden. — Mit einem Worte: ich habe gesucht das zu geben, was jeder Gebildete gern von einem fremden Lande und dessen Bewohnern zu wissen wünscht.

Aus diesen Ansichten folgte nun für mich die Nothwendigkeit, manchem kleinern, aber durch Natur und Geschichte ausgezeichneten Lande einen größern Raum und eine ausführlichere Bearbeitung zu widmen, als manchem unendlich größern aber unwichtigern: die neueren, oft nach Regierungs-Bedürfnissen wechselnden Eintheilungen der Länder nur leicht anzudeuten, dagegen die älteren geschichtlich begründeten und im Munde des Volks lebenden Namen und Eintheilungen herauszuheben, wie dies namentlich bei Frankreich, bei manchen deutschen Staaten u. s. w. geschehen ist: hier oder da einen wenig bekannten Gegenstand ausführlich zu beschreiben, bekannteres dagegen nur kurz zu berühren: Maschinen und Instrumente, insofern sie allgemein gekannt zu werden verdienen, zu beschreiben und selbst

durch Zeichnungen zu erläutern, doch so, daß nur die Idee derselben, das Wesentliche, nicht die unendlichen Verbesserungen, die man später angebracht, angedeutet würden. Dies letztere zu leisten, wäre ohnehin in einem Handbuche unmöglich gewesen; wer aber meine Beschreibung, z. B. einer Dampfmaschine gelesen, wird gewiß jede auch noch so künstlich zusammengesetzte Maschine der Art, wie sie in der Wirklichkeit gefunden wird, mit leichter Mühe begreifen. — Wie Zeichnungen und Umrisse sich zu den Meisterwerken der Malerei und Baukunst verhalten, die sie darstellen, so wollte ich, sollte mein Buch sich zu dem verhalten, was die eigne Anschauung einem geistvollen Reisenden gewährt.

Begreiflicherweise kann niemand alle Länder der Erde zum Behuf eines solchen Handbuchs bereisen, um sie nach eigner Anschauung zu beschreiben, und eben so wenig die Geschichte jedes Landes in ihren ersten Quellen erforschen; ich mußte mich auf frühere Werke verlassen: mein Werk ist also freilich nur eine Compilation; aber auch eine solche kann mit Kritik, gesunder Wahl, Geschmack und Geist gearbeitet seyn. Ob mir dieses auch nur einigermaßen gelungen, müssen Andere entscheiden.

Leicht wäre es mir gewesen, mehrere hundert Werke anzuführen, die ich wirklich und wie ich glaube fleißig und sorgfältig benutzt habe; Kenner aber werden ohnehin die Quellen leicht entdecken, aus denen ich geschöpft habe, und beurtheilen, ob ich das Beste gekannt und das Wichtigste daraus gewählt.

Blanc.

Vorwort

zur zweiten Ausgabe.

Ganz unerwartet kam mir gegen Ende des vergangenen Jahres die Aufforderung meines Herrn Verlegers, für eine neue Ausgabe meines Handbuchs der Geographie und Geschichte zu sorgen, und fand mich daher völlig unvorbereitet zu einer solchen Arbeit. Seit mehr als 10 Jahren hatte eine Anstellung bei der hiesigen Universität meinen Arbeiten eine ganz andre Richtung gegeben, und ich hatte alles, was sich auf jenes frühere Werk bezog, so gut als gänzlich aus den Augen verloren. Mein erster Gedanke war daher, die Revision jemand anders zu übertragen: als sich aber bei näherer Betrachtung hierbei große Schwierigkeiten fanden, mußte ich mich endlich wohl entschließen die Arbeit selbst zu übernehmen. Daß ich unter solchen Um-

ständen nicht alles geleistet, was da hätte geschehen können, wenn ich im Zuge solcher Arbeiten geblieben wäre, fühle ich am besten und muß es unverhohlen gestehen. Durch viele andre Geschäfte behindert habe ich mich darauf beschränken müssen, mein Handbuch gewissenhaft durchzugehen, Irrthümer zu berichtigen, manches früher Ausgelassene hinzuzufügen, und vor allen Dingen alles dasjenige nachzutragen, was seit der ersten Erscheinung des Buches in geschichtlicher, geographischer und literärischer Hinsicht von einiger Bedeutung vorgekommen ist. Wie unzählige kleinere und größere Versehen mir bei dieser Gelegenheit sichtbar geworden sind, schäme ich mich fast zu sagen; aber jeder, der die neue Ausgabe mit der alten vergleicht, wird fast auf jedem Bogen Beispiele davon finden. Neu hinzugekommen ist nur die Angabe der alten Namen der Städte, Flüsse, Berge u. s. w., soweit es sich mit einiger Sicherheit thun ließ; was mir nach der allgemeinen Einrichtung des Buchs, welches alte und neue Zeit umfassen soll, durchaus nothwendig schien. Den Plan aber des Werkes selbst zu ändern und ihm damit einen ganz andern Charakter zu geben, konnte mir nicht einfallen, da es sich, wie der unerwartet schnelle Absatz einer starken Auflage und manche freundliche Zeugnisse mir beweisen, Freunde genug erworben hat, und ich auch jetzt noch vollkommen überzeugt bin, daß meine Darstellung für die meisten Schulen, besonders aber für den Privatunterricht, die zweckmäßigste seyn möchte. Den größten Fleiß habe ich, wie es der ursprünglichen Anlage gemäß ist, auf genauere Beschreibung der wichtigsten Städte gewendet, und die Artikel Paris, Lon-

don, Edinburg, Wien, München, Petersburg, Venedig, Rom u. a. der neuen Ausgabe, werden den Beweis davon liefern.

Den verbindlichsten Dank sage ich einigen, leider wenigen Männern, welche die Güte gehabt haben, mich mit ihren Erinnerungen zu unterstützen.

Den 20sten Juny 1833.

Blanc.

Inhalt.

	Seite
Allgemeine Einleitung	1
Europa	99
Pyrenäische Halbinsel	103
Portugal	105
Spanien	118
Frankreich	161
Das Britische Reich	246
England	268
Schottland	298
Irland	309
Die Niederlande	333
Holland	347
Belgien	361
Die Schweiz	376
Die Skandinavischen Reiche	344
Dänemark	434
Schweden	465
Norwegen	475

Allgemeine Einleitung.

So wie man in der Geographie erst die Lage eines Landes in Verhältniß zu den benachbarten Ländern bestimmt, ehe man zur nähern Beschreibung desselben übergeht; so schicken auch wir einen allgemeinen Ueberblick aller Himmelskörper, und unseres Sonnensystems insbesondere, der genauern Beschreibung der Erde voran, die wir bewohnen. Wir betrachten daher zuerst die Erde als einen von den unzähligen Weltkörpern, welche wir unter dem Namen der Gestirne kennen.

Wenn wir in einer heitern Nacht die Gestirne am Himmel betrachten, so erscheint auf den ersten Blick ihre Zahl eine unendliche, und das Ganze so verworren, so regellos durch einander geworfen, daß es uns unmöglich scheint, Ordnung und Gesetzmäßigkeit darin zu erkennen. Eine genauere Beobachtung hat jedoch mit Hülfe der höhern Rechenkunst den Menschen gelehrt, dieses scheinbare Chaos zu entwirren und die Stellung der Gestirne zu einander, so wie die Gesetze, nach welchen sie sich bewegen, mit der höchsten Genauigkeit zu bestimmen.

Nach diesen Bestimmungen theilt man alle jene leuchtende Weltkörper, welche man am gestirnten Himmel wahrnimmt, in verschiedene Klassen.

I. Fixsterne.

Man unterscheidet zuerst die Fixsterne, d. h. solche, die ihren Stand, ihre Lage zu einander nicht verändern. Der uns nächste und für uns wichtigste aller Fixsterne ist die Sonne. Sie wird so ☉ bezeichnet. Ihr Durchmesser beträgt über **190,000** Meilen; sie ist also an Oberfläche **12,700** mal, an körperlichem Inhalt an eine Million **435,000** mal größer als die Erde, und etwa **800** mal größer als alle Planeten und ihre Nebenplaneten zusammengenommen.

Die Sonne ist, wie der Augenschein lehrt, ein leuchtender Körper, aber der Ursprung und die Beschaffenheit dieses Lichtes sind uns völlig unbekannt; ja es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob

das Licht von dem eigentlichen Sonnenkörper, oder von einer ihn, gleich wie die Luft unsre Erde, umgebenden Atmosphäre ausstrahlt. Die ungeheuern, Gestalt und Stelle wechselnden dunkeln Stellen (Sonnenflecke), welche man mit guten Instrumenten auf der Sonnenscheibe wahrnimmt, scheinen die Meinung zu begünstigen, daß die Sonne an und für sich selbst ein dunkler Körper, wie die Erde, aber von einem leuchtenden Dunstkreise umgeben sey; wo dann die Sonnenflecke nichts anders wären, als zufällige Oeffnungen und Zerreißungen jener leuchtenden Atmosphäre, durch welche wir den dunkeln Sonnenkörper erblickten. Vermittelst dieser Sonnenflecke, die beständig in einer Richtung sich von Osten nach Westen bewegen, hat man entdeckt, daß die Sonne sich um sich selbst dreht, und zwar in einer Zeit von ohngefähr 25 1/2 Tag.

Alle übrige Sterne, die wir am Himmel wahrnehmen, mit sehr geringen Ausnahmen, die wir sogleich kennen lernen werden, sind ebenfalls Fixsterne oder Sonnen, d. h. selbstleuchtende Körper. Ihre Entfernung von der Erde ist aber so ungeheuer, daß sie selbst mit den besten Fernröhren betrachtet nur als glänzende Punkte erscheinen, und man daher nicht im Stande ist, ihren Durchmesser oder ihre Größe zu bestimmen. Nach ihrer scheinbaren Größe aber, so wie sie sich dem Auge darbieten, theilt man sie in Sterne erster, zweiter u. s. w. Größe, wovon die Sterne erster bis sechster Größe einem unbewaffneten scharfen Auge sichtbar sind.

Um sich in der scheinbar verworrenen Menge der Sterne zurecht zu finden und den Stern genau bestimmen zu können, von welchem man jedesmal redet, hat man seit undenklichen Zeiten mehrere nahe an einander liegende Sterne zu Sternbildern (Constellationen) vereinigt; zufällige Aehnlichkeiten, deren Grund aber meist schwer zu entdecken ist, haben wohl die Menschen in der Wahl der Bilder geleitet. So werden z. B. die 7 leicht zu erkennenden Sterne in der nördlichen Gegend des Himmels der große Bär genannt, und ein solches Thier in den Himmelscharten um diese Sterne herum gezeichnet, damit man nun bestimmen könne, nach der Lage der Glieder jenes Bildes, von welchem der sieben Sterne man rede. Im gemeinen Leben heißt dieses Sternbild der Wagen. Es entstehen hieraus für den Himmel eben solche Charten, wie die Landcharten für die Erdoberfläche: so wie man in diesen die Lage einer Stadt nach der Provinz bestimmt, worin sie sich befindet, so dort die Lage eines Sternes nach den Theilen des Bildes, worin er sich zeigt. Von diesen Sternbildern sind die wichtigsten diejenigen 12, welche den Zodiakus oder Thierkreis bilden, wovon nachher die Rede seyn wird.

Außer den einzeln zu erkennenden Fixsternen sehen wir noch am Himmel einen weißen nebeligen Streif, der den ganzen Sternenhimmel durchzieht, die Milchstraße. Mit den besten Fernröhren erkennt man darin eine unzählige Menge kleiner Sterne,

deren verworrenes Licht den unbewaffneten Augen als ein bloßer nebelartiger Schimmer erscheint. Endlich giebt es auch noch sogenannte Nebelflecke, d. h. kleinere nebelartig schimmernde Stellen am Himmel, wovon sich aber nur die wenigsten auch durch die trefflichsten Instrumente in Sterne auflösen lassen.

Alle diese Sterne, die man zu den Fixsternen zählen muß, behalten zwar im Ganzen genommen ihre Lage gegen einander, indeß ist zu bemerken, daß doch einige ihren Stand ein wenig verändert haben; auch haben einige an Glanz zugenommen, andre abgenommen; bei einigen scheint diese Lichtveränderung periodisch zu seyn, bei andern nicht; ja einige ehemals bekannte sind ganz verschwunden, andre gleichsam neu entstanden, noch andre endlich plötzlich erschienen und nach einiger Zeit wieder verschwunden. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinungen ist uns gänzlich unbekannt.

Obwohl die Zahl der Sterne sprichwörtlich als unzählbar angenommen wird, so gilt dies doch nur von der Unendlichkeit aller im Weltenraum wirklich vorhandenen Himmelskörper, wovon wir auch mit den besten Fernröhren vielleicht nur einen sehr geringen Theil zu sehen im Stande sind; redet man aber von den mit unbewaffneten Augen sichtbaren Sternen, so ist ihre Zahl, selbst wenn man die der 6ten Größe mitrechnet, keinesweges unübersehbar, und es werden solcher etwa **7000** seyn, darunter nur etwa **800** erster bis **4ter** Größe, welche wir an unserm nördlichen Himmelsgewölbe wahrnehmen. So viel von den Fixsternen.

II. Planeten.

Die zweite Klasse der am Himmel sichtbaren Weltkörper sind die Planeten (Wandelsterne). Man nennt sie so, weil sie ihren Stand am Himmel gegen die Fixsterne jeden Augenblick verändern. Sie unterscheiden sich von den Fixsternen dadurch, daß sie ein sanftes und stilles Licht zeigen, denn sie sind von der Sonne erleuchtete, beschienene, dunkle Körper, während die Fixsterne, als Sonnen, ein flimmerndes und strahlendes Licht zeigen. Sie unterscheiden sich aber auch wesentlich dadurch, daß sie sich um eine, in Verhältniß zu ihnen unbewegliche Sonne, von der sie erleuchtet werden, bewegen. Sie sind also nicht wie die Fixsterne selbstständige, sondern von einem Fixstern abhängige Körper. Deshalb nennt man alle Planeten, die sich um Eine Sonne bewegen, zusammengenommen ein Planetensystem, oder auch ein Sonnensystem. Wir kennen aber nur unser Planetensystem, d. h. die Sonne und die Weltkörper, die sich um unsre Sonne bewegen und von ihr erleuchtet werden, und auch dieses wahrscheinlich nicht einmal vollständig, da ja noch ganz kürzlich einige neue Planeten entdeckt worden sind. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß jeder Fixstern, d. h. jede Sonne, von einem ähnlichen Planetensystem um-

kreist wird; die Entfernung aber, selbst des uns nächsten Fixsternes, des Sirius, ist so ungeheuer, daß wir mit den bis jetzt bekannten Instrumenten nicht daran denken dürfen, so unbedeutende Körper, wie die Planeten jener Sonnen im Vergleich mit den Fixsternen sind, zu erkennen.

Unser Planetensystem aber, so weit wir es bis jetzt kennen, besteht aus folgenden Weltkörpern.

Zuerst und der Sonne zunächst, in einer mittlern Entfernung von **8** Millionen Meilen, bewegt sich um dieselbe der Merkur, (man bezeichnet ihn so: ☿, eine Anspielung auf den von den Römern verehrten Gott Merkur, den man zur Bezeichnung seiner Geschäfte mit einem ohngefähr so gestalteten Botenstab, dem **Caduceus**, in der Hand abbildete). Er erscheint als ein kleiner Stern von weißlichem, lebhaft glänzendem Lichte, den man aber, weil er der Sonne so nahe ist, nur in der Dämmerung Morgens und Abends mit Mühe wahrnimmt. Seine Größe beträgt nur etwa $^1/_{18}$ der Erde; er ist also der kleinste von den älteren Planeten. Er läuft um die Sonne in **88** Tagen weniger $^3/_4$ Stunden und dreht sich um seine Axe in **24** Stunden. Seine Tage sind also den unsrigen ziemlich gleich, sein Jahr aber beträgt noch nicht $^1/_4$ des unsrigen.

Der zweite Planet ist die Venus, (sie wird so ♀ bezeichnet, und dies soll einen antiken Spiegel, welchen man der Venus als Göttin der Schönheit und Anmuth beilegte, vorstellen,) ein sehr schöner, in mildem bläulichen Lichte glänzender Stern, den man, weil er kurz nach Sonnenuntergang und kurz vor Sonnenaufgang erscheint, im gemeinen Leben Morgen- und Abendstern nennt. Der Durchmesser der Venus beträgt **1633** Meilen. Sie bewegt sich um die Sonne in einer mittlern Entfernung von **15** Millionen Meilen, in **224** $^1/_2$ Tag und um sich selbst in etwas über **23** Stunden.

Der dritte Planet von der Sonne an gerechnet ist die Erde, ihr Zeichen ist ♁ (wahrscheinlich eine Anspielung auf das Christenthum). Ihr Durchmesser beträgt **1719** Meilen. Sie bewegt sich um die Sonne in einer mittlern Entfernung von **20** Millionen Meilen in **365** Tagen **5** Stunden **48'** (Minuten) **48''** (Secunden) und um sich selbst in **24** St. Von der Erde werden wir weiter unten ausführlicher reden.

Die folgenden, weiter von der Sonne entfernten Planeten als die Erde, werden die oberen, so wie die der Sonne näheren, Merkur und Venus, die unteren Planeten genannt.

Der **4**te Planet ist Mars, (er wird so ♂ bezeichnet, welches wahrscheinlich einen Pfeil; also ein passendes Attribut des Kriegsgottes, andeuten soll). Man erkennt ihn an seinem röthlichen Lichte. Seine Größe beträgt etwa $^1/_5$ der Erde, seine Umlaufszeit ohngefähr **687** Tage, seine Umwälzungszeit **24** $^1/_2$ Stunde, sein Abstand von der Sonne an **32** Millionen Meilen.

Von den kleinen neu entdeckten Planeten sprechen wir besser weiter unten.

In einer ungeheuern Entfernung vom Mars bewegt sich der größte aller bekannten Planeten, der **Jupiter**, (sein Durchmesser beträgt an 19000 Meilen, er ist also an 1474 mal größer als die Erde), sein Zeichen ist ♃, und man erkennt ihn an seinem starken silberfarbenen ins Gelbliche fallenden Lichte. Er bewegt sich um die Sonne in einer mittlern Entfernung von mehr als 108 Millionen M. in 4332½ Tag (beinahe 12 von unsern Jahren), um sich selbst hingegen in 9 St. und einigen 50 Minuten.

Auf den Jupiter folgt in beinahe doppelter Entfernung von der Sonne der **Saturn**, dessen Zeichen ♄, wahrscheinlich eine Anspielung auf die Sichel des Saturn, ist. Er hat ein viel schwächeres Licht als der Jupiter. Seine Umlaufszeit beträgt 10759 Tage (beinahe 30 unsrer Jahre), seine Umwälzungszeit etwa 10 St., sein Durchmesser 16769 Meilen, seine Entfernung von der Sonne 199 Mill. M.

So weit kannte man die Planeten unsres Sonnensystems bis zum Jahre 1781, wo Herschel, ein deutscher Astronom bei London, den letzten und entferntesten der bis jetzt bekannten Planeten, am 13ten März, entdeckte und ihm nach Analogie der übrigen den Namen **Uranus** (Vater des Saturn) gab. Sein Zeichen ist ♅. Seine Entfernung von der Sonne ist so groß (398 Millionen Meilen,) daß er 30689 Tage (an 84 unsrer Jahre) braucht, seinen Umlauf zu vollenden. Seine Umwälzungszeit ist unbekannt.

Die große Entfernung zwischen Mars und Jupiter, welche gleichsam eine Lücke zwischen den übrigen in regelmäßigen Verhältnissen zunehmenden Entfernungen der Planeten unter einander bildete, hatte schon längst zu der Vermuthung geführt, daß zwischen ihnen ein noch unbekannter Planet sich bewegen möchte; statt dessen hat man ihrer 4 gefunden. Am 1sten Jan. im Jahre 1801 entdeckte Piazzi zu Palermo einen kleinen Planeten, den er **Ceres** nannte und so ⚳ (die Sichel als Symbol der Ceres und des Ackerbaues) bezeichnete. Im Jahre 1802 fand Olbers zu Bremen die **Pallas** (⚴) und 1804 Harding zu Lilienthal die **Juno** (⚵). Endlich im Jahre 1807 entdeckte Olbers die **Vesta** (⚶). In ihren Entfernungen von der Sonne folgen sie aber so auf einander: **Vesta** 48 Mill. M., **Juno** 56 Mill. M., **Pallas** 58 Mill. M., **Ceres** 58 Mill. M. Obwohl sie wahre Planeten sind, weichen sie doch von den übrigen in manchen Stücken bedeutend ab; sie sind bei weitem die kleinsten von allen: Juno hat nur einen Durchmesser von 303 Meilen, Pallas von 440 und Ceres von 344; der Durchmesser der Vesta ist noch unbekannt. Sie sind also sämmtlich und zum Theil bedeutend kleiner als der Mond, auch erscheinen sie nur als Sterne 7ter bis 12ter Größe und sind daher mit unbewaffneten Augen nie sichtbar: dazu sind sie einander viel näher, besonders

Pallas und Ceres, als die übrigen Planeten unter sich; endlich unterscheiden sie sich auch dadurch, daß ihre Bahnen sehr bedeutend von der Ebene der Erdbahn abweichen, während alle übrige Planeten nur sehr unbedeutend davon abweichen und man beinahe sagen kann: sie bewegen sich in derselben Ebene. Dieser Umstände wegen werden sie von manchen Astronomen nicht Planeten sondern Asteroïden genannt. Da sie sich so nahe an einander befinden, so sind auch ihre Umlaufszeiten nicht sehr verschieden: das Jahr der Vesta beträgt 3 unsrer Jahre 8 Monat; das der Juno 4 J. 4 M.; das der Pallas 4 J. 7 M. und das der Ceres eben so viel. Ihre Umwälzungszeit, oder die Länge ihrer Tage, ist unbekannt.

III. Trabanten.

Wie sich die Planeten zur Sonne, so verhalten sich die Trabanten zu den Planeten; sie sind die dritte Klasse der Weltkörper, wovon wir bis jetzt gesprochen. Der Name Trabanten bezeichnet eigentlich die Krieger, welche die Person des Fürsten beschützen und überall begleiten sollen, und deshalb hat man diesen Namen jenen kleineren Weltkörpern gegeben, welche sich in geringer Entfernung um die Planeten bewegen. Sie werden wie diese von der Sonne erleuchtet und dienen wiederum, die Planeten während der Nächte zum Theil zu erleuchten.

Nicht alle Planeten sind von Trabanten begleitet. Merkur und Venus haben keinen; die Erde hat den Mond, wovon nachher ausführlicher. Mars und die 4 kleinen Planeten Vesta, Juno, Pallas und Ceres haben wiederum keinen. Jupiter aber hat deren vier. Beim Saturn findet man eine höchst merkwürdige Erscheinung: er ist nemlich von einem leuchtenden Ringe umgeben, oder vielmehr nach den neueren Beobachtungen von zwei concentrischen Ringen, einem innern und einem äußern. Diese Ringe sind breit, wenig dick und frei schwebend, und geben bei einem gewissen Stande dem Planeten das Ansehen als ob er 2 Henkel hätte. Die Beschaffenheit und der Nutzen dieser Ringe für den Planeten sind uns völlig räthselhaft. Außerdem hat er noch sieben Trabanten, welche man aber nur mit den stärksten Fernröhren zu erkennen vermag. — Uranus endlich hat sechs Trabanten.

Den Mond, den treuen Begleiter der Erde und den freundlichen Erheller unsrer Nächte, müssen wir nunmehr näher kennen lernen. Man bezeichnet ihn so ☽. Der Mond gehört, wie alle uns bekannte Trabanten, zu den kleineren Weltkörpern, sein Durchmesser beträgt nur etwa 463 Meilen, seine Masse mag 1/50 der Masse unsrer Erde ausmachen. Seine Entfernung von der Erde beträgt im Durchschnitt etwa 51,000 Meilen. Er hat das Eigne, daß er uns immer dieselbe Seite zukehrt, und diese uns zugewendete Seite kennen wir, durch Hülfe guter Fernröhre, genauer als

manche Gegend unsrer Erde, wie z. B. als das innere Afrika. Schon mit den bloßen Augen entdecken wir am Monde hellere und dunklere Stellen: mit guten Fernröhren aber sind wir im Stande, Berge, Flächen und Vertiefungen deutlich zu unterscheiden. Am deutlichsten erkennt man die Gebirge, welches die am hellsten erleuchteten Punkte sind. Unter den Bergen des Mondes sind viele bedeutend höher als die höchsten auf der Erde; man hat einige zu 25,000 Fuß Höhe berechnet, welches für den Mond um so bedeutender ist, als er so viel kleiner ist, als die Erde. Viele Berge des Mondes bilden ringförmige Erhöhungen, welche ungeheure Vertiefungen und Trichter, gleich den Cratern unsrer Vulkane, einschließen; von diesen Einsenkungen haben einige an 4 bis 9 Meilen im Durchmesser, bei einer Tiefe von 12,000 Fuß. Die weniger hellen und matteren Stellen des Mondes, welche man lange für Meere gehalten, sind wahrscheinlich nichts anders als ausgedehnte Ebenen. Der Mond hat keine Atmosphäre wie die Erde, wenigstens muß sie ungleich feiner und nie mit Dünsten und Wolken beladen seyn, wie die unsrige; daraus hat man mit ziemlicher Gewißheit geschlossen, daß es wenig oder gar kein Wasser auf dem Monde gebe, und diese Ansicht stimmt auch vollkommen zu dem ausgebrannten vulkanischen Anblick, welchen die Oberfläche des Mondes darbietet. Noch jetzt leidet die Mondsoberfläche gewaltsame Veränderungen: Berge, welche frühere Beobachter angemerkt hatten, sind verschwunden, und neue Berge sind entstanden, wo früherhin keine waren; ja man will sogar einmal einen Vulkan in voller Thätigkeit im Monde beobachtet haben.

Von den Veränderungen des Mondes, welche von seiner Bewegung abhängen, werden wir weiter unten reden, wenn wir von den Bewegungen der Himmelskörper und der Erde insbesondre handeln.

IV. Kometen.

Die vierte Klasse endlich der Weltkörper, welche man am Himmel, doch diese letzteren seltner, wahrnimmt, sind die Kometen oder Haarsterne. Ueber die Beschaffenheit und die Zahl dieser Körper ist man noch in der größten Ungewißheit. Die Kometen gleichen in so fern den Planeten, als sie wie diese sich um die Sonne bewegen und auch wohl wenigstens zum Theil ihr Licht und ihre Wärme der Sonne verdanken. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von ihnen, einmal in der äußern Gestalt. Die meisten Kometen erscheinen nur mit einem schwachen Lichte als Sterne zweiter Größe, oft zeigen sie einen dunkeln Kern, der aber von einer leuchtenden Atmosphäre umgeben ist. Was sie aber im Aeußern am meisten auszeichnet, ist der leuchtende Schweif, den wenigstens die meisten zeigen, der vom Körper des Kometen aus, allemal nach der

der Sonne entgegengesetzten Seite zu, sich mehr oder weniger ausbreitet, und ihnen sowohl ihren Namen Schwanzsterne, als auch das wunderbare Ansehen giebt, welches den Aberglauben von jeher veranlaßte, sie für die Vorboten öffentlicher Unglücksfälle, als Krieg, Pest, Hungersnoth u. s. w. zu halten. — Sie unterscheiden sich ferner auch dadurch von den Planeten, daß ihre Bahnen um die Sonne unendlich weiter und in sehr abweichender Richtung laufen. Alle Planeten nemlich, mit Ausnahme der 3 kleineren neu entdeckten, bewegen sich beinahe in der nemlichen Ebene um die Sonne, die Kometen hingegen in allen möglichen Richtungen. Die Bahnen einiger Kometen stehen beinahe senkrecht auf der Ebene der Planetenbahnen, auch bewegen sie sich nicht alle, wie die Planeten, von Abend gegen Morgen, sondern viele von ihnen auch von Morgen gegen Abend. Dabei sind ihre Bahnen von einer so ungeheuern Ausdehnung, daß die meisten mehrere hundert Jahre, ja einige vielleicht einige tausend Jahre brauchen, um einen Umlauf (eines ihrer Jahre) zu vollenden. Daher kommt es, daß wir sie nur selten sehen; wir können sie nur wahrnehmen, wenn sie sich der Sonne nähern, und verlieren sie für Jahrhunderte und Jahrtausende vielleicht aus den Augen, während sie ihren unermeßlichen Lauf vollbringen; auch diese Seltenheit ihrer Erscheinung hat viel dazu beigetragen, ihren Anblick dem Aberglauben und der Unwissenheit furchtbar zu machen. — Endlich scheint es beinahe, als hätte ihre Atmosphäre einige Aehnlichkeit mit der der Sonne, so daß sie einer doppelten Natur, der der erleuchteten und der der selbstleuchtenden Körper theilhaftig wären, also halb als Planeten, halb als Sonnen zu betrachten wären. Die Zahl der bis jetzt wahrgenommenen Kometen läßt sich durchaus nicht bestimmen, (Einige zählen über 4000,) weil man bey den älteren Beobachtungen nicht sicher seyn kann, ob nicht verschiedene Kometen mit einander sind verwechselt, oder derselbe Komet in verschiedenen Zeiten für einen verschiedenen ist angesehen worden. Wirklich berechnet hat man die Bahnen von etwa 100 Kometen.

Die Erde.

Nachdem wir so die verschiedenen Himmelskörper kennen gelernt, kehren wir zur nähern Betrachtung der Erde zurück, deren Gestalt, Größe und Bewegungen wir nun zu untersuchen haben. Um aber das Folgende gehörig zu verstehen und sich einen anschaulichen Begriff davon zu machen, bedient man sich am besten eines Globus, d. h. einer Kugel, auf welcher die Gestalt der Erdoberfläche gezeichnet ist. Auch der kleinste Globus, und wenn er nur ein paar Zoll im Durchmesser hat, reicht vollkommen hin.

Gestalt der Erde.

Die Erde ist ein Sphäroïd, d. h. ein kugelähnlicher Körper. Dies weiß jetzt ein Jeder; allein es hat lange genug gewährt, ehe diese Wahrheit allgemein anerkannt wurde. Die ältesten Völker hielten lange Zeit die Erde für eine runde, auch wohl länglich runde Ebene oder Scheibe, die überall vom Ocean umflossen wäre und über welche sich der Himmel als ein festes Gewölbe erhöbe. Späterhin hielt man die Erde für einen cylindrischen d. h. walzenförmigen Körper, welcher im Wasser schwömme; und erst etwa seit 400 Jahren vor Christi Geburt ward die Kugelgestalt der Erde allgemein von den Gelehrten wenigstens angenommen. (Die Pythagoräer, und vorzüglich Parmenides der Eleatiker, sollen zuerst die Kugelgestalt der Erde gelehrt haben.) Und doch hätte selbst der gemeinste Augenschein mit einigem Nachdenken die Menschen auf die richtige Ansicht führen können. In einer weiten Ebene, besonders auf dem Meere, erblickt man von entfernten erhabenen Gegenständen nur den Gipfel: von einem sich nähernden Schiffe sieht man zuerst nur die Spitzen der Masten, und das übrige zeigt sich erst nach und nach, so wie das Schiff sich immer mehr nähert. Wäre die Erde, und also auch das Meer, eine Ebene, so müßte man, auch in der größten Entfernung, so weit nur das Auge reicht, stets das ganze Schiff erst dunkler und schwächer, dann deutlicher erblicken. Eben so müßte die Sonne für alle Länder der Erde, die kleinen Unebenheiten von Berg und Thal abgerechnet, zu gleicher Zeit auf- und untergehen, was doch bekanntlich nicht der Fall ist. Endlich hätte, wie wir weiter unten sehen werden, jede Mondfinsterniß die Kugelgestalt der Erde lehren können.

Die Erde ist aber, wie schon gesagt, keine vollkommne Kugel, sie ist an zwei entgegengesetzten Stellen etwas abgeplattet, und dieser Umstand, der nur durch sehr genaue Messungen und Berechnungen gefunden werden konnte, ist daher auch erst seit etwa hundert Jahren völlig ausgemacht worden. Alle übrige Planeten sind eben so und zum Theil noch viel stärker abgeplattet als die Erde. Es ist dies eine nothwendige Folge ihrer Umwälzung um sich selbst, und findet sich daher auch am stärksten beim Jupiter, der, bei einer mehr als tausendmal beträchtlichern Masse als die Erde, sich in weniger als 10 Stunden um sich selbst, also ungleich schneller als die Erde, dreht. Bei der Erde ist diese Abplattung nicht so bedeutend, denn der Unterschied des größten und des kleinsten Durchmessers beträgt nur 19544 Toisen, zu 6 Fuß, also etwa $^1/_{330}$.

Die Größe der Erde.

Der Umfang der Erde beträgt 5400 Meilen, ihr Durchmesser 1719 M.; der Flächeninhalt ihrer Oberfläche also 9,282,600 □ M. (Quadratmeilen, eine □ M. ist eine Fläche, die eine Meile lang

und eine breit ist); ihr körperlicher Inhalt etwas über 2659 Millionen Cubikmeilen. (Eine Cubikmeile ist ein Würfel, der 1 Meile lang, 1 M. breit und 1 M. hoch ist.)

Bewegung der Erde.

Wir kommen nun zur Bewegung der Erde, und um diese genau zu verstehen, müssen wir nothwendig einen Globus zur Hand nehmen. Auf einem solchen Globus sehen wir, außer den Umrissen der Erdoberfläche, verschiedene Kreise in mannigfaltiger Richtung gezeichnet, deren Bedeutung und Nutzen wir nach und nach werden kennen lernen.

Die Erde hat eine doppelte Bewegung: eine tägliche, wodurch sie sich um sich selbst dreht, und eine jährliche, wodurch sie sich um die Sonne herum bewegt. Sie ist also völlig mit einer rollenden Kugel zu vergleichen.

Die tägliche Bewegung der Erde, oder die Umwälzung derselben, geschieht von Abend gegen Morgen in einer Zeit von 24 Stunden. Sie bestimmt den Wechsel von Tag und Nacht. Tag nennen wir nemlich die Zeit, während welcher wir von irgend einem bestimmten Punkte der Erde aus die Sonne sehen können; und Nacht die Zeit, wo dieser nemliche Punkt sich auf der der Sonne nunmehr abgewendeten Seite der Erde befindet, und wir also die Sonne, die uns der Erdkörper verbirgt, nicht sehen können. Eben diese Umwälzung bringt auch den Schein hervor, als ob bei Tage die Sonne, bei Nacht alle Gestirne sich von Morgen nach Abend über unsre Häupter weg bewegten, während in der Wahrheit diese unbeweglich bleiben, wir aber durch die Umwälzung der Erde unsern Standpunkt zu ihnen in jedem Augenblick verändern. Es ist also ganz die nemliche Täuschung, als wenn wir uns in einem schnell segelnden Schiffe auf einem Flusse befinden und wir nach dem Ufer blickend die festen Gegenstände, als Bäume und Häuser, an uns vorbeieilen zu sehen glauben, da doch nicht jene, sondern wir unsern Platz verändern. Diese Bewegung der Erde können wir durch das Gefühl deshalb nicht wahrnehmen, weil alle uns umgebende Gegenstände diese Bewegung theilen: eben so wie wir in der Kajüte eines segelnden Schiffes eingeschlossen das Fortrücken desselben nicht an den Gegenständen im Schiffe, sondern nur an den außerhalb desselben befindlichen bemerken können. Diese äußeren Gegenstände sind für die Erde die Gestirne, nur an ihnen sehen wir, daß die Erde sich um sich selbst bewegt. Man sollte wohl meinen, daß, da die Erde sich dreht, ein senkrecht in die Höhe geschleuderter Stein nicht auf den Punkt, von wo aus er geworfen, sondern etwas mehr gegen Abend hin wieder zur Erde kommen müßte, weil ja in der Zwischenzeit die Erde sich etwas ge-

dreht habe; dies geschieht aber nicht, der Stein fällt genau auf den Punkt zurück, von wo er emporstieg, und zwar deshalb, weil er selbst, so wie die Luft, in die er sich erhebt, eben so wie der feste Boden von Abend gegen Morgen mit fortgerissen wird *). Wir sehen etwas sehr Aehnliches an den Kunststücken, die einige Menschen mit Aepfeln, auf Pferden in vollem Galopp machen, sie schleudern sie in die Höhe und können sie deshalb leicht wieder auffangen, weil die Hand, die sie warf, ihnen, auch selbst unwillkührlich, die rasche Bewegung des Pferdes nach vorwärts mitgetheilt hatte. — Indem die Erde gleich einer rollenden Kugel sich um sich selbst dreht, kann man sich eine Linie denken, welche durch den ganzen Erdkörper hindurchgeht, und um welche die Erde sich dreht, wie das Rad eines Wagens um seine Achse; auch nennt man diese eingebildete Linie die Achse der Erde, und die beiden Punkte, wo sie die Oberfläche der Erde erreicht, die Pole der Erde. Von diesen beiden Polen heißt der eine der nördliche oder Nord-Pol (polus arcticus, zu Deutsch der Bärenpol, weil nemlich das Gestirn des kleinen Bären sich in seiner Nähe befindet), der andre der südliche oder Süd-Pol (polus antarcticus, d. h. der dem Bärenpol entgegengesetzte). Verlängert man diese Linie in Gedanken ins Unendliche, so wird sie zwei einander entgegengesetzte Punkte am Himmel berühren, welche man die Himmels-Pole nennt. An unserm nördlichen Himmel befindet sich ganz in der Nähe des Pols ein Fixstern, den man deshalb den Polarstern nennt, und der, weil er vermöge seiner Lage nahe am Pol täglich nur einen sehr kleinen Kreis am Himmel zu beschreiben scheint, auch für die nördliche Hälfte der Erde stets sichtbar bleibt, für alle astronomische Berechnungen und besonders auch für die auf der See Schiffenden, von großer Wichtigkeit ist. — In gleicher Entfernung von beiden Polen hat man einen Kreis um die Erde gezogen, welchen man den Aequator (d. h. den Gleichmacher) oder die Aequinoctial-Linie nennt, weil er die Erde in zwei gleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche, theilt. Im gemeinen Leben nennt man auch wohl den Aequator schlechthin die Linie. Dieser Kreis, so wie überhaupt jeder Kreis, wird in 360° (Grad) getheilt; ein halber Kreis enthält also 180, ein viertel Kreis oder Quadrant 90 solcher Theile oder Grade.

---

*) Nach den genauesten Beobachtungen fällt eine Kugel von einer bedeutenden Höhe, etwa 2—300 F., z. B. von einem Thurme, nicht genau auf den Punkt, welchen ein herabgelassenes Senkblei angiebt, sondern etwas östlicher, und zwar deswegen, weil der Thurm, der verlängerte Radius der Erde, mit seiner Spitze einen größern Kreis beschreibt, als mit seinem Fuße; diese Spitze sich also auch schneller bewegt und der von da herabfallenden Kugel diese größere Geschwindigkeit mittheilt.



Nach den beiden Polen zu ist die Erde abgeplattet oder eingedrückt, so daß der Durchmesser der Erde durch den Aequator gezogen länger ist, als die Achse der Erde, die von einem Pol zum andern geht.

Etwas mehr Schwierigkeiten bietet die jährliche Bewegung der Erde dar, und um diese zu begreifen ist der Globus besonders nicht gut zu entbehren. Die Erde bewegt sich um die Sonne in 365 Tagen, 5 Stunden, 48′ Minuten, 48″ Secunden, und diese Zeit nennen wir ein Jahr. Weil wir aber im gemeinen Leben nur nach Tagen rechnen können, so fällt das bürgerliche Jahr nicht ganz mit dem astronomischen zusammen, das bürgerliche Gemein-Jahr hat nur 365 Tage; aus den übrig bleibenden Stunden, Minuten u. s. w. wird alle 4 Jahre ein Tag, den man einschieben oder einschalten muß: deshalb heißt ein solches Jahr von 366 Tagen ein Schalt-Jahr. Weil aber auch dies noch nicht genau mit der Wahrheit zusammentrifft, so muß man jedes vierte hundert Jahr zu einem Schaltjahr machen. Lange Zeit bediente man sich in Europa eines Kalenders, welcher auf Befehl des römischen Kaisers Julius Cäsar, kurz vor Christi Geburt, war angefertigt worden, und deßhalb der Julianische genannt wird, in welchem das Jahr zu 365 Tagen 6 St. berechnet, also länger war, als das wahre Jahr. Weil nun hieraus mit der Zeit große Verwirrungen entstanden, so ließ der Papst Gregor der 13te im Jahre 1582 durch Aloisius Lilius den jetzt gebräuchlichen Kalender, den Gregorianischen, einrichten, dessen sich alle christliche Völker, mit Ausnahme der Russen, welche den alten Julianischen beibehalten haben, bedienen. Dieser letztere, welchen man auch den alten Styl nennt, ist jetzt um 12 Tage gegen unsern Gregorianischen Kalender, oder den neuen Styl, zurück. — Indem die Erde in einem Jahre um die Sonne läuft, beschreibt sie eine Bahn, welche an 130 Millionen Meilen beträgt, sie legt also im Durchschnitt in jeder Minute etwa 220 Meilen zurück; dabei befindet sie sich in dem kleinsten Abstande 20,000,000 Meilen und in dem größten 21,000,000 M. von der Sonne entfernt, und zwar bewegt sie sich schneller, wenn sie der Sonne näher, langsamer, wenn sie entfernter von ihr ist. Schon diese Bestimmungen zeigen, daß die Erde sich nicht in einer kreisförmigen Bahn um die Sonne bewegt, vielmehr beschreibt sie eine Ellipse um die Sonne. (Die Ellipse ist eine mehr oder weniger länglich runde Figur, in welcher man nicht wie beim Kreise Einen Mittelpunkt, sondern 2 sogenannte Brennpunkte unterscheidet. Die Sonne befindet sich in dem einen der Brennpunkte der Ellipse, welche die Erde um sie beschreibt, daher ist diese der Sonne in einem Theile ihrer Bahn näher als in dem andern.) Alle übrige Planeten bewegen sich ebenfalls in elliptischen Bahnen um die Sonne. Besonders zeichnen sich die Kometenbahnen durch die ungeheure Länge der Ellipsen aus, die sie beschreiben. — Sieht man nun die Ellipse, welche die Erde um die Sonne beschreibt, als den Rand einer

Scheibe an, so versteht man den Ausdruck: die Ebene der Erdbahn, d. h. die eingebildete Fläche, deren Begränzung die Erdbahn ausmacht; und nun werden wir auch jenen früher gebrauchten Ausdruck besser verstehen, daß sich alle Planeten beinahe in derselben Ebene bewegen, die Kometen aber in sehr abweichenden, ja beinahe senkrecht auf die Erdbahn gestellten Ebenen.

Durch den jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne entstehen die Verschiedenheiten der Jahreszeiten und der Tages- und Nacht-Länge. Es ist natürlich sehr wichtig, genau einzusehen, wie dies zugeht, aber eben dies wird auch gewöhnlich dem Anfänger sehr schwer. Man nehme einen gewöhnlichen runden Tisch, in der Mitte desselben denke man sich die Sonne: so wird die Platte die Ebene der Erdbahn und zugleich die Richtung der Sonnenstrahlen auf die Erde darstellen, der Rand desselben aber die Erdbahn selbst. Nun setze man einen Globus an den Rand des Tisches so, daß er den Tisch gerade mit dem Aequator berührt und die Achse des Globus einen rechten Winkel mit der Tischplatte macht; der nördliche Pol sey oben, der südliche unten, wie auf der Kupfertafel Fig. 1., wo dann **SC** ein Theil der Tischplatte, **AB** die Erd-Achse und **CD** der Aequator wären. Führt man nun den Globus, indem man ihn sich um seine Achse drehen läßt, um die Tischplatte herum, so werden alle Punkte des Aequators nach einander die Platte berühren. Bewegte sich die Erde so um die Sonne, so würden die Sonnenstrahlen stets senkrecht auf die Gegend des Aequators fallen, d. h. in den Aequatorial-Gegenden würde Jahr aus Jahr ein die nemliche unerträgliche Hitze seyn, und diese Hitze würde stufenweise nach den Polen zu, wo die Strahlen schief fielen, zwar abnehmen, aber doch zu allen Zeiten des Jahrs und immerdar gleich seyn, d. h. es würde auf der ganzen Erde nur den Unterschied von Tag und Nacht geben, die Aequatorial-Gegenden beständig die gewaltigste Hitze, die den Polen näheren beständige Kälte haben, und es würde kein Unterschied der Jahreszeiten an einem und demselben Orte Statt finden: auch würden auf der ganzen Erde die Tage und Nächte stets von gleicher Länge seyn. So ist es aber bekanntlich nicht. Nun verändere man die Stellung des Globus zur Tischplatte dahin, daß, wie auf der nemlichen Zeichnung, ab die Achse, cd der Aequator der Erde sey, oder, was das nemliche ist, man gebe dem Globus eine gegen die Tischplatte geneigte Stellung, so wird nun beim Herumführen des Globus der Rand der Platte nicht mehr beständig den Aequator, sondern abwechselnd den Punkt **C**, dann wieder den Aequator in **E**, dann den Punkt **D** u. s. w. berühren *). Oder die Sonne wird nun nicht mehr stets

*) Nur verändere man dabei nicht die Lage der Erd-Achse, diese muß überall parallel mit sich selbst bleiben. Ich erinnere dies nur, weil Unkundige leicht dagegen fehlen und sich dadurch alles verwirren.

senkrecht auf den Aequator ed scheinen, sondern während des Umlaufs der Erde, d. h. während eines Jahrs, einmal die nördlichere Gegend C und einmal die südlichere Gegend D senkrecht treffen, und zweimal nur den Aequator in E durchschneiden. Die Linie CD aber, welche bei der vorigen Stellung den Aequator vorstellte, wird nun zu einer den wahren Aequator ed unter einem gewissen Winkel durchschneidenden Linie, welche man die Ekliptik oder die Sonnenbahn nennt; unsre Zeichnung lehrt uns überdies noch, daß sie nichts anders ist, als die auf den Globus gezeichnete Verlängerung der Ebene der Erdbahn SC. Und dies ist die wahre Stellung der Erde zur Sonne; die Erd-Achse ab macht nemlich, wie die Zeichnung lehrt, mit der Ebene der Erdbahn nicht einen rechten Winkel von 90°, sondern einen Winkel von 66° 32′; woraus dann folgt, daß die Ekliptik CD mit dem Aequator ed einen Winkel von 23° 28′ macht. Doch ist zu bemerken, daß die Schiefe der Ekliptik, wahrscheinlich periodisch, sich verändert, ab- und zunimmt. Vor 2000 Jahren betrug sie 24°, und es fehlt nicht an Gründen, die es wahrscheinlich machen, daß sie in früheren Zeiten noch bedeutend größer gewesen. — Noch anschaulicher wird dies alles werden, wenn man in die Mitte des Tisches, wo wir uns die Sonne dachten, ein Licht, aber ganz niedrig und so nahe an die Platte als möglich, stellt, wo dann die Beleuchtung, die davon auf den umhergeführten Globus fällt, die Wirkung des Sonnenlichtes auf die Erde deutlich darstellt.

Man kann sich dies alles auch durch Fig. 2. anschaulich machen. S sey die Sonne, A und B die Erde in zwei entgegengesetzten Punkten ihrer Bahn um die Sonne, die Linie Pp die Erdachse, der Kreis Dd der Aequator; so wird, wenn die Erde sich in A befindet, zwar eine Hälfte derselben wie immer erleuchtet seyn, aber die Gegenden um Nn, die nördlichen Polargegenden, werden bei der Achsendrehung der Erde eine Zeitlang die Sonne immerfort, ohne Nacht zu haben, sehen; die Gegenden in Ff hingegen, d. h. die südlichen Polargegenden, werden sie eine Zeitlang gar nicht sehen und also eben so lange Nacht haben. Das ist die Lage der Erde um die Zeit des längsten Tages bei uns. Ist hingegen die Erde in B, so wird das Gegentheil erfolgen, die nördlichen Gegenden haben Nacht, die südlichen Polar-Gegenden Tag, das ist die Lage der Erde um die Zeit der kürzesten Tage bei uns. In den in gleicher Entfernung von A und B dazwischen liegenden Punkten C und D wird die Linie von S nach der Erde gerade auf den Aequator fallen, d. h. die Sonne wird ihre Strahlen senkrecht auf den Aequator senden und auf der ganzen Erde werden die Tage und die Nächte von gleicher Länge seyn. — Bei der täglichen Umwälzung der Erde kann endlich auch die Wirkung der Sonnenstrahlen oder der tägliche Stand der Sonne durch einen Faden versinnlicht werden, den man um den Aequator des Globus

legt, ihn dann immer weiter nach dem Nordpol zu schraubenförmig um den Globus weiter führt, bis er die Gränze der Ekliptik erreicht, von da wieder eben so zurück über den Aequator weg bis zur südlichen Gränze der Ekliptik und wieder zurück zum Aequator; jeder Umgang des Fadens stellt uns dann einen Tag vor, oder die Bahn, welche die Sonne an einem Tage am Himmel zu machen scheint *).

Die nothwendige Wirkung dieser Bewegungen auf den scheinbaren Lauf der Sonne am Himmel ist folgende. In den längsten Tagen, wo die Sonne unsre nördlichen Gegenden mehr bescheint als die südlichen, scheint uns die Sonne mehr gegen Norden auf- und unterzugehen, sie beschreibt daher einen größern Bogen am Himmel, geht höher über uns weg, verweilt länger am Himmel, und die Tage sind länger. Hat sie ihren höchsten Stand gegen Norden erreicht, ist der längste Tag (**solstitium aestivum**, Sommerstillstand) vorüber, so geht sie etwas mehr gegen Süden unter (etwas mehr links, wenn man nach Abend zu sieht), sie steigt nicht mehr so hoch, verweilt nicht so lange am Himmel, und die Tage nehmen ab. Endlich erreicht sie den Punkt, wo sie am südlichsten untergeht, nur einen sehr geringen Bogen am Himmel beschreibt, sich wenig erhebt, wenig verweilt, und wir haben den kürzesten Tag (**solstitium hibernum** oder **brumale**, Winterstillstand). Zwischen diesen beiden äußersten Punkten kommt sie 2mal im Jahre an einen Punkt (wo sie über dem Aequator steht), der gerade zwischen dem äußersten nördlichen und dem äußersten südlichen liegt, und dann ist die Länge der Tage und der Nächte gleich (**Aequinoctia**, die Frühlings- und die Herbstnachtgleichen; daher heißen die Punkte in welchen die Ekliptik den Aequator durchschneidet, die Aequinoctialpunkte). Hieraus folgt ferner, daß in den Gegenden um den Aequator der Unterschied der Tag- und Nachtlänge nur unbedeutend ist, aber immer zunimmt, je mehr man sich den Polen nähert. An den Polen selbst, wenn sie bewohnbar wären, würden die Menschen die Sonne 6 Monate lang gar nicht und 6 Monate lang beständig am Himmel sehen; sie würde ihnen alsdann weder auf- noch untergehen, sondern nur niedriger oder höher am Rande des Gesichtskreises herumgehen; sie hätten 6 Monate Tag und 6 Monate Nacht. Auch sieht man etwas Aehnliches in den noch bewohnten Ländern in der Nähe des Nordpols. Einige Monate wenigstens bleibt die Sonne ihnen wirklich am Himmel, darauf folgt eine

*) Diese verschiedenen Erklärungsweisen sind nur deshalb hier zusammengehäuft worden, weil die Erfahrung mich belehrt hat, daß nicht Jeder die Sache durch die nemliche Darstellung begreift, und eine Erklärung, die dem Einen genügt, dem Andern lange unverständlich bleibt, während er eine andre leichter faßt.

Abenddämmerung von mehreren Wochen, hierauf mehrere Monate Nacht, und nun wiederum verschiedene Wochen der Morgendämmerung. Das Leuchten der Gestirne und des Mondes, der dann liegende Schnee und noch einige andre Umstände mildern jedoch das Unangenehme dieser langen Nacht.

Kehren wir nunmehr zur Betrachtung des Globus zurück, so wird uns nun die Bedeutung verschiedener darauf gezeichneter Kreise leicht verständlich werden. Den Aequator kennen wir schon, auch zum Theil die Ekliptik oder die Sonnenbahn, jenen den Aequator schief durchschneidenden Kreis. Auf der Ekliptik pflegt man wohl 12 verschiedene Zeichen anzubringen, welche wir jetzt zu erklären haben. Diese 12 Zeichen, welche 12 Sternbilder bedeuten, heißen zusammen der Thierkreis oder Zodiakus, weil die meisten von ihnen Thiere darstellen. Der Thierkreis ist ein der Ekliptik am Himmel correspondirender Gürtel und bezeichnet die scheinbare Bahn der Sonne im Laufe eines Jahres. Er ist in 12 Theile getheilt nach der Zahl der Monate; jeder Theil enthält ein Sternbild und umfaßt 30 Grad. Wenn man nun sagt, die Sonne befindet sich in einem dieser Zeichen, so heißt das, dieses Sternbild ist alsdann nicht sichtbar, weil die Sonne zwischen demselben und der Erde steht. Wie die Ekliptik halb diesseits und halb jenseits des Aequators liegt, so auch befindet sich die eine Hälfte des Thierkreises am nördlichen, die andre am südlichen Himmel.

Diese Sternbilder nun sind folgende und werden so bezeichnet:

a) am nördlichen Himmel

Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau,
♈ ♉ ♊ ♋ ♌ ♍

b) am südlichen Himmel

Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische.
♎ ♏ ♐ ♑ ♒ ♓

Diese Zeichen sind wohl nichts anders als die verstümmelten Abbildungen der genannten Thiere und Gegenstände. Die 3 ersten Zeichen heißen die Frühlingszeichen, die 3 folgenden die Sommerzeichen, dann die 3 Herbstzeichen und zuletzt die 3 Winterzeichen. Doch ist zu bemerken, daß nur etwa vor 2000 Jahren die Sonne wirklich im Anfang des Frühlings, d. h. am 21. März, in dem Bilde des Widders stand, jetzt aber sich um diese Zeit in dem Bilde der Fische befindet. Die Sternbilder sind also seitdem gerückt, die Zeichen aber hat man auf der alten Stelle gelassen. Es zeigt uns dies, wie alt diese Beobachtungen sind, und zugleich, daß der Stand der Fixsterne, im Verhältniß zur Erde, Veränderungen erleidet, die zwar regelmäßig und vollkommen zu berechnen sind, hier aber nicht gut erklärt werden können.

Die

Die Lage der Ekliptik bestimmt einige andre auf den Globus gezeichnete Kreise. Von den beiden äußersten Punkten der Ekliptik zieht man, dem Aequator parallel, zwei Kreise, welche die Wendekreise heißen; weil, wenn die Sonne am längsten und am kürzesten Tage diese Kreise beschreibt, sie wiederum zum Aequator zurück zu kehren, also sich zu wenden scheint. Der nördliche dieser Kreise heißt der Wendekreis des Krebses (tropicus cancri), der südliche der Wendekreis des Steinbocks (tropicus capricorni), und von diesem griechischen Namen der Wendekreise heißen die zwischen ihnen liegenden Länder und die darin befindlichen Gegenstände: tropische Länder, tropische Pflanzen u. s. w. — Denkt man sich eine Linie, welche sich zur Ekliptik eben so verhält wie die Achse der Erde zum Aequator, also eine Achse der Ekliptik, so werden die beiden Enden derselben uns Pole der Ekliptik geben, und durch diese Pole zieht man abermals parallel mit dem Aequator zwei Kreise, welche der nördliche und der südliche Polarkreis (circulus polaris borealis oder septentrionalis oder arcticus und circulus polaris australis, oder meridionalis oder antarcticus) heißen. Diese, die Wendekreise und jeden andern beliebig zu ziehenden Kreis, wenn er parallel ist mit dem Aequator, nennt man eben deshalb Parallelkreise. Den Aequator selbst, die Ekliptik und jeden andern den ganzen Umfang der Erde umfassenden Kreis, dessen Mittelpunkt zugleich der Mittelpunkt der Erde ist, nennt man größte Kreise.

Durch die Wendekreise und die Polarkreise wird die ganze Oberfläche der Erde in 5 ungleiche Theile oder Erdgürtel (zonae) getheilt. Der zwischen den beiden Wendekreisen liegende Theil heißt der heiße Erdgürtel, oder die heiße Zone (zona torrida), sie umfaßt beinahe $^2/_5$ der ganzen Erdfläche, und erstreckt sich von jeder Seite des Aequators bis $23^1/_2°$. Die beiden zwischen den Wendekreisen und den Polarkreisen liegenden Theile heißen die gemäßigten Gürtel oder Zonen (zonae temperatae), sie erstrecken sich von $23^1/_2$ bis $66^1/_2°$, und zwar die eine zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem nördlichen Polarkreis liegende, die nördliche gemäßigte Zone (zona temperata borealis, von Boreas dem Nordwind der Griechen); die andre zwischen dem Wendekreis des Steinbocks und dem südlichen Polarkreis befindliche, die südliche gemäßigte Zone (zona temperata australis, von Auster dem Südwind der Römer). Beide zusammen umfassen mehr als die Hälfte der ganzen Erdoberfläche. Endlich die von den beiden Polarkreisen eingeschlossenen Räume, obgleich sie keine Gürtel, sondern Kugel-Abschnitte sind, werden die eine die nördliche kalte Zone (zona frigida borealis), die andre die südliche kalte Zone (zona frigida australis) genannt, sie erstrecken sich von $66^1/_2°$ bis zu den Polen oder bis 90°. Theilt man die Erdoberfläche in 1000 gleiche Theile,

so enthält davon die heiße Zone 398, die beiden gemäßigten 520 und die beiden kalten nur 82 Theile, und selbst von diesen ist noch ein Theil der nördlichen kalten Zone bewohnbar und bewohnt.

Von den auf den Globus gezeichneten Kreisen bleiben uns nur noch diejenigen zu betrachten übrig, welche den Aequator senkrecht durchschneiden und zugleich durch beide Pole gehen, sie heißen Meridiane oder Mittagskreise, weil jedesmal, wenn die Sonne auf einem Meridian senkrecht steht, der Ort, durch welchen der Meridian gezogen ist, Mittag hat. Alle Punkte der Erdoberfläche, durch welche der nemliche Meridian geht, haben also auf der erleuchteten oder Tag-Seite zugleich Mittag und auf der dunkeln oder Nacht-Seite zugleich Mitternacht; überhaupt: sie haben nach der Uhr die nemliche Zeit. Hält man den Globus an ein Licht, so daß seine eine Hälfte von einem Pole zum andern erleuchtet ist, so beschreibt die Grenze der Beleuchtung einen Meridian, und die Bewohner dieses Kreises haben auf der einen Seite der Erde Sonnen-Aufgang, auf der andern Sonnen-Untergang; läßt man die Kugel sich langsam von Abend gegen Morgen drehen, so sieht man, wie nach und nach die Erleuchtung vorrückt, d. h. wie auf der Erde die mehr gegen Morgen gelegenen Oerter früher Sonnen-Aufgang, also auch früher Mittag u. s. w. haben, als die mehr gegen Abend belegenen. Da nun die Sonne, indem die Erde sich dreht, in 24 St. einmal auf jedem Punkt der Erde am höchsten oder im Mittag steht, so giebt es so viel Meridiane als Punkte auf der Erde, man zeichnet aber natürlich nur diejenigen, deren man bedarf. So wie der Aequator die Erde in eine nördliche und südliche Hälfte, so theilt sie jeder Meridian in eine östliche und eine westliche.

Die Meridiane in Verbindung mit dem Aequator oder den Parallelkreisen dienen dazu, die Lage eines jeden Punktes auf der Erde genau zu bestimmen. Man nehme zum Beispiel eine Stadt, Berlin; will man ihre Lage genau kennen, so zieht man einen Meridian durch dieselbe, und einen Parallelkreis, der den Meridian in rechten Winkeln durchschneidet, so daß beide Kreise sich gerade da durchschneiden, wo die Stadt liegt. Jeder Kreis ohne Ausnahme wird, wie schon erinnert worden, in 360 Grade getheilt; vom Aequator bis zu jedem Pole ist ein Quadrant oder Viertelskreis von 90°; nun zählt man vom Aequator an die Grade auf dem Meridian, bis man an Berlin gekommen, und findet dort, daß diese Stadt 52° 31′ 44″ vom Aequator entfernt ist. Das nemliche sollte man nun auch auf dem Aequator, oder, welches gleich viel ist, auf dem gezeichneten Parallelkreise thun. Hier aber entsteht die Frage: von wo soll man anfangen zu zählen? Soviel sieht man wohl, daß man irgend einen Meridian willkührlich als den ersten annehmen muß; leider aber hat man sich darüber nicht allgemein vereinigt, sondern jedes gebildete Volk hat seine eigene Art zu rech-

nen. In älteren Zeiten hatte man ziemlich allgemein einen Meridian, der durch die Insel Ferro, die westlichste unter den Canarischen Inseln bei Afrika, gezogen wurde, als den ersten oder den Anfangspunkt der Zählung für die Grade auf dem Aequator und den Parallelkreisen angenommen, und hiernach sind die meisten älteren Charten eingerichtet. Jetzt aber finden es die Franzosen bequemer den Meridian der Pariser Sternwarte für den ersten anzunehmen, wie die Engländer den Meridian von Greenwich bei London, wo die Sternwarte ist, die Deutschen den Meridian der Berliner Sternwarte, oder des Seeberges bei Gotha u. s. w., so daß man bei jeder Ortsbestimmung, die man in Büchern findet, erst nachsehen muß, von wo an gezählt worden ist. Nimmt man nun, was doch noch immer das gewöhnlichste ist, den Meridian der Insel Ferro für den ersten, und zählt auf dem Aequator oder auf dem Parallelkreise von Berlin die Grade, bis man an die Stadt gekommen, so findet man, daß sie 31° 2′ 15″ östlich von diesem ersten Meridian liegt, und hat somit eine vollkommen genaue Bestimmung ihrer Lage. Hierbei ist noch zu bemerken, daß, da jeder Meridian die Erde in 2 Hälften, eine östliche und eine westliche theilt, man vom ersten Meridian aus auf dem Aequator entweder rund herum bis wieder zum ersten Meridian, also bis zu 360, zählen kann, oder nur bis man auf der entgegengesetzten Seite der Erde wieder auf denselben Meridian trifft, welches dann vom ersten Meridian nach Osten 180° und nach Westen ebenfalls 180° giebt. Diese letztere Art ist die gewöhnlichere, und wenn also ein Ort 1° westlich von der Insel Ferro läge, so würde man nicht sagen, er sey 359° von dem ersten Meridian, sondern er sey 1° westlich von Ferro. — Man drückt aber alles dieses kürzer aus, indem man sich der Ausdrücke Länge und Breite bedient. Die Länge eines Ortes ist seine Entfernung vom ersten Meridian auf dem Parallelkreise gemessen; seine Breite, die Entfernung vom Aequator auf dem Meridian des Ortes gemessen; und da durch den Aequator eine nördliche und eine südliche Hälfte der Erde entsteht, so giebt es eine nördliche und eine südliche Breite; und eben so, da jeder Meridian eine östliche und eine westliche Hälfte der Erde trennt, so giebt es eine östliche und eine westliche Länge. Berlin liegt also unter dem 52° u. s. w. nördlicher Breite und dem 31° u. s. w. östlicher Länge. Lima, die Hauptstadt von Peru im südlichen Amerika aber liegt unter dem 12° 1′ 15″ südlicher Breite und, nach der ersten Art, unter dem 300° 50′ 30″ der Länge, oder nach der gewöhnlichern, unter dem 59° 9′ 30″ westlicher Länge. Die Ausdrücke Länge und Breite stammen wahrscheinlich noch aus der Zeit her, wo man, mit der wahren Gestalt der Erde unbekannt, zwar viele Länder von Osten nach Westen zu kannte, aber wenigere von Norden nach Süden; und da wir die größere Ausdehnung Länge, die kleinere Breite eines Körpers nennen, so er-

hielt die Entfernung von West nach Ost den Namen Länge, die von Süd nach Nord den der Breite. Oder auch deshalb, weil, da die Pole unzugänglich sind, man vom Aequator aus immer nur bis zu ihnen die Grade eines Quadranten, auf dem Aequator selbst aber nach Belieben entweder bis 180 oder gar bis 360 zählen konnte.

Da der Umfang der Erde auf dem Aequator gemessen 5400 Meilen beträgt, so muß jeder Grad der Länge auf dem Aequator 15 Meilen ausmachen. Weil aber die Meridiane vom Aequator aus nach den Polen zu sich immer mehr einander nähern und endlich in einen Punkt, den Pol selbst, zusammenlaufen, so müssen auch die Grade der Länge an Ausdehnung verlieren, je mehr man sich den Polen nähert, wo sie endlich gar nicht mehr zu messen und gleich o werden. Die Grade der Breite würden, wenn die Erde eine vollkommene Kugel wäre, überall von gleicher Länge seyn, indeß bewirkt die Abplattung der Erde nach den Polen zu doch nur einen unbedeutenden Unterschied; die Grade der Breite werden etwas größer, wenn man sich den Polen nähert.

Ferner, da der Umfang des Aequators 5400 Meilen beträgt, die Erde aber sich in 24 Stunden um ihre Achse dreht, so rückt jeder Punkt des Aequators in einer Stunde 225 Meilen von Westen nach Osten, welches gerade 15° beträgt; mit andern Worten: jeder Punkt auf der Erde, der 15° der Länge östlicher liegt als ein andrer, sieht die Sonne eine Stunde früher aufgehen, und hat also auch eine Stunde früher Mittag.

Bewegung des Mondes.

Wir haben bisher von den Bewegungen der Erde für sich allein geredet, jetzt müssen wir von ihren Bewegungen in Verbindung mit dem Monde reden, und die Erscheinungen betrachten, die sie veranlassen.

Der Mond bewegt sich um die Erde in einem mittlern Abstande von 51000 Meilen, und in einer Zeit von 27 Tagen 7 St. Weil aber die Erde indeß ebenfalls auf ihrer Bahn fortgeschritten ist, so braucht der Mond noch 2 Tage und 4 St. mehr, um sie einzuholen und wieder mit ihr und der Sonne in die vorige Stellung zu gelangen: grade wie der Minutenzeiger einer Uhr zwar nach 60 Minuten sich wieder auf seiner vorigen Stelle befindet, aber nach 5 Minuten weiter gehen muß, um den indeß fortgerückten Stundenzeiger wieder einzuholen und zu decken. Die wahre kürzere Umlaufszeit des Mondes heißt die periodische; die längere, nach welcher die Erscheinungen seines Lichtwechsels wieder angehen, die synodische (aus dem Griechischen συν mit und ὁδος der Weg) und diese beträgt 29 T. 12 St. Nimmt man diese letztere, wegen der Veränderungen des Mondes leicht zu

beobachtende, Periode für einen Monat, und setzt das Jahr aus 12 solcher Mondsmonate zusammen, so hat man ein Mondsjahr, welches zwar beträchtlich von dem wahren Jahre abweicht, indessen doch von vielen alten Völkern lange Zeit gebraucht worden ist. Während seines Umlaufs zeigt uns der Mond immerdar die nemliche Seite: ein Beweis, daß er sich in eben dieser Umlaufszeit einmal um seine Achse dreht.

Nachdem wir einen Tag lang den Mond gar nicht gesehen, erscheint er Abends am westlichen Himmel als eine schmale Sichel, von Westen her erleuchtet. Die Breite der Sichel nimmt von Tage zu Tage zu, bis wir endlich die ganze Scheibe des Mondes erleuchtet sehen, worauf er abermals sich in eine erst breitere, dann schmalere Sichel verändert, die aber nun an der Ostseite erleuchtet ist und endlich ganz verschwindet. Die Figur 3. wird uns diese Erscheinungen erklären. Die Sonne befinde sich in S, die Erde in E, so werden uns A B C D die vier Hauptstellungen des Mondes zur Erde, während seines Umlaufs um dieselbe, darstellen. Ist der Mond in A, so ist seine von der Sonne erleuchtete Seite uns unsichtbar, die dunkle ist uns zugewendet und wir sehen ihn gar nicht: das ist die Zeit des Neumondes oder der Conjunction. So wie er sich dem Stande in B etwas nähert, wird uns ein sehr schmaler Theil seiner erleuchteten Seite sichtbar, von der Erde aus gesehen ist es die rechte Seite; ist er in B angekommen, so sehen wir ihn halb erleuchtet, und dies nennen wir das erste Viertel oder die Quadratur. So wie er nach C fortrückt, nimmt der erleuchtete Theil, den wir sehen, zu, und in C endlich sehen wir die ganze Scheibe erleuchtet: das ist der Vollmond, oder die Opposition. Indem er nach D weiter rückt, verlieren wir wieder einen Theil seiner erleuchteten Seite aus den Augen, aber die Erleuchtung ist nun, von der Erde aus gesehen, auf der linken Seite. Ist er in D angekommen, so sehen wir nur noch die Hälfte der erleuchteten Seite, und dieser Stand heißt das letzte Viertel. Von da an, indem er sich A wieder nähert, wird der erleuchtete Theil immer schmaler, bis wir ihn endlich wieder ganz aus dem Gesichte verlieren. Diese Monds-Veränderungen nennt man auch die verschiedenen Phasen des Mondes. Beide Stände des Mondes, die Conjunction und die Opposition, werden zusammen die Syzygien genannt, so wie die beiden andern die Quadraturen.

Indem der Mond sich so um die Erde dreht, können 2 Fälle entstehen: einmal kann er mit der Erde in derselben Ebene so zu stehen kommen, daß die Erde zwischen ihm und der Sonne steht; dann aber kann er auch selbst sich zwischen der Erde und der Sonne auf derselben Ebene befinden. Im erstern Falle haben wir eine Mondfinsterniß, im andern eine Sonnenfinsterniß. Die Mondfinsterniß entsteht, wenn die Erde zwischen Sonne und Mond

tritt und ihr Schatten auf den Mond fällt. Sie ist entweder total, oder partial, d. h. die Scheibe des Mondes ist entweder ganz oder nur zum Theil verfinstert. Geht der Mittelpunkt des Mondes durch den Mittelpunkt des Erdschattens, so heißt die Mondfinsterniß eine centrale. Die Zeichnung (Fig. 3.) macht es anschaulich, daß eine Mondfinsterniß nur zur Zeit des Vollmondes möglich ist. Sonnenfinsternisse entstehen, wenn der Mond zwischen die Sonne und die Erde in gerader Linie tretend, uns die Sonnenscheibe entweder ganz oder zum Theil bedeckt. Sie sind, wegen der Kleinheit des Mondes, der Größe der Erde und der ungeheuern Entfernung der Sonne, nicht an jedem Orte der Erde sichtbar, nicht an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit, und auch nicht auf die nemliche Art. Ist nur ein Theil der Sonnenscheibe vom Monde bedeckt, so heißt die Sonnenfinsterniß eine partiale; ist sie ganz davon bedeckt, eine totale; endlich wenn der Mond die Sonnenscheibe so bedeckt, daß rund um ihn her noch ein leuchtender Ring von der Sonne sichtbar bleibt, so heißt die Sonnenfinsterniß eine ringförmige. Diese beiden letzten Arten sind die seltensten. Der Grund dieser beiden verschiedenen Erscheinungen beruht darauf, daß der Mond, wie alle uns bekannte Himmelskörper, eine elliptische Bahn beschreibt. Steht er nun bei der Sonnenfinsterniß in seiner Erdnähe, so erscheint er uns größer, verdeckt die Sonne gänzlich und die Finsterniß ist eine totale; steht er hingegen in der Erdferne, so erscheint er kleiner und bewirkt eine ringförmige Finsterniß. Die Zeichnung (Fig. 3.) lehrt uns ebenfalls, daß Sonnenfinsternisse nur zur Zeit des Neumondes möglich sind. Nun könnte es aber ebenfalls nach jener Zeichnung scheinen, als müsse sich alle Monate eine Sonnen- und eine Mondfinsterniß ereignen; das geschieht aber deshalb nicht, weil die Ebene der Mondbahn auf der Ebene der Erdbahn etwas geneigt ist und die 3 Himmelskörper daher nicht immer in einer geraden Linie zu einander stehen. — Es geschieht auch häufig, daß der Mond zwischen die Erde und irgend einen Fixstern tritt und uns diesen verbirgt: dies nennt man eine Sternbedeckung. Endlich können auch die beiden der Sonne näher liegenden Planeten, Merkur und Venus, zwischen die Erde und die Sonne zu stehen kommen: man sieht alsdann, aber freilich nur mit guten Fernröhren, einen kleinen dunkeln Körper sich über die Sonnenscheibe hin bewegen, und dies nennt man einen Durchgang des Merkurs oder der Venus.

Gegenfüßler, Scheitelpunkt u. s. w.

Von jedem Punkt der Erdoberfläche aus kann man sich eine Linie durch den Mittelpunkt der Erde gezogen denken; der Punkt, wo sie die entgegengesetzte Seite der Erdoberfläche berührt, ist also um einen ganzen Durchmesser der Erde von dem erstern entfernt,

und die Menschen, welche auf beiden entgegengesetzten Punkten wohnen, werden Gegenfüßler, Antipoden genannt. — Verlängert man diese eingebildete Linie nach beiden Seiten ins Unendliche, so wird der am Himmel senkrecht über uns befindliche Punkt der Zenith oder Scheitelpunkt, der an der entgegengesetzten Seite senkrecht unter uns befindliche aber der Nadir oder Fußpunkt genannt.

Horizont.

Wo man sich auch in einer freien Ebene befinde, wird die Aussicht durch einen Kreis begränzt, wo der Himmel die Erde zu berühren scheint und in dessen Mittelpunkt man selbst steht; dieser Kreis heißt der scheinbare Horizont oder Gesichtskreis. Der wahre Horizont aber ist ein Kreis, der 90° vom Zenith und vom Nadir entfernt ist, oder Zenith und Nadir sind die Pole des wahren Horizonts.

Weltgegenden.

Von jedem Punkt aus kann man eine unendliche Menge von Linien nach dem Horizont zu ziehen, welche die verschiedenen Weltgegenden bezeichnen: man nennt diese Linien, oder vielmehr die Richtung, die sie andeuten, auch Winde und Striche; diese beiden letzten Ausdrücke sind aus der Schiffersprache entlehnt. Man theilt den Horizont eines jeden Orts zuerst in 4 gleiche Theile, vermittelst des Meridians und einer diesen senkrecht durchschneidenden Linie, so erhält man die 4 Haupt-Weltgegenden: man nennt und bezeichnet sie Nord oder Mitternacht, N.; Süd oder Mittag, S.; Ost oder Morgen, O.; und West oder Abend, W. Theilt man nun jeden dieser Theile wieder in 2 gleiche Theile, so erhält man noch 4 Weltgegenden NordOst, NO. und NordWest, NW.; SüdOst, SO. und SüdWest, SW. Theilt man noch weiter, so erhält man NordNordOst, NNO.; NordNordWest, NNW.; OstNordOst, ONO.; OstSüdOst, OSO.; SüdSüdOst, SSO. u. s. w. Setzt man die Theilung noch weiter fort, so erhält man 16 neue Benennungen, die man dadurch bildet, daß man die Namen der zunächst gelegenen Striche durch die Sylbe gen verbindet, z. B. NordOst gen Nord, NordOst gen Ost rc. Eine Scheibe, worauf ein Kreis, der nach dieser Methode in 32 oder 64 Theile getheilt und bezeichnet ist, sich befindet, wird eine Windrose genannt. Schwebt in der Mitte dieses Kreises auf einem Stifte eine bewegliche Magnetnadel, d. h. eine künstlich magnetisirte stählerne Nadel, welche die Eigenschaft hat, mit der einen Spitze stets nach Norden zu zeigen, so heißt eine solche Vorrichtung ein Kompaß, oder

auch bloß eine Magnetnadel: ein den Seefahrern unentbehrliches Werkzeug.

Magnetnadel.

Die große Wichtigkeit dieses Instruments erfordert einige Erläuterungen. Schon die Alten kannten einige Eigenschaften des Magnets, d. h. sie wußten, daß der Magneteisenstein, ein häufig in der Natur vorkommendes Eisenerz, gewöhnlich von schwarzgrauer Farbe, oder auch jedes mit diesem Steine bestrichene Eisen, anderes Eisen an sich zöge. Aber die Polarität des Magnets war ihnen unbekannt, d. h. sie wußten nicht, daß jedes magnetische Eisenstäbchen an seinen beiden Enden oder Polen entgegengesetzte Wirkungen äußert und dasjenige Eisen mit dem einen Pole zurückstößt, das es mit dem andern anzieht; sie wußten ferner nicht, daß ein solches Stäbchen, wenn es sich frei bewegen kann, es sey nun daß es schwimmt, oder auf einem Stifte oder an einem Faden hängend wagerecht schwebt, mit dem einen Pol stets nach Norden, mit dem andern nach Süden zeigt, worauf eben die Einrichtung und der Nutzen des Kompasses beruht. Diese noch jetzt keinesweges genügend erklärten Eigenschaften des Magnets sollen, nebst der Anwendung auf die Schiffahrt, die Chinesen, nach Einigen, schon mehrere tausend Jahre vor den Europäern gekannt haben. Wahrscheinlicher ist es, daß die handelnden Völker von Europa, namentlich die Italiäner, den Gebrauch des Kompasses, etwa im 13ten Jahrhundert, von den Arabern empfangen haben. Anfänglich ließ man das magnetisirte Stäbchen, oder die sogenannte Magnetnadel, mit einem Stückchen Kork auf Wasser schwimmen, jetzt läßt man sie auf einem Stifte, der sie in der Mitte unterstützt, oder an einem Faden wagerecht schweben, um mit ihrer Hülfe auch bei trübem Wetter und in dunkeln Nächten die Richtung des Schiffes bestimmen zu können. Eine genauere Beobachtung der Magnetnadel hat aber noch Folgendes gelehrt. Die vollkommen genau gearbeitete Nadel, die völlig wagerecht auf dem Stifte schwebte, bleibt nicht in dieser Stellung, sobald sie magnetisirt worden, sondern senkt den einen und erhebt also den andern Pol. Diese Inclination oder Neigung der Magnetnadel findet in der Nähe des Aequators nicht Statt, zeigt sich aber und nimmt immer mehr zu, je mehr man sich den Polen nähert, so daß, je weiter gegen Norden sich der Nordpol, je weiter gegen Süden, vom Aequator aus gerechnet, sich der Südpol senkt, und die Schiffer endlich genöthigt sind, der Nadel kleine Gegengewichte anzufügen, um sie im Gleichgewicht zu erhalten. Ferner zeigt die Nadel nicht überall genau nach Norden, sondern an jedem Orte der Erde verschieden, hier genau, dort mehr gegen Osten, dort mehr gegen Westen: dies nennt man die Abweichung oder De-

clination der Magnetnadel. Diese ist also erstlich verschieden an den verschiedenen Orten: in einigen Gegenden von N. Amerika und des östlichen Asiens ist sie = o, d. h. die Nadel zeigt gerade gegen Norden; in Europa ist die Abweichung westlich: sie ist aber zweitens auch verschieden in verschiedenen Zeiten. Nach den genauen Beobachtungen in Paris und London war dort die Abweichung im Jahre 1580, 11° gegen Osten, 1657 in London und 1666 in Paris war sie o. Seitdem ist sie immer westlicher geworden bis auf einige 20°; ganz neuerlich aber will man eine rückgängige Bewegung, also den Anfang zu einer östlichen Abweichung, bemerkt haben, so daß man etwa eine Periode von 150 Jahren für den Wechsel der Abweichungen annehmen könnte. Eben so scheinen auch die Punkte, wo die Abweichung o ist, in größeren Perioden beweglich zu seyn. Endlich hat man noch eine jährliche Bewegung der Magnetnadel beobachtet: von der Frühlings-Nachtgleiche bis zum Sommerstillstand ist die Nadel etwas rückgängig, vom Sommerstillstand über 9 Monate hindurch wächst die westliche Abweichung, so daß sie gewöhnlich im Mai und October den gleichen Stand hat. Eine ähnliche tägliche Bewegung der Magnetnadel ist zwar gewiß vorhanden, aber noch nicht hinlänglich beobachtet; unter dem Aequator wäre sie am leichtesten zu bemerken. — Die Magnetnadel selbst besteht also aus einem eisernen Stäbchen, welches mit Magneteisenstein oder einem andern Magnet bestrichen worden ist. Man kann aber auch, ohne Hülfe eines andern Magneten, durch Hämmern und Bestreichen jedes Eisen magnetisch machen. Ja jedes Eisen beinahe ist magnetisch und zeigt Polarität, besonders alle aufgerichtete Eisenstangen an Kirchthürmen und sonst, alle eiserne Oefen u. s. w; man darf nur eine Magnetnadel abwechselnd dem obern und untern Ende solcher Gegenstände nahe bringen, um sich durch die verschiedene Drehung der Nadel davon zu überzeugen.

Meilen.

Wenn wir bisher von Meilen sprachen, so wurden darunter immer geographische oder deutsche Meilen verstanden, deren 15 auf einen Grad der Länge auf dem Aequator gehen. So wie aber Maaß und Gewicht in jedem Lande verschieden sind, so sind auch die Meilen, wonach die verschiedenen Völker rechnen, sehr verschieden an Länge. Das Verhältniß der bekanntesten und in Reisebeschreibungen am häufigsten vorkommenden ist folgendes:

Auf einen Grad des Aequators gehen deutsche oder geographische Meilen	15
Französische gemeine, oder Lieues	25
Französische Seemeilen	20

Englische gemeine	$69^{12}/_{100}$ od. 70
Englische Seemeilen oder Leagues	20
Spanische Meilen	$17^{1}/_{2}$
Italiänische	60
Dänische und Schwedische	$10^{1}/_{2}$
Russische Meilen od. Werste	$104^{1}/_{2}$
Türkische Meilen oder Berri	$66^{2}/_{3}$
Französische Myriamètres	$11^{1}/_{9}$
Chinesische Meilen oder Li	193
Arabische Meilen	$56^{2}/_{3}$
Persische oder Parasangen	$22^{1}/_{2}$

oder Eine deutsche Meile enthält beinahe 2 französische, 5 englische, 7 Werste u. s. w. Die deutsche oder geographische Meile selbst enthält 1972 rheinländische Ruthen, oder 23,661 rheinländische Fuß, oder 22,800 Pariser Fuß oder $3807^{1}/_{10}$ Toisen, die Toise zu 6 Fuß, oder 12,000 gemeine Schritte.

Planetarien.

Um dasjenige, was wir bisher von der Gestalt und den Bewegungen der Weltkörper, besonders aber unsers Planetensystems, gesagt haben, noch mehr zu versinnlichen, hat man versucht, diese Körper und ihre Bewegungen durch künstlich zusammengesetzte Maschinen darzustellen, in welchen dann eine in der Mitte befindliche Kugel die Sonne, mehrere kleinere in bestimmten Entfernungen und Zeiten sich um dieselbe bewegende Kugeln die Planeten mit ihren Trabanten darstellen. Eine solche Maschine wird ein **Planetarium** genannt, weil sie die Bewegungen der Planeten versinnlicht, oder auch ein **Orrery**, ein Wort, dessen Ableitung ungewiß ist. Sollten aber die richtigen Verhältnisse der Größen und der Entfernungen dabei beobachtet werden, so wäre eine solche Maschine wegen ihrer bedeutenden Größe äußerst kostbar, man begnügt sich daher meistens die Umlaufszeiten richtig anzubringen, ohne Rücksicht auf die wahre Größe und die wahren Entfernungen der Planeten.

Globus und Landcharten.

Um die Erde für sich allein darzustellen, bedient man sich größerer oder kleinerer Kugeln, von Holz, Pappe u. s. w., auf deren Oberfläche die Umrisse der Erdoberfläche angegeben sind, und die sich um eine Achse, gewöhnlich innerhalb eines metallenen Kreises, bewegen lassen, der dann, je nachdem die Kugel gestellt wird, den Meridian der verschiedenen Oerter angiebt. Eine solche Kugel heißt ein **Globus** oder eine **Weltkugel** (globus terrestris).

zeichnet man aber auf eine eben so eingerichtete Kugel die verschiedenen am Himmel befindlichen Sternbilder, so heißt sie eine Himmelskugel (globus coelestis).

Die Erdoberfläche selbst aber wird auf verschiedene Weise, am gewöhnlichsten jedoch durch Zeichnungen dargestellt, die man Landcharten nennt, und die nach den Gegenständen, die sie darstellen, nach der Art der Einrichtung und nach der Absicht, die man dabei hat, verschiedene Namen führen. Landcharten, welche die ganze Erdoberfläche, gewöhnlich in zwei Hälften oder Kreise getheilt, darstellen, heißen Planiglobien oder Planisphärien (ebene Kugeln, weil sie das in einer Ebene darstellen, was in der Natur zwei halbe Kugeln sind), Weltcharten, Mappemonde. Solche, welche zwar einzelne Theile der Erdoberfläche, aber doch ganze Reiche und bedeutende Länder darstellen, nennt man Generalcharten; solche, welche nur kleinere Theile eines größern Landes, kleinere Bezirke, und daher vollständiger und genauer darstellen, heißen Specialcharten; umfaßt die Charte nur das Gebiet einer Stadt oder weniger Dörfer, so nennt man sie eine topographische Charte. Alle diese Arten von Charten berücksichtigen hauptsächlich nur, die Umrisse, Gränzen eines Landes und die Lage der Städte, Dörfer u. s. w. innerhalb desselben richtig darzustellen. Werden aber andre Dinge zum Hauptgegenstand der Darstellung gemacht, so erhalten die Charten auch andre Namen. So sind hydrographische oder Fluß-Charten diejenigen, welche vorzüglich den Lauf der Flüsse, Bäche ꝛc. berücksichtigen; orographische oder Berg-Charten, diejenigen, worin vorzüglich auf die Lage, die Gestalt und die Verbindung der Gebirge gesehen wird; petrographische diejenigen, worauf die Beschaffenheit und die Natur der Substanzen, woraus die Berge bestehen, gewöhnlich durch verschiedene Farben, angedeutet werden. Seecharten, sind diejenigen, welche zum Behuf der Seefahrer die Felsen, Sandbänke, Untiefen und die angränzenden Küsten, nebst der Beschaffenheit der Häfen, Rheden und der Wassertiefen an solchen Stellen ꝛc. andeuten. Militairische Charten sind solche, welche zum Behuf des Krieges vorzüglich genau die Beschaffenheit des Bodens, der Erhöhungen und Vertiefungen, darstellen; Post- und Reisecharten endlich solche, worauf vorzüglich nur die Landstraßen und die Entfernung der verschiedenen Oerter von einander angegeben sind. Eine Sammlung von Landcharten heißt ein Atlas. — Von der Art der Anfertigung und den verschiedenen Methoden, wonach Landcharten entworfen werden, kann in einem Elementarwerke, wie das vorliegende, nicht füglich gesprochen werden. Man hat auch wohl versucht, einzelne Gegenden in Holz, Thon u. s. w. erhaben darzustellen, gleichsam ein Modell einer Gegend in verjüngtem Maaßstabe; (so sind die berühmten Pfyfferschen Darstellungen

einiger Theile der Schweiz); sie sind aber theils viel zu kostspiellg, theils nicht tragbar, so daß ihr Gebrauch wohl nie allgemeiner werden dürfte.

Die ersten Versuche, durch Zeichnungen Länder abzubilden, verlieren sich in das höchste Alterthum. Mit Uebergehung des völlig Ungewissen, kann man behaupten, daß unter den Griechen Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, 550 Jahr vor Christi Geburt, die ersten Erd- und Himmelskugeln und die ersten Landcharten verfertigt habe. Wie wenig aber diese Kunst damals allgemein bekannt und wie gering der Gebrauch derselben gewesen, beweiset der sonderbare Umstand, daß, obwohl wir sehr ausführliche Nachrichten von den zahlreichen Kriegen der Griechen und Römer haben, sich doch in diesen Erzählungen keine deutliche Spur findet, daß die Feldherren Landcharten gehabt hätten, welche doch jetzt in solchen Fällen für ganz unentbehrlich gehalten werden. Ptolemäus, ein berühmter Mathematiker aus Aegypten, im 2ten Jahrhundert nach Christi Geburt, lehrte zuerst die Kunst Landcharten anzufertigen, wie etwa die unsrigen jetzt sind; aber erst im 5ten Jahrhundert unternahm es ein andrer Grieche, Agathodämon, zu Alexandrien in Aegypten, die damals bekannten Länder in 26 Zeichnungen, wovon 10 auf Europa, 4 auf Afrika und 12 auf Asien kamen, darzustellen. Alles dies aber ist verloren gegangen. Die älteste Landcharte, die wir besitzen, wahrscheinlich aus dem Ende des 4ten Jahrhunderts, ward im 15ten Jahrhundert in einem deutschen Kloster gefunden und kam an den Gelehrten Conrad Peutinger zu Augsburg, von welchem sie die Peutingersche Charte heißt; sie befindet sich jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Diese Zeichnung verdient aber kaum den Namen einer Landcharte: die Umrisse der Länder sind nur ganz roh angedeutet, die verschiedenen Pergamentblätter, aus welchen sie besteht, gehen in einer Reihe fort, so daß an eine richtige Darstellung der Lage der Länder gar nicht zu denken ist. Sie ist höchstens als Wegecharte zu betrachten, indem sie vorzüglich den Zweck zu haben scheint, die gerade Entfernung der verschiedenen Oerter von einander und die von den Armeen zu nehmenden Wege anzugeben. Sie umfaßt einen großen Theil des südlichen Europa, oder das damalige weströmische Reich. — Die jetzigen Landcharten konnten erst seit der Erfindung der Buchdruckerkunst und des damit verwandten Holz- und Kupferdrucks entstehen. Die ältesten derselben erschienen zu Rom im Jahre 1478 und gehörten zu einem Abdruck des Ptolemäischen Werkes; zwei Deutsche, Conrad Schweinheim und Arnold Bücking, hatten sie in Metall geschnitten. Kurz darauf erschienen mehrere Landcharten in Deutschland. Die erste bedeutende Sammlung von Landcharten gab Gerhard Mercator, ein Deutscher, im 16ten Jahrhundert zu Löwen heraus; und die ersten nach der jetzigen Art illuminirten, Joh. Baptista Homann in Nürnberg 1702. Seit-

dem ist die Kunst richtige Landcharten zu entwerfen und in Kupfer zu stechen, oder auf Stein zu zeichnen, unendlich vervollkommnet worden, und Deutsche, Franzosen und Engländer wetteiferten darin mit einander. In der neuern Zeit hat man auch wohl Versuche gemacht, Landcharten, nach Art der Bücher, mit beweglichen Lettern und Zeichen zu setzen und abzudrucken, es aber bald wieder aufgegeben, weil man damit weder die Genauigkeit, noch die Schönheit, ja nicht einmal die Wohlfeilheit der in Kupfer gestochenen zu erreichen im Stande ist.

Astronomie.

Alles was wir bisher von der Gestalt und den Bewegungen der Weltkörper überhaupt und der Erde insbesondere kennen gelernt haben, lehrt uns die Astronomie oder Sternkunde, eine Wissenschaft, deren ungeheure Fortschritte in den letzten Jahrhunderten dem menschlichen Geiste die größte Ehre machen. Ihr Ursprung, oder vielmehr die ersten Versuche der Menschen in der Astronomie, verlieren sich in das höchste Alterthum. Es mußte von jeher dem Menschen, sobald er nur in einem geselligen Zustande lebte, ein dringendes Bedürfniß seyn, die wiederkehrenden Abschnitte der Zeit einigermaßen genau zu bestimmen, um seine Geschäfte im öffentlichen und im häuslichen Leben danach einzurichten. Daher finden wir auch bei den ältesten Völkern der Welt, den Aegyptern, den Indiern und den Chinesen, daß sie schon in den frühesten Zeiten einige Kenntniß der Astronomie gehabt, wenigstens so viel, um die wiederkehrenden Erscheinungen am Himmel leidlich zu berechnen. Aber auch diese, wahrscheinlich nicht sehr bedeutenden Kenntnisse, sind bei den meisten dieser Völker so gänzlich wieder verloren gegangen, daß z. B. die Chinesen jetzt nicht im Stande sind, ohne Hülfe der Europäer, auch nur den gemeinsten Kalender anzufertigen. Die Griechen, das gebildetste Volk des Alterthums, haben sich zwar ebenfalls mit der Astronomie beschäftigt, allein der Mangel an Instrumenten zu den nöthigen Beobachtungen und die Unbekanntschaft mit der höhern Rechenkunst ließen auch sie keine bedeutende Fortschritte in dieser Wissenschaft machen. Der berühmteste griechische Astronom, Ptolemäus, der etwa 100 Jahre nach Christi Geburt lebte, schrieb zwar ein großes astronomisches System, welches bis ins 16te Jahrhundert das herrschende blieb, allein auch seine Kenntnisse sind von keiner Bedeutung, wenn man sie mit dem jetzigen Zustande der Astronomie vergleicht. Er nahm noch die Erde als Mittelpunkt der Welt an, und glaubte, daß die Sonne und alle Sterne sich um sie täglich bewegten; obgleich schon lange vor ihm einige griechische Philosophen eine richtigere Ansicht gehabt haben sollen, deren Meinungen aber, vielleicht wohl, weil sie dem gemeinen Augenschein

zu sehr widersprachen, unbeachtet blieben und bald in Vergessenheit geriethen. — Erst im 16ten Jahrhundert entdeckte Copernicus, geboren zu Thorn in Preußen 1473, gestorben zu Frauenburg in Preußen, wo er Canonicus war, 1543, das noch jetzt nach seinem Namen benannte, zwar seit dem unendlich vervollkommnete, aber doch im Ganzen richtige System, in dem er der Sonne ihren Platz im Mittelpunkt ihres Planetensystems anwies und die Erde und alle übrige Planeten sich um sie bewegen ließ. Der wahre Schöpfer aber der neuern Astronomie ist unstreitig Kepler, geboren im Würtembergischen 1571, gestorben zu Regensburg 1630. Zwar versuchte sein Zeitgenoß, der Däne Tycho de Brahe, geboren 1546, gestorben 1601, das alte Ptolemäische System einigermaßen beizubehalten, indem er lehrte: alle übrige Planeten bewegten sich zwar um die Sonne, diese selbst aber, mit den Planeten als eben so vielen Trabanten, bewege sich um die Erde; allein dieses höchst unnatürliche und verworrene System fand wie billig wenig Eingang. Seit dieser Zeit hat die Astronomie ununterbrochen rasche Fortschritte gemacht, welche durch die Erfindung der Teleskope oder Fernröhre, im Anfang des 17ten Jahrhunderts, und durch die Verbesserung der Uhren, so wie durch die Erfindung einer höhern Rechenkunst, unglaublich befördert worden. (Diese letztere Erfindung ward gleichzeitig von dem Engländer Newton und dem Deutschen Leibnitz, geboren zu Leipzig 1646, gestorben 1716, gemacht.) Die größten Verdienste um die Astronomie haben nächst den Deutschen die Franzosen und Engländer gehabt, bei welchen vorzüglich die Akademie der Wissenschaften zu Paris seit 1666 und die Londoner Gesellschaft der Wissenschaften seit 1660 zur Erweiterung der astronomischen Kenntnisse viel beigetragen haben.

Astrologie.

Nicht zu verwechseln mit der Astronomie ist die Astrologie oder Sterndeutungskunst, eine Wissenschaft, der man in neueren Zeiten selbst den Namen einer Wissenschaft streitig machen und sie unter die grundlosen Träumereien des Aberglaubens verweisen möchte. Sie beruht wesentlich auf der Meinung, daß die Gestirne einen bedeutenden Einfluß auf die Erde ausüben, und nicht etwa blos auf ihre Bewegungen, sondern auch auf die Begebenheiten, welche sich auf Erden zutragen, sowohl auf die natürlichen als auf die geschichtlichen, ja selbst auf die Schicksale einzelner Menschen. In diesem Glauben erforschte man sorgfältig den Stand der Gestirne, besonders der Planeten, in der Geburtsstunde eines Menschen, (eine solche Beobachtung hieß ein Horoskop, Stundenbeobachtung), weil man glaubte seine ferneren Schicksale, sein Charakter ꝛc. würden dadurch bestimmt und wären darin zu erkennen. Hiemit war freilich einer abergläubischen Furcht Thür

und Thor geöffnet. Indessen ist dieser Glaube, und also die Beschäftigung damit, sehr alt: noch der große Kepler war dieser Ansicht nicht abgeneigt, und wir dürfen, wenn wir auch den Mißbrauch verwerfen, doch nicht vergessen, daß eben dieser Glaube in finsteren Jahrhunderten, die den Wissenschaften ungünstig waren, doch zur Erhaltung einiger astronomischen Kenntnisse und zur Bearbeitung der Wissenschaft überhaupt günstig mitgewirkt hat; ohngefähr wie die thörichte Sucht Gold zu machen zu wichtigen Entdeckungen in der Chemie geführt hat.

Fernröhre.

Die Erfindung der Fernröhre ist vorhin als eine für die Astronomie höchst wichtige erwähnt worden. Diese Instrumente verdienen daher eine kurze Beschreibuog. Ein Teleskop oder Fernrohr, auch Tubus genannt, besteht wesentlich aus einer Röhre von Holz, Metall, Pappe &c., die meistens so eingerichtet wird, daß sie durch Einschieber verlängert oder verkürzt werden kann. Das eine, dem Gegenstande zugekehrte, Ende derselben ist ververschlossen durch ein linsenförmig geschliffenes, convexes Glas, das Objectiv-Glas genannt, weil es dem Object oder dem Gegenstande, den man beobachten will, zugekehrt ist, und welches, wie alle Gläser der Art, (einzeln werden sie Brenngläser oder Linsen genannt,) die Eigenschaft hat, die darauf fallenden Sonnenstrahlen in einen Punkt, den Brennpunkt, zu vereinigen. Am andern Ende der Röhre befindet sich ein concav d. h. hohl geschliffenes Glas, so daß es in der Mitte dünner ist, als an den Rändern, welches das Ocular-Glas oder Augen-Glas heißt, weil es dasjenige ist, woran man bei der Beobachtung das Auge legt. Dieses hat die Eigenschaft, die durch das Objectiv gesammelten Strahlen wieder zu zerstreuen und sie als parallele Strahlen ins Auge zu senden. Durch ein solches Teleskop erscheint der Gegenstand aufrecht, wie er wirklich ist, aber dem Auge mehr oder weniger nach der Beschaffenheit der Gläser, scheinbar näher gebracht, d. h. vergrößert. Kurzsichtige müssen das Ocular dem Objectiv näher bringen; Weitsichtige umgekehrt. Solcher Fernröhre bedient man sich aber nur im gemeinen Leben und nennt sie gewöhnlich Perspective. Zur Beobachtung der Gestirne braucht man solche, deren Ocular convex ist, wodurch der zu beobachtende Gegenstand umgekehrt erscheint; auch giebt man ihnen zuweilen mehrere Oculare. Werden die Gläser von gewöhnlichem Glase gemacht, so haben sie den Fehler, daß die Gegenstände dadurch mit farbigen Rändern erscheinen; diesem aber ist durch die Erfindung des Engländers Dollond, von einer frühern Idee Euler's veranlaßt, seit **1757** abgeholfen. Er fand nemlich, daß, wenn man die Objective aus **2** verschiedenen Arten Glas, welche man Kronglas

und **Flintglas** nennt, zusammensetzte, die farbigen Ränder der Gegenstände verschwänden. Fernröhre, die nach dieser Methode gebaut sind, nennt man **achromatische** (farblose) oder **Dollonds**. Wichtige Dienste leisten auch die Spiegelteleskope, welche so eingerichtet sind: Ein Hohlspiegel von Metall befindet sich am hintern Ende einer Röhre und fängt das Bild des zu beobachtenden Gegenstandes auf; dieses Bild kann man nun entweder unmittelbar von dem Spiegel selbst, oder nachdem es von demselben auf einen am andern Ende des Rohrs befindlichen kleinern Hohl- oder Planspiegel geworfen worden, mit Hülfe eines Oculars beobachten. Das größte bis jetzt angefertigte Spiegelteleskop ist dasjenige, welches der deutsche Astronom Herschel in England aufgestellt und wovon der Spiegel **4** Fuß im Durchmesser hat, das Rohr aber eine Länge von **40** F., und welches dennoch von Einem Menschen regiert werden kann. Die Zeit der Erfindung der Fernröhre und der Erfinder derselben lassen sich kaum mit Gewißheit ausmachen. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die ersten Fernröhre in Holland, zuerst **1590** von dem Brillenmacher Janson zu Middelburg, angefertigt und schon **1608** oder **1609** verbessert wurden. In diesem letzten Jahre erfand Galilei zu Pavia in Italien ebenfalls ein Fernrohr, nachdem er aber von der holländischen Erfindung schon einige dunkle Nachrichten erhalten hatte. Das astronomische Fernrohr, worin Ocular und Objectiv convex sind und die Gegenstände verkehrt erscheinen, ist eine Erfindung Kepler's. — Die Spiegelteleskope sind von Gregory, einem Schottländer, geboren **1639**, gestorben **1675**, erfunden; von Newton aber, geboren **1642**, gestorben **1726**, verändert worden.

Die Erde für sich allein betrachtet.

Wir haben bisher von der Erde als einem Weltkörper und von ihrem Verhältniß zu den übrigen Gestirnen gesprochen, jetzt wollen wir sie für sich allein betrachten.

An dem Erdkörper oder dem Erdball, den wir bewohnen, unterscheidet man dreierlei: **1**) die Luft, **2**) das Wasser, **3**) die Erde selbst.

I. Die Luft.

Wir leben auf dem Boden eines ungeheuern, aus einer durchsichtigen Flüssigkeit, welche wir Luft nennen, bestehenden Meeres. Dieses Luftmeer, welches die Erdkugel umgiebt, wird auch die **Atmosphäre** oder der **Dunstkreis**, auch **Luftkreis** genannt, ihre Tiefe oder vielmehr ihre Höhe läßt sich nicht genau bestimmen, denn

denn die Luft ist eine elastische Flüssigkeit, das heißt: die Luft kann in einen eingeschlossenen Raum zusammengedrückt werden, so daß sie unter einem äußern Druck einen geringern Raum einnimmt als vorher; sobald aber dieser Druck aufhört, dehnt sich die Luft wieder aus, bis sie den vorigen Raum wieder einnimmt. Man nehme z. B. ein leeres Bierglas, und versuche es, mit der Mündung nach unten, senkrecht in ein Gefäß mit Wasser zu tauchen, so wird man einen starken Widerstand empfinden, welcher daher kommt, daß die im Glase eingeschlossene Luft von dem Wasser, welches eindringen will, zusammengepreßt wird. Läßt man das Glas schnell los, so wird es in die Höhe geworfen, welches die Wirkung der zusammengepreßten Luft ist, die sich wieder ausdehnt. Die Luft ist ferner schwer: man fülle eine enge Glasröhre mit Wasser, halte die obere Oeffnung mit einem Finger zu, so wird kein Wasser herauslaufen, weil der Druck, d. h. die Schwere der Luft, das Wasser zurückhält. Aus diesen beiden Eigenschaften, der Elastizität und der Schwere, folgt, daß die Atmosphäre in ihren unteren Schichten, dem Erdboden nahe, weit zusammengepreßter, weit dichter, und mithin bei gleichen Räumen weit schwerer seyn müsse, als in den höheren Schichten. Man kann also die Atmosphäre einigermaßen vergleichen mit einem Haufen lockerer Pferdehaare, der zu einer beträchtlichen Höhe aufgethürmt wäre; die unteren Schichten würden durch die Last der übrigen zusammengedrückt, die oberen lockerer seyn, und ein Cubikfuß dieser Haare aus den unteren Lagen würde bedeutend mehr wiegen, als ein Cubikfuß aus der obersten Schicht. Eben so ist es in der Atmosphäre, nur daß wir hier die Gränze der möglichen Ausdehnung und Verdünnung der Luft, und mithin die Höhe der Atmosphäre, nicht genau bestimmen können. Wir wissen nicht, wie die Atmosphäre sich endlich in den unendlichen Raum verliert, in welchem die Gestirne ihre Bahnen durchlaufen; noch weniger kennen wir die Beschaffenheit dieses doch gewiß nicht leeren Raumes. Gewöhnlich nimmt man die Höhe der Atmosphäre zu 8 Meilen an. Endlich kann die Atmosphäre, wie jeder Körper, verschiedene Grade der Wärme, oder eine verschiedene Temperatur, annehmen. Die Elastizität, die Schwere und die Wärme der Luft erleiden sehr häufige Veränderungen, und diese Veränderungen bestimmen vorzüglich die Beschaffenheit der Witterung. Um die verschiedenen Eigenschaften der Luft in jedem Augenblick genau erforschen, und bestimmen zu können, ob die Luft jetzt schwerer oder leichter, elästischer oder erschlaffter, feuchter oder trockner, wärmer oder kälter sey als vorhin, und zu andern wissenschaftlichen und selbst für das gemeine Leben wichtigen Versuchen bedient man sich verschiedener Instrumente, deren Kenntniß zu oft vorausgesetzt wird, als daß wir sie nicht hier kürzlich beschreiben sollten.

Manometer.

Um die Veränderungen der Schwere oder Dichtigkeit der Luft zu erkennen, dient das Manometer. Dies ist eine, gewöhnlich luftleere Kugel von Glas oder dünnem Blech, welche an einem Wagebalken befestigt und durch ein Gegengewicht im Gleichgewicht erhalten wird. Die Kugel muß möglichst groß, das Gewicht möglichst klein gemacht werden. Wird die Luft schwerer, d. h. dichter, so wird sie diese Kugel etwas in die Höhe heben, weil diese nunmehr im Verhältniß zur Luft leichter geworden; wird die Luft leichter, d. h. dünner, so sinkt die Kugel aus dem umgekehrten Grunde. Dies Instrument wird indeß wenig gebraucht.

Barometer.

Unendlich wichtiger ist ein andres Instrument, welches ebenfalls zur Erforschung der Schwere der Luft, oder vielmehr ihrer Elastizität dient, das Barometer, oder der Schweremesser. Ein Barometer besteht wesentlich aus einer gläsernen Röhre von einigen 30 Zoll Länge, an ihrem obern Ende zugeschmolzen, am andern, wieder nach oben gekrümmten, Ende offen, und mit Quecksilber, einem flüssigen Metalle, gefüllt, doch so, daß oberhalb des Quecksilbers bis zu dem zugeschmolzenen Ende der Röhre ein luftleerer Raum bleibe. Man füllt zuerst die Röhre (Fig. 4.) ganz mit Quecksilber, um alle Luft daraus zu vertreiben; stellt man sie dann in die Lage, wie sie hier gezeichnet ist, so wird das Quecksilber, wie oben das Wasser, nicht ganz aus der Röhre fließen, weil die auf die Oeffnung E drückende Luft der eingeschlossenen Quecksilbersäule das Gleichgewicht hält, indem diese von A aus, wo bis F ein luftleerer Raum bleibt, keinen Gegendruck findet. Was ist also hier geschehen? Der Theil des Quecksilbers in DBC hält sich selbst das Gleichgewicht, die Säule DF aber wird gehalten durch eine Luftsäule, welche auf die Oeffnung E drückt, oder welche die Oeffnung der Röhre zum Durchmesser und die Höhe der Atmosphäre hat. Das heißt also, da beide sich das Gleichgewicht halten, so ist diese Luftsäule grade so schwer, als die Quecksilbersäule DF. Nun ist diese Säule am Ufer des Meeres, und überhaupt in unsern Gegenden, gewöhnlich 27—28 Zoll hoch; nähme man statt des Quecksilbers Wasser, so müßte diese Säule 32 bis 33 Fuß lang seyn, weil das Quecksilber über 13mal schwerer ist als das Wasser. Bei jeder Veränderung der Luft muß auch das Barometer seinen Stand verändern; ist die Luft schwerer, dichter, elastischer geworden, so wird sie mehr auf C drücken und die Säule wird bei F steigen; eben so wird sie bei F fallen, wenn die Luft weniger schwer, oder elastisch geworden ist, und um diese Veränderungen genau bemerken zu können theilt man die Säule DF in

Zolle und Linien (12 Linien machen einen Zoll), welche an der Seite der Säule gezeichnet sind: eine solche Bezeichnung heißt eine Scala (eigentlich Leiter). Man giebt auch gern der Röhre die möglichste Weite, um an dem obern Ende des Quecksilbers bei F die leisesten Veränderungen des Steigens und Fallens, die sich durch eine convexe oder concave (erhabene oder vertiefte) Oberfläche des Quecksilbers kund geben, bemerken zu können. Weil nun die Erfahrung gelehrt hat, daß bei schönem Wetter das Barometer hoch, bei Regen und Sturm niedrig steht, so bedient man sich dieses Instrumentes auch häufig als eines, aber sehr unzuverlässigen, Wetterpropheten, und das Barometer wird eben deshalb auch häufig Wetterglas genannt. In den Aequatorialgegenden, wo die größere Gleichförmigkeit der Witterung die Beobachtung erleichtert, hat man gefunden, daß das Barometer täglich sehr regelmäßigen Veränderungen unterworfen ist; es steigt nemlich gegen Mittag, sinkt bis gegen 4 Uhr u. s. w. In unsern Gegenden, wo der Wechsel der Witterung so häufige und bedeutende Störungen veranlaßt, findet zwar das nemliche statt, aber die Beobachtungen sind ungleich schwieriger. — Eben so muß der Barometerstand ganz verschieden seyn, je nachdem man sich auf einem höhern oder tiefern Punkt der Erde befindet, weil ja dadurch die auf das Barometer drückende Luftsäule verkürzt oder verlängert, also leichter oder schwerer wird. Auf hohen Bergen wird also das Barometer viel niedriger stehen als am Ufer des Meeres; zu Quito z. B., einer auf einer hohen Bergebene gelegnen Stadt in Süd-Amerika, ist der gewöhnliche Barometerstand nur 20 Zoll. Dies giebt uns also ein Mittel die Höhe der Berge genau zu bestimmen. Als Erfinder des Barometers wird Torricelli genannt, welcher 1643 zu Florenz die ersten Versuche damit anstellte, daher der Name Torricellische Röhre für dies Instrument. Der Umstand, daß das Wasser durch Saugepumpen nur bis zu 32—33 Fuß gehoben werden könne, gab ihm die Veranlassung, über diese Erscheinung weiter nachzudenken. Er goß Quecksilber in eine oben zugeschmolzene Glasröhre, verschloß sie unten mit dem Finger und setzte sie in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß, nahm nun den Finger weg, und sah, daß das in der Röhre befindliche Quecksilber nur zum Theil auslief. Ein weiteres Nachdenken leitete auf den wahren Grund dieser Erscheinung und zur Erfindung des jetzt zu allen Naturbeobachtungen unentbehrlich gewordenen Instrumentes.

Thermometer.

Von eben so großer Wichtigkeit ist ein andres Instrument, wodurch die Erwärmung und Abkühlung der Luft beobachtet wird, das Thermometer, oder der Wärmemesser. Es besteht aus einer dünnen, ganz luftleeren, aber zum Theil mit Quecksilber ge-

füllten Glasröhre (Fig. 5.), welche am obern Ende zugeschmolzen und am untern sich in eine hohle Kugel endigt. Das Quecksilber, wie beinahe alle Körper und vorzüglich die Metalle, hat die Eigenschaft, sich, wenn es erwärmt wird, auszudehnen, und wenn es kälter wird, sich zusammen zu ziehen. Es sey nun der gegenwärtige Stand des Quecksilbers in D, so wird es nach E zu steigen, wenn die Luft wärmer wird, oder wenn man die Kugel B in heißes Wasser taucht; es wird nach C fallen, wenn die Luft kälter, oder die Kugel mit einem Körper in Berührung gebracht wird, der kälter ist als die Luft in diesem Augenblick. Um dem Thermometer die höchste mögliche Empfindlichkeit zu geben, macht man die Kugel im Verhältniß zur Röhre ziemlich groß, und das Glas derselben so dünn als möglich, damit die Wärme und Kälte sich dem darin befindlichen Quecksilber leicht mittheile; und eben so macht man die Röhre zwar von starkem Glase, die innere Höhlung aber (das Caliber der Röhre) so fein als möglich, damit das Quecksilber in derselben, bei der geringsten Ausdehnung des Quecksilbers in der Kugel, stark steige oder falle. An der Seite der Röhre befindet sich eine in mehr oder weniger Grade abgetheilte Scala. Bei dieser Einrichtung würde man zwar das Steigen und Fallen des Thermometers genau beobachten können, aber dies selbst wäre bedeutungslos, und jedes Instrument würde für sich, nach der Größe der Kugel und dem Caliber der Röhre, verschiedene Andeutungen geben. Nach mehreren Versuchen, einen festen überall gleichen Punkt zu finden, von wo an man zählen könnte, hat man endlich folgende zwei wichtige Beobachtungen gemacht. Reines destillirtes Wasser in dem Augenblick, wo es zu gefrieren anfängt und so lange es sich noch nicht gänzlich in Eis verwandelt hat, oder Schnee, der im Schmelzen begriffen ist, so lange er noch nicht gänzlich sich in Wasser aufgelöst hat, zeigen unveränderlich die nemliche Temperatur: und eben so hält kochendes Wasser das Quecksilber stets auf derselben Höhe so lange es kocht und sich noch nicht gänzlich in Dämpfe auflöst. Diese zwei überall leicht zu wiederholenden Versuche geben also 2 feste Punkte, wovon man einen den Eis- oder Gefrierpunkt nennt, den andern den Siedepunkt. Den Raum zwischen ihnen theilt man nun auf verschiedene Weise ein. Der Erste, welcher an Feststellung bestimmter Grade dachte, war Fahrenheit, ein Kaufmann aus Danzig, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Er wählte zuerst Quecksilber statt des aus vielen Gründen weniger brauchbaren Weingeistes; zur Bestimmung des Gefrier- oder Nullpunktes nahm er eine Mischung von Salmiak und Schnee; zu der der größten Wärme aber die Temperatur des siedenden Quecksilbers, und theilte den dazwischen liegenden Raum zuerst in 150, in der Folge in 600 Grade; so daß bei ihm der Gefrierpunkt des Wassers mit 32°, der des siedenden Wassers mit 212 bezeichnet ist. So sind die unter dem Namen der Fahrenheit'schen

am meisten in England gebräuchlichen Thermometer beschaffen. Reaumür, ein etwas späterer Zeitgenosse des Vorigen, aus Frankreich, nahm wiederum Weingeist statt des Quecksilbers, und theilte den Raum zwischen dem Gefrier- und Siedepunkt des Wassers in 80 Theile. Die in Deutschland gewöhnlichen sogenannten Reaumür'schen Quecksilber-Thermometer sind eigentlich De Luc-sche, weil De Luc, ein Genfer, sein Quecksilber-Thermometer eben so eintheilte. In Frankreich endlich und in Schweden bedient man sich gewöhnlich der Quecksilber-Thermometer, an welchen der Raum vom Gefrier- zum Siedepunkt des Wassers in 100° getheilt ist; das ist das thermomètre centigrade der Franzosen, oder das Celsius'sche der Schweden. Die Grade der Wärme, vom Gefrierpunkt bis zum Siedepunkt und drüber hinaus, bezeichnet man mit dem Pluszeichen (+), die Grade der Kälte unter dem Gefrierpunkt mit dem Minuszeichen (—) der Mathematiker. Luft- und Weingeist-Thermometer werden übrigens jetzt nur noch zu einzelnen Beobachtungen gebraucht, wozu grade sie die geschicktesten sind. Der wahrscheinliche Erfinder des Thermometers ist Cornelius Drebbel, ein gebildeter Landmann aus Alkmar in Nord-Holland, der es im Anfang des 17ten Jahrhunderts erfand. Das erste Drebbel'sche Thermometer war ein Luftthermometer.

Hygrometer.

Um die feuchtere oder trocknere Beschaffenheit der Luft zu erfahren, bedient man sich des Hygrometers, oder Feuchtigkeitsmessers, eines bis jetzt noch sehr unvollkommnen Instrumentes. Man hat nemlich bemerkt, daß viele Substanzen, die man deshalb hygroskopische (Feuchtigkeit zeigende) nennt, Veränderungen erleiden, und vorzüglich sich ausdehnen und zusammenziehen, je nachdem sie sich in einer feuchtern oder trocknern Luft befinden. Solche Substanzen sind Haare, Fischbein, Hanf und Flachs, eine eigends dazu zubereitete Haut eines Frosches 2c. Leicht ist es nun, diese Substanzen mit einem Zeiger in Verbindung zu bringen, welcher auf einer graduirten Scheibe die größere oder geringere Feuchtigkeit der Luft anzeigt. Auch als Wetterandeuter wird dies Instrument wohl benutzt, doch ist es hierin eben so unzuverlässig als das Barometer.

Eudiometer.

Die atmosphärische Luft, welche wir einathmen, ist kein einfacher, sondern ein gemischter Körper, in welchem man 2 Hauptbestandtheile erkennt. Der eine derselben, das Oxygen oder das Sauerstoffgas, (Gas bezeichnet jede luftartige Flüssigkeit), ist dem Leben aller Thiere und Pflanzen im höchsten Grade günstig;

jeder brennende Körper verbrennt darin mit ungleich größerer Schnelle und Heftigkeit als in der gemeinen Luft, und selbst Körper, die in der gewöhnlichen Atmosphäre nur glühen, wie Stahlfedern, verbrennen im Sauerstoffgas mit der größten Leichtigkeit. Der andre Bestandtheil der atmosphärischen Luft ist das Stickstoffgas oder der Azot; er ist dem Leben der Thiere feindselig, eine Flamme erlischt darin augenblicklich, als ob sie in Wasser getaucht würde; den Pflanzen hingegen scheint er weniger nachtheilig. Die Verbindung dieser beiden Luftarten bildet die gemeine Luft, welche gewöhnlich 27 Theile Sauerstoff und 73 Theile Stickstoffgas enthält. Außerdem aber können der Luft noch viele andre Bestandtheile beigemischt seyn, welche auch auf die Gesundheit der Menschen großen Einfluß haben. Diese verschiedenen Mischungsverhältnisse genauer zu erforschen bedient man sich des Eudiometers (Luftgütemessers), welches aber hier nicht beschrieben werden kann, theils weil es derselben sehr viele und ganz verschiedene giebt, theils weil sie nicht sowohl Instrumente als chemische Apparate sind, zu deren Erklärung schon bedeutende chemische Kenntnisse, wie sie hier weder vorausgesetzt noch mitgetheilt werden können, erforderlich sind. Alle eudiometrische Versuche sind bis jetzt noch sehr unvollkommen, welches vorzüglich daher kommt, daß die Luft, auch wenn sie andre Substanzen und Luftarten in sich aufgenommen hat, doch keinesweges als ein Gemenge verschiedener Substanzen anzusehen ist; vielmehr verwandelt (assimilirt, verdaut) sie diese fremdartigen Substanzen beinahe augenblicklich in ihr eignes Wesen; so wie der gesunde Leib auch die verschiedensten Speisen in ein und dasselbe Blut und Fleisch verwandelt. So zeigte Luft, die man unmittelbar über Sümpfen, welche schädliche Luftarten absondern, oder unmittelbar über den Köpfen einer in einem eingeschlossenen Raume gedrängt stehenden Menschenmasse, auffing und eudiometrisch untersuchte, ganz das nemliche Verhältniß der Bestandtheile, wie die äußere reinere Luft.

Luftpumpe.

Wir müssen hier noch ein Instrument beschreiben, theils wegen seiner großen Wichtigkeit überhaupt, theils weil es die Elastizität, Dichtigkeit und Schwere der Luft in tausend Versuchen versinnlicht, und dies ist die Luftpumpe. Sie ward erfunden 1650 von Otto von Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg, und dient vorzüglich dazu, die in einem eingeschlossenen Raume befindliche Luft zu verdünnen, oder den Raum luftleer zu machen, wie man es nennt, obwohl durch dieses Instrument die Luft nie gänzlich daraus gezogen werden kann; dann aber auch die Luft in einem solchen Raume zu verdichten, d. h. mehr Luft in diesen Raum hineinzupressen. Die Luftpumpe (Fig. 6.) besteht wesentlich aus einem

hinlänglich starken metallenen Cylinder **ABCD**, auch der **Stiefel** genannt, in welchem sich ein wohl anschließender Stempel **E** vermittelst seines Stieles vor und zurück bewegen läßt; der Cylinder steht in Verbindung durch die Röhre **M** mit dem in **FGH** eingeschlossenen Raume; dieser besteht aus einem metallenen, wohl abgeschliffenen Teller **FG**, worauf man eine gläserne Glocke **H** stellt, deren unterer Rand, matt geschliffen, genau auf den Teller paßt; zuweilen wird auch wohl noch ein feuchtes Leder auf den Teller gelegt und die Glocke darauf gestellt, um so jedes Eindringen der äußern Luft zu verhindern. **I** ist ein doppelt durchbohrter Hahn, den man durch Umdrehung so stellen kann, daß er, wie in **K**, eine Verbindung der Glocke mit dem Cylinder gestattet; dann aber auch wie in **L**, wo er die Verbindung der Glocke mit der Röhre hindert, aber der in der Röhre und im Cylinder befindlichen Luft einen Ausgang nach der äußern Luft gestattet. Es befinde sich nun der Stempel in der Nähe von **BD** und werde nach **AC** zurückgezogen, der Hahn **I** aber so gestellt wie in **K**, (oder geöffnet), so wird die unter der Glocke befindliche Luft sich bis an den Stempel ausbreiten; nun schließt man den Hahn und stößt den Stempel wieder nach **BD**, so wird die zwischen dem Stempel und dem Hahn befindliche Luft hinausgetrieben, und die Luft unter der Glocke ist nun um so viel verdünnt. Je häufiger man dies wiederholt, desto mehr verdünnt man die Luft unter der Glocke. Durch ein umgekehrtes Verfahren mit dem Hahne könnte man nun auch dieselbe Maschine gebrauchen, um die Luft in dem Raume **FGH** zu verdichten. Man hat freilich seit der ersten Erfindung unzählige Veränderungen und Verbesserungen an der Luftpumpe angebracht; das Wesentliche der Einrichtung aber ist immer das nemliche. Ist die Luft unter der Glocke ausgepumpt oder verdünnt, so wird die Glocke, durch den Druck der atmosphärischen Luft, so fest auf den Teller gedrückt, daß man sie nicht anders wieder abnehmen kann, als nachdem man wieder Luft hineingelassen. **Otto v. Guericke** zeigte den ungeheuern Druck der Luft auf einen hohlen luftleeren Körper dadurch, daß er eine hohle kupferne Kugel von $1^1/_5$ Fuß Durchmesser, die aus zwei genau auf einander passenden Halbkugeln bestand, auspumpte; hierauf 16 Pferde an beide Seiten der Kugel spannen ließ, welche doch nur mit äußerster Mühe die Halbkugeln aus einander rissen. Man hat berechnet, daß der Druck der Atmosphäre auf jeden □ Fuß Fläche 2167 Pfund, also auf den menschlichen Körper, der im Durchschnitt etwa 15 □ F. Oberfläche hat, 32505 Pf. beträgt, welchem aber durch die in dem Körper eingeschlossene Luft das Gleichgewicht gehalten wird. Die auffallendsten Versuche, welche sich mit der Luftpumpe anstellen lassen, sind etwa folgende. Unter der luftleeren Glocke sinkt das Barometer, zum Beweis, daß es von der Schwere der Luft gehalten wurde; es läßt sich aber nie zu einem völlig wagerechten Stande in

beiden Schenkeln des Barometers bringen: ein Beweis, daß die Luftpumpe die Luft unter der Glocke zwar sehr verdünnen, aber doch nie gänzlich herausbringen kann. Nimmt man statt der Glocke einen oben offenen Cylinder, der mit einer dünnen Glasplatte bedeckt ist, so wird das Glas von der Schwere der Luft zerdrückt. Quecksilber wird durch ein dickes hölzernes Gefäß getrieben. Wasser, Bier, Milch schäumen im luftleeren Raume, d. h. die in diesen Flüssigkeiten eingeschlossene Luft tritt nun in Blasen heraus. Nur mäßig warmes Wasser wallt wie wenn es an der äußern Luft kochte. Ein brennendes Licht erlöscht unter der luftleeren Glocke; Thiere, vorzüglich warmblütige, sterben darunter sehr schnell; Schießpulver entzündet sich nicht, sondern schmilzt, wenn man es mit einem Brennglase anzünden will; eine in Bewegung gesetzte Glocke klingt darin nicht; endlich ein leichter und ein schwerer Körper, z. B. ein Goldstück und eine Feder, fallen darin zu gleicher Zeit zu Boden, weil der Widerstand der Luft fehlt, welcher die Feder im Fallen aufhält.

Aërostaten.

Wenn die atmosphärische Luft eine gewisse Schwere hat, wie so vielfältige Versuche zeigen, so müßte ein noch leichterer Körper in der Luft eben so schwimmen, wie Kork im Wasser; und weil die Dichtigkeit, und also die Schwere der Luft, in den unteren Schichten größer ist als in den höheren, so müßte ein solcher Körper von der Erde aus so lange in der Luft steigen, bis er eine Luftschicht erreichte, die mit ihm von gleicher eigenthümlicher Schwere wäre. Auf diesen richtigen Grundsätzen beruhen die Versuche, welche man in der neuern Zeit gemacht hat, die Luft zu beschiffen; denn was die alten Sagen von künstlichen Flügeln betrifft, womit Dädalus sich aus Creta nach Sicilien gerettet, oder von der hölzernen Taube, welche Archytas von Tarent gemacht, und welche durch mechanische Kraft und einen eingeschlossenen Geist oder Hauch geflogen: so sind sie zu unbestimmt und fabelhaft, als daß ihre Erklärung auch nur versucht werden könnte. Diesen gesuchten Körper, welcher leichter ist als die atmosphärische Luft, hat man bis jetzt auf zwei verschiedene Weisen gefunden, indem man entweder von einer leichten Hülle einen Körper bauete und die darin eingeschlossene Luft zu verdünnen suchte, oder indem man ihn mit einer Luftart füllte, welche an sich schon leichter ist als die gewöhnliche. Hiedurch werden alle aërostatischen Maschinen in 2 Klassen getheilt, wovon die eine nach ihren Erfindern, Mongolfièren, die andern gewöhnlicheren, oft aber auch beide, Luftbälle, Luftballons oder Aërostaten genannt werden. Die Gebrüder Montgolfier machten im Jahre 1783 die ersten Versuche, einen Luftball von Taffet, welcher durch brennendes Papier und Stroh inwendig er-

hitzt ward, steigen zu lassen; spätere Versuche der Art haben aber gezeigt, daß diese Methode, obgleich die wohlfeilste, auch die gefährlichste ist, indem die Maschine leicht in Brand geräth. Pilatre de Rozier war der Erste, welcher es noch im Jahre 1783 wagte, selbst mit aufzusteigen, indem er unter dem Ballon mit Stricken eine Gallerie befestigt hatte, worauf er stand und von wo aus er das Feuer unter der Oeffnung des Ballons unterhielt. Bei einem spätern Versuche im Jahre 1784, wo er eine Montgolfiere und einen eigentlichen Luftballon verbunden hatte, womit er über den Kanal zwischen Frankreich und England schiffen wollte, gerieth das Ganze in Brand, und er und sein Freund Romain, der ihn begleitete, stürzten todt auf die Erde herab. Seitdem bedient man sich nicht leicht mehr der Montgolfieren, um sich in die Luft zu erheben. — Der eigentliche Luftball ist eine Erfindung eines Professors Charles zu Paris, der auf die Nachricht von Montgolfier's Versuchen, in Paris, mit Hülfe der Mechaniker Gebrüder Robert, die jetzt gewöhnlichen Aërostaten, die mit brennbarer Luft gefüllt werden, erfand. Früher schon hatte Lichtenberg Seifenblasen mit dieser Luftart gefüllt steigen lassen. Die brennbare Luft, auch Hydrogen oder Wasserstoffgas genannt, ist etwa 13mal leichter als die atmosphärische Luft, und wird am leichtesten dadurch gewonnen, daß man mit Wasser verdünnte Schwefelsäure (Vitriolöl) auf Eisenfeilspäne, oder noch besser auf zerstoßenen Zink gießt. Mit dieser Luft füllt man eine kugelförmige Hülle gewöhnlich von Taffet, welche aber, um luftdicht zu seyn, mit einem guten Firniß überzogen ist. Das Ganze ist nun um vieles leichter als die atmosphärische Luft, die es verdrängt, und muß also steigen. Sollen Menschen mit aufsteigen, so wird ein Netz über den Ballon geworfen, an welchem unten ein starker Korb in Gestalt eines Kahnes, die Gondel genannt, befestigt wird. Man füllt den Ballon aber nicht vollkommen, sondern nur etwa zu $^2/_3$ mit brennbarer Luft, weil, sobald er die höheren Schichten der Atmosphäre erreicht, wo die Luft weniger dicht ist und also weniger auf den Ball drückt, die darin eingeschlossene Luftart sich ausdehnt und den Ballon vollkommen erfüllt, ihn aber unfehlbar zersprengen würde, wäre er gleich anfangs vollkommen gefüllt worden. Weil aber auch so noch diese Gefahr vorhanden ist, so bringt man oben an dem Ballon ein Ventil oder eine Klappe an, welche durch eine Feder zugehalten, durch eine in die Gondel reichende Schnur aber von dem Luftschiffer geöffnet werden kann, wenn er sieht, daß der Ball sich zu stark ausdehnt. Auch ist die Oeffnung der Klappe das Mittel, wodurch er sich nach Belieben wieder herablassen kann. Um aber auch das Steigen mehr in seiner Gewalt zu haben, nimmt der Luftschiffer Ballast mit, welcher in mehreren mit Sand gefüllten Säcken besteht: so wie er einen derselben ausschüttet, wird das Ganze leichter und der Ball steigt wieder. Bei

dieser Einrichtung des Luftballs ist das Herabsteigen und Landen beinahe die einzige Schwierigkeit und Gefahr. Daß der Ballon sich nicht in einen See, auf einen dichten Wald u. s. w. senke, dies verhindert der Luftschiffer durch neues Auswerfen von Ballast, um dem Ball Zeit zu geben, vom Winde weiter getrieben zu werden. Damit aber die Gondel nicht etwa mit Gewalt auf den Boden stoße beim Landen, wirft man vorher einen an einem langen Stricke befindlichen Anker aus; hat dieser gefaßt, oder ist von herbeieilenden Menschen ergriffen worden, so wird nun der Ball langsam zur Erde gezogen, festgehalten und völlig geleert. Um endlich gegen jeden möglichen Unfall gesichert zu seyn, nimmt man gewöhnlich einen Fallschirm mit, ein Instrument, welches einige Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Schirme hat, nur daß es wohl 20 Fuß im Durchmesser halten muß, um einen Menschen langsam zur Erde zu tragen, und daß von den Rändern des Schirms sich Stricke in einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt vereinigen, in welchem der Mensch seinen Platz nimmt. Schon im Jahre 1785 machte Blanchard damit glückliche Versuche zu London. Die Resultate der vermittelst des Luftballons in großen Höhen anzustellenden Versuche haben bis jetzt noch keinesweges den Erwartungen entsprochen. Die nothwendige Aufmerksamkeit auf den Ballon selbst und die große Kälte, die man in den höheren Regionen der Atmosphäre empfindet, welche theils Uebelkeit und Erstarrung, theils einen unüberwindlichen Schlaf hervorgebracht haben sollen, haben bis jetzt die wenigen wissenschaftlichen Luftschiffer an bedeutenden Versuchen und Beobachtungen gehindert. Auch im Kriege, wo man sich anfänglich viel von dem Gebrauche des Luftballs zur Beobachtung der Feinde versprach, hat er nichts geleistet, weil er ein unsicheres Spiel der Winde ist, und bis jetzt die Kunst, ihn nach Gefallen zu lenken, noch nicht gefunden worden ist.

Die Atmosphäre ist der Schauplatz mannigfaltiger Erscheinungen, wovon wir die vorzüglichsten jetzt betrachten wollen. Man kann sie eintheilen in 1) Bewegung der Luft oder Winde, 2) leuchtende Phänomene und 3) wässerige Phänomene der Atmosphäre.

Winde.

Wenn die Luft durch irgend eine Ursach in Bewegung gesetzt wird, so fühlen wir dies und nennen es Wind. Die Natur des Windes und die Ursachen, die ihn hervorbringen, haben noch immer viel Räthselhaftes; denn die gewöhnliche Erklärung, daß der Wind durch Temperatur-Veränderung entstehe, so daß die kältere, also dichtere Luft mit Gewalt nach einer Gegend hindränge, wo die Luft erwärmter, also verdünnter sey; wie dies beim Oeffnen einer Thür eines geheizten Zimmers wahrgenommen wird: diese Erklärung reicht offenbar nicht hin, so manche räthselhafte Erschei-

nungen und Eigenthümlichkeiten der Winde zu erklären. Nach den verschiedenen Graden der Heftigkeit giebt man den Winden verschiedene Namen. Ein sanfter Wind (wenigstens in der Schifferſprache) durchläuft in 1 Secunde einen Raum von 5 – 10 F. Bei einer Geschwindigkeit von 16 F. heißt er ein mäßiger Wind; von 24 F. ein steifer W.; von 35 F. ein harter W.; von 42 F. ein kleiner Sturm; von 50 F. ein mäßiger Sturm; von 54 F. ein starker Sturm und von 60 F. ein europäischer Orkan; bei diesem letztern drückt die Luft auf jeden □ F. Fläche mit einer Kraft von 8 Pfund. Ungleich heftiger jedoch sind die furchtbaren Orkane, welche einige andre Gegenden, vorzüglich die Antillischen Inseln oft genug heimsuchen und die fürchterlichsten Verwüstungen an Bäumen, Pflanzungen und Gebäuden anrichten; dort erreicht der Orkan oft eine Geschwindigkeit von 120 F. in 1 Secunde, wo er dann mit einer Kraft von 32 Pf. auf jeden □ F. Fläche wirkt. Diese Orkane kündigen sich gewöhnlich durch kleine am Horizont erscheinende, aber sehr schnell zunehmende, bald schwarze bald feuerfarbene Wolken an. Den Schiffern am gefährlichsten sind die, besonders in den chinesischen und japanischen Meeren plötzlich entstehenden Stoßwinde und Stürme, welche Typhons genannt werden, wo der Wind sich schnell durch alle Weltgegenden dreht und oft senkrecht von oben herab zu kommen scheint.

In unsern Gegenden des nördlichen Europa sind die Winde höchst unregelmäßig, so daß sich weder in ihrem Entstehen noch in ihrer Richtung ein Gesetz erkennen läßt. Räthselhaft aber ist der eigenthümliche Ton, der einige Winde, vorzüglich den Westwind begleitet: dieser, besonders vor dem Regen, heult, während alle übrige Winde nur rauschen.

In andern Gegenden zeigen aber die Winde eine große Regelmäßigkeit. So wehen die Passatwinde (vents alizés, engl. trade winds) zwischen den Wendekreisen das ganze Jahr hindurch in derselben Richtung, nemlich nördlich vom Aequator der Nordost-Passat, und südlich vom Aequator der Südost-Passat, welche daher von den Schiffern auf ihren Reisen nach Amerika benutzt werden. In andern Gegenden, namentlich im indischen Meere, weht vom October bis zum April der N. O. Wind, und in der andern Hälfte des Jahrs der S. W. Wind. Diese regelmäßigen Winde werden Moussons (engl. monsoons) genannt. Eben so regelmäßig sind die Land- und Seewinde an den Küsten zwischen den Wendekreisen: am Tage weht der Wind von der See her und kühlt die Luft, des Nachts umgekehrt vom Lande her; beide aber erstrekken sich nicht weit ins Land und in die See hinein. Dieselbe Erscheinung findet auch in etwas nördlicheren Gegenden z. B. an den Küsten des mittelländischen Meeres Statt.

Außerdem giebt es noch in den heißen Gegenden einige eigenthümliche Winde von mehr oder minder verderblicher Beschaffenheit. An der Westküste von Afrika weht aus dem Innern des Landes her, besonders in den 3 ersten Monaten des Jahres, oft mehrere Tage hinter einander, ein kalter, äußerst trockner Ostwind, der Harmattan, der indeß der Gesundheit nicht nachtheilig ist. So lange er weht, ist die Atmosphäre in einen dichten Nebel gehüllt, auch führt er einen äußerst feinen, schwärzlichen Staub mit sich, der alles durchdringt. Unendlich gefährlicher ist ein heftiger, brennend heißer Wind, der aus dem Innern der großen Sandwüste Afrika's kommt, und in derselben, in Aegypten, Arabien und Persien oft Menschen und Thieren verderblich wird. Eine brennende Röthe der Atmosphäre, ein schwefelartiger Geruch und ein knisterndes Geräusch der Luft kündigen ihn an; wer ihn einathmet, stürzt entseelt nieder, und der Leichnam geht äußerst schnell in Fäulniß über. Das einzige Mittel sich dagegen zu schützen, ist, sich sogleich mit dem Gesicht gegen die Erde niederzuwerfen, wie auch die Thiere alsdann den Kopf gegen die Erde senken; aber auch so — er hält meistens nur eine Viertelstunde an — fühlen Menschen und Thiere sich äußerst ermattet, zittern an allen Gliedern und triefen von Schweiß. Er führt in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, in Aegypten wird er der Chamsin oder Khramsin genannt; die Araber und Perser nennen ihn Smum, Samum oder Samiel. Sein schädlicher Einfluß erstreckt sich weit über die Gränzen von Afrika hinaus, und wahrscheinlich ist der in Italien und vorzüglich in Sicilien oft mehrere Tage lang durch seine erstickende und erschlaffende Hitze so lästige wenn auch nicht gefährliche Sirocco nur eine durch das Meer gemilderte Nachwirkung jenes verderblichen Windes. Eben so verhält es sich mit dem im südlichen Spanien zuweilen wehenden Solano. Eine völlige Windstille, wie sie besonders ganz in der Nähe des Aequators häufig eintritt, kann den Schiffen oft verderblicher werden als der Sturm, weil sie theils die Reise verzögert und also Hungersnoth und Wassermangel herbeiführt, theils das Schiff der Gewalt der Strömungen (siehe unten) rettungslos überläßt.

Meteore.

Von den leuchtenden Phänomenen der Atmosphäre, auch Meteore genannt, sind die meisten so räthselhaft, daß die Naturforscher noch jetzt um eine Erklärung derselben verlegen sind; wir werden sie daher blos beschreiben und höchstens die herrschenden Meinungen über die Natur derselben anführen.

Eine der prachtvollsten Erscheinungen in der Natur sind die Nordlichter. In unsern Gegenden sieht man sie nur selten, in südlicheren Gegenden, wie Italien, Portugal, äußerst selten; in

den Polargegenden hingegen, besonders in den nördlichen, sind sie sehr häufig. Vorzüglich im Winter, meistens bei strenger Kälte, zeigt sich, gewöhnlich bald nach Sonnen-Untergang, am nördlichen Himmel ein heller Bogen, der nach und nach an Licht zunimmt, und von welchem aus leuchtende Strahlen nach dem Scheitelpunkt zu fahren. Dort vereinigen sie sich oft zu einer in mannigfaltigen Farben spielenden Krone, von wo aus neue Strahlen wie Blitze nach verschiedenen Richtungen und von verschiedenen Farben fallen, während das Ganze von kleinen, leuchtenden, bewegten Wolken durchschnitten wird und oft in eine zitternde Bewegung geräth. Dies herrliche Phänomen entsteht und vergeht nach und nach, und hält oft die ganze Nacht über an. Am schönsten erblickt man sie in den nördlichen Gegenden von Norwegen und Schweden und vorzüglich in Sibirien. Man hat bemerkt, daß die Nordlichter einen bedeutenden Einfluß auf die Magnetnadel ausüben, welche während derselben in eine unregelmäßige, schwankende Bewegung geräth; auch erscheinen die Nordlichter nie gerade im Norden, sondern westlich wo die Abweichung der Magnetnadel westlich, östlich wo diese östlich ist. Noch unverkennbarer ist der Zusammenhang dieser Erscheinung mit der Elektrizität. Nach einigen, jedoch nicht ganz zuverlässigen Beobachtungen sind die Nordlichter von einem zischenden, knisternden Geräusch, ja von Funken begleitet, und jagen den Thieren eben die Furcht ein, wie die Gewitter; dem Beobachter sträuben sich die Haare empor, wie in der Nähe eines elektrischen Körpers: man könnte die Nordlichter aus manchen Gründen die nordischen Gewitter nennen, diese nemlich sind eben so selten in den Polargegenden, als sie häufig sind in den Aequatorialgegenden. — Höchst räthselhafte Erscheinungen sind ferner die Feuerkugeln, runde, auch längliche feurige Massen, welche sich im Ganzen genommen nicht selten in der Atmosphäre zeigen, zuweilen in sich selbst und geräuschlos verschwinden, zuweilen aber auch mit einem donnerähnlichen Geräusch zur Erde niederfallen. Nicht selten ist diese Erscheinung mit der eben so räthselhaften der Meteorsteine begleitet. Dies sind Körper von sehr verschiedenem Gewicht, von einigen Lothen und noch kleiner bis zu vielen Pfunden, welche meistens mit starkem Geräusch und in Gestalt von feurigen zerplatzenden Kugeln, mit solcher Heftigkeit zur Erde fallen, daß sie zuweilen mehrere Ellen tief eindringen. Alle, die man bis jetzt untersucht hat, zeigen eine große Aehnlichkeit unter einander; ihr Hauptbestandtheil ist gediegenes Eisen, mit vielem Nickel und einigen Erden, oder auch mit Olivinen, einer Art Edelstein, gemischt; das Ganze gewöhnlich mit einer schwärzlichen dünnen Rinde überzogen. Zuweilen fallen sie in wenigen größeren Massen, zuweilen in tausend kleineren Stücken herab, die sich oft auf den Umfang einer Stunde Weges verbreiten. Die größten Massen der Art, die man für Meteorsteine, jedoch nur vermu-

thungsweise hält, sind: die berühmte Pallas'sche Eisenmasse, eine ungeheure Masse, meist aus gediegenem Eisen bestehend, welche der Naturforscher Pallas in Sibirien nahe am Gipfel eines Berges entdeckte; und eine ganz ähnliche, welche man in den Ebenen des südlichen Amerika, in der Provinz Chaco, wo auf 100 Meilen umher kein Berg und kein Fels angetroffen wird, gefunden hat. Jede dieser beiden letzten Massen wog mehrere tausend Pfund.

Man hat viel über den Ursprung der Meteorsteine gestritten: Einige halten sie für Producte des Mondes, welche von den dortigen Vulkanen ausgeworfen die Erde erreicht hätten; Andre glauben, daß sie in der Atmosphäre selbst entstehen, und zwar nicht einmal immer in einer sehr beträchtlichen Höhe, weil sie sonst beim Niederfallen ungleich tiefer in den Erdboden eindringen müßten; noch Andre endlich halten sie für eine Art gleichsam zersprengter und zerstörter Weltkörper, deren Trümmer zuweilen die Erde erreichen. Das Niederfallen von Steinen aus der Atmosphäre war eine längst bekannte Sache: in den Schriften der Alten wird oft von Steinregen gesprochen, eben so in alten Chroniken; lange Zeit hindurch zweifelte man jedoch an der Wahrheit dieser Berichte, bis endlich in der neuesten Zeit, besonders seit dem Jahre 1790, diese Erscheinung häufig Statt gefunden; dies leitet auf die wahrscheinliche Vermuthung, daß die Production der Meteorsteine, eben so wie manche andre Naturerscheinungen, nicht immer gleichförmig, sondern nur in gewissen wiederkehrenden größeren Perioden erfolge. — Die sogenannten Sternschnuppen, die sich viel häufiger, als man gewöhnlich glaubt, ja vielleicht täglich ereignen, sind wahrscheinlich nichts anders als Feuerkugeln, die in den höchsten Regionen der Atmosphäre entstehen.

Zu den häufigen, aber nicht leicht zu erklärenden Erscheinungen der Atmosphäre gehören die sogenannten Ringe oder Halonen, helle, meist weiße, zuweilen aber auch farbige Ringe, welche sich um den Mond, die Sonne, die Planeten und die Fixsterne zeigen. Viel seltener, aber auch viel unerklärlicher sind die Neben-Sonnen (Parhelien) und die Neben-Monde (Paraselenen), d. h. mattere Abbilder der Sonne, des Mondes rc., welche sich zuweilen an der Seite dieser Himmelskörper zeigen. Manchmal sind sie farbig, wie der Regenbogen, und von weißen hellen Ringen umgeben. Hevel sah zu Danzig im Jahr 1661 sieben Nebensonnen auf einmal. Das einzige Gewisse, was man über diese sonderbaren Phänomene sagen kann, ist, daß sie mit den in der Atmosphäre befindlichen Nebeln und Dünsten nothwendig zusammenhängen müssen, ohne daß man deshalb im Stande wäre, die Erscheinungen selbst zu erklären.

Wässerige Phänomene.

Unaufhörlich geht durch Verdunstung Wasser in die Atmosphäre über, und wird von ihr mehr oder weniger assimilirt, und wiederum abgeschieden; dieses sich-Aneignen und Wiederfahrenlassen des Wassers ist der Grund aller sogenannten wässerigen Phänomene in der Atmosphäre. Das verdunstende Wasser kann sich so innig mit der Luft verbinden, daß es ganz in ihr Wesen übergeht, und dann zeigt selbst das empfindlichste Hygrometer keine Spur von Feuchtigkeit in der Luft. Ist diese Verbindung aber weniger innig, so entstehen an der Oberfläche der Erde sichtbare Dünste, welche Nebel heißen. Temperatur und Dichtigkeits-Veränderungen in der Luft bewirken das Steigen oder Fallen des Nebels, welches erstere gewöhnlich einen trüben, das letztere einen heitern Tag zur Folge hat. Die Nebel sind am häufigsten Abends oder Morgens im Frühling und Herbst; ferner sind sie selten in den tropischen Ländern, werden aber immer häufiger, je mehr man sich den Polen nähert. (Es giebt aber auch sogenannte trockne Nebel, auch Landrauch, Heiderauch, Höhenrauch, Sonnenrauch genannt, die oft auf längere Zeit große Theile der Erde bedecken, und deren Natur noch keinesweges gehörig erkannt worden ist. Von dieser Art war der Nebel, welcher im Sommer des Jahrs 1783 ganz Europa bedeckte.) — Die Wolken sind nichts anders als Nebel in den höheren Regionen der Atmosphäre. Werden die Wassertheile durch Verdichtung oder Erkältung der Luft mehr zusammengedrückt, so entsteht der Regen. Ein ungewöhnlich starker Regen, wie er jedoch meistens nur in Gebirgsgegenden, wo die Wolken sich mehr zusammenhäufen, Statt findet, wird sehr uneigentlich ein Wolkenbruch genannt. Bei einer stärkern Erkältung der höheren Regionen der Luft frieren die Wassertheilchen zu Schnee, welcher aus mehreren über einander liegenden kleinen Eisnadeln besteht, die sich unter Winkeln von 60 oder 120° durchschneiden und häufig regelmäßige sternartige Figuren bilden. Der Hagel, obgleich auch er nur aus gefrornem Wasser besteht, verdankt seinen Ursprung schnelleren Abkühlungen der Atmosphäre als der Schnee; auch gehört er schon mehr zu den elektrischen Erscheinungen, wie er denn auch beinahe immer von Gewittern begleitet ist. Der Hagel ist selten im Winter, häufig im Sommer, gewöhnlich wenn nach einer drückenden Hitze das Wetter durch ein Gewitter plötzlich abgekühlt wird; seltener fällt er bei Nacht. — Der Thau ist wesentlich vom Regen verschieden, er fällt nicht herab, denn er erscheint am häufigsten auf der untern Seite der Blätter, und benetzt nicht gleichförmig alle Körper, die sich im Freien befinden. Er ist eine Wasser-Abscheidung aus der Luft in der Nähe des Erdbodens, die sich aber nur an gewisse Körper, wenigstens vorzugsweise, ansetzt. Eine polirte Metallfläche wird wenig oder gar

nicht vom Thau benetzt, Glas, Wolle ꝛc. um so stärker: auch dies scheint eine Verwandtschaft des Thaues mit der Elektrizität anzudeuten. Der Thau entsteht am häufigsten Morgens und Abends im Sommer und ist stets der Verkündiger heiterer Tage. In einigen südlichen Ländern, wo der Regen zu den Seltenheiten gehört, wie z. B. in Aegypten, ersetzt der Thau der Erde und den Pflanzen den Regen reichlich, indem er ungleich stärker als in unsern Gegenden ist, und oft fußtief die Erde befeuchtet. Gefriert der Thau und der fallende Nebel, so entsteht der Reif, der sich zu diesen beiden wie der Schnee zum Regen verhält. — Diese wässerigen Phänomene darf man indeß nicht einseitig als Producte der Atmosphäre allein ansehen, sie sind vielmehr die gemeinsamen Producte der Atmosphäre und der Vegetation, oder sie entstehen durch ein lebendiges Ineinanderwirken der Atmosphäre und der Vegetation, vorzüglich der Bäume. In waldbedeckten Gegenden sind Regen und Thau viel häufiger und stärker als in waldentblößten Ländern, und auf einigen Inseln der heißen Zone regnet es gar nicht mehr, seitdem die Europäer die Wälder daselbst ausgerottet haben.

Ein sehr räthselhaftes, wenn gleich im Ganzen elektrisches Phänomen sind die Wasserhosen oder Wassersäulen. Sie entstehen meistens nur auf dem Meere, das Wasser fängt an zu kochen und zu brausen, erhebt sich kegelförmig in die Luft; oft, aber nicht immer, senkt sich zu gleicher Zeit eine Wolke sackähnlich herab, vereinigt sich mit dem aufsteigenden Wasser zu einer oben und unten dickern, in der Mitte dünnern, inwendig hohlen Säule, deren Wassertheile sich schlängelnd empor bewegen, während die ganze Säule der Bewegung der Wolke folgt, sich fortbewegt, sich neigt und endlich zerreißt, wobei das Wasser ins Meer zurückfällt. Oft sah man mehrere solcher Säulen zugleich, oft nach einander entstehen. Die Schiffer suchen sie durch Kanonenschüsse zu zerstören, weil sie, wenn sie das Schiff erreichten, dieses unfehlbar zertrümmern würden. Die Windstille und der oft ganz heitere Himmel, welche diese Erscheinung nicht selten begleiten, machen sie um so viel räthselhafter. Auch auf dem Lande, vorzüglich aber in den großen Sandwüsten der heißen Zone, sind ähnliche Erscheinungen gesehen worden, wo der empor gewirbelte Sand die Stelle des Wassers vertritt.

Endlich giebt es noch einige Phänomene von gemischter Natur, indem sie sowohl zu den leuchtenden als zu den wässerigen gehören: solche sind der Regenbogen und das Gewitter. Der Regenbogen entsteht, wenn der, der ihn wahrnimmt, die Sonne im Rücken hat und auf einen in der Ferne herabfallenden Regen sieht, hinter welchem eine dunkle Wolke sich befindet. Die Sonnenstrahlen werden alsdann von den Regentropfen eben so gebrochen und in Farben aufgelöst, wie ein Sonnenstrahl, der durch ein Prisma d. h. durch ein dreiseitig geschliffenes Glas geht; daher zeigt auch

der

der Regenbogen dieselbe Ordnung der Farben, wie bei dem Versuche mit dem Prisma: die violette Farbe ist unten, an der innern Seite des Bogens, die rothe oben, nach außen. Der zweite Bogen, der sich über dem ersten in einiger Entfernung davon zeigt, ist nur eine Abspiegelung des ersten, daher erscheinen hier die Farben blasser und in umgekehrter Ordnung, das Violet oben, das Roth unten. Da der Regenbogen nur durch die Stellung des Auges zwischen der Sonne und der Regenwolke entsteht, so sieht ein Jeder, von jedem Standpunkte aus, einen verschiedenen Regenbogen. — Das Gewitter ist ein ganz elektrisches Phänomen, und es ist leicht, mit dem nöthigen elektrischen Apparat die vorzüglichsten Erscheinungen des Gewitters im Kleinen nachzuahmen; aber die Erklärung dieser Erscheinungen kann hier nicht gegeben werden, weil sie nur denen verständlich wäre, die schon mit der Natur und den Wirkungen der Elektrizität bekannt sind. Der Blitz, der dadurch entstehende Donner und das zugleich entstehende Wasser, daher der sich jedesmal nach einem Schlage verstärkende Regen, sind die wesentlichen Erscheinungen des Gewitters. Der Donner hat gewöhnlich einen rollenden Schall, welches größtentheils von dem Zurückgeworfenwerden des Schalles von der Erde und vielleicht von den Wolken selbst entsteht. Nicht alle Blitze fahren auf die Erde herab, viele schlagen nach oben oder seitwärts von einer Wolke zur andern. Das Zünden des Blitzes hängt ganz von der Beschaffenheit der Körper ab, die er trifft, ob sie leicht entzündlich sind, oder nicht: sogenannte kalte Schläge sind daher ein bloßes Volks-Vorurtheil. Der Blitz, wie die Elektrizität überhaupt, wird von einigen Substanzen, vorzüglich Metallen, angezogen und fortgeleitet. An diesen fährt er meistens ohne ihnen zu schaden herab, oder schmilzt sie auch wohl, wenn sie dünn sind. Andre Substanzen, als trocknes Holz, Glas, Seide 2c., leiten die Elektrizität nicht, und werden vom Blitze, wenn er sie trifft, zertrümmert oder entzündet. Hierauf beruht die Erfindung der Blitzableiter oder Gewitterableiter, welche Franklin, ein Nord-Amerikaner, geboren 1706, gestorben 1790, im Jahre 1749 gemacht hat. Der Blitzableiter ist eine metallene Stange, welche über das Dach eines Gebäudes hervorragen muß, und welche am Gebäude herunter bis in die Erde geleitet wird. Es ist wichtig, daß der Blitzableiter nicht irgendwo unterbrochen sey, weil sonst der Blitz leicht davon abspringen und dem Gebäude nur um so gefährlicher werden könnte. Wird ein damit versehenes Gebäude vom Blitze getroffen, so fährt er ohne es zu beschädigen an der Stange hinab in den Erdboden.

Das Wetterleuchten ist eine schwächere elektrische Entladung, wobei kein Funken, also kein Blitz und eben so wenig Donner entsteht, es ist ein sich zerstreuender Blitz. In unsern Gegenden macht diese Erscheinung gewöhnlich den Schluß bedeu-

tender Gewitter; in den Aequatorialgegenden ist sie überaus häufig und zeigt sich oft mehrere Wochen hinter einander die ganze Nacht hindurch. Das Wetterleuchten scheint für jene Gegenden das zu seyn, was die Nordlichter für die Polarländer.

Elektrizität und Galvanismus.

Es ist in dem Bisherigen zu oft von elektrischen Phänomenen die Rede gewesen, als daß hier nicht wenigstens die wichtigsten Erscheinungen der Elektrizität angedeutet werden müßten. Mehrere Körper wenn sie gerieben, andre wenn sie mäßig erwärmt werden, ziehen andre leichtere Körper, als Asche, kleine Stückchen Papier u. s. w. an; stoßen sie aber bald wieder zurück, leuchten im Dunkeln an ihrer Oberfläche, oder geben selbst Funken von sich, wenn man eine Fingerspitze ihnen nahe bringt. Schon die Alten wußten, daß der geriebene Bernstein leichte Körper anziehe und abstoße, und da sie den Bernstein Elektron nannten, so hat man allen Erscheinungen dieser Art den Namen elektrischer gegeben, und von solchen geriebenen oder erwärmten Körpern sagt man, sie seyen elektrisirt. Es lag aber überhaupt nicht in der Art und Bildung der Alten, sich viel mit der Erforschung der Natur abzugeben; so blieb denn auch die Kenntniß dieser gering scheinenden Naturwirkungen unbeachtet, bis es dem, besonders im 17ten Jahrhundert wieder erwachten und in unsern Tagen so mächtig ausgebildeten Sinne für die Erforschung der Gesetze der Naturerscheinungen gelang, aus diesen unbedeutenden Beobachtungen die ganze jetzt so höchst wichtig gewordene Lehre von der Elektrizität zu entwickeln. Die Männer, welche sich durch ihre Beobachtungen über diesen Theil der Naturkunde die größten Verdienste erworben haben, sind, unter den Deutschen zuerst Otto v. Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, und in neuerer Zeit Lichtenberg in Göttingen; der berühmteste aber ist Franklin, der Erfinder der Blitzableiter. Ihren und vieler andrer verdienten Männer vereinten Bemühungen verdanken wir folgende wesentliche Resultate: Alle Körper theilen sich in Hinsicht auf die Elektrizität in 2 Hauptklassen, a) solche, in welchen durch Reibung ein hoher Grad von Elektrizität erzeugt wird, und die man daher idioelektrische, d. h. selbstelektrische nennt, und b) solche, welche entweder gar keiner oder nur einer sehr geringen Erregung durch Reiben fähig sind, dafür aber, wenn sie mit elektrisirten Körpern in Berührung kommen, die Elektrizität begierig aufnehmen: man nennt sie daher Leiter oder Elektrizität leitende Körper. Zu den ersten gehören vorzüglich Glas, alle Edelsteine, alle Arten von Harz, Seide, Wolle u. s. w.; zu den Leitern gehören ganz vorzüglich die Metalle, ferner Wasser und alles Feuchte, wie im Gegentheil alles Trockne der Erregbarkeit günstig ist, so daß trockne Luft idioelektrisch, feuchte Luft hingegen

ein Leiter wird. Weil nun die idioelektrischen Körper nicht leiten, so kann man einen leitenden Körper, dem Elektrizität mitgetheilt worden ist, zwingen, diese zu bewahren, wenn man ihn mit idioelektrischen Körpern umgiebt, und man nennt ihn in diesem Zustande isolirt, weil er von den übrigen leitenden Substanzen abgeschlossen ist und genöthigt, die empfangene Elektrizität zu bewahren, also ein an seidenen Fäden aufgehängtes, oder auf Glas oder einem mit gläsernen Füßen versehenen Stuhl ruhendes elektrisirtes Stück Metall ist isolirt; nähert man diesem einen andern Leiter, so entladet sich der erste auf einmal durch einen Funken, der zwischen beiden Körpern entsteht, ohne daß man wegen der großen Geschwindigkeit der Erscheinung sagen könnte, von welchem der beiden Körper er ausfährt. Dieser Funke, wenn er stark genug ist, schlägt auch wohl ein Loch durch ein zwischen beiden Leitern gehaltenes Stück Papier, aber dies Loch zeigt auf jeder Seite umgebogene Ränder, so daß man auch hieraus nicht die Richtung des Funkens beobachten kann. Es scheint also, als ob die Thätigkeit von beiden zugleich ausgehe. Dieser Funke ist übrigens nichts anders als ein Blitz im Kleinen, er zündet Schießpulver, Naphtha und andre leicht verbrennliche Substanzen an, er tödtet kleinere Thiere, und zeigt auch bei einer sehr verstärkten Entladung alle übrige Erscheinungen des Blitzes, den Strahl und das Schlängelnde. — Bringt man einem elektrisirten Körper eine kleine, an einem seidenen Faden hängende Korkkugel nahe, so wird sie zuerst angezogen, bald aber wieder abgestoßen, und nun nicht wieder angezogen; sie flieht vielmehr vor dem elektrisirten Körper. Dies erregte Aufmerksamkeit, und bald bemerkte man, daß beim Reiben eines idioelektrischen Körpers nicht bloß dieser, sondern auch das Reibzeug, d. h. der Körper, womit man den erstern gerieben, elektrisch würde, und daß das, von dem ersten angezogene, dann wieder abgestoßene Kügelchen von dem Reibzeuge angezogen, von diesem aber nach einiger Zeit wieder abgestoßen aufs neue von dem ersten Körper angezogen würde. Hieraus ergab sich eine doppelte Erscheinung der Elektrizität, die man, gewiß viel zu willkührlich, für zwei verschiedene elektrische Materien ansah, besser aber, weil dadurch jeder Streit über die geheimnißvolle Natur der Erscheinung vermieden wurde, bald positive und negative Elektrizität, oder **+ E (plus E)** und **— E (minus E)** nannte; bald, weil man bemerkte, daß in den meisten Fällen das geriebene Glas + E, das geriebene Harz hingegen — E gab, die eine auch wohl die Glas-Elektrizität, die andre die Harz-Elektrizität nannte; und es ergab sich das Gesetz: Gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich einander ab, ungleichnamige ziehen sich an. Ein ganz ähnliches Gesetz zeigte sich uns vorhin, als (S. 24 f.) vom Magnete die Rede war. In der äußern Erscheinung unterscheiden sich beide theils durch eine etwas verschiedene Empfindung, welche beider Funken auf den

menschlichen Körper hervorbringt, theils dadurch, daß, wenn man einen zugespitzten Leiter einem + E haltenden Körper nähert, sich an der Spitze ein leuchtendes Kügelchen, bei einem — E haltenden Körper hingegen ein nach der Spitze des Leiters zugekehrter Strahlenbüschel zeigt. Aus der nemlichen Ursache entstehen die Flämmchen, welche sich oft auf der Spitze der Masten, oder an den Enden der Segelstangen zeigen, und von den Alten Castor und Pollux, von den Neueren St. Elms-Feuer genannt werden: die Spitzen der Gewitterableiter und der Kirchthürme zeigen oft die nemliche Erscheinung. Ueberhaupt aber erregt jeder elektrisirte Körper in allen in seiner Nähe befindlichen Körpern die entgegengesetzte Elektrizität, und beide finden ihre Vereinigung bei größerer Nähe in dem beiden angehörenden Funken. Bei einer geringern Annäherung des menschlichen an einen elektrisirten Körper entsteht auf der Haut ein Gefühl, als ob Spinneweben darauf lägen, welches durch die zusammengezogenen und daher sich sträubenden kleinen Härchen hervorgebracht wird; auch giebt ein stark elektrisirter Körper einen eigenthümlichen Geruch von sich. — Alle elektrische Erscheinungen hervorzurufen und deutlich zu machen, dient die Elektrisirmaschine, welche gewöhnlich auf folgende Art eingerichtet wird. Ein gläserner Cylinder, oder eine oder mehrere runde Glasscheiben, werden vermittelst einer Kurbel um ihre Axe gedreht; unter dem Cylinder oder zu beiden Seiten der Scheiben sind mit Haaren ausgestopfte und mit Leder oder Wachstaffet überzogene Kissen angebracht, die man auch wohl von Zeit zu Zeit mit einem Amalgam (einer Mischung) von Quecksilber, Zinn, Zink und etwas Kreide schwach bestreicht, und an welche das Glas bei seiner Drehung stark gerieben wird. Durch diese Reibung wird das Glas elektrisch. Vor der Maschine und dicht an dem Cylinder oder den Scheiben steht auf einem gläsernen Fuße ein langer, an beiden Enden verschlossener und abgerundeter Cylinder, gewöhnlich von Blech oder von Pappe mit einem dünnen Metall-Ueberzuge: dies ist der Leiter oder Conductor; er nimmt die in dem Glase erregte Elektrizität auf, und da er isolirt ist, so erhält man aus ihm die stärksten Funken, wenn man einen leitenden Körper in seine Nähe bringt. — Um die Anwesenheit der Elektrizität und die Stärke derselben zu erfahren, bedient man sich eines Instruments, welches Elektrometer, oder Elektrizitäts-Messer genannt wird. Gewöhnlich besteht es aus zwei leichten Kügelchen, etwa von Holundermark, die an 2 sich vereinigenden Fäden hängen, oder auch aus zwei sich berührenden und an einem Ende aufgehängten Streifen sogenannten Goldschaums, welche, sobald man sie mit einem auch nur schwach elektrisirten Körper in Berührung bringt, einander fliehen, wie zwei auseinanderfahrende Pendel, und durch den Winkel ihres Auseinandergehens die Stärke der anwesenden Elektrizität anzeigen. Andre zu elektrischen Versuchen dienende Instrumente, als die Leid-

ner Flasche, das Elektrophor und der Condensator, können in einem Elementarwerke, wie dieses, nicht füglich erklärt werden. — Bisher war nur von der Elektrizität die Rede, welche durch Reiben gewisser Körper erregt wird. Seit etwa 40 Jahren hat man aber andre Erscheinungen beobachtet, die, obwohl auf einem ganz verschiedenen Wege entstanden, doch mit der Elektrizität eine so innige Verwandtschaft zeigen, daß viele Naturkundige sie für völlig gleicher Art mit der Elektrizität halten. Man hat nemlich gefunden, daß, wenn man mehrere Platten leitender Substanzen, besonders Metalle, in einer gewissen Ordnung über einander legt, sich alle Erscheinungen zeigten, die man sonst nur durch Reibung der idioelektrischen Substanzen erhielt. Man nimmt z. B. Platten von Kupfer und von Zink, dazu Pappscheiben von gleicher Größe, die man mit Wasser oder noch besser mit einer Salzauflösung anfeuchtet, und legt sie in folgender Ordnung über einander: Kupfer, Zink, Pappe, dann wieder Kupfer, Zink, Pappe u. s. w. Ueberhaupt ist die Ordnung gleichgültig, nur müssen immer 2 Metallplatten und zwar immer in derselben Ordnung sich berühren. Berührt man nun, am besten mit angefeuchteten Fingern, mit der einen Hand die unterste, mit der andern die oberste Platte, so empfindet man, nach den Umständen, einen stärkern oder gelindern elektrischen Schlag, den man durch Arme und Brust fühlt. Die Stärke der Wirkung hängt theils von der Zahl der Platten, mehr aber noch von der Größe derselben ab. Befestigt man an der obern und an der untern Platte einen Draht und nähert die Drähte einander, so erfolgt der Funke und noch manche andre Erscheinungen, die dieser Art der Elektrizität eigenthümlich sind. Eine solche Anhäufung von Platten heißt eine G a l v a n i s c h e oder V o l t a i s c h e S ä u l e, auch G a l v a n i s c h e B a t t e r i e; die Erscheinungen aber, welche man auf diese Weise hervorruft, werden G a l v a n i s m u s genannt, von den Namen zweier italiänischen Gelehrten, G a l v a n i, Professor zu Bologna, welcher diese Art der Elektrizität entdeckt, und V o l t a, welcher die Säule erfunden hat. — Beides, die Elektrizität und den Galvanismus, hat man, bis jetzt aber noch mit unsicherm Erfolge, in verschiedenen Krankheiten als Heilmittel angewendet. — Elektrizität und Galvanismus spielen in allen Phänomenen der Natur eine wichtige Rolle. Von der Atmosphäre ist schon bemerkt, daß die meisten Erscheinungen, welche sie darbietet, elektrischer Natur sind, so das Gewitter, die Nordlichter, die Wolkenbildung, der Hagel; von andern, als den Winden, ist es wenigstens wahrscheinlich, daß die Elektrizität auch einigen Antheil an ihrem Entstehen habe. Der Galvanismus scheint mehr der Erdmasse anzugehören; seine Wirkungen sind aber in dieser Hinsicht noch zu wenig erforscht, und man kann nur sagen, daß es wahrscheinlich ist, daß er bedeutenden Antheil habe an den Erd-

beben, Erdbränden, an der Bildung mineralischer, besonders heißer Quellen, und überhaupt wohl an dem Gedeihen der Vegetation.

II. Das Wasser.

Das Meer.

Das Wasser, welches den größten Theil der Erdoberfläche bedeckt, zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Arten: das Seewasser und das süße Wasser; aus letzterm bestehen die meisten Quellen, Bäche, Flüsse rc. des festen Landes. Die ungeheure Wassermasse, welche alle Theile des festen Landes umgiebt, heißt der Ocean, das Weltmeer, die offenbare See; sie nimmt über $^2/_3$ der ganzen Oberfläche der Erde ein; von mehr als 9 Millionen □ M. der Erdoberfläche kommen mehr als 6 auf den Ocean. Der Boden des Meers ist nichts als eine Fortsetzung des festen Landes und zeigt eben solche Abwechselungen von Höhen und Tiefen wie das feste Land, daher ist die Tiefe des Meers sehr verschieden: an einigen Stellen mag sie beinahe eine Meile betragen; an den Küsten richtet sich die Tiefe des Meers nach der Beschaffenheit derselben, und ist bedeutend, wo Gebirge schroff nach dem Meere abfallen; das Meer ist seicht an Stellen, wo eine flache Küste sich nur unmerklich erhebt. Eben so ist der Meeres-Grund bald felsig, bald sandig, bald weich und schlammig. Die Farbe des Meerwassers ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden, doch ist es überall im Kleinen, z. B. in einem Glase, farblos. Die gewöhnlichste Farbe des Meers ist blaulichgrün, meergrün, dunkler wo es sehr tief, lichter wo es seichter ist. Indeß wird diese Farbe durch die Beschaffenheit des Bodens, der Gewächse, und vielleicht der Thiere, die sich darin aufhalten, in manchen Gegenden verändert. In dem Meerbusen von Californien ist das Meer röthlich, daher nennen es die Spanier mar vermejo; an andern Orten zeigt es eine schöne grüne, an andern eine braune, eine gelbliche Farbe. An einigen Stellen des mexikanischen Meerbusens ist das Meerwasser so durchsichtig, daß man vom Schiffe aus die auf dem Boden wachsenden Kräuter deutlich wahrnimmt, und über einer Wiese in der Luft zu schweben meint. — Oft leuchtet das Meer bei der Nacht, entweder so, daß seine ganze Oberfläche von einem phosphorartigen Lichte strahlt, oder so, daß nur das Wasser um das Schiff, vorzüglich aber in der Furche leuchtet, welche das Schiff durch seine Bewegung zieht. Dies Leuchten ist theils elektrischen Ursprungs, theils entsteht es durch eine unendliche Menge kleiner gallertartiger Thiere, welche den Ocean bevölkern.

Das Seewasser hat einen salzigen und bittern Geschmack, welcher es ganz ungenießbar, ja der Gesundheit gefährlich macht.

Es enthält Kochsalz und etwas Bittersalz. Deshalb ist es auch etwas schwerer als das süße Wasser, vermag größere Lasten zu tragen und gefriert schwerer. Der Salzgehalt und daher der widerliche Geschmack des Meerwassers ist nicht gleich in allen Theilen des Oceans; er soll in den Aequatorialgegenden stärker als in den nördlichen, in der Tiefe stärker als an der Oberfläche seyn. Am schwächsten ist der Salzgehalt in den eingeschlossenen kleineren Meeren, vorzüglich in der Ostsee; wenn ein Pfund Seewasser des großen Oceans 2 Loth Salz enthält, so findet sich darin nur $1/2$ Loth in der Ostsee: dieser Umstand ist den Schiffen, die beständig in der Ostsee, besonders an der Mündung großer Ströme, wie etwa in dem Hafen von Petersburg liegen, sehr nachtheilig, weil das Holz in süßerm Wasser schneller fault, als in salzigerm. — An vielen Orten benutzt man das Seewasser, um Salz daraus zu bereiten: dies geschieht entweder durch künstliche Abdunstung des Wassers, oder, in südlichen Ländern, wie in Spanien, so daß man das Seewasser in flache Kanäle und Behälter leitet, wo die Sonnenhitze das Wasser verdunsten läßt. Dies Salz, Boysalz genannt, ist zwar schärfer, aber nie so weiß, als das gewöhnliche Kochsalz. — Die Ungenießbarkeit des Seewassers nöthigt alle Schiffe, die den Ocean befahren, sich mit bedeutenden Vorräthen süßen Wassers zu versehen, welches am besten in hölzernen, inwendig verkohlten Fässern gegen die Fäulniß verwahrt wird. Trotz dem entsteht auf langen Seereisen oft genug ein schrecklicher Wassermangel, und man hat daher schon längst, aber vergeblich, auf ein leichtes Mittel gesonnen, das Seewasser trinkbar zu machen. Durch Destilliren und Gefrieren wird zwar das Seewasser genießbar, beides aber ist, aus leicht begreiflichen Gründen, auf Schiffen nicht immer anwendbar oder nicht zureichend.

Wenn das Meer völlig ruhig ist, so bietet es eine vollkommene Spiegelfläche dar; sobald aber der Wind sich erhebt, so wird das Wasser in Bewegung gesetzt, und es entstehen Wellen, d. h. pendelartige, bald senkrechte, bald mehr oder weniger fortschreitende Bewegungen des Wassers, wie man dies im Kleinen auf jedem Fluß und jedem Teiche bei heftigem Winde wahrnimmt. Die einfachen Wellen des Meers sind selten über 6 Fuß hoch; treffen aber, bei sich durchkreuzenden Winden, mehrere Wellen gegen einander, so thürmen sie sich oft zu einer zehnfach größern Höhe auf. Die Bewegung des Wassers beim Wellenschlagen erstreckt sich nur wenig in die Tiefe; nach Aussage der Taucher nicht über 15 Fuß, im größten Sturme nicht über 90 Fuß. Auf dem Ocean sind die Wellen meist sehr lang; auf eingeschlossenen Meeren, wie in der Ostsee, kürzer, sich durchkreuzender und daher auch den Schiffen gefährlicher, wenn gleich sie nicht so hoch gehen. Schlagen die Wellen gegen ein steiles, felsiges Ufer, so brechen sie sich mit entsetzlicher Gewalt; eine solche Stelle heißt eine Brandung: auf Sand-

bänken und seichten Stellen des Meers schieben sich die Wellen über einander und bilden eine oft **10** bis **12** F. hohe sogenannte Wasserwand (franz. barre).

Ebbe und Fluth.

Außer diesen zufälligen Bewegungen hat das Meer eine sehr merkwürdige regelmäßige Bewegung: die Ebbe und Fluth. Zweimal des Tages steigt nemlich das Wasser an den Ufern während ohngefähr 6 St., das ist die Fluthzeit, und fällt eben so zweimal, welches die Zeit der Ebbe ist. Doch ist dies Steigen und Fallen an verschiedenen Orten und an demselben Orte zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Es ist nemlich ausgemacht, daß Ebbe und Fluth von der Einwirkung des Mondes auf die Erde veranlaßt werden. Beide Weltkörper ziehen einander an, und der flüssige Theil der Erde, das Wasser, folgt diesem Zuge etwas, es wird vom Monde angezogen, d. h. es strömt also nach den Gegenden hin, über welchen der Mond sich eben befindet; hört diese Anziehung auf, so sinkt das Wasser wieder zurück. Daher kommt es, daß an jedem Orte dann die erste Fluth eintritt, wenn der Mond sich im Meridian dieses Ortes befindet; die zweite, wenn der Mond die entgegengesetzte Seite des Meridians erreicht hat. Ferner wird die Erde und folglich das Wasser nicht allein vom Monde, sondern auch von der Sonne angezogen, daher sind die Fluthen am stärksten, wenn beide Weltkörper zusammenwirken, welches beim Neumonde und Vollmonde der Fall ist (s. Fig. 3.), am schwächsten, wenn ihre Wirkungen sich kreuzen, wie im ersten und letzten Viertel. Jedoch ist zu merken, daß diese Wirkung des Mondes, wie bei vielen andern Naturerscheinungen, nicht mit dem höchsten Stande des Mondes im Meridian zusammenfällt, sondern etwa 2 Stunden später, und die stärksten Fluthen, oder Springfluthen, nicht am Tage des Neu- oder Vollmondes, sondern 2 oder 3 Tage nachher eintreten. (Eben so tritt die größte Hitze am Tage gewöhnlich erst 2 – 3 St. nach Mittag ein, die stärkste Sommerwärme ist nicht um die Zeit des längsten Tages, sondern mehrere Wochen später; eben so mit der Kälte.) Oertliche Verhältnisse und Lage der Küsten haben jedoch einen bedeutenden Einfluß auf diese Erscheinung. Im großen freien Ocean sind Ebbe und Fluth nicht so bedeutend, als an manchen Ufern engerer Meere; am Vorgebirge der guten Hoffnung steigt und fällt das Meer nur etwa um 3 Fuß; an den Küsten von Bretagne in Frankreich hingegen erreichen die stärksten Springfluthen oft eine Höhe von 40 bis 50 Fuß. In eingeschlossenen Meeren sind Ebbe und Fluth wenig oder gar nicht zu bemerken; nur in einigen Gegenden steigt und fällt das mittelländische Meer um einige Zoll; in der Ostsee ist gar nichts davon zu spüren.

Das Meer bildet in manchen Gegenden **Strömungen**, in welchen es gleich dem Wasser eines mächtigen Flusses fließt. So zieht sich eine solche Strömung von der N. W. Küste Afrika's westlich nach dem mexikanischen Meerbusen zu. Hier theilt sich der Strom, ein schwächerer Arm zieht sich südlich an der Küste von Brasilien hinab und wendet sich zuletzt wieder nach O. Ein mächtigerer Arm dieser Strömung umkreist in nördlicher Richtung die Küste des mexikanischen Meerbusens und fließt, unter dem Namen **Golf-Strom** bekannt, 80 Meilen breit an den N. Amerikanischen Küsten entlang bis Neu-Foundland, wo er sich südöstlich wieder nach den Azoren und seinem Ursprung zu wendet. Man hat berechnet, daß diese Strömung zu ihrem Kreislauf beinahe 3 Jahre braucht. Von der Westküste Süd-Amerika's geht eine ähnliche Strömung nach Asien und Neu-Holland hinüber. In Meer-Engen, z. B. bei Gibraltar, giebt es doppelte Strömungen, eine obere und eine untere, welche in entgegengesetzter Richtung fließen; bei Gibraltar geht die obere nach O., die untere nach W.

Wo zwei Strömungen einander begegnen, oder wo eine Strömung durch Felsen und Inseln gebrochen wird, entsteht eine drehende Bewegung des Wassers, welche man einen **Wirbel** oder **Strudel** nennt. Der berühmteste dieser Art ist der **Mal-** oder **Moskö-Strom** an der Küste von Norwegen unter dem 68° der Breite; durch Ebbe und Fluth wird das Wasser 6 Stunden in einer und 6 Stunden in einer andern Richtung gedreht. In den ältesten Sagen ist der Strudel der Charybdis in der Meerenge von Sizilien berühmt; noch jetzt ist daselbst eine Stelle, wo das Wasser beständig wallet und brauset; indessen ist es kein wahrer Wirbel und keine Gefahr für Schiffe vorhanden.

Einzelne Theile des Meeres führen, nach ihrer Beschaffenheit, verschiedene Namen. Da, wo das Meer tief in das Land eindringt, entstehen **Meerbusen** oder **Golfe**; kleinere Meerräume dieser Art heißen **Baien** und **Buchten**. Noch kleinere von der Natur oder Kunst hervorgebrachte Busen, worin Schiffe vor den Winden geschützt liegen, nennt man **Häfen**; weniger verschlossene und gesicherte, gegen das Meer ganz offene Räume der Art, **Rheden**. Die Stellen, wo das Meer zwischen zwei nahen Küsten fließt, werden **Meerengen**, **Kanäle**, **Straßen**, **Sunde** genannt.

Man hat oft die Frage aufgeworfen: ob das Meer abnehme, oder nicht? und als Beweise für die Abnahme folgende Thatsachen angeführt. Im mittelländischen Meere sind mehrere Punkte, wo das Meer sichtbar zurückgetreten ist. Homer kennt den untern Theil Aegyptens nicht; die Insel Pharos, jetzt eine der Nilmündungen, liegt ihm eine Tagereise vom Lande; folglich ist dieser fruchtbarste Theil Aegyptens erst durch Anspülung des Nilschlammes entstanden. Der Ort Aigues mortes, wo Ludwig IX. sich zum

Kreuzzuge 1248 einschiffte, liegt jetzt eine Stunde weit vom Ufer, eben so mehrere Thürme in Italien, die ehemals hart am Meeresufer gestanden. Das nemliche zeigt sich in der Ostsee, wo Kanäle zwischen den Inseln im bothnischen Meerbusen noch seit Menschengedenken von größeren Schiffen befahren wurden, jetzt aber nur noch für kleinere Fahrzeuge Tiefe genug haben. Doch würde dies alles nicht entscheiden, weil es nur in den kleineren, eingeschlossenen Meeren Statt zu finden scheint. Der entscheidendste Beweis aber für die Abnahme des Meers ist der, daß das Meer nicht zunimmt. Bedenkt man nemlich, welche ungeheure Massen Sand, Schlamm ꝛc. in jedem Augenblick dem Meere durch unzählige Ströme zugeführt werden, und daß dennoch keine Zunahme sich zeigt, so kann man sich dies nicht anders erklären, als daß die Wassermasse auf Erden in einer Abnahme begriffen sey; womit aber keinesweges gesagt seyn soll, daß dies eine beständige sey, indem es gar wohl möglich ist, daß nach Ablauf einer ungeheuern Zeitperiode abermals eine eben so lange Zunahme des Wassers eintreten kann. Aehnliche schon bekannte größere Perioden, wie der Wechsel der Abweichung der Magnetnadel, die Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik u. s. w., geben uns das Recht zu solchen Vermuthungen.

Das Meer ist ungeheuer bevölkert, es enthält vielleicht mehr organische Wesen als das feste Land. Der Boden desselben ist mit Pflanzen und Thieren bedeckt, wovon uns gewiß noch viele gänzlich unbekannt sind, weil sie nur in einer Tiefe leben, die der Mensch noch nicht erreicht. Will man sich eine Vorstellung machen von der Menge der Fische, die der Ocean enthält, so denke man nur an die alljährlich eintretenden Züge der Heeringe, die, aus dem nördlichen Eismeer kommend, die See zwischen Amerika, England und Norwegen gleichsam bedecken. Beinahe eben so unermeßlich ist die Menge der Lachse, Kabliaue und andrer ähnlichen Fische, die zu gewissen Jahrszeiten theils die Mündungen der Flüsse aufsuchen, theils überhaupt von Norden nach Süden ziehen. Man denke ferner an die unendliche Menge gallertartiger Thiere, Mollusken, Medusen u. s. w., welche oft ganze Buchten anfüllen und die Luft bei ihrer Verwesung verpesten; an die unendliche Menge kleinerer Thiere, welche oft Meilen weit dem Meere einen leuchtenden Glanz mittheilen. Man denke endlich an die unendliche Menge größerer Fische, deren Gefräßigkeit, wie die des Hayfisches, alle Vorstellung übersteigt, und die doch diese Bevölkerung nicht zu vermindern im Stande ist. Ja, nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß das ganze Meer als eine Auflösung thierischer Substanzen zu betrachten sey und das Leuchten desselben zum Theil daraus erklärt.

Zu den merkwürdigsten Bewohnern des Meers gehören die **Corallen.** Dieses gallertartige Thier scheidet eine hornartige

Substanz ab, in Gestalt feiner Röhren, in welchen das Thier lebt; aber immer nur an den oberen Enden der Röhren, welche immerfort zunehmen und sich weiter verzweigen; die unteren abgestorbenen Theile sind vollkommen kalkartig verhärtet. Die Corallen setzen sich an den Boden des Meers, an einzelne Felsen, Sandbänke u. s. w. an. Diese Thiere sind, besonders in den südlichen Meeren, so unendlich häufig, ihr Bau wächst so schnell an, daß sie in kurzer Zeit große Räume erfüllen. So sind viele Inseln nichts anders als abgestorbene Corallen-Felsen; so bilden die Corallen höchst gefährliche Bänke oder Riffe, deren zackige, scharfe Wände den Schiffen verderblich sind. Ihr Bau geht so schnell, daß oft in 3/4 Jahren die Reste versunkener Schiffe ganz damit bedeckt werden, und ehemals vortreffliche Häfen, wie der von Bantam in Ostindien, durch sie angefüllt und unbrauchbar gemacht worden sind. Man fischt die Corallen, d. h. man sucht von den oberen, noch nicht zu eng und zu einer felsigen Masse verschlungenen Corallenzacken einige abzubrechen, die man nachher als Zierathe verarbeitet; sie sind gewöhnlich von einer rothen oder bräunlichen Farbe, doch giebt es auch weiße, grünliche und graue.

Die Bewegung des Meers und das dadurch veranlaßte Schwanken des Schiffes verursacht denen, welche sich zum ersten Mal auf der See befinden, eine eigenthümliche Krankheit, die Seekrankheit, die zwar heftiges Uebelbefinden und Erbrechen verursacht, übrigens aber nicht gefährlich ist. Bei einigen Menschen hält sie länger an als bei andern, alle aber genesen davon, sobald sie nur das feste Land wieder betreten. Einmal überstanden, kehrt sie bei denen, welche häufig die See befahren, nicht leicht wieder. Ganz andrer und gefährlicher Art ist eine Krankheit, der ebenfalls die Seefahrer ausgesetzt sind, der Skorbut oder Scharbock. Die davon Befallenen empfinden große Schmerzen in allen Gliedern, die Glieder schwellen an und verlieren die Bewegung, das Zahnfleisch entzündet sich, die Zähne fallen aus, und wenn nicht baldige Hülfe geleistet wird, so endet nur der Tod die Leiden. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Seeluft, vorzüglich aber der Genuß eingesalzener Speisen, die Entbehrung des frischen Fleisches und frischer Gemüse, Unreinlichkeit und verdorbene Luft in den inneren Schiffsräumen, endlich die oft üble Beschaffenheit des Trinkwassers auf langen Reisen, sind die Ursachen dieser Krankheit. Ruhe auf dem festen Lande, frisches Gemüse, gutes Wasser und eine gesundere Luft stellen in der Regel die Kranken wieder her. In neueren Zeiten ist es gelungen, durch mancherlei Vorsichtsmaßregeln, vorzüglich durch den Genuß von Sauerkohl und mehr Sorge für Reinlichkeit, diese Krankheit viel seltener zu machen. Der neueste Weltumsegler Krusenstiern hat auch nicht Einen Mann durch Krankheit auf der ganzen Reise verloren.

Süßes Wasser.

Das gewöhnliche trinkbare Wasser, aus welchem die meisten Quellen und Flüsse des festen Landes bestehen, wird im Gegensatz zum Seewasser auch süßes Wasser genannt. Es ist wie alles Wasser in einer fortwährenden Verdunstung begriffen. Das in die Atmosphäre aufgenommene Wasser fällt als Regen, Schnee, Thau ꝛc. wieder herab und speist die Quellen und Flüsse. Diese Verdunstung ist so bedeutend, daß das Seewasser im Sommer in 12 Stunden $^1/_{10}$ Zoll seiner Höhe verliert, und das überall auf die Erde fallende Wasser würde, wenn es sich nicht verliefe und wieder verdunstete, in einem Jahre den ganzen Erdball etwa 28 Zoll hoch bedecken. Diese ungeheure Menge des aus der Atmosphäre abgeschiedenen Wassers wird theils von der Erde und den Pflanzen eingesogen, theils sammelt es sich, vorzüglich in den Gebirgen, woraus die Quellen hauptsächlich entspringen. Die ganze obere Erdrinde ist vom Wasser durchdrungen; überall, wo man in eine gewisse Tiefe gräbt, findet man Wasser, und das Innere aller Gebirge wird von Wasser durchrieselt. So bricht es irgendwo zu Tage aus, und eine solche Stelle heißt eine Quelle; mehrere Quellen, die sich vereinigen, bilden einen Bach; mehrere Bäche einen Fluß; mehrere Flüsse einen Strom. Sammelt sich das Wasser irgendwo auf der Oberfläche der Erde in einem kleinern oder größern Becken, so entstehen Teiche, Weiher, Seen, mit, auch ohne weitern Abfluß. Alle größere Flüsse entspringen in Gebirgen, besonders da, wo die Gipfel der mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge unendliche Vorräthe von Wasser bewahren. Von seiner Quelle an läuft der Fluß immer abwärts nach niedrigeren Gegenden zu; die Neigung des Erdbodens, worauf der Fluß läuft, heißt sein Gefälle und bestimmt natürlich seinen schnellern oder langsamern Lauf. Die Vertiefung des Bodens, in welcher der Fluß läuft, heißt sein Bett, das Fluß- oder Strombett; die Stelle, wo er sich in einen andern Fluß, einen See oder ins Meer ergießt, seine Mündung. Alle Länder, von welchen alles Wasser sich in Einen Fluß ergießt, bilden das Gebiet dieses Flusses; die hydrographischen Charten stellen gewöhnlich durch verschiedene Illumination die Flußgebiete der verschiedenen Flüsse auf. Flüsse, welche nach einem kurzen Laufe sich unmittelbar ins Meer ergießen, werden Küstenflüsse genannt; solche aber, welche sich im Sande verlieren, ohne das Meer zu erreichen, Steppenflüsse. — Zuweilen trifft ein Fluß in seinem Laufe auf Stellen, wo Felsen einen schroffen Abhang bilden, von welchem das Wasser dann mit großer Gewalt hinabstürzt; solche Stellen werden Wasserfälle oder Katarakten genannt. Einer der berühmtesten in Europa ist der Rheinfall beim Dorfe Laufen, unweit Schafhausen in der Schweiz, wo der Rhein über einige 70 Fuß

hohe Felsen hinabstürzt. In den Pyrenäen ist eine Stelle, wo am Berge Marboré 10 bis 12 Gießbäche von einem Felsen-Amphitheater von mehr als 1000 Fuß Höhe herabstürzen. Der bedeutendste von allen bis jetzt bekannten Wasserfällen ist indeß der des Niagara in Nordamerika, zwischen den Seen Erie und Ontario. Der ungeheure Fluß stürzt hier in 2 Armen, zwischen denen er eine Insel bildet, eine Höhe von 140 — 160 Fuß herab; die Breite des einen Armes beträgt 1050, die des andern 1800 Fuß. Den Donner des fallenden Stromes hört man bei stillem Wetter mehrere Meilen weit.

Die meisten Quellen fließen beständig, nur daß häufiger Regen oder große Dürre einigen Einfluß auf ihre Reichhaltigkeit hat. Es giebt aber auch Quellen, die nur periodisch fließen, d. h. zu gewissen Zeiten ausbleiben und dann wieder erscheinen; geschieht diese Abwechselung häufig, etwa zu gewissen Stunden des Tages, so heißen die Quellen intermittirende, aussetzende oder periodische. Eben so giebt es Seen, deren Wasser sich zuweilen verläuft und nach einiger Zeit wieder erscheint, so der Zirknitzer See in Oestreich, der Hungersee im Mannsfeldischen; doch wird das Räthselhafte dieser Erscheinungen gewöhnlich sehr übertrieben. Manche Quellen treiben ihr Wasser gleich einem Springbrunnen in die Luft, man nennt sie im Allgemeinen Sprudel, und die Natur hat an solchen Orten alsdann das nemliche gethan, was man bei der Anlage künstlicher Springbrunnen beobachtet, d. h. daß man das Wasser von einer Höhe herabfließen läßt, bis zu dem Punkt, wo es springen soll. Das Wasser, wie alle Flüssigkeiten, sucht nemlich in zusammenhängenden Röhren eine gleiche Höhe anzunehmen. Gießt man (Fig. 7.) die Röhre ABC voll Wasser, so wird das Wasser etwa bis D emporsteigen, und würde sich völlig bis zur Höhe von A erheben, wenn die Reibung in den Röhren es nicht hinderte; und eben so springt eine Quelle bei C, wenn die Natur sie von A herab durch verborgene Felsenritzen und Kanäle leitet. Der größte Sprudel auf der Erde ist der Geiser in Island, der, jedoch intermittirend, zuweilen eine Höhe von 90 — 100 Fuß und drüber erreichen soll, bei einem Durchmesser von 19 — 20 Fuß.

Mineral-Quellen.

Nach der Temperatur des Wassers theilt man die Quellen in kalte und heiße, d. h. solche, deren Temperatur die der Atmosphäre übersteigt; einige, wie der eben angeführte Geiser, sind so heiß, daß man Eier, Fleisch u. s. w. darin kochen kann; bei andern ist die Hitze des Wassers weniger bedeutend. Diejenigen Quellen, welche im Winter heiß, im Sommer kalt seyn sollen, sind wohl nur solche, welche überall eine gleiche Temperatur behal-

ten und daher dem Gefühl im Sommer kalt, im Winter warm erscheinen. Nach der Beschaffenheit des Wassers werden die Quellen in gemeine und mineralische getheilt; letztere, weil man sich ihrer in medizinischer Hinsicht zum Trinken und Baden bedient, nennt man auch Heilquellen, Gesundbrunnen. Das Wasser der Mineralquellen enthält verschiedene mineralische Substanzen in Auflösung. Man unterscheidet sie daher nach dem Gehalte, d. h. nach der Natur der darin aufgelöseten Substanzen, (auch wenn von der größern oder geringern Menge der aufgelöseten Substanzen die Rede ist, bedient man sich dieses Ausdrucks), in

a) Salzquellen, welche gemeines Salz oder Kochsalz enthalten; dieses Salzwasser selbst wird die Soole genannt. Um das Salz daraus zu gewinnen, wird die Soole in große Pfannen gebracht, worin sie gesotten wird, bis durch die Verdunstung das Wasser abgetrieben und das Salz auf dem Boden der Pfanne zurückbleibt; der Ort, wo dies geschieht, heißt das Salzwerk oder die Saline. Nicht jede Soole aber ist so reich, daß sie unmittelbar, wie sie aus der Quelle kommt, könnte mit Vortheil versotten werden: man bedient sich daher des Gradirens, um ohne große Kosten das überflüssige Wasser aus der Soole fortzuschaffen. Zu diesem Ende errichtet man große, mehrere hundert Fuß lange, **30 — 40** Fuß hohe und etwa 20 Fuß dicke Wände von dicht auf einander gelegten Dornen und Reisern, durch welche man die Soole durchrieseln läßt, das sind die Gradir-Häuser. Durch diese Operation verdunstet nicht allein ein bedeutender Theil des Wassers, sondern es werden auch viele fremde Substanzen, vorzüglich Gyps, welche die Soole verunreinigen, abgeschieden, welche nun die Dornen mit einer kalkartigen Rinde überziehen. Die so gereinigte und bedeutend verstärkte Soole kommt nun erst in die Siedepfannen. Kein Land in der Welt hat so viele und so reiche Salzquellen, als Deutschland.

b) Mineralische Quellen im engern Sinne, d. h. solche, welche nicht Kochsalz, sondern andre mineralische Substanzen aufgelöst enthalten und vorzugsweise zum Trinken und Baden in verschiedenen Krankheiten heilsam befunden worden sind. Auch davon giebt es kalte und warme. Die kalten sind entweder Sauerbrunnen, wenn sie viel Kohlensäure, und mit dieser Eisen, Alkalien, Bittersalz u. s. w. enthalten: solche sind in Deutschland die Quellen von Schwalbach, Pyrmont, Selter; oder Bitterwasser, welche viel Bittersalzerde enthalten, wie das Seidlitzer-, Seidschützer- 2c. Wasser in Böhmen. Die warmen, auch Schwefelbäder genannt, enthalten außer den schon genannten Substanzen viel Schwefel-Wasserstoffgas, welches ihnen einen widrigen Geruch giebt: solche sind in Deutschland die Quellen zu Wisbaden und Carlsbad. Auch an solchen eigentlichen Mineral-

quellen, gewöhnlich Bäder genannt, ist Deutschland vorzüglich reich.

Die Menge des Quellwassers und der daraus entstehenden Bäche und Flüsse trägt viel zur Fruchtbarkeit eines Landes bei; manche Gegenden, von übrigens fruchtbarem Boden, sind aus Mangel an Bewässerung unbewohnbar und des Anbaues unfähig. Da aber, bei der großen Bevölkerung vieler Gegenden, nicht jede Familie an einer Quelle oder einem Bache wohnen kann, und doch das Wasser ein unentbehrliches Bedürfniß ist, so hat man Mittel erfinden müssen, sich möglichst an jedem Orte das nöthige Wasser zu verschaffen, und diese Mittel sind nach der Beschaffenheit der Länder sehr verschieden. In manchen ganz wasserlosen Gegenden, oder wo alles vorhandene Wasser einen salzigen und widrigen Geschmack hat, wie dies in vielen heißen Ländern der Fall ist, ist man darauf beschränkt, das Regenwasser in großen, in Felsen gehauenen, oder ausgemauerten Behältern zu sammeln, welche Cisternen heißen. In allen übrigen Gegenden darf man nur in eine größere oder geringere Tiefe graben, um Quellen und Wasser zu finden, und eine solche aufgegrabene Stelle heißt ein Brunnen. Es giebt aber Brunnen mancherlei Art. Zuweilen begnügt man sich so tief zu graben, bis man Wasser findet, bekleidet die Wände des Lochs mit Holz und Brettern, oder mauert es aus, damit die Erde nicht nachstürze und das Wasser verunreinige oder gar verschütte, und bringt nun an einer Stelle Stufen an, die bis zum Wasser hinunterführen, wo man es dann mit der Hand schöpfen kann. Oder man läßt auch wohl die Stufen weg und bringt oberhalb der Oeffnung des Brunnens eine Walze an, mit einer Kette oder einem Strick, woran sich Eimer befinden, um so das Wasser herauf zu winden: solche oder ähnlich eingerichtete Brunnen heißen Ziehbrunnen. Weil aber bei diesen das Wasser leicht von außen her verunreinigt wird, auch mancherlei Unglücksfälle, bei der Oeffnung des Brunnens, sich ereignen können, so bedient man sich in den meisten Städten der äußerlich verschlossenen gewöhnlichen Brunnen, deren Einrichtung durch Fig. 8. erläutert wird. Man gräbt zuerst bis man Wasser findet, und mauert die Wände des Kessels **ABCD** aus, in welchem **ab** den Wasserspiegel andeutet. In dies Wasser stellt man die hölzerne Röhre, den Stiefel, **EFGH**, in welchem sich, wo möglich unter dem Wasserspiegel, die Klappe, auch Ventil genannt, **c** befindet, welche sich nur nach oben öffnet. In der Röhre bewegt sich, mittelst einer eisernen Stange **MP** und des Brunnen-Schwengels **LM**, der Kolben **I** auf und nieder. Dieser Kolben muß die Weite der Röhre vollkommen erfüllen, und doch nicht klemmen; er ist durchbohrt und hat oben eine Klappe **d**, wie die vorige **c** eingerichtet, und einen eisernen Bügel, woran die Stange befestigt ist. Wird nun der bis zum Wasserspiegel herabgelassene Kolben bis **NO** erho-

ben, so würde zwischen NO und der Klappe c ein luftleerer Raum entstehen, wenn diese Klappe sich nicht öffnete; sie öffnet sich aber, weil der Druck der atmosphärischen Luft das Wasser dem Kolben nachtreibt, es dringt also durch c und erfüllt die Röhre bis unter dem Kolben. Wird dieser wieder gesenkt, so drückt er auf das Wasser, die Klappe c muß sich schließen, und das Wasser kann nur durch den Kolben und die Klappe d entweichen. Es befindet sich nun also schon ein Theil des Wassers über dem Kolben; bei einer zweiten Erhebung und Senkung desselben wird noch mehr Wasser über den Kolben steigen, bis es endlich die Ausgußröhre K erreicht, durch welche es abfließt. — Mit dieser einfachen Pumpe kann jedoch das Wasser nur etwa 30 Fuß über seinen Spiegel gehoben werden; denn, wie S. 34. bei der Erklärung des Barometers gezeigt worden ist, steht der Druck d. h. die Schwere einer Säule atmosphärischer Luft im Gleichgewicht mit einer Wassersäule von gleichem Durchmesser und von höchstens 32 F. Höhe, oder einer ähnlichen Quecksilbersäule von 27—28 Zoll. Soll nun das Wasser zu einer bedeutendern Höhe gebracht werden, so muß man mehrere Pumpen verbinden, so daß eine zweite höher angebrachte das von der ersten in ein Behältniß gebrachte Wasser weiter in die Höhe schafft u. s. w. Vermittelst solcher, oft aber sehr künstlich zusammengesetzter, Pumpwerke wird dann auch das Flußwasser, an Orten wo es an Quellen fehlt, oder wo diese nicht die gewünschten Eigenschaften haben, erst in einen hoch angebrachten Behälter geschafft, von wo aus es sich durch Röhren in die Häuser vertheilt und so ganze Städte mit Wasser versieht. Solche Pumpen werden aber nicht durch Menschenhände, sondern durch das fließende Wasser selbst, vermittelst der Wasserräder, wie man sie an jeder Wassermühle sieht, in Bewegung gesetzt. Die sinnreichste und künstlichste Anwendung der Pumpen findet man in den Bergwerken, wo es darauf ankommt, das aus allen Theilen der durchgrabenen Felsen rieselnde und die Arbeit hindernde Wasser fortzuschaffen. Viel einfacher, aber freilich nicht überall anwendbar, sind die sogenannten artesischen Brunnen, von welchen seit einigen Jahren viel die Rede ist. Sie haben ihren Namen von der ehemals niederländischen, jetzt zu Frankreich gehörenden Provinz Artois (Artesien), wo sie seit Jahrhunderten schon im Gebrauch waren, und bestehen in einem ganz einfachen Bohrloch, von 3 bis 4 Zoll im Durchmesser, welches man so tief durch Erde, Thon, Felsen u. s. w. treibt, bis man auf Wasser stößt, welches dann zuweilen nicht bloß das Bohrloch bis an die Mündung erfüllt, sondern auch wohl noch als ein kleiner Springbrunnen sich einige Fuß über die Erdoberfläche erhebt. In diesem letztern Fall bedarf es weiter keiner Vorrichtung um sich des Wassers zu bedienen. Tritt aber das Wasser nicht ganz bis zur Mündung des Bohrlochs, so bringt man eine gewöhnliche Pumpe, wie die eben beschriebene, an, um das Wasser

zum

zum Gebrauch emporzuheben. Die oben (S. 61.) gegebene Erklärung der Springbrunnen erklärt zugleich das Steigen des Wassers in den artesischen Brunnen, zeigt aber auch, daß diese nur an solchen Stellen mit Erfolg anzulegen sind, wo man in einer Tiefe von oft mehreren hundert Fußen auf Wasser trifft, welches zwischen verschiedenen Erd- oder Felsenschichten von oft weit entfernten höheren Punkten herabfließt. Wo dieser günstige Umstand nicht stattfindet, würde man wohl fast überall in großer Tiefe Wasser erbohren, aber es würde nicht im Bohrloch emporsteigen und folglich nicht zu gebrauchen seyn.

So wie das Meer ein Hauptverbindungsmittel aller Theile der Erde ist, so erleichtern schiffbare Flüsse die Verbindung der verschiedenen Theile des festen Landes; weil der Transport der Waaren auf Schiffen und Kähnen ungleich wohlfeiler und in vieler Hinsicht bequemer ist, als das Verfahren derselben auf Wagen. Die Nutzbarkeit der Flüsse wird bedeutend erhöht durch die Kanäle, welches künstliche, von Menschen gegrabene Flüsse sind, welche ihr Wasser von den benachbarten Bächen und Flüssen erhalten. Kanäle werden angelegt, um eine Wasserverbindung zu erhalten, wo die Natur sie nicht gegeben: so verbindet der Friedrich-Wilhelms-Kanal die Oder mit der Spree und Havel, und folglich mit der Elbe; oder um gefährliche Punkte in Flüssen und auf der See zu vermeiden, oft auch bloß um die Wege abzukürzen: so vermeidet man durch den Eider-Kanal, der die Ostsee mit der Nordsee vermittelst des Flusses Eider verbindet, die gefährliche Schifffahrt im Kattegat, und erspart sich die Umschiffung von Dänemark; so kürzt der Plauensche Kanal, der Havel und Elbe verbindet, den Wasserweg zwischen Berlin und Magdeburg bedeutend ab. Da die Kanäle kein eignes Wasser haben, so würden sie entweder zu seicht seyn, um bedeutende Schiffe zu tragen, oder sie müßten sehr tief gegraben werden und dann den sie speisenden Flüssen zu viel Wasser entziehen; diese Schwierigkeit wird durch die Anlage von Schleusen gehoben. (Fig. 9.) Eine Schleuse besteht allemal aus zwei den Kanal schließenden Thüren, wovon jede zwei Flügel hat, wie hier **A B** und **C D**; sie werden deshalb in einem gegen den Strom etwas hervorspringenden Winkel angelegt, damit der Druck des Wassers sie nicht so leicht überwältige. Soll nun ein Schiff in der Richtung von **A** nach **C** den hier gezeichneten Kanal passiren, so öffnet man die beiden Flügel **A B** und schließt die beiden **C D**, wodurch der Raum **E** sich mit Wasser hinlänglich füllt, daß das Schiff hineinfahren kann. Sobald es darin ist, schließt man **A B** und öffnet **C D**, wodurch nun das Schiff mit der in **E** befindlichen Wassermasse durch **C D** seinen Weg weiter fortsetzt. Bei längeren Kanälen müssen oft viele Schleusen angebracht werden, deren Unterhaltung die Schifffahrt sehr vertheuert.

III. Der eigentliche Erdboden oder das feste Land.

So heißt derjenige Theil der Erdoberfläche, der nicht vom Meere bedeckt ist, und der von den Menschen bewohnt wird. Er enthält ungefähr 3 Millionen □ M., also kaum 1/3 der ganzen Erdoberfläche. Er wird ganz und in allen seinen Theilen vom Meere umflossen: aus diesem Verhältniß des Landes zum Meere entstehen folgende Benennungen einzelner Theile des festen Landes.

Aeußere Gestalt und Oberfläche.

Größere, zusammenhängende Theile der festen Erdoberfläche werden das feste Land, im engern Sinne, auch Continent genannt; kleinere, ganz vom Meere umflossene Theile desselben, also Gebirgsgegenden, deren Rücken aus dem Wasser hervorragt, heißen Inseln; noch kleinere, oft nur Gipfel einzelner Berge, Eilande; die von Flüssen gebildeten Inseln heißen in manchen Gegenden Werder, in andern Werth; eine größere Anzahl Inseln und Eilande, die bei einander liegen, nennt man einen Archipel, auch eine Inselgruppe. Ein vom Meere zwar umflossenes, aber mit dem festen Lande an einer Seite noch zusammenhängendes Land heißt eine Halbinsel; ein langer und schmaler, sich in das Meer hineinstreckender Streifen Landes heißt eine Erdzunge oder Zunge, in manchen Gegenden Nehrung. Eine Erdzunge, welche zwei größere Continente verbindet, wird eine Erd- oder Landenge, ein Isthmus genannt. Eine in das Meer hervorspringende Spitze des festen Landes, besonders wenn sie von Bergen gebildet wird, heißt ein Vorgebirge, ein Cap. Einzelne aus dem Meere mehr oder weniger hervorragende Felsen werden Klippen und Riffe genannt. Noch vom Wasser nur zuweilen oder auch immer bedeckte Stellen, wo das Meer aber nicht Tiefe genug hat, um große Schiffe zu tragen, heißen Untiefen und Sandbänke. An manchen Orten wirft das Meer beständig Sand an die Küsten, so daß sich eine oder mehrere Reihen veränderlicher Sandhügel bilden, welche das Meer vom eigentlichen Ufer trennen und Dünen heißen; werden solche Sandstrecken nur von der Fluth bedeckt, bei der Ebbe aber entblößt, so nennt man sie Watten.

Berge.

Die Erdoberfläche ist keine Ebene, sie bietet beinahe überall eine liebliche Abwechselung von Erhöhungen und Vertiefungen dar. Mäßige Erhöhungen, die nicht über einige hundert Fuß betragen,

werden Hügel, bedeutendere Berge genannt. Die Vertiefungen zwischen den Bergen heißen Thäler; wenn sie eng sind und schroffe Wände haben, Schluchten. Ein enger Weg, der sich zwischen Bergen durchwindet, heißt ein Paß, ein Defilé, im Kleinen aber, zwischen geringen Erhöhungen des Erdreichs, ein Hohlweg. Nach dem Verhältniß der Ebenen und der Berge heißt ein Land ein ebenes Land, wenn es höchstens unbedeutende, wellenförmige Erhöhungen und Vertiefungen hat; ein hügeliges Land, wenn die Ebene durch viele Hügel unterbrochen wird; ein gebirgiges Land, wenn die Ebenen nur weite Thäler zwischen bedeutenden Bergen sind; endlich ein Hochgebirge, wenn das ganze Land eine zusammenhängende Masse von Bergen ist, die nur von Thälern, ohne wahre Ebenen, durchschnitten werden. Die höheren Gebirge sind entweder so beschaffen, daß die Berge alle zu einer Masse zusammengedrängt liegen, ohne Zusammenhang mit andern Gebirgen, und dann heißen sie isolirte oder Massen-Gebirge; ein solches ist z. B. der Harz. Oder die Berge liegen in einer mehr oder weniger gekrümmten Linie, mit einer bestimmten Richtung, an einander, dann bilden sie Längengebirge, Kettengebirge oder Gebirgsketten. Die Hauptlinie, welche wellenförmig sich erhebend und sich senkend die Verbindung der größten Höhen eines Kettengebirges ausmacht und seine Richtung und Länge bestimmt, heißt das Hauptjoch, der Kamm, der Rücken. Die Neigung des Bodens vom Rükken aus nach beiden Seiten nach der Ebene heißt die Abdachung oder der Abfall; gewöhnlich ist die Abdachung der einen Seite sehr verschieden von der der andern: so fällt die große Gebirgskette, welche Amerika in seiner ganzen Länge durchschneidet, nach Osten zu sehr sanft, nach Westen äußerst schroff ab. Der Rücken eines Gebirges bildet auch gewöhnlich die Wasserscheidungslinie, d. h. die Quellen und Bäche fließen von beiden Seiten des Rückens nach entgegengesetzten Richtungen. Vom Hauptjoch eines Gebirges erstrecken sich oft kleinere Gebirgsrücken nach einer Seitenrichtung, und diese heißen die Arme oder die Zweige des Hauptgebirges. Ist das Hauptgebirge, von welchem die Zweige ausgehen, ein Massengebirge, so nennt man es auch wohl in dieser Hinsicht ein Kerngebirge oder den Gebirgskern. — Man findet auch einzelne aus der Ebene emporsteigende Hügel und Berge, und solche werden Kuppen genannt. — Die Gipfel der Berge werden in verschiedenen Ländern verschieden benannt: in Deutschland meist bloß Gipfel, auch wohl Kuppen, wenn sie spitzer sind, Kegel; in der Schweiz, besonders wenn die Gipfel nicht sehr abgestumpft, sondern spitz sind, heißen sie Gräten, Hörner, Nadeln (franz. Aiguille, auch Dent); in den südlichen Ländern heißen die Gipfel sehr spitzer Berge Pic's.

Die Höhe der Berge, so beträchtlich uns auch einzelne scheinen, ist doch nur unbedeutend gegen die Masse des Erdballs; die höchsten, genau gemessenen Berge der Erde betragen noch nicht $^1/_{860}$ des halben Erddurchmessers, und verhalten sich also, nach einem alten Vergleiche, etwa wie die kleinen Erhabenheiten auf der Schale einer Citrone zu der Masse dieser Frucht. Die Berge des Mondes, und vorzüglich der Venus, sind dagegen viel bedeutender. Man bestimmt die Höhe der Berge nach der Erhebung ihres Gipfels über der Meeresfläche, und man mißt diese Höhe, wo es die Umstände erlauben, durch eine trigonometrische Messung, gewöhnlicher aber durch Barometer-Beobachtungen (s. S. 35.). Für den höchsten Berg auf Erden wurde bisher immer der Chimboraço in Süd-Amerika gehalten, welcher über 20000 Fuß hoch ist; neuere Beobachtungen englischer Offiziere haben indeß gezeigt, daß im Reiche Nepaul, zwischen Indien und Thibet, im Himalaya- oder Imaus-Gebirge sich mehrere bedeutend höhere Berge befinden, wovon der höchste der Dhawalagiri oder Dholagir über 26000 Fuß, nach einer andern Messung gar über 27000 F. hoch seyn soll. In Europa haben die Berge nur eine mäßige Höhe: der bedeutendste von allen, der Montblanc in Savoyen, ist nur etwas über 14600 Fuß hoch. Die Höhen der bekanntesten Berge werden in der Beschreibung der Länder, in welchen sie sich befinden, angegeben werden. Die Gebirge werden auf verschiedene Weise eingetheilt: in Hinsicht auf die muthmaßliche Zeit ihrer Entstehung unterscheidet man Urgebirge, welche man als die ältesten betrachtet; Uebergangsgebirge, welche später entstanden und daher auf dem Fuß der Urgebirge aufgelagert sind, und Flötzgebirge, noch jüngere, welche wiederum auf den Abhängen der Uebergangsgebirge liegen. Zuweilen rechnet man auch noch die aufgeschwemmten oder Seifen-Gebirge hinzu, welche als die jüngsten von allen auf dem Flötzgebirge liegen. Ein Gebirge besteht selten oder nie aus einer einförmigen Masse, sondern aus mehreren, meist schichten- und bänkeweise über einander liegenden Substanzen. In den Ur- und Uebergangsgebirgen fallen diese Schichten oft sehr steil nach der Ebene ab, zuweilen sind sie beinahe senkrecht, dann sagt man: sie stehen auf dem Kopf. Die Schichten der Flötzgebirge, oder die einzelnen Flötze, nähern sich mehr und oft gänzlich der horizontalen Richtung. Nach der Beschaffenheit der Substanzen, woraus ein Gebirge besteht, erhält es wiederum verschiedene Namen, wobei man sich nach den Substanzen richtet, die sich am meisten auf der Oberfläche des Gebirges befinden: so unterscheidet man z. B. Granitgebirge, Schiefergebirge, Kalkgebirge u. s. w. Die Wissenschaft, welche sich mit der Kenntniß der Gebirge in Hinsicht auf die Beschaffenheit und die Verhältnisse der über einander gelagerten Substanzen beschäftigt, heißt die Geognosie oder Gebirgs-

kunde. Ueber die Entstehung der Gebirge ist man bis jetzt noch nicht einig, und es giebt in dieser Hinsicht zwei Hauptmeinungen. Nach der einen sind die Gebirge als Niederschläge zu betrachten, so daß ihre Massen einst in einer Flüssigkeit aufgelöst gewesen, aus welcher sie nach und nach zu Boden gefallen; die Anhänger dieser bisher gewöhnlichsten Meinung nennt man Neptunisten, weil sie den Ursprung der Gebirge aus dem Wasser ableiten. Nach einer andern jetzt fast allgemein angenommenen Meinung sind die Gebirge durch die Gewalt des unterirdischen Feuers aus der Tiefe des Erdkörpers emporgehoben, so daß die sogenannten Urgebirge die auf ihnen gelagerten Uebergangs- und Flötzgebirge durchbrochen haben; die Anhänger dieser Ansicht heißen Vulkanisten, weil sie den Gebirgen einen vulkanischen Ursprung geben. Uebrigens ist man darüber wohl einig, daß weder die eine noch die andre Ansicht allgemein auf alle Gebirge ausgedehnt werden dürfe. Die Wissenschaft, welche von der Entstehung der Gebirge und der Bildung der jetzigen Erdoberfläche überhaupt handelt, heißt die Geologie.

Das Innere der Gebirge, die Beschaffenheit der Massen, aus welchen sie bestehen, die Structur oder der Bau dieser Massen in und über einander, bieten eine Menge höchst wichtiger Gegenstände dar, womit sich die Geognosie und die Mineralogie beschäftigen; wir können davon hier nur 3 Hauptgegenstände berühren, und diese sind: die Fossilien, die Versteinerungen und die Höhlen.

I. Die Fossilien. Unter diesem Namen versteht man alle diejenigen Substanzen, welche entweder die Masse ganzer Berge, oder bedeutende Theile derselben ausmachen, oder welche sich einzeln von größeren Massen eingeschlossen in den Bergen finden, und daher bergmännisch, d. h. nach den Regeln des Bergbaues, gewonnen werden. Die Fossilien, welche den Gegenstand des Bergbaues ausmachen, finden sich entweder in ganzen Gebirgsmassen, oder in einzelnen Lagern, d. h. in großen Massen, die aber von der Hauptgebirgsmasse eingeschlossen sind; oder in Nestern und Nieren, im Kleinen das, was die Lager im Großen sind; oder in Gängen, d. h. in Rissen und Klüften der Gebirge; oder endlich sie sind eingewachsen oder eingesprengt, wenn sie in kleineren Theilen von der Gebirgsmasse eingeschlossen sind. Aller Bergbau zerfällt in 2 Hauptarten, Gang- und Flötzbau. Der erstere beschäftigt sich damit, die in den Gängen der Gebirge befindlichen Fossilien zu fördern, d. h. herauszuhauen und herauszubringen. Die Gänge sind Risse und Klüfte, welche die Gebirgsmasse in allen Richtungen durchsetzen und gewöhnlich mit ganz von der Gebirgsmasse verschiedenen Substanzen angefüllt sind: so finden sich die meisten Metalle und Edelsteine in den Gängen. Ein Flötz ist eine mehr horizontale Schicht in dem Flötzge-

birge und enthält eben so wie die Gänge die mannigfaltigsten Fossilien, einige Metalle, am häufigsten aber brennbare Fossilien. — Mit der Kenntniß der einzelnen Fossilien beschäftigt sich die Oryktognosie oder Mineralogie, oder Minerkunde. — Zum Behuf einer bequemen Uebersicht theilen wir die Fossilien in 1) Steine, 2) Metalle, 3) Salze, und 4) brennbare Substanzen.

1) Die Steine sind entweder gemeine oder edle, Edelsteine. Die gemeinen sind solche, welche die Masse ganzer Gebirge ausmachen und zum Häuserbau und andern Gebrauch der Art dienen. Von solchen Steinen sind die vorzüglichsten der Granit, der aber wegen seiner großen Härte nur selten zu Gebäuden gebraucht wird; der Thonschiefer, womit man Häuser deckt und ihn zu Rechentafeln braucht. Der Porphyr, wovon es sehr mannigfaltige Arten giebt, welcher aber stets aus einer Hauptmasse besteht, in welche ein andres Fossil eingesprengt ist; auch er wird wegen seiner Härte mehr zu Kunstwerken, Säulen, Obelisken, Tischplatten und anderm Geräthe, als zum Bauen gebraucht. Der Basalt, der meist aus schwarzen fünf- und mehreckigen, unregelmäßigen Säulen von sehr verschiedener Dicke und Länge besteht; auch er wird wegen seiner Härte nur selten zum Bauen, wohl aber zum Pflastern u. s. w. gebraucht. Der Kalkstein wird sowohl zu dem beim Bauen zur Verbindung nöthigen Kalk gebrannt, als auch zu Werkstücken und Quadern zugehauen; der edlere Kalkstein oder Marmor dient bekanntlich sowohl zum Bauen als zu Kunstwerken. Eine andre Art des Kalksteins ist der Gyps, der ebenfalls gebrannt und als Mörtel gebraucht wird; der edlere Gyps aber, oder Alabaster, dient nur zu Kunstsachen. Die bekannte Kreide ist ebenfalls eine Art Kalkstein. Endlich der Sandstein, dessen sehr mannigfaltige Arten am meisten zum Bauen, zu architektonischen Verzierungen, auch wohl zu Kunstwerken benutzt werden. — Alle diese Steinarten und viele andre weniger allgemein bekannte bilden ganze Gebirge, oder doch mächtige Lager in denselben. Nicht so die Edelsteine: so nennt man diejenigen Steine, welche sich durch außerordentliche Härte, Durchsichtigkeit, Glanz, schöne Farben und durch eigenthümliche Gestalten auszeichnen, in welchen sie krystallisirt vorkommen. Ein jeder Edelstein, wie überhaupt die meisten Fossilien, haben ein jeder eine vollkommen regelmäßige, für jede Art eigenthümliche äußere Gestalt, welche man ein Krystall nennt. Die Krystalle sind bald säulenförmig, bald kubisch, bald tetraedrisch wenn sie 4 Flächen, octaedrisch wenn sie 8 Flächen haben u. s. w.; bald werden sie einzeln und um und um krystallisirt, bald zusammengewachsen und zusammengehäuft, bald einzeln aufgewachsen gefunden, wenn sie an einem Ende krystallisirt, am andern in der Gebirgsmasse fest sitzen. Man findet sie am häufigsten in den

Gängen, auch in Nestern und Drusen: dies sind gleichsam Blasenräume in der Gebirgsmasse, deren Inneres häufig von andern Fossilien ausgefüllt oder doch überzogen ist; auch als Geschiebe, d. h. als einzelne, meist abgerundete Steine, in den Flußbetten, im Sande u. s. w. Die bekanntesten und geschätztesten Edelsteine sind: der Diamant, der härteste, glänzendste und seltenste aller Edelsteine; er ist gewöhnlich völlig farblos, doch auch zuweilen röthlich, gelblich, grünlich, bläulich 2c. Man findet ihn vorzüglich in Ostindien und in Brasilien. Je nachdem er verschieden geschliffen und gefaßt wird, nennen ihn die Juweliere Diamant, Brillant, Solitaire, Rosette. Er wird nach dem Gewichte, und zwar nach Karaten verkauft; ein Karat ist gleich 5 Grän, oder der 75ste Theil eines Loths. Außerdem bestimmen Farbe, Glanz und Wasser, d. h. die Durchsichtigkeit, seinen geringern oder höhern Werth. Die brasilianischen sind die größten, die ostindischen aber die reinsten und schönsten. Der größte bekannte Diamant ist der des Königs von Portugal, er wiegt 1680 Karat, d. h. beinahe 23 Loth; außerdem befinden sich unter den Juwelen des Kaisers von Rußland, der Könige von Frankreich und England noch Diamanten von 779 Karat, 279 Karat u. s. w.

Andre, wenn gleich bei weitem nicht so kostbare, Edelsteine sind: der Smaragd welcher grün, der Sapphir welcher blau, der Rubin welcher roth, der Topas welcher gelb, der Beryll welcher grünlich, der Granat welcher roth ist, und der Opal welcher verschiedene Farben, besonders roth und grün, spielt. — Die sogenannten falschen, auch böhmische Steine genannt, sind nichts anders als, wenn sie farblos, Bergkrystall oder edler Quarz, ein so überaus häufig vorkommendes Fossil, daß man es nicht zu den Edelsteinen zählen kann; oder, wenn sie gefärbt, künstlich zubereitete Glasflüsse, welche indeß die ächten Steine oft täuschend genug nachahmen.

2) Die Metalle. Auch sie werden in edle und unedle, auch wohl in eigentliche Metalle und Halbmetalle getheilt. Die edlen Metalle, die schwersten, die dehnbarsten, die seltensten und am wenigsten dem Rosten unterworfenen, sind das Platin, welches 21mal schwerer ist als Wasser; das Gold, welches 19mal schwerer ist als Wasser; das Silber, 10mal schwerer als Wasser. Zu den unedlen Metallen gehören das Kupfer, 8mal schwerer als Wasser; das Eisen, 7mal schwerer als Wasser; das Zinn, 7mal schwerer als Wasser; das Zink, 7mal schwerer als Wasser; das Blei, 11mal schwerer als Wasser; der Kobald, 7mal schwerer als Wasser; und viele andre weniger bekannte, weil sie theils nur selten vorkommen, theils nur schwer oder gar nicht zu irgend einem Gebrauch zu verarbeiten sind. Unter den sogenannten Halbmetallen ist das Quecksilber oder der Merkur das

bekannteste: es ist 13mal schwerer als Wasser, und bei der gewöhnlichen Temperatur der Luft flüssig; bei einigen 30° des Reaumürschen Thermometers gefriert es, d. h. es wird fest und läßt sich schneiden und hämmern.

Man findet die Metalle entweder gediegen (regulinisch), so Platin und Gold immer, Silber, Quecksilber, Kupfer nur zuweilen, die andern Metalle nie; oder verkalkt, vererzt und geschwefelt. Die Metallkalke oder Oxyde entstehen eigentlich durch eine leise Verbrennung, so wie die graue Haut, welche sich beim Bleischmelzen auf die Oberfläche des geschmolzenen Metalles ansetzt. So sind der Rothstein oder Röthel und der gewöhnliche gelbe Eisenrost Eisenkalke. Vererzte Metalle sind solche, die mit andern Metallen in inniger Verbindung vorkommen, wie das Blei häufig Silber enthält. Durch die Verbindung des Schwefels mit den Metallen entstehen die sogenannten Kiese: so ist Schwefelkies, auch Markassit genannt, geschwefeltes Eisen, Kupferkies geschwefeltes Kupfer u. s. w. — Alle Metalle, mit Ausnahme derer, welche gediegen vorkommen, erscheinen in der Natur in höchst mannigfaltigen, zum Theil durch Krystallisation und Farben höchst ausgezeichneten Gestalten, so daß der Unkundige sie eher für Edelsteine, Erden u. s. w. als für Metalle halten würde *). Um sie daher in ihren reinen oder gediegenen Zustand zu versetzen, werden sie geschmolzen, welches auf Hohenöfen und Schmelzhütten geschieht; das Abscheiden des Goldes und Silbers, welches sich gewöhnlich dem Kupfer und Blei beigemischt findet, geschieht auf den sogenannten Saigerhütten. Die mannigfaltigen Arten, wie die Metalle aus ihrem vererzten, geschwefelten ꝛc. Zustande in den gediegenen versetzt und zum gemeinen Gebrauch fähig gemacht werden, lehrt die Hüttenkunde oder Metallurgie.

Die Metalle finden sich in den Gebirgen, vorzüglich in Gängen, aber auch in Flötzen, wo sie nach den Regeln des Bergbaues gegraben, oder bergmännisch gewonnen werden. Hat man Anzeichen gefunden, daß ein Berg Erzgänge enthalte, so wird entweder ein Schacht abgesenkt, d. h. ein senkrechtes, einem Brunnen ähnliches Loch in den Berg gebohrt, gehauen, gegraben, oder auch ein Stollen geführt, d. h. ein horizontaler Gang in den Berg gehauen, bis man auf die gesuchten Fossilien trifft. Diese werden dann entweder losgehauen, oder losgeschossen, wenn das Gestein für das Eisen zu hart ist und man sich des Pulvers zum Sprengen bedienen muß. Das losgearbeitete Fossil — einzelne

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß jeder Lehrer Gelegenheit hätte und im Stande wäre, seinen Schülern hier wenigstens die gewöhnlichsten Gebirgsarten, die vorzüglichsten Edelsteine und die bekanntesten Metalle in ihrem natürlichen Zustande vorzuzeigen.

Stücke davon heißen Stufen — wird dann zu Tage gefördert, d. h. herausgeschafft, um weiter bearbeitet zu werden. Die Stelle eines Berges, wo auf Metalle oder andre Fossilien gebaut wird, heißt eine Grube. Man fährt an, d. h. man steigt in die Grube, vermittelst der Fahrten, d. h. Leitern, die an den Wänden der Schächte befestigt sind, und bedient sich der Grubenlichter, d. h. Lampen, um in der Grube sehen zu können. — Das Gold wird nicht allein in den Gebirgen gefunden und dann bergmännisch gewonnen, es findet sich auch in dem Sande mancher Flüsse, in Gestalt von feinen Blättchen und Körnern, und wird dann durch Waschen gewonnen, d. h. man spült diesen Sand mit Wasser aus, damit das schwerere Gold zu Boden falle, der Sand aber weggeführt werde. Vermuthlich haben die Gewässer das Gold in den Gebirgen abgespült und mit fortgeführt. — Merkwürdig ist noch die Art, wie die Metalle auf der Erde vertheilt sind; denn nicht jedes Metall findet sich überall gleich häufig. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß Eisen und Kupfer nördliche, Gold, Silber, Quecksilber und Zinn südliche Metalle sind. Allerdings findet sich auch Eisen in den südlichen Ländern, und namentlich in Süd-Amerika, aber einzeln und zerstreut, während es in Schweden und Norwegen und in Sibirien theils in ungeheuern Lagern vorkommt, theils selbst die Masse ganzer Gebirge durchdringt. Auch an Kupfer ist Schweden sehr reich, doch noch bei weitem mehr das nördliche Amerika. Eben so findet sich zwar etwas Gold nicht allein in Ungarn und Deutschland, sondern selbst in Norwegen und im Ural; höchst unbedeutend aber erscheint dies spärliche Vorkommen gegen den unermeßlichen, großentheils noch nicht einmal erforschten Reichthum an Gold und Silber in den Aequatorialgegenden. Der Silber-Reichthum Mexiko's und der Gold-Reichthum Peru's sind bekannt, aber bei der bis jetzt sehr schlechten bergmännischen Behandlung noch keinesweges gehörig benutzt. Das Innere von Afrika enthält zum Theil in den Flüssen, ja in der gewöhnlichen Dammerde, noch ungeheure nur bis jetzt wenig zugängliche Schätze. Quecksilber findet sich nicht nördlicher als in Spanien, im südlichen Deutschland und in Ungarn, bedeutender aber gewiß, wenn gleich noch nicht gehörig benutzt, in Süd-Amerika. Zinn endlich, welches nur spärlich in Deutschland und England vorkommt, findet sich dagegen ungleich häufiger in Ostindien. — Die Edelsteine scheinen vollends gänzlich den südlichen Ländern anzugehören.

3) Von den salzigen Fossilien nennen wir hier nur das Steinsalz, welches an vielen Orten in Oestreich und Tyrol, in England und Spanien, in der Moldau und Walachei und in Afrika in ungeheuern Lagern gefunden wird. Die berühmteste Steinsalzgrube ist die von Wieliczka in Polen, von der schon sichere Nachrichten aus dem 13ten Jahrhundert vorhanden sind.

4) Unter den brennbaren Fossilien sind die wichtigsten a) der Schwefel, der theils gediegen, theils in Verbindung mit verschiedenen Metallen vorkommt; b) die Steinkohlen, sie sind schwarz, mehr oder minder glänzend und geben eine vortreffliche Feuerung. Durch eine unvollkommene Verbrennung derselben, ohngefähr wie die Holzkohlen zubereitet werden, erhält man die Coaks, deren man sich vorzüglich zum Schmelzen der Metalle bedient. Die Steinkohlen finden sich in Lagern und Flötzen an unzähligen Orten, vorzüglich aber in England, in den Niederlanden und in einigen Gegenden von Deutschland. Sehr merkwürdig ist die Selbstentzündung, welche zuweilen bei den Steinkohlenflötzen eintritt. Ein solcher unterirdischer Brand kann, wegen Mangel an Zutritt der freien Luft, oft viele Jahre langsam fort schwälen, ohne daß eine bedeutende Masse Steinkohlen verzehrt würde, und erlischt oder erstickt endlich in sich selbst. Unter andern Umständen, durch Zutritt der Luft, vorzüglich aber des Wassers, können dadurch Erschütterungen, Erdbeben, und bei zunehmender Gewalt der Verbrennung endlich feuerspeiende Berge entstehen. c) Die Braunkohlen, welche bald als eine braune Erde, bald in festeren Stücken mit deutlichen Spuren einer Holztextur, ja zuweilen in ganzen Stämmen, vorzüglich in einigen Gegenden von Thüringen und im Magdeburgischen vorkommen und ein zwar weniger reinliches, aber doch höchst nutzbares Brennmaterial liefern. Auch sie kommen immer nur in Flötzen und Lagern vor, und zeigen noch deutlicher als die Steinkohlen, daß sie verwandelte Ueberbleibsel einer ältern untergegangenen Vegetation sind. d) Der Bernstein, ein wachsgelbes mehr oder weniger durchsichtiges Fossil, welches, vorzüglich an den preußischen Küsten der Ostsee, theils beim Sturme von den Wellen ans Ufer geworfen und dort gesammelt, theils auch in der Nähe der Küste im Sande gegraben wird. Man findet häufig Stücke, worin Insekten eingeschlossen sind. Die schlechteren und kleineren Stücke werden zu Räucherpulver, die größeren und schöneren zu allerlei künstlichen Sachen verarbeitet, da der Bernstein sich leicht schneiden und abdrehen läßt.

II. Die zweite Merkwürdigkeit, welche die Gebirge darbieten, sind die Versteinerungen oder Petrefacten. Unter diesem Namen versteht man thierische und vegetabilische Körper, deren ursprüngliche Masse verschwunden und durch verschiedene Stein- und Metallarten, doch mit Beibehaltung der Form, ersetzt worden oder in diese Steinmasse umgewandelt ist. Sie sind entweder wahre Versteinerungen, woran die ganze Gestalt des ursprünglichen Körpers sichtbar ist, oder bloße Abdrücke, oder endlich nur wenig verwandelte Knochengerippe größerer Thiere. Man findet sie in dem Innern der Gebirgsmassen, in den Urgebirgen nie, in den Uebergangsgebirgen nicht sehr häufig; unendlich oft hingegen in den Flötzgebirgen. Alle Versteinerungen

sind entweder Thier- oder Pflanzen-Versteinerungen. Unter den Thier-Versteinerungen sind bei weitem die häufigsten die sogenannten Conchylien, d. h. Schalthiere, von welchen man jedoch meist nur die Schalen und seltener Spuren des Thieres antrifft. Sie finden sich am häufigsten in den Kalkgebirgen, unter denen es einzelne Berge giebt, die ganz aus solchen Versteinerungen bestehen. Sehr häufig sind auch die Fisch-Versteinerungen, die sich zwar auch im Kalk, vorzüglich aber in Schiefergebirgen finden. Viel seltener findet man Insekten- und Vögel-Versteinerungen. Pflanzen-Versteinerungen, oder vielmehr Abdrücke, sind außerordentlich häufig, besonders im Schiefer. Endlich hat man in vielen Gegenden, in Sibirien, Nord- und Süd-Amerika, in Deutschland u. s. w. mehr oder weniger vollständige Knochengerippe von ungeheuern Thieren gefunden, welche sich meistens im Lehm, auch wohl im Gyps, sonst auch bloß unter der Dammerde gefunden und nur uneigentlich zu den Versteinerungen gerechnet werden, da diese Knochen und Zähne so wenig versteinert sind, daß das fossile Elfenbein aus Sibirien, d. h. die Zähne eines Elephanten-ähnlichen Thieres, so gut wie das gewöhnliche Elfenbein im gemeinen Leben gebraucht wird. Diesen riesenhaften Thieren hat man, da man sie von verschiedener Art gefunden, verschiedene Namen gegeben: Mammuth, Megalotherion (Riesenthier), Megalonyx (Riesenklaue) u. s. w.

Von den Versteinerungen bemerken wir im Allgemeinen: 1) Da sie sich sowohl in bedeutender Tiefe innerhalb der Gebirge, als auch auf bedeutenden Höhen von mehreren tausend Fuß finden, so geben sie den Beweis, daß die Erde zu verschiedenen Zeiten ganz oder doch beinahe gänzlich vom Meere bedeckt gewesen ist, und die Gebirge nach und nach in verschiedenen Zeiten entstanden sind. 2) Alle bis jetzt gefundene Versteinerungen, sowohl von Thieren als von Pflanzen, weichen mehr oder weniger von den ihnen ähnlichen jetzt lebenden Thieren und Pflanzen ab; man hat noch nie ein lebendes Original einer Versteinerung gefunden. Dies beweist, daß in vorgeschichtlicher Zeit, so wie der Zustand der Erdoberfläche ein andrer war, so auch ganz andre Geschlechter von Thieren und Pflanzen darauf lebten, welche durch die von Zeit zu Zeit überhand nehmenden Gewässer in verschiedenen Perioden wieder sind vernichtet worden. 3) Alle in den nördlichen Ländern gefundene Pflanzen-Versteinerungen sind von südlichen Pflanzen, als Palmen, große Farrenkräuter u. s. w.; die Thiere aber waren, wie die Gestalt der Zähne lehrt, pflanzenfressende, und von einer Größe und Art, wie man jetzt ebenfalls nur in den tropischen Ländern ähnliche findet. Dies macht es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß die Neigung der Erdachse zur Ebene ihrer Bahn in jenen vorgeschichtlichen Zeiten eine ganz andre, und die Schiefe der Ekliptik also ebenfalls bedeutend größer gewesen sey, so daß die jetzt nördlichen

Länder ein viel heißeres Klima haben konnten, als jetzt. Ob damit, wie jedoch höchst wahrscheinlich, eine ganz verschiedene Umwälzungs- und Umlaufszeit der Erde verbunden gewesen: dies kann man nur als Vermuthung aufstellen. 4) Unter allen Versteinerungen findet sich durchaus keine Spur menschlicher Ueberbleibsel: ein Beweis, daß jene gewaltsamen Revolutionen, wodurch vielleicht mehrmals die Geschlechter der Thiere und Pflanzen untergingen, sich vor der Zeit des Menschen auf Erden zugetragen, und dies giebt uns zu der gegründeten Vermuthung Anlaß, daß mit der Entstehung des Menschen die Entstehung der jetzigen mildern und harmonischen Beschaffenheit der Natur zusammengetroffen sey.

III. Endlich ein dritter merkwürdiger Gegenstand, welchen die Gebirge darbieten, sind die Höhlen. So nennt man leere Räume und Zerklüftungen im Innern der Gebirge, welche zuweilen eine natürliche Oeffnung oder Eingang zu Tage hinaus haben, zuweilen auch erst durch künstlich gehauene Oeffnungen zugänglich geworden sind. Bei weitem die meisten aller Höhlen befinden sich in den Kalk- und Gypsgebirgen, und heißen auch Kalkschlotten; es giebt vielleicht kein einziges irgend bedeutendes Kalkgebirge, worin sich nicht dergleichen Höhlen befänden. In manchen dieser Höhlen träufelt beständig Wasser von der Decke herab, und da dies Wasser etwas Kalk aufgelöst enthält, und verdunstet, sobald es niedergefallen, so bleibt von jedem Tropfen ein kleiner Kalkansatz zurück, woraus nach und nach mancherlei oft höchst wunderliche Kalkmassen entstehen, welche man von ihrem Ursprunge Tropfsteine, auch Stalaktiten nennt. Die berühmteste Höhle dieser Art ist die Höhle von Antiparos im griechischen Archipel, welche über 900 Fuß tief seyn soll und voller Stalaktiten ist. In Deutschland sind die bekanntesten dieser Art die Baumanns- und Bielshöhle unweit Blankenburg im Harze. In andern dieser Höhlen, mit und ohne Stalaktiten, findet man eine ungeheure Menge von Knochen und Zähnen, welche man gewöhnlich, aber fälschlich, Bärenknochen nennt, da diese Knochen, nach genaueren Untersuchungen, nicht bloß einer, sondern mehreren sehr verschiedenen Thierarten angehören; so daß es wahrscheinlich wird, daß in manchen dieser Höhlen, lange Zeiträume hindurch, Raubthiere gehauset, welche andre Thiere, als ihre Beute, darin zusammengeschleppt haben. Solcher Höhlen giebt es in Deutschland mehrere: die bekanntesten sind die Gailenreuther ohnweit Bamberg, und die Liebensteiner einige Stunden von Eisenach. Diese Kalkhöhlen bilden nicht etwa bloß eine große Kluft, sondern gewöhnlich erstrecken sie sich, in einer Reihe von vielen größeren und kleineren unter einander verbundenen Gemächern, mehrere Stunden weit durch das Gebirge: einige dieser Höhlungen sind so groß und regelmäßig wie das herrlichste Kirchen-

gewölbe, andre so eng und so niedrig, mit oft zackigen Wänden, daß man nur kriechend hindurch kann. Die Entstehung dieser Kalkhöhlen ist noch immer höchst räthselhaft. — Auch in andern Gebirgen finden sich Höhlen und Klüftungen, aber ungleich seltener und meist von viel geringerm Umfange als die in den Kalkgebirgen. Die berühmteste solcher Höhlen ist die sogenannte Fingals-Höhle auf der kleinen Insel Staffa bei Schottland. Sie befindet sich im Basalt, welcher mit seinen abgebrochenen, ungleichen Säulen Wände und Decke derselben ausmacht; sie ist an einer Seite offen, wo sie ein ungeheures Thor bildet, in welches man aber nur in Kähnen hinein kann, weil das Meer den Boden der Höhle bedeckt. — Endlich giebt es Höhlen, in welchen aus dem Fußboden schädliche Luftarten aufsteigen; eine solche ist die berühmte Hundsgrotte bei Neapel. Aus dem Boden derselben entwickelt sich beständig kohlensaures Gas, welches, wenn es eingeathmet wird, einen Zustand der halben Erstickung oder Asphyxie, bei längerm Verweilen in dieser Luftart aber den Tod nach sich zieht. Weil aber das kohlensaure Gas schwerer ist als die atmosphärische Luft, so bleibt es am Boden und wird nur solchen Thieren, wie den Hunden, gefährlich, die mit der Schnauze beinahe den Boden berühren. Uebrigens würde es einen Menschen eben so tödten, wenn er sich mit dem Gesicht auf den Boden legte.

Feuerspeiende Berge.

Zu den interessantesten Bergen gehören die feuerspeienden Berge oder Vulkane. Sie zeichnen sich durch eine kegelförmige Gestalt aus, auf ihrem Gipfel befindet sich eine becher- oder trichterförmige Vertiefung, der Crater, und in dieser eine oder mehrere kleinere kegelförmige Hügel, aus deren Oeffnung gewöhnlich Dämpfe, auch wohl Rauch und Flammen steigen. Man nimmt an, daß im Innern der Vulkane sich brennende, oder doch im Zustande der Schmelzung befindliche Substanzen befinden. Oft vergehen Jahre, daß der Berg keine andere Erscheinungen zeigt, als daß Rauch und zuweilen Flammen aus seinem Gipfel aufsteigen, wobei man oft ein unterirdisches donnerartiges Getöse hört. Von Zeit zu Zeit nimmt dieses zu, die glühenden Massen scheinen heftiger bewegt, Dünste, Rauch und Getöse werden immer gewaltiger, der Berg wird erschüttert, bis endlich ein Ausbruch erfolgt, wobei ein Theil der im Innern kochenden Massen, sey es aus dem Crater, sey es aus einer sich plötzlich bildenden Seitenöffnung des Berges, mit furchtbarer Gewalt, einem glühenden Strome ähnlich, sich ergießt. Heftige Erschütterungen des Berges, mächtige Rauch- und Feuersäulen pflegen den Ausbruch zu begleiten, wobei bald ein starker Aschenregen, bald einzelne Steine oft mehrere Meilen weit, bald Ströme Wassers, aus dem Crater geworfen

werden. Die glühende, fließende Masse, Lava genannt, fließt nun, wenn gleich langsam, doch mit unwiderstehlicher Gewalt den Berg hinab, bis sie entweder das Meer erreicht, in welches sie sich mit furchtbarem Brausen ergießt, oder in sich selbst erstarrt und still steht. Ein solcher Lavastrom fließt oft einige Meilen weit, verbrennt und vernichtet alles was er berührt, und erscheint wenigstens bei Nacht völlig als ein glühender Strom. Allmählig erkaltet die Oberfläche und bildet eine schlackige Brücke, unter welcher die noch flüssige Masse sich fortwälzt. Oft vergehen mehrere Monate, ehe der Lavastrom nur einigermaßen sich abkühlt, und manchmal Jahrhunderte, ehe seine Rinde für die Vegetation wieder empfänglich wird. Die erhärtete Lava gleicht einer bald dichtern, bald porösen, blasigen Schlacke, und wird zum Bauen, zum Straßenpflaster, und wenn sie dicht genug ist, zu allerlei Geräth verarbeitet. — Die jetzt Feuer speienden Berge sind nicht immer Vulkane gewesen, von einigen weiß man die Zeit ihres ersten Ausbruches; andre ehemals furchtbare sind es jetzt weniger und scheinen besänftigt, andre sind völlig ausgebrannt und seit Jahrtausenden schon ruhig. Die meisten Vulkane befinden sich auf Inseln oder doch in der Nähe des Meers, so daß es scheint, dies sey eine wesentliche Bedingung ihrer Entstehung und Thätigkeit: ja es giebt selbst Vulkane unter dem Meere, die wahrscheinlich mit der Zeit Inseln bilden werden, wie denn viele Inseln auf diese Weise entstanden zu seyn scheinen. Die bekanntesten Vulkane sind: der Vesuv in der Nähe von Neapel; von ihm weiß man bestimmt, daß er im Jahre 79 nach Christi Geburt zum ersten Mal sich eröffnet, und dieser Ausbruch war so gewaltsam, daß der ihn begleitende Aschenregen drei kleine Städte in der Nähe, Herculanum, Pompeji und Stabiä, gänzlich bedeckte und verschüttete, so daß man jetzt die Reste derselben ausgräbt, und Häuser, Geräthschaften u. s. w. noch ziemlich unversehrt findet. Er hat seitdem unzählige Ausbrüche gehabt und ist noch immer in voller Thätigkeit. — Der Aetna an der nordöstlichen Küste von Sizilien, im Lande selbst Monte Gibello genannt, war unstreitig im höhern Alterthum und ehe der Vesuv brannte furchtbarer als jetzt, indeß hat er doch in den neuesten Zeiten mehrere verheerende Ausbrüche gehabt. Der Hekla und der Krabla auf Island. Außerdem giebt es noch sehr bedeutende Vulkane in Süd-Amerika in der großen Gebirgskette der Andes, auf den ostindischen Inseln, in Kamtschatka u. s. w.

Erdbeben.

Mit den Vulkanen hängen auf das genaueste zusammen die Erdbeben, sie pflegen die Ausbrüche zu begleiten, oder ihnen voranzugehen. Die Erde wird dann zwar meist in der Nähe der Vulkane, oft aber auch in großer Entfernung davon erschüttert,

und zwar unterscheidet man eine dreifache Bewegung: bald steigt und fällt der Boden senkrecht, bald ist die Bewegung mehr wellenförmig von einer Seite zur andern, bald erfolgen beide zugleich, wodurch eine drehende oder wirbelnde Bewegung entsteht. Die beiden letzten Arten sind die furchtbarsten. Dabei bekommt der Boden oft Risse, aus welchen Schwefeldünste, Flammen, oft auch Wasserströme hervorbrechen; zu gleicher Zeit geräth das Meer in eine furchtbare Bewegung, tritt oft schnell weit über seine Ufer und zieht sich eben so schnell wieder zurück. Bedeutende Erdbeben werden oft auf einem großen Theile der Erde zu gleicher Zeit empfunden, doch so, daß in großer Entfernung von dem eigentlichen Mittelpunkt des Erdbebens die Erschütterung nur äußerst gering ist. An unterirdische Verbindungen der Vulkane durch Kanäle u. s. w. ist dabei nicht zu denken; wohl aber scheint es, als sey die Anwesenheit von Steinkohlenflötzen eine Hauptbedingung zur Entstehung der Vulkane und der Erdbeben, die meist auch nur in solchen Gegenden verspürt werden, wo sich Steinkohlenflötze und Lager befinden. Die Gleichzeitigkeit der Ausbrüche sehr entfernter Vulkane, als des Vesuvs und des Hekla, deutet daher nicht auf eine unterirdische Verbindung, sondern auf einen lebendigen Zusammenhang, der auf der gleichförmigen Beschaffenheit der Structur der Erdrinde beruht, wo die gleichartigen Substanzen auf eine ähnliche Weise, und also zu gleicher Zeit, angeregt werden. — Die bekanntesten und furchtbarsten Erdbeben der neuern Zeit sind: das, welches **1755** Lissabon verwüstete, und wobei der Tejo mehrere Male um **30** Fuß stieg, dann aber wieder so fiel, daß sein Bett beinahe trocken war; das, welches im Jahre **1783** die Provinz Kalabrien und die Stadt Messina in Sizilien verwüstete; ferner das vom Jahre **1797**, welches mehrere Monate hindurch die Gegend von Quito in Süd-Amerika auf mehr als **100** Meilen weit verwüstete; das vom Jahre **1805**, wobei die **Terra di lavoro** im Königreich Neapel und die Stadt Neapel selbst litt; das Erdbeben von Aleppo in Syrien, wobei **20000** Menschen umkamen, und endlich das von Murcia in Spanien **1829**. — Es scheint, daß die Erdbeben, wie die vulkanischen Ausbrüche, eine gewisse periodische Wiederkehr beobachten, und daher in manchen Jahrhunderten häufiger sind als in andern; eben wie wir dies schon bei den Meteorsteinen bemerkt haben.

Endlich giebt es noch, obgleich viel seltener, eine andre Art Vulkane, welche man, weil sie statt der glühenden Lava einen halbflüssigen Schlamm enthalten und auswerfen, Schlamm-Vulkane nennt. Ein solcher ist der Berg Maccaluba an der Südküste von Sizilien; ähnliche finden sich auf der Halbinsel Taman, am asowschen Meere.

Die Bildung der Gebirge fällt offenbar in eine vorgeschichtliche Zeit, d. h. in eine Zeit, wo der Zustand der Erdoberfläche, das

Verhältniß der Erde zur Sonne und zu den übrigen Planeten, ganz verschieden von dem jetzigen Zustande und den jetzigen Verhältnissen war. Seitdem der Mensch auf Erden lebt, haben jene gewaltsamen, bald ungeheure Massen hervorbringenden, bald sie wieder zerstörenden Revolutionen der Erde aufgehört. An ihre Stelle ist eine langsame, aber unaufhörliche Zerstörung der größeren Gebirgsmassen getreten. Die Gebirge verwittern, d. h. die nackten Felsen werden vom Regen und der Feuchtigkeit überhaupt, von der Hitze und Kälte angegriffen, ihre Rinde wird mürbe und bröcklig; eine anfangs leise, bald aber mächtigere Vegetation überzieht und zernagt die Oberfläche der Gebirge; unaufhörlich werden die locker gewordenen Theile der Gebirge von Wind und Regen abgelöst und hinuntergeworfen, die Berge verlieren unmerklich an Höhe, die Thäler füllen sich unmerklich mit dem von den Bergen herabkommenden Gerülle, und so hat sich seit Jahrtausenden aus dem aufgelösten und herabgespülten Gestein, aus der Verwesung der Pflanzen und Thiere jene schwarze, fette, fruchtbare Erdschicht gebildet, welche einen großen Theil der Erdoberfläche bedeckt, zum Anbau vorzüglich geeignet ist und Dammerde genannt wird. — Eben so ist auch die Gewalt der Fluthen gemäßigt, dem Meere sind feste Gränzen angewiesen, die Gewässer nehmen nicht mehr periodisch überhand, und bedecken nicht mehr, wie in der vorgeschichtlichen Zeit, die Erde und die höchsten Gebirge, und die Ströme und Bäche des festen Landes sind nur noch die schwachen Ueberbleibsel der ungeheuern Gewässer, welche ehemals die großen Thäler gebildet und gefüllt haben. Langsam, milde und im Ganzen unbedeutend ist die etwa noch vorhandene periodische Ab- und Zunahme des Wassers auf Erden.

Wüsten.

Nicht die ganze Oberfläche des festen Landes besteht aus eigentlicher Dammerde; örtliche Verschiedenheiten der nahgelegenen Gebirge, längere oder kürzere Zeit stattgefundene Bedeckung einzelner Gegenden vom Meere, geben der Beschaffenheit des Bodens eine große Verschiedenheit. Hier besteht er aus reinerer Dammerde, dort ist er mehr thonig, dort mehr lehmig, dort mehr mit Sand und Steinen gemischt. Auch ein fleißiger, Jahrhunderte lang fortgesetzter Anbau, so wie eine längere Vernachlässigung, verändern den Boden zum bessern oder zum schlechtern. Große Strecken der ebenen Erdoberfläche sind mehr oder minder unfruchtbar, theils wegen der Beschaffenheit des Bodens, theils weil es an Bewässerung fehlt, oder aus beiden Gründen zusammen. Solche unfruchtbare Gegenden führen nach ihrer Beschaffenheit verschiedene Namen. Besteht der Boden aus gänzlich trocknem, unfruchtbarem Sande, so heißt die Gegend eine Wüste. Wüsten im eigentlichsten

sten Sinne giebt es nur in den heißeren Ländern, wo die glühende Sonnenhitze keine Art von Vegetation auf dem trocknen Sande duldet. Eine solche ist die ungeheure Wüste Sahara, welche einen großen Theil des nördlichen innern Afrika's einnimmt. Sie bietet nichts als eine todte, einförmige Sandfläche, ohne Vegetation und ohne Wasser auf viele Tagereisen weit dar, in welcher die Stürme den Sand bald hier bald dort zu Hügeln aufthürmen. Und doch wird sie alljährlich von vielen tausend Menschen durchwandert. Die Reisenden vereinigen sich zu Hunderten, oft Tausenden, und bilden so einen Zug, den man eine Karawane (eigentlich Kirvane) nennt: sie führen Lebensmittel, Zelte und vorzüglich Wasser mit sich, welche von Kameelen getragen werden. Dieses Thier, von den Arabern mit Recht das Schiff der Wüste genannt, ist dazu vorzüglich durch seine große Mäßigkeit, seine Ausdauer, seine Kraft und die Fähigkeit auf einmal einen großen Wasservorrath für mehr als eine Woche zu sich zu nehmen, geeignet. Auch ist die Wüste in großen Entfernungen von fruchtbaren Flecken, gleichsam Inseln im Sandmeer, unterbrochen, wo die Reisenden Wasser und Erquickung finden; solche Stellen heißen Oasen. Trotz dem allen ist es nichts seltnes, daß die Karawanen ganz oder zum Theil verunglücken, wenn sie sich verirren, oder wenn der tödtliche Smum (S. 44.) sich erhebt und die Reisenden erstickt oder unter Sandhügel begräbt. — Die Sahara ist nur ein Theil eines ungeheuern Sandgürtels, welcher sich, mit verschiedenen Unterbrechungen von den Andesgebirgen, durch Süd-Amerika, dann durch Afrika, dann durch Arabien, wo er die Wüste Dschesira heißt, durch Persien, bis tief in das Innere von Asien zieht, wo er die Wüste Kobi bildet. —

Auch in den nördlichen Gegenden würde es ähnliche Wüsten geben, wenn nicht das kältere und feuchtere Klima und die reichliche Bewässerung den Anbau möglich gemacht und die Wüste in erträgliches Land umgeschaffen hätten. So sind der größte Theil der Mark Brandenburg, von Pommern, ein Theil von Preußen und Polen und große Strecken des europäischen Rußlands ein ähnlicher Sandgürtel, den Klima und Fleiß der Einwohner umgeschaffen haben.

Andre Gegenden Europa's sind zwar unfruchtbar und ohne Bewässerung, aber der Sand ist wenigstens mit dem rankenden Haidekraut und andern Gestrippe bedeckt, so daß Schafe und vorzüglich Bienen daselbst eine vortreffliche Nahrung finden. Dies ist die Beschaffenheit der Lüneburger Haide, und zum Theil auch, wiewohl diese sandiger und kahler ist, der großen Haide zwischen Bayonne und Bourdeaux in Frankreich, les landes genannt.

Noch andre Gegenden haben zwar einen ebenen fruchtbaren Boden, der aber, weil es gänzlich an Bewässerung fehlt, vielleicht

auch wegen des zu dichten Graswuchses, keine Bäume und Sträucher hervorbringt, und bloß zu trefflichen Viehweiden benutzt wird. Solche Gegenden heißen Steppen, und so ist ein großer Theil des südlichen europäischen Rußlands, der großen Tatarei im Innern Asiens und des Innern von N. Amerika's beschaffen.

An manchen Küsten des Meers ist der Flugsand sehr gefährlich. Dies ist ein feiner Sand, welchen die Winde unaufhörlich von den Dünen ins Innere des Landes führen, und welcher nach und nach angebaute Gegenden in Wüsten verwandelt. Am merklichsten ist dies an einigen Punkten der Küste von Schonen in Schweden, an den Küsten der Bretagne und in den Landes in Frankreich, wo schon viele Dörfer dem überhandnehmenden Flugsande haben weichen müssen.

Moore.

In niedrigen Gegenden, wo viel Feuchtigkeit sich sammelt, entstehen durch das allmählige Verwesen und Wiederaufkeimen der Vegetation die sogenannten Torfmoore. Sie bestehen ganz aus halbverwes'ten Pflanzen, bilden sich noch immerfort und haben an manchen Stellen eine unergründliche Tiefe. Man hat schon oft in Torfmooren, in einer Tiefe von 40—50 Fuß ganze niedergeworfene Wälder, ja selbst halbverfaulte Kähne gefunden; ein Beweis, daß solche Moore ehemals fester Boden oder Teiche gewesen. Die bedeutendsten Torfmoore in Europa finden sich in den östlichen Gegenden von Holland und den daran stoßenden deutschen Provinzen, vorzüglich Ostfriesland. Man benutzt sie zur Torfgräberei, d. h. man sticht diesen dicht verfilzten Rasen in viereckigen Stücken aus, welche, nachdem sie getrocknet, ein gutes Brennmaterial liefern. — Die Torfmoore finden sich nicht allein in den Niederungen, sondern auch in der Nähe der Gipfel hoher Gebirge, wo sie Thäler zwischen nahe gelegenen Höhen ausfüllen und oft die Gipfel beinahe unzugänglich machen. Besonders häufig sind sie in der Nähe der Basaltkuppen.

Temperatur, Klima.

Die Temperatur der Luft, die Wärme oder Kälte derselben, oder das Klima, kann unmöglich in allen Theilen der Erde gleich seyn. Die unter dem Aequator gelegenen Länder, welche von den beinahe immer senkrecht auf sie fallenden Sonnenstrahlen erwärmt werden, müssen heißer als die mehr nördlich oder südlich vom Aequator gelegenen Länder seyn, und die größte Kälte muß in den Gegenden der beiden Pole angetroffen werden. Eben so wie die Wärme abnimmt je mehr man sich den Polen nähert, nimmt sie auch ab je mehr man sich von der Meeresfläche entfernt und höher

steigt. Die höchsten Gebirge zeigen auf ihrem Gipfel die nemlichen Erscheinungen, die wir an den Polen wahrnehmen; auch hier herrscht ewiges Eis und die Vegetation verschwindet. Verfolgen wir diese Linie von da an, wo unter dem Aequator auf den höchsten Bergen das ewige Eis anfängt, bis da, wo die nemliche Erscheinung in der Nähe der Pole Statt findet, so erhalten wir eine Bogenlinie, die unter dem Aequator am höchsten über der Meeresfläche steht, in der Nachbarschaft der Pole aber die Oberfläche des Meers und des Landes berührt und in den Erdboden eindringt. Diese Linie nennt man die Schneelinie. Unter dem Aequator treffen wir sie erst in einer Höhe von 14760 Fuß, in den Pyrenäen schon in einer Höhe von 9000 F., und so nähert sie sich dem Erdboden immer mehr, bis sie ihn berührt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß diese Linie sich im Winter noch tiefer senkt und die hier angegebenen Gränzen nur die äußersten sind, wo der Unterschied von Sommer und Winter aufhört und letzterer ununterbrochen herrscht.

Die Abnahme der Wärme, so wie man sich vom Aequator entfernt, ist indeß keineswegs eine gleichförmige, sondern es finden hier noch bedeutende Abweichungen Statt. Zuerst ist im Allgemeinen zu merken, daß die nördliche Hälfte der Erde ungleich wärmer ist als die südliche, was wahrscheinlich daher kommt, daß in dieser das Wasser, in jener das feste Land vorwaltet. Die nördliche Hälfte ist bis zum 70° vollkommen bewohnbar und noch weiter hinaus bewohnt. In der südlichen giebt es kein, wenigstens zugängliches, Land unter einer solchen Breite, und schon jenseits des 60° wird das Meer wegen des Eises unfahrbar. Das Vorgebirge der guten Hoffnung unter 35° sollte das Klima des südlichen Spaniens haben und hat kaum das des mittlern Frankreichs: die äußerste südliche Spitze von Amerika unter 50° bis 55° hat ein wahrhaft sibirisches Klima, während es doch unter gleicher Breite mit dem nördlichen Deutschland und dem südlichen England liegt. — Ferner findet ein großer Unterschied Statt zwischen den Ländern, die von Deutschland aus mehr gegen Osten oder mehr gegen Westen liegen; die letzteren, vermuthlich weil sie mehr vom Meere durchschnitten werden, sind ungleich milder als die östlicheren, wo die große zusammengedrängte Ländermasse die Kälte begünstigt. Edinburg und Moskau, Berlin und Peter-Pauls-Hafen in Kamtschatka liegen ohngefähr unter gleicher Breite und der Unterschied des Klima's ist ungeheuer. — Derselbe Unterschied findet Statt zwischen der alten Welt und der neuen; diese ist im Ganzen genommen ungleich kälter als Europa und Afrika und höchstens mit dem östlichen Asien zu vergleichen. Die nördlichen Theile der nordamerikanischen Freistaaten correspondiren mit der südlichen Hälfte von Europa, aber das Klima ist ohne Vergleich kälter in jenen als in dieser.

Endlich wird das Klima einzelner Länder durch die örtliche Beschaffenheit und Lage derselben bedeutend modificirt. Große zusammenhängende Ländermassen bieten allezeit die Extreme der Temperatur dar, so Sibirien der Kälte, Afrika der Hitze; vom Meere durchschnittene die milderen Temperaturen; deshalb ist Europa im Ganzen weniger kalt als es der Lage nach seyn sollte, und Ostindien, so wie einige Gegenden vom mittlern Amerika, nicht so brennend als man erwarten sollte. Die Bestätigung dieses Grundsatzes finden wir vollkommen, wenn wir die ganze Masse des festen Landes nach jener am Schlusse dieser Einleitung aufzustellenden Theilung in 3 Hauptmassen betrachten. Afrika zeigt uns dann das Extrem der Hitze, und Europa das temperirte Land; Nord-Asien das Extrem der Kälte, und Süd-Asien mit Australien die temperirten Gegenden, so weit es der große Gegensatz von nördlicher und südlicher Hälfte der Erde zuläßt. Amerika endlich, wo die nördliche und südliche Hälfte beinahe gleich sind, zeigt daher auch keins der beiden Extreme, es ist im Ganzen temperirt, jedoch mit überwiegender Kälte. Hoch über der Meeresfläche, wenn gleich in der heißen Zone, belegene Länder sind kälter als die benachbarten niedrigeren; so hat Quito, welches beinahe genau unter dem Aequator, aber über 7000 F. über dem Meere liegt, ein viel milderes Klima als man erwarten sollte; und aus dem nemlichen Grunde der hohen Lage haben die Ebenen des Innern Rußlands und Asiens ein so strenges Klima, besonders da keine bedeutende Gebirge sie gegen die kalten Nordwinde schützen. — Länder, die noch von bedeutenden Waldungen und großen Morästen und Seen bedeckt, von vielen und großen Flüssen durchströmt werden, sind wegen der beständigen Verdunstung des Wassers nebeliger, feuchter und kälter als andre, deren Boden offner und trockner ist: dies ist eine der Hauptursachen des kältern Klima's von Amerika.

Das Klima vieler Länder hat sich im Laufe der Jahrhunderte bedeutend verändert; und eine solche Veränderung scheint immerdar und nach gewissen Gesetzen vor sich zu gehen. Die römischen Schriftsteller um die Zeit der Geburt Christi schildern uns Italien viel rauher als es jetzt ist; sie sprechen von anhaltendem Froste, Schnee und Eis als von gewöhnlichen Erscheinungen in Rom, wo sie jetzt zu den seltenen Ausnahmen gehören. Dieselben Schriftsteller können das Klima von Deutschland nicht rauh und streng genug schildern, es muß damals eben so gewesen seyn, wie jetzt das Klima von Liefland und Esthland. Als den einzigen Grund dieser Veränderung giebt man gewöhnlich den vermehrten Anbau, das Ausrotten der Wälder, das Austrocknen der Moräste u. s. w. an. Allein zu geschweigen, daß Italien damals unstreitig bei weitem besser angebaut war als jetzt, und also milder noch hätte seyn müssen, so sehen wir auch, daß, ganz unabhängig vom Anbau, in einigen Ländern die Kälte, in andern die Hitze zugenommen hat. Island, vor

Jahrhunderten ein blühendes, beinahe volkreich zu nennendes Land, ist in der neuern Zeit tief gesunken, Schnee und Eis nehmen im Lande, besonders an den Küsten überhand, und es ist zu fürchten, daß die jetzt geringe Einwohnerzahl noch tiefer sinken wird. Von Grönland, welches seinen Namen (Grünland) seinen schönen grünen Küsten vor vielen Jahrhunderten verdankte, gilt das nemliche. Ein großer Theil der Küste, der ehemals bewohnt gewesen seyn soll, ist jetzt durch das Eis völlig unzugänglich und die Vegetation verschwindet immer mehr auch von den noch bewohnten Küsten. Von der andern Seite ist es gewiß, daß Syrien, Palästina, Aegypten jetzt ein ungleich heißeres Klima als ehemals und daher sehr an Fruchtbarkeit verloren haben; und eben so will man bemerkt haben, daß das Klima von Sibirien merklich milder werde. Die Kälte scheint also von Nordwest her, die Wärme von Südost und vielleicht auch überhaupt in Osten zuzunehmen, welches, wenn gleich bis jetzt noch nicht vollkommen erklärbar, doch mit den bekannten periodischen Veränderungen der Abweichung der Magnetnadel, so wie mit der Ab- und Zunahme der Schiefe der Ekliptik zusammenzuhängen scheint.

Zu der Verschiedenheit des Klima's kommt nun noch die Abwechselung der Jahreszeiten, wodurch die Mannigfaltigkeit der Temperatur-Verhältnisse auf Erden sehr vermehrt wird. Die heiße Zone und die beiden kalten Zonen haben nur zwei Jahrszeiten. In der heißen Zone wechseln die trockne und die nasse Jahrszeit, oder Regenzeit, mit einander ab, die letzte vertritt den dort unbekannten Winter. Für die Länder diesseits des Aequators fällt die Regenzeit zwischen die Frühlings- und Herbst-Nachtgleichen, also in unsern Sommer, und weil der Himmel dann meist mit Wolken bedeckt ist und häufige Regengüsse fallen, so wird dadurch die Gewalt der dann senkrecht fallenden Sonnenstrahlen sehr gemildert und diese Länder fruchtbar erhalten. Jenseits des Aequators fällt die Regenzeit in unsern Winter. In den gemäßigten Zonen, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt, je deutlicher treten unsre 4 Jahreszeiten hervor, die jedoch nicht genau mit den astronomisch bestimmten Zeiten zusammenfallen. Sie verschwinden wieder allmählig, je mehr man sich den Polarkreisen nähert, jenseits welcher wieder nur 2 Jahrszeiten, Winter und Sommer, herrschen. Der Winter außerordentlich lang und strenge, jedoch heiter, trocken und gesund; der Sommer zwar kurz, aber sehr plötzlich eintretend und oft von einer unerträglichen Hitze begleitet, weil die Sonne, wenn gleich sie nur schräge Strahlen dahin sendet, doch beinahe beständig am Horizont bleibt. Es ist nichts seltnes, daß man in den Polarländern eine selbst in den Aequatorialgegenden ungewöhnliche Hitze empfindet. Dabei haben die Polarländer noch das mit den Aequatorialländern gemein, daß der Himmel meist heiter, die Witterung überhaupt sehr gleich-

förmig und beständig ist; zwischen den Polar- und Wendekreisen hingegen, besonders in der nördlichen Hälfte der gemäßigten Zone, worin ein großer Theil von Europa liegt, sind trübe Tage, Nebel und plötzliche Abwechselung der Witterung und Unbeständigkeit des Wetters an einem und demselben Tage ungleich häufiger.

Vegetation.

Die ganze Oberfläche der Erde, mit höchst geringen Ausnahmen, ist mit Pflanzen bedeckt: die Vegetation reicht bis an die höchsten Gipfel der Berge, wo nur das ewige Eis ihr eine Gränze setzt; sie dringt bis in die tiefsten Höhlen und Schächte; ja selbst der Meeresboden ist vielleicht großentheils damit bedeckt. Aber sehr verschieden ist sie unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen. Im Kleinen zeigt uns das jedes bedeutende Gebirge. Am Fuße desselben gedeihen, nach dem verschiedenen Klima, das Getreide, der Wein, der Oelbaum, alle Obstarten: steigen wir höher, so beginnen die großen Wälder von Laubholz; noch höher treffen wir die Nadelhölzer an, bis auch diese immer mehr verkrüppeln und endlich in niedere Zwergbäume und Gestrüppe sich verlieren. Desto mächtiger treten nun die beerentragenden Gewächse hervor, welche die Gipfel mäßiger Berge fußdick überziehen; in noch bedeutenderen Höhen verschwinden auch diese, und wir finden nur noch die Moose und Flechten, die zuletzt gleich feinen Häuten nur noch in einzelnen Punkten die nackten Felsen bekleiden, bis endlich ewiger Schnee und Eis jede Spur der Vegetation vertilgt. Im Großen zeigt uns die ganze Erde das nemliche, wo dann die beiden Pole die Gipfel des Berges, der Aequator den Fuß derselben darstellt. Man kann, wenn man so die Vertheilung der Vegetation im Ganzen betrachtet, sie füglich mit einem liegenden Baume vergleichen, dessen Wurzeln am Pole, dessen Krone am Aequator sich befindet. Die Flechten und Moose sind die einzigen Pflanzen des höchsten Nordens und stellen, auch in ihrer innern Structur, die Wurzeln jenes Baumes dar; die Nadelhölzer der weniger nördlichen Gegenden, in welchen das Holz, das Charakteristische des Stammes, bis in die Blätter gedrungen ist, sind der Stamm; die Laubwaldungen der südlichen gemäßigten Zone, die Zweige und Aeste; endlich die beinahe ganz aus Blättern bestehende ungeheure Vegetation der Farrenkräuter, Mimosen, Rohr- und Schilfarten, ja selbst der Palmen unter dem Aequator, stellen uns die Blätterkrone jenes Riesenbaumes dar. — Aber auch hier zeigt sich uns keine völlige Gleichförmigkeit für alle Theile der Erde. Die Vegetation tritt bei weitem am mächtigsten in der westlichen Hälfte der Erde, in Amerika auf, während sie in der östlichen oder alten Welt offenbar nur untergeordnet erscheint. Umgekehrt ist dagegen das Verhältniß der animalischen Welt. Alle kräftige, große,

furchtbare, edle Thiere, der Löwe, der Elephant, der Tiger, das Pferd rc., sind in der alten Welt zu Hause, während Amerika uns nur die schwachen verkrüppelten Abbilder dieser Thiere zeigt. Das edle Pferd und der Elephant sind dort ganz unbekannt; an der Stelle des Löwen, des Tigers finden wir nur den dagegen unbedeutenden Jaguar; statt des Kameels, das schwache Lama; statt des Rhinoceros, die schwachen harmlosen Armadille, und nur die Menge der ekelhaften Amphibien und Gewürme, die offenbar niedrigsten Stufen der Animalisation, sind in Amerika zu Hause.

Thiere und Menschen.

Die Pflanze, wie sie an den Platz gebunden ist, wo sie entstanden, so ist sie es auch an das Klima, worin sie geboren. Nur in Länder von sehr ähnlicher klimatischer Beschaffenheit läßt sie sich verpflanzen; bei einer irgend bedeutenden Abweichung des Klima's erstirbt sie oder verändert doch sehr die Beschaffenheit ihres Holzes, ihrer Säfte, ihrer Früchte. Das mit Bewegung begabte Thier verträgt schon größere Veränderungen. Doch findet auch hier eine große Verschiedenheit Statt. Die Thiere des äußersten Nordens und der Aequatorialgegenden können ihre Geburtsländer nicht mit einander vertauschen; nur die Thiere der gemäßigten Zonen und unter ihnen vorzüglich einige Hausthiere vermögen, gleich dem Menschen, in jedem Klima zu gedeihen. Der Hund, das Pferd, das Schaf, der Ochs begleiten den Menschen überall hin, doch auch sie würden ohne die schützende Vorsorge des Menschen der Strenge des nördlichsten Klima's nicht widerstehen. Der Mensch allein erkennt die ganze Erde als sein Vaterland, obgleich auch er der Macht der klimatischen Verhältnisse unterliegt. Der Bewohner der Polargegenden verträgt kaum das Klima der nördlichen gemäßigten Zone und würde gewiß unter dem Aequator einen schnellen Tod finden: der Neger aus den Aequatorialgegenden, obwohl er unser Klima ertragen lernt, dürfte schwerlich sich dem Klima von Grönland aussetzen; nur der Bewohner der gemäßigten Zone trotzt mit gleichem Glücke der Glut des Aequators und dem Eise der Pole. Auch auf die körperliche und geistige Bildung des Menschen haben die klimatischen Verhältnisse einen entscheidenen Einfluß, und man unterscheidet in dieser Hinsicht 5 verschiedene Menschen-Raffen, welche sich beinahe genau nach den Weltgegenden bestimmen lassen. 1) Die mongolische Raffe. Sie zeichnet sich durch eine kleine, gedrungene Statur, meist übelgestaltete Beine, einen beinahe viereckigen Kopf, flache Gesichter mit eingedrückter, oft kaum noch hervorstehender Nase, ein etwas hervorragendes Kinn, ein schwarzes, steifes und dünnes Haar, wenig Bart, eine schmutzige gelbliche Gesichtsfarbe, vorzüglich aber da-

durch aus, daß die Augen außerordentlich weit von einander stehen und geradlinig geöffnet sind. Es sind die dem Europäer am häßlichsten erscheinenden Menschen. Zu dieser Rasse gehören viele Völker des östlichen Asiens, die Chinesen und Kalmücken, vorzüglich aber alle Einwohner des nördlichen Asiens, die Lappen und Finnen in Europa, die Grönländer und viele Völkerschaften des nördlichen Amerika, man kann daher diese Rasse wohl als die nördliche bezeichnen. 2) Die Neger- oder äthiopische Rasse zeigt uns einen hohen, wohlgebildeten Körperwuchs, nur ist der Kopf etwas an den Seiten eingedrückt, die Nase aufgestülpt, die Lippen dick und aufgeworfen, das Haar schwarz, kurz und wollig; die Hautfarbe glänzend schwarz oder dunkel schwarzbraun. Diese Rasse gehört allein in Afrika zu Hause und man kann sie daher füglich die südliche nennen. 3) Die malayische Rasse ist ebenfalls im Ganzen wohlgebildet und kraftvoll, nur ist der Schädel ebenfalls etwas schmal, die Nase dick und breit, der Mund groß, die obere Kinnlade etwas vorstehend, die Stirn hoch, das Haar schwarz aber weich, lockig und stark, die Hautfarbe gelb, braun, mehr oder weniger dunkel. Aus ihr bestehen die Einwohner aller Inseln von Ostindien und Australien, und wir können sie daher als die östliche Rasse bezeichnen. 4) Die amerikanische Rasse, etwas kleiner und schwächlicher gebaut, die Stirn niedrig, die Backenknochen hervorstehend, die Augen tiefliegend, das Haar dünn und struppig, der Bart beinahe ganz fehlend, die Hautfarbe kupferfarbig. Alle Ureinwohner von Amerika gehören zu dieser Rasse, die man daher die westliche nennt. 5) Die kaukasische Rasse, durch hohen Wuchs, Ebenmaaß aller Theile, einen schön gewölbten Schädel, eine weiße und zarte Gesichts- und Hautfarbe vor allen übrigen ausgezeichnet. Zu ihr gehören alle Einwohner Europa's, mit Ausnahme der Lappen und Finnen, die meisten Völker des vordern oder westlichen Asiens und des nördlichen Afrika's. Auch in geistiger Hinsicht behauptet die kaukasische Rasse bei weitem den Vorrang vor den übrigen, alle wissenschaftliche und gesellige Bildung, alle geschichtliche Entwickelung findet sich nur bei ihr; die mongolische Rasse kann sich ihr, wegen der Chinesen und Japaner, jedoch nur dürftig an die Seite stellen. So bildet sie denn wie geographisch so geistig den Mittelpunkt und Gipfel des Menschengeschlechts, und wenn man nach einer alten, aber allerdings begründeten, Eintheilung der menschlichen Temperamente die mongolische Rasse die melancholische, die Negerrasse die sanguinische, die malayische Rasse die cholerische, die amerikanische endlich die phlegmatische nennen darf, was in der That die Haupt-Charakterzüge dieser verschiedenen Völker richtig bezeichnet; so zeigt sich auch hierin der Vorzug der kaukasischen Rasse, daß keine dieser Richtungen sie ausschließlich bezeichnet, sondern daß sich eine innige Durchdringung und Verschmelzung aller dieser Rich-

tungen, d. h. eben das gemäßigte aller Bildung fähige Temperament, in ihr zeigt.

Aus der Mischung dieser verschiedenen Rassen sind hin und wieder einzelne Menschenstämme entstanden, deren Ursprung und Zusammenhang mit einer dieser fünf Haupt-Rassen zweifelhaft ist. Am bedeutendsten und mannigfaltigsten ist die Mischung der Rassen in Amerika, wo zu den Ureinwohnern und den eingewanderten Europäern noch die als Sklaven dahin geführten Neger kommen. Der Hauptunterschied, den man dort macht, ist der von weißen und farbigen Menschen; unter den ersten werden die Europäer und ihre reinen Abkömmlinge, unter den zweiten alle übrige sowohl reine als gemischte Rassen verstanden. Zu den farbigen Menschen gehören also, außer den Negern und ursprünglichen Amerikanern, alle durch Mischung der 3 Rassen entstandene Menschen. Gewöhnlich nennt man Mulatten die aus der Verbindung von Europäern und Negern entstandenen, und Mestizen die von Europäern und Amerikanern gebornen. Die von europäischen Aeltern in Amerika gebornen Kinder heißen Kreolen und eben so die von Negerältern in Amerika erzeugten: Kreolen-Neger. Jedoch werden diese Namen nicht in allen Ländern von Amerika in gleichem Sinne gebraucht. So heißen in Brasilien die Abkömmlinge von Weißen und Ureinwohnern nicht Mestizen, sondern Mamalucken; unter Mestizen hingegen versteht man dort die von Negern und Ureinwohnern gebornen. Außer diesen Haupt-Rassen und Abarten des Menschengeschlechts entstehen noch zuweilen, jedoch immer unter bestimmten klimatischen Verhältnissen, einzelne krankhafte, körperlich und geistig von der Art der Aeltern abweichende Individuen. So werden unter den Negern zuweilen von völlig gesunden Aeltern, neben andern gesunden Kindern einzelne erzeugt, deren Hautfarbe nicht schwarz, sondern weiß, aber ein widriges Kreideweiß ist, eben so sind ihre Haare; das Innere des Auges ist nicht schwarz, sondern röthlich. Diese unglücklichen, schwächlichen Menschen werden weiße Neger, Albinos, Blaffards, auch wohl Kakerlaken genannt; sie sind von einer beinahe thierischen Stumpfheit, ihr Körper ist schwach und ihr Auge kann das Tageslicht nicht ertragen. Auch in andern Aequatorialgegenden, auf der Landenge von Panama und auf den sundischen Inseln, sind solche Menschen nicht selten. In den nördlicheren Ländern findet man, doch meist nur in sehr gebirgigen Gegenden, vorzüglich in den Thälern des Salzburgischen und im Walliser Lande, etwas sehr ähnliches. Auch hier werden von gesunden Aeltern neben andern gesunden Kindern zuweilen solche geboren, die an Körper schwach, an Geist mehr oder weniger stumpfsinnig sind, so daß viele nicht einmal sprechen lernen und als völlig hülflose Wesen müssen gefüttert werden. Auch sie haben röthliche Augen und sind lichtscheu, gewöhnlich zeichnen sie sich noch durch

ein starkes Anschwellen der Halsdrüsen oder sogenannte Kröpfe aus. Man nennt sie Fexen und Cretins. Der Grund dieser Erscheinung ist noch völlig räthselhaft; gewöhnlich giebt man der besondern Beschaffenheit des Wassers in jenen Gebirgsgegenden die Schuld, wo freilich denn auch die Kröpfe überhaupt häufig sind.

Die Zahl aller auf Erden lebenden Menschen ist natürlich nicht genau auszumitteln: man nimmt etwa 1000 Millionen an; indessen könnten, bei einer gleichern Vertheilung des Grundbesitzes und bei einer bessern Benutzung des Bodens leicht 3mal so viel Menschen ihren Unterhalt finden. Dies gilt vorzüglich für die übrigen Welttheile, welche in Vergleich mit Europa nur schwach bevölkert sind. Europa selbst ist im Ganzen genommen gut bevölkert und hin und wieder selbst übervölkert. Von den verschiedenen Völkern, welche den Erdboden bewohnen, giebt es einige, welche allein vom Fischfang, wenn sie die Küsten des Meers, andre von der Jagd leben, wenn sie Binnenländer, d. h. vom Meere entfernte, im Innern des festen Landes gelegene Gegenden bewohnen. Solche Völker pflegen die rohesten, die unwissendsten zu seyn, und sind eigentlich diejenigen, welche man Wilde nennt. Andre beschäftigen sich allein mit der Viehzucht, und weil sie unmöglich lange an einem Orte bleiben können, sondern mit ihren Heerden ohne feste Wohnsitze von einer Gegend in die andre ziehen, wo sie frische Weide finden, so nennt man sie Nomaden oder Hirtenvölker, wandernde oder umherziehende Völker. Auch diese stehen, wenn gleich auf einer höhern Stufe der Bildung als die ersteren, doch noch tief unter den Ackerbau treibenden Völkern. Von jenen bedient man sich, um die verschiedenen Stämme oder Völkerschaften derselben zu bezeichnen, des Ausdrucks Horden. Der Ackerbau, der den Menschen zu einer festen Ansiedelung, zum Nachdenken und zur Vorsorge für die Zukunft nöthigt, ist die Grundlage aller menschlichen Bildung. Nur bei den Ackerbau und Viehzucht zugleich treibenden Völkern finden wir Handwerke, Gewerbe und Handel; mildere Sitte, feste Einrichtungen und Verfassungen, gesellige Bildung und Wissenschaften und Künste. Solche Völker werden daher die gebildeten oder civilisirten genannt.

Religion.

In Hinsicht auf die Religion oder Weltansicht der Menschen theilen sie sich in 1. Heiden oder Polytheisten, d. h. solche, welche den Ursprung, die Erhaltung und Regierung der Welt von mehreren höheren Wesen oder Göttern abhängig glauben. Sie sind a) Götzendiener oder Bilderanbeter, wenn sie die zwar geistig gedachten Götter unter irgend einer äußern Gestalt darstellen und anbeten; b) Stern- oder Feueranbeter, wenn sie Sonne, Mond und Sterne, oder das Feuer als göttliche Wesen

verehren; c) Fetischanbeter, wenn sie Thiere, Pflanzen, Steine oder irgend sonst eine ihnen bedeutend gewordene Naturerscheinung göttlich verehren. 2. Monotheisten, d. h. solche, welche den alleinigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden anbeten. Sie theilen sich wieder in a) Juden, b) Christen, welche abermals in 3 Hauptpartheien, 1) römisch-katholische oder Papisten, 2) griechische Christen, 3) Protestanten, und außerdem noch in viele kleinere Partheien zerfallen, c) Muhamedaner, welche sich in Sunniten und Schiiten theilen. — Diejenige Religion, zu welcher sich die große Mehrheit der Einwohner eines Landes bekennt, heißt die Landes- oder Staats-Religion oder die herrschende; sie ist die allein herrschende, wenn sie keine Bekenner einer andern im Lande duldet. Besteht in einem Lande außer der herrschenden noch eine andre Religionsparthei mit gleichen oder geringeren Rechten, so heißt diese eine geduldete.

Verfassungen.

Ein oder mehrere gebildete Völker, welche unter einer gemeinschaftlichen Regierung, unter gleichen Gesetzen leben und meistens gemeinschaftliche Sitten und die nemliche Sprache haben, bilden einen Staat, welcher nach seinem Umfang oder der Beschaffenheit seiner Einrichtungen ein Kaiserthum, ein Königreich, ein Herzogthum, ein Freistaat u. s. w. genannt wird.

Ist die Regierung des Staats in den Händen eines Einzigen, so ist sie monarchisch, und zwar entweder erblich, wenn der nächste natürliche Erbe auch der Thronfolger ist; oder dieser Nachfolger wird jedesmal gewählt, dann heißt der Staat ein Wahlreich. Ist der jedesmalige Wille des Monarchen das höchste Gesetz und an kein früheres Gesetz gebunden, so wird er Despot genannt. Der unumschränkte Monarch ist zwar auch der einzige Gesetzgeber in seinem Staate, aber seine Macht ist doch durch alte bestehende, durch die Sitte geheiligte Gesetze und Herkommen gemildert und beschränkt. Eine beschränkte oder gemäßigte Monarchie ist die, wo die Einwilligung einer Versammlung von Volksvertretern oder Abgeordneten zur Abfassung der Gesetze und zu jeder wichtigen Einrichtung nothwendig ist. Nur gemäßigte Monarchieen können im strengsten Sinne eine Verfassung, d. h. fest bestehende Grundgesetze und Einrichtungen haben. Ist die höchste Gewalt in einem Staate in den Händen Mehrerer, so ist die Verfassung republikanisch. Haben nur gewisse Familien Antheil an der Regierung, so ist der Staat eine Aristokratie, wo die Vornehmeren, oder eine Oligarchie, wo wenige herrschen; nimmt das ganze Volk unmittelbar Theil an der Regierung, so entsteht die Demokratie oder Volksherrschaft, nicht zu verwechseln mit der Ochlokratie, wo der Pöbel die Gewalt an sich

gerissen, was immer nur ein gewaltsamer, vorübergehender Zustand seyn kann. Von einem Staate, der eben in Aufruhr und Unruhen begriffen ist, so daß die alte Verfassung nicht mehr herrscht und noch keine neue entstanden ist, sagt man, er befinde sich in der Anarchie, d. h. in einem gesetz- und ordnungslosen Zustande. In ihrem Verhältniß zur Regierung heißen die Einwohner eines Staates Unterthanen. Sie sind frei, wenn sie nur den allgemeinen Landesgesetzen gehorchen; Sklaven, wenn sie einem Menschen als sein Eigenthum angehören, der selbst über ihre Freiheit, ihr Eigenthum, ja zuweilen über ihr Leben nach Willkühr verfügen kann. Sie sind Leibeigene oder hörige (gehörige) Leute, wenn sie nur in gewisser Hinsicht zu gewissen Diensten und Leistungen einem Herrn verpflichtet sind, ohne dessen Einwilligung nicht den Wohnort verändern, nicht heirathen u. s. w. dürfen, übrigens aber doch den Schutz der Landesgesetze genießen. Die Leibeigenschaft ist in verschiedenen Ländern strenger oder milder, die strengere unterscheidet sich nur wenig von der wahren Sklaverei. In manchen Staaten sind alle Einwohner freie Leute und werden als solche auch Bürger genannt. In andern giebt es Freie oder Bürger und Leibeigene; oder Freie und Sklaven u. s. w.

Die Lage eines Staates wird nach den Graden der Länge und Breite bestimmt, zwischen welchen er sich befindet; er wird begränzt durch die anstoßenden Nachbarländer oder Meere. Der Raum innerhalb seiner Gränzen, oder seiner Größe, wird nach Quadratmeilen bestimmt. Die Theile eines größern Staates heißen Provinzen, die Unterabtheilungen der Provinzen führen in jedem Lande verschiedene Namen. Die verschiedenen Ansiedelungen der Menschen in einem Staate heißen: einzelne Häuser und Höfe oder Gehöfte; Vorwerke und Meiereien, wenn sie nur aus wenigen benachbarten Häusern bestehen; Weiler und Dörfer, wenn die Häuserzahl schon bedeutender; Flecken und Marktflecken, wenn in solchen größeren Orten schon Gewerbe und Handel getrieben wird; Städte endlich, wenn der Ort mit Mauern umgeben ist, was jedoch bei vielen auch nicht der Fall ist. Ist der Ort mit Wällen, Gräben u. s. w. umgeben, um den Feinden das Eindringen zu erschweren, so heißt er eine Festung. Die Städte, worin der Sitz der Regierung oder der höchsten Behörde einer Provinz ist, heißen Hauptstädte, und diejenigen, wo der Landesfürst wohnt, Residenzstädte.

Wir schließen diese Einleitung mit einer allgemeinen Eintheilung der ganzen Erdoberfläche.

A. Das Meer.

Der alle Theile des festen Landes umfließende allgemeine Ocean zerfällt in 5 Haupttheile.

I. Das nördliche Eismeer, bespült die nördlichen Küsten von Europa, Asia und Amerika, und nimmt beinahe die ganze nördliche kalte Zone ein. Seine bedeutendsten Unterabtheilungen sind:

a) das weiße Meer, ein großer Meerbusen im nördlichen europäischen Rußland.
b) Mehrere Meerbusen am Ausfluß der großen sibirischen Flüsse, als der Obische, der Jeniseische, der Lenaische.
c) Die Behring-Straße, eine Meerenge, welche Asien von Amerika trennt.

II. Das südliche Eismeer, ist noch völlig unbekannt, indem wegen des ewigen Eises nur wenige Schiffe, auf wenigen Punkten bis zum 71° ja bis zum 74° haben vordringen können. Man kennt kein Land von einiger Bedeutung in dieser Polargegend.

III. Das atlantische Meer, zwischen Amerika einerseits und Europa und Afrika andrerseits. Es wird durch den nördlichen Wendekreis in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt, eine nördliche und eine südliche, diese heißt auch das äthiopische Meer. Seine vielen Nebentheile sind:

1. Auf der östlichen Seite
 a) die Nordsee oder das deutsche Meer, zwischen Großbritannien, den Niederlanden, Deutschland, Dänemark und Norwegen; sie bildet die Südersee, einen Meerbusen im Innern von Holland.
 b) Die Ostsee oder das baltische Meer, ein großer Meerbusen, der sich nordöstlich zwischen Schweden, Dänemark, Deutschland, Preußen und Rußland hinein erstreckt. Er hängt mit der Nordsee zusammen durch das Kattegat oder Skagerak, oder den kodanischen Meerbusen, eine Straße zwischen Norwegen, Schweden und Dänemark; ferner durch 3 engere Straßen: 1) den Sund oder Oere-Sund zwischen Schweden und der Insel Seeland, dies ist die Hauptfahrstraße zwischen der Nordsee und der Ostsee; 2) den großen Belt, zwischen der Insel Seeland und der Insel Fühnen; 3) den kleinen Belt, zwischen Fühnen und dem festen Lande von Dänemark. Die Ostsee selbst bildet 3 große Meerbusen: 1) den bothnischen, zwischen Schweden und Finnland; 2) den finnischen, zwischen Finnland und den lief- und esthländischen Küsten; 3) den rigaischen, zwischen Curland, Liefland und der Insel Oesel.

 Die ganze Ostsee ist beinahe nur als ein großer Binnensee zu betrachten. Ihr Wasser ist ungleich weniger salzig als das des Oceans, sie hat viele seichte und gefährliche Stellen, und die Schifffahrt auf ihr ist, wegen der Nähe der Küsten, der

kleinen aber heftigen Wellen, gefährlicher als in irgend einem andern Meere.

c) Die Meerenge zwischen England und Frankreich, der Kanal la Manche und Pas de Calais genannt.

d) Der Kanal St. Georg, zwischen Irland und Großbritannien.

e) Das biscayische Meer, ein großer Meerbusen zwischen Frankreich und Spanien.

f) Das mittelländische Meer, welches auf der einen Seite mit dem atlantischen Meere durch die Straße von Gibraltar, auf der andern mit dem schwarzen Meere zusammenhängt. Es bildet viele Meerbusen und Straßen; die wichtigsten sind: 1) der Meerbusen von Lyon, an der südlichen Küste von Frankreich; 2) der Meerbusen von Genua; 3) die Straße St. Bonifaz zwischen Corsika und Sardinien; 4) die Meerenge von Sizilien, oder die Straße von Messina, zwischen Sizilien und Italien; 5) das adriatische Meer oder der Meerbusen von Venedig, zwischen Italien und der europäischen Türkei; 6) der griechische Archipel, oder das ägäische Meer, zwischen Griechenland und Klein-Asien.

Das schwarze Meer, ein innerer Theil des mittelländischen, hängt mit diesem durch eine lange Straße zusammen, welche in zwei Meerengen und ein kleines inneres Meer zerfällt. Aus dem ägäischen Meere kommt man zuerst in die Straße der Dardanellen oder den Hellespont, von da in das Meer von Marmara oder die Propontis, von diesem wieder in die Meerenge von Constantinopel oder den Bosporus, aus diesem in das schwarze Meer. Das schwarze Meer, oder der Pontus Euxinus, liegt zwischen der europäischen Türkei, dem südlichen Rußland und den Küsten von Asien; der innerste Meerbusen desselben, das asowsche Meer, wird mit dem schwarzen Meere durch die Straße von Feodosia oder Kaffa (der cimmerische Bosporus) verbunden.

In der südlichen Hälfte des atlantischen Meeres befindet sich:

g) der große Meerbusen von Guinea, an der westlichen Küste von Afrika.

2. Auf der westlichen Seite bildet das atlantische Meer folgende Busen:

a) Die Baffins-See erstreckt sich nördlich bis zum 78° zwischen Grönland und die noch wenig bekannten Küsten des nördlichen Amerika's. Früher hielt man sie für einen nördlich umschlossenen Meerbusen, den man daher Baffins-Bay nannte, und zu welchem im Süden die Baffins- und

die Davis-Straße führen. Die neuesten Untersuchungen haben aber gezeigt, daß diese See, nördlich von unbekannten Inseln begränzt, sich westlich an den N. Küsten von Amerika hin erstreckt und also höchst wahrscheinlich bis zur Behrings-straße hinreicht.

b) Die Hudsons-Bay mit noch zum Theil unerforschten Küsten, z. B. die Repulse-Bay (die Bucht des Zurückstoßens oder Abweisens), sie erstreckt sich von dem 52° bis über den 60° hinaus und hängt wahrscheinlich im N. mit der Baffins-See zusammen.

c) Den Meerbusen von St. Lorenz, zwischen der Insel Neu-Foundland und dem Ausfluß des St. Lorenz-Stromes.

d) Den Meerbusen von Mexiko, zwischen dem Lande gleiches Namens und den antillischen Inseln; der südliche Theil desselben heißt die caraibische See.

e) Den Kanal von Bahama, zwischen den Bahama-Inseln und der Insel Cuba.

f) Die Magelhaensstraße, zwischen der südlichsten Spitze von Amerika und den Feuerlands-Inseln, verbindet das atlantische Meer mit dem großen südlichen Ocean.

IV. Der indische Ocean, westlich von Afrika, nördlich und östlich von Asien und Australien, südlich vom südlichen Eismeere begränzt, enthält folgende Theile:

a) Den Kanal von Mosambik, zwischen der Ostküste von Afrika und der Insel Madagaskar.

b) Den arabischen Meerbusen, oder das rothe Meer, zwischen Afrika und Arabien, durch die Straße von Bab el Mandeb, mit dem indischen Meere verbunden.

c) Den persischen Meerbusen, zwischen Arabien und Persien, der Eingang dazu heißt die Straße von Ormus.

d) Das arabische oder persische Meer, ein großer Meerbusen zwischen Arabien, Persien und der Halbinsel diesseits des Ganges.

e) Die Straße von Ceylon, zwischen dieser Insel und der Halbinsel diesseits des Ganges.

f) Den bengalischen Meerbusen, zwischen beiden ostindischen Halbinseln.

g) Die Straße von Malacca, zwischen diesem Lande und der Insel Sumatra.

h) Die sundische Straße, zwischen den Inseln Sumatra und Java.

i) Den Meerbusen von Siam, bei dem Lande gleiches Namens.

k) Die chinesische See, im Süden von China, wovon der Meerbusen von Tongkin einen Theil ausmacht.

V. Der östliche Ocean, auch das große Weltmeer, das stille Meer, oder am gewöhnlichsten die Südsee genannt. Den Namen stilles Meer verdient es nicht mehr als jedes andere große Meer; und nur in der Nähe des Aequators herrschen hier, wie auch in andern Meeren, den Schiffern unangenehme Windstillen. Es wird westlich von Asien und Australien, östlich von Amerika begränzt. Seine Theile sind:

1. An der westlichen Seite
   a) die Bay von Nankin und das gelbe Meer, welche zusammen einen großen Meerbusen zwischen China und Korea bilden.
   b) Der Meerbusen von Korea, oder das japanische Meer, zwischen Korea und den japanischen Inseln.
   c) Das ochotskische Meer zwischen Kamtschatka, Sibirien und Tungusien.
   d) Das kamtschatkische Meer östlich von Kamtschatka, zwischen diesem Lande, den aleutischen Inseln und der amerikanischen Küste; in diesem unterscheidet man noch das anadyrsche Meer an der östlichsten Spitze von Asien, am Ausfluß des Anadyr.
2. An der östlichen Seite
   a) der Meerbusen von Kalifornien, zwischen Kalifornien und Mexiko.
   b) Die Meerbusen von Panama und Choco, bei der Erdenge von Panama.
   c) Der Meerbusen von Guayaquil, in der Provinz Quito.

B. Das feste Land.

Die ganze Masse des festen Landes wird in 5 Hauptheile, Welttheile oder besser Erdtheile genannt, getheilt; sie zerfallen in 2 Hauptmassen, wovon die eine die alte Welt genannt wird und Europa, Asia und Afrika umfaßt, welche zusammenhängen und Eine ungeheure Insel bilden, wozu noch der sogenannte fünfte Welttheil kommt, welcher Australien, weil er ganz in der südlichen Halbkugel liegt, oder Polynesien, weil er aus vielen Inseln besteht, oder auch Neu-Holland, nach dem Namen der größten Insel, genannt wird. Die andre Hauptmasse des festen Landes, oder die Neue Welt, weil sie später entdeckt worden ist, umfaßt Amerika allein. Die 5 Welttheile sind also: Europa, Asia, Afrika, Amerika und Australien.

Auf den ersten Blick scheint diese große Ländermasse keine Spur von Regelmäßigkeit in der Gestalt des Ganzen oder seiner Theile darzubieten, ein verworrener Zufall scheint alles gestaltet zu haben; dieser Schein aber verschwindet bei einer genauern Betrachtung.

tung. Einmal sehen wir, daß die größte Masse des festen Landes gegen Norden zusammengedrängt ist: diesseits des Aequators liegen ganz Europa und Asien und der größte Theil von Amerika und Afrika, jenseits nur Australien und die kleinere Hälfte von Afrika und von Amerika. Auch reicht das feste Land in der nördlichen Halbkugel ungleich weiter gegen Norden hinauf, als in der südlichen; in der erstern sind bis zum 70° bewohnte, bis beinahe zum 80° noch bewohnbare Länder; in der südlichen Halbkugel reicht das Land überhaupt nur bis zum 55 höchstens 60°, an den meisten Stellen aber nur bis zum 30° und 40°, und dies sind nicht bedeutende Ländermassen, sondern nur spitz auslaufende Vorgebirge und einzelne Inseln. — Noch deutlicher erkennen wir ein Gesetz in der Bildung der festen Erdoberfläche, wenn wir die Gestalt der einzelnen Theile genauer untersuchen. Amerika, als der am meisten für sich bestehende Theil, zeigt uns die Grundform, den Typus, dieser Bildung. Wir unterscheiden an der Gestalt von Amerika zwei etwas ungleiche Hälften, eine nördliche und eine südliche, welche durch einen Isthmus, die Erdenge von Panama, verbunden werden; rechts von derselben erblicken wir einen großen Meerbusen, den mexikanischen, der mit einer großen Menge von Inseln übersäet ist, und im nördlichen Theile desselben ein spitz auslaufendes Land, Florida. Links, im Rücken der Landenge wieder ein nach Süden spitz auslaufendes Land, Kalifornien, und der südliche Theil des ganzen Welttheils läuft ebenfalls in einer Spitze aus, Patagonien. Betrachten wir nun die Masse der alten Welt, so erkennen wir, wiewohl weniger deutlich, die Wiederholung dieser Grundform, und zwar doppelt, so daß Europa und Afrika zusammen Eine Gestalt, Asien und Australien die andre bilden; beide aber mit dem Rücken gegen einander, die eine Hälfte rechts, die andre links gewendet liegen. Untersuchen wir zuerst die rechte Hälfte, so geben uns Asien und Australien die nördliche und die südliche Hauptmasse; der Isthmus, der sie verbindet, ist, wenn gleich durchbrochen, doch deutlich vorhanden, er wird durch die Halbinsel Malacca, die Inseln Sumatra und Java gebildet; eben so finden wir zur Rechten davon einen großen Meerbusen mit den Inseln Borneo, Celebes und den Philippinen; das spitz in den Meerbusen auslaufende Land ist Camboja; und links hinter dem Isthmus haben wir das spitz auslaufende Land, die Halbinsel diesseits des Ganges; auch das Ganze endet in einer Spitze, van Diemens Land. — Am undeutlichsten, jedoch noch erkennbar genug erscheint diese Grundform in der 3ten Ländermasse, wo alles, aber in umgekehrter Ordnung, nach links gewendet sich zeigt. Europa und Afrika bilden hier die beiden Hauptmassen, nur das hier die nördliche die kleinere ist. Die Verbindung beider ist freilich auf den gewöhnlichen Landcharten nicht zu erkennen. Verfolgt man aber den großen Gebirgszug, der sich vom Kaukasus, zwischen dem schwarzen und kaspischen

Meere durch Armenien, Syrien nach Arabien und Aegypten herabzieht; bedenkt man, daß rechts und links von diesen Gebirgen sich viel Sandwüsten, Spuren, daß das Meer ehemals dort gestanden, finden: so bildet dieser Gebirgszug mit dem Isthmus von Suez die gesuchte Verbindung, die sich natürlich nicht an politische Eintheilungen und Benennungen kehrt. Das mittelländische Meer mit seinen Inseln giebt uns den vorausgesetzten Meerbusen, Italien oder vielmehr Griechenland das hinreichende spitze Land: Arabien ist dann die Halbinsel im Rücken des Isthmus, und das Ganze schließt ebenfalls mit der auslaufenden Spitze des Vorgebirges der guten Hoffnung. — Aus diesem allen sehen wir deutlich, daß ein wenn auch uns unbekanntes Gesetz bei der Bildung der Erdoberfläche gewaltet hat.

A. Europa.

Der Name dieses Welttheils kommt wahrscheinlich von einem griechischen Worte, welches dunkel bedeutet. Weil nemlich die Alten (siehe Einleitung S. 8.) sich die Erde als eine Scheibe dachten und die Sonne von Osten gegen Westen sich am südlichen Himmel bewegen sahen, so hielten sie die südliche Hälfte der Scheibe für die vorzugsweise erleuchtete, die nördliche hingegen, als welche durch hohe Gebirge von den damals gebildeten Ländern getrennt schien, für die durch Entfernung der Sonne und Bergschatten verfinsterte. Dunkle Nachrichten von den in nördlicheren Gegenden im Winter kurzen Tagen, und den dort häufigeren Nebeln und Wolken, mögen auch wohl zu dieser Benennung mit Veranlassung gegeben haben.

Europa liegt, seinem bei weitem größten Theile nach, in der gemäßigten Zone; es erstreckt sich von dem 35sten bis zum 75° nördlicher Breite, und von dem 6ten bis zum 86° östlicher Länge. Es ist im Norden, Westen und Süden von dem nördlichen Eismeer, von dem atlantischen Ocean und von dem mittelländischen und schwarzen Meer umflossen und begränzt. Gegen Osten gränzt es an Asien, und weil hier keine von der Natur gegebene Gränze Statt findet, so nimmt man gewöhnlich den Fluß Don, die uralischen und die werchoturischen Gebirge als Gränzen an. Nach dieser Annahme umfaßt Europa etwa 179000 □ M. Es ist daher nächst Australien der kleinste Welttheil und beträgt etwa nur 1/5 von Asien, 1/4 von Amerika und 1/3 von Afrika; dafür aber ist es bei weitem der bevölkertste und mag leicht an 235 Millionen Seelen enthalten.

Europa wird oft von Reisenden, welche andre Welttheile namentlich die tropischen Gegenden von Asien und Amerika besucht haben, unbillig wie es scheint, gegen jene Länder zurückgesetzt, weil es namentlich sich nicht mit der Fülle und Pracht der Vegetation und der Größe und Herrlichkeit vieler Naturerscheinungen jener Gegenden messen kann. Werden aber Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, so möchte sich doch wohl finden, daß Europa in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen sey.

Ursprünglich mag freilich Europa im Vergleich mit den übrigen Welttheilen, mit Ausnahme Australiens jedoch, am kärglichsten von der Natur ausgestattet gewesen seyn, und sein jetziger Reichthum besonders in der Pflanzenwelt ist wohl größtentheils mehr ein zusammengebrachter, als ein ursprünglicher. Unsre Waldbäume, einige nützliche Gesträucher=Arten und einige genießbare Zwiebel= und Wurzelgewächse abgerechnet, sind beinahe alle Gewächse, die jetzt Europa im Ueberfluß hervorbringt, aus andern Gegenden hierher verpflanzt. Selbst die Getreide=Arten sollen nach der Meinung Vieler nur im Innern Asiens einheimisch, bei uns aber Fremdlinge seyn. Von den Obst=Arten fanden sich ursprünglich wohl nur die geringeren Sorten von Aepfeln, Birnen u. s. w. auch auf europäischem Boden wild wachsend; von allen edleren und feineren Obstarten hingegen weiß man, daß sie größtentheils von Asien zu uns gekommen, und kennt zum Theil den Zeitpunkt ihrer ersten Verpflanzung. So sind z. B. die Kirschen nur wenig Jahre vor Christi Geburt von den Römern aus Asien, aus der Gegend der Stadt Cérasus am schwarzen Meere, (daher der Name), nach Italien versetzt worden. Der Pfirsich verräth in dem Namen seinen persischen, die Apfelsine ihren, wo nicht chinesischen, doch indischen Ursprung: eben so stammen die Citrone, die Feige, die Melone und selbst der Wein aus den milderen Gegenden Asiens. Noch in neueren Zeiten ist der europäische Pflanzenreichthum durch die so wohlthätig gewordenen Kartoffeln, oder Erdäpfel, den Tabak und viele nützliche und schöne Baum=Arten, als Akazien, Weimuthskiefern u. s. w. von Amerika aus vermehrt worden. Reicher war Europa auch ursprünglich wohl an mannigfaltigen wilden und zahmen Thieren, und wenn man den Pfau, welchen die Römer in Asien kennen lernten, und den Truthahn oder Puter, der wahrscheinlich aus Amerika stammt, ausnimmt, so sind keine andre fremde Thiere in Europa eingeführt und heimisch geworden. Aber eben darin besteht der große Vorzug Europa's vor allen übrigen Welttheilen, daß sein gemäßigtes Klima die Erzeugnisse anderer Länder sich so leicht aneignet. Das Gemäßigte in jedem Sinne ist überhaupt der Charakter Europa's, sowohl in Hinsicht auf die Natur, als in Hinsicht auf die geistige Ausbildung. Europa hat im Vergleich mit andern Theilen der Welt nur unbedeutende Gebirge, Ströme u. s. w., seine Wälder halten keinen Vergleich aus mit den Urwäldern Amerika's, seine mächtigsten Thiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Thierwelt in Afrika und Asien: dafür aber tritt auch die ganze Natur dem Menschen in Europa freundlicher und milder entgegen. Der strengste nordische Winter in Europa ist weder so lang noch so furchtbar als die Winter Sibiriens und N. Amerika's, und unter gleichen Graden der Breite gedeihen noch Getreide und mancherlei Früchte in Europa, wo in jenen beiden Ländern nur Moose und niedriges Gesträuch angetrof=

fen werden und die Natur sich in beinahe ewiges Eis kleidet. Wir kennen nicht die Wuth der Orkane Westindiens, nicht die furchtbaren Extreme der Hitze und Kälte, wie Asien und Amerika sie darbieten: der Himmel strahlt bei uns nicht in tropischer Pracht, aber wir kennen auch nicht jene furchtbaren verheerenden Krankheiten, welche die Einwohner jener glücklich gepriesenen Länder so oft heimsuchen: die asiatische und afrikanische Pest und das amerikanische gelbe Fieber berühren kaum nur die äußersten Gränzen Europens. Wir kennen nicht jene allem Leben feindselige unendliche Wüsten Afrika's und Asiens, jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere und Insekten. Unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiesen, ohne den giftigen Hauch einer verpestenden Luft, oder die Gewalt und das Gift mächtiger oder gefährlicher Thiere und Gewürme zu fürchten. Das meist überall milde Klima, die fast durchaus gesunde Luft geben dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen vor allen Völkern der Erde auszeichnet, und begründen höchst wahrscheinlich seine entschiedene Geistes-Ueberlegenheit. Europa ist der gebildetste, ja der allein gebildete Welttheil; und wenn auch wie das Menschengeschlecht überhaupt, so auch Bildung und Wissenschaft zuerst im innern Asien erwacht sind, so sind sie dort seit Jahrtausenden in todter Gewohnheit, geistloser Nachahmerei und abergläubischem Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen erstarrt oder gänzlich wieder verschwunden. Seit Jahrtausenden ist Europa der Mittelpunkt aller Kenntnisse, aller Wissenschaften, aller Künste, aller milden und edlen Sitte; und nur eben seit kurzem erst fängt in Amerika, und doch nur durch europäische Abkömmlinge, die edlere Bildung an sich zu verbreiten.

Einwohner. Religion.

Alle Einwohner Europa's kann man mit wenigen Ausnahmen in Hinsicht ihrer Abstammung in 2 Hauptklassen theilen. Die meisten, den ganzen Westen, einen Theil des Nordens und die Mitte dieses Welttheils bewohnenden Völker sind mehr oder weniger rein germanischer d. h. deutscher Abkunft; der Osten wird von Völkern des slavischen Stammes bewohnt, wozu vorzüglich die Russen, Polen, die niedere Volksklasse in Ungarn, Slawaken genannt, und die in Deutschland und Böhmen noch vorhandenen Wenden gehören. Zu den Ausnahmen gehören: die Griechen und Türken in der europäischen Türkei, die Magyaren oder Ungarn, die Lappen und Finnen, welche den äußersten Norden bewohnen, und einige Ueberbleibsel der Ureinwohner in der Grafschaft Wales in England, in der Bretagne in Frankreich, in den nördlichen Gebirgen Spa-

niens u. s. w. Juden endlich leben unter allen europäischen Völkern zerstreut. Die christliche Religion kann als die in ganz Europa herrschende betrachtet werden, da die Türken als Muhamedaner und einige vielleicht noch heidnische Bewohner des höchsten Nordens die einzigen Ausnahmen sind. Im Süden und Westen herrscht im Ganzen genommen der Katholizismus, im Norden vorzugsweise der Protestantismus, und im Osten größtentheils die griechische Kirche, zu welcher sich die eigentlichen Griechen und die Russen bekennen.

Gebirge.

Von dem Klima, den Gewässern, den Producten der einzelnen Länder wird am besten, wenn wir diese einzeln betrachten, gehandelt werden. Nur die Hauptgebirgszüge, als welche mehr oder weniger deutlich zusammenhängend den ganzen Welttheil durchziehen, verdienen hier noch im Allgemeinen erwähnt zu werden. Als den Hauptgebirgskern in Europa kann man die Alpen (die Schweiz) betrachten. Sie verbreiten sich in mannigfaltigen Armen nach allen Richtungen. Die südöstlich durch ganz Italien streichende Gebirgskette heißt die Apenninen. Nach Osten streichen sie in verschiedenen Armen, wovon der eine sich südlich ziehend die illyrischen und dalmatischen Gebirge und endlich die ganze Gebirgskette des eigentlichen Griechenlandes bildet; zwei andre parallel nach Osten laufende bedeutende Arme sind südlich der Hämus oder Balkan, und nördlich die Karpathen. In nördlicher Richtung ziehen sich von den Alpen mehrere anfänglich parallele Gebirgsrücken; mehr westlich der Jura, die Vogesen, woran sich endlich die Ardennen schließen; mehr östlich der Schwarzwald, der sich östlich wendend zu dem Odenwalde, dem Spessart, dem Rhöngebirge, dem Thüringer Walde und endlich zu dem Harze führt. Weiter östlich schließen sich diese Gebirge durch den Thüringer Wald, das Fichtelgebirge, das Erzgebirge und das Riesengebirge wieder an die östlichen Arme der Alpen an. Nach Westen zu ist der Zusammenhang der Gebirge weniger deutlich, und wir gelangen durch die Cevennen und die Gebirge von Auvergne in Frankreich zu den Pyrenäen, welche selbst wieder ein mächtiges Hauptgebirge bilden und ihre Arme durch ganz Spanien und Portugal verbreiten. Eben so bestehen die mächtigen Gebirgsrücken, welche sich zwischen Schweden und Norwegen hinaufziehen (der Sewo-Rücken) mehr für sich allein. Die äußersten Vorgebirge in Europa sind: im Norden der Nordcap, im Westen Cap Finisterrä in Spanien und Cap St. Vinzent in Portugal, im Süden der Felsen von Gibraltar, und Cap Matapan die südlichste Spitze von Griechenland.

Die einzelnen Länder Europa's sind:

I. Die Pyrenäische Halbinsel (Hispania, Iberia, Hesperia),

die südwestlichste Spitze von Europa, die sich vom 36sten bis zum 44sten Grad nördlicher Breite und vom 8ten bis zum 21sten Grad östlicher Länge erstreckt. Politisch ist sie freilich in 2 Theile, Portugal und Spanien, getrennt, der Natur nach aber bildet sie nur eine durchaus gleichartige Ländermasse. Beide Völker, die sie bewohnen, Portugiesen und Spanier, obwohl durch Ursprung, Sprache, Sitten und Charakter einander nahe verwandt, sind dennoch durch uralten Nationalhaß von einander geschieden. Dieselbe Erscheinung zeigt sich uns in mehreren ähnlichen Fällen: so sind Engländer und Schotten, Schweden und Norweger, obwohl durch die Lage ihrer Länder vereinigt, durch alte Feindschaften entzweit.

Gränzen. Gebirge.

Die pyrenäische Halbinsel wird begränzt im Norden von den Pyrenäen, welche sie von Frankreich trennen, und von dem atlantischen Meere, welches an dieser Küste das Meer oder der Busen von Biscaya (Mare Cantabricum) heißt; im Westen von dem atlantischen Meere; im Süden zum Theil von demselben, zum Theil von dem mittelländischen Meere, welches auch die östliche Küste umspült. Als Hauptgebirge der Halbinsel kann man die Pyrenäen betrachten, insofern alle übrige Gebirge des Landes als Verzweigungen derselben anzusehen sind und mehr oder weniger deutlich mit ihnen und unter einander zusammenhängen. Die Pyrenäen (Montes Pyrenaei) erstrecken sich von Osten nach Westen über 50 Meilen in die Länge und 12 bis 15 M. in die Breite; ihre höchsten Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt, indeß fehlt es nicht an gang- und fahrbaren Straßen oder Pässen, die sie durchschneiden: die wichtigsten sind die Straße von St. Jean de Luz nach Irun und von St. Jean pied de port nach Roncesvalles, am westlichen, und von Boulon nach Junqueira am östlichen Ende der Pyrenäen. Die höchsten Gipfel sind der Pic Néthou 10700, der Mont perdu 10500, der Maladetta 10700, der Pic du midi über 9000 F. hoch. Von den Pyrenäen aus erstreckt sich, parallel mit dem Meere, eine Hauptgebirgskette durch alle nördliche Provinzen Spaniens, von wo aus wieder südwestlich mehrere Arme sich verzweigen: die Serra de Geres an der nördlichen Gränze von Portugal, die Serra de Estrella (M. Herminius), welche sich durch einen großen Theil von Portugal zieht und deren südwestlichstes Ende das Gebirge von Cintra am Ausfluß des Tejo bildet.

Ferner die **Sierra** *) **de Guadarama**, die in einigen Theilen auch **Somosierra** heißt. Im Süden von Spanien streicht wiederum südwestlich die **Sierra morena** (**Mons marianus**, das schwarze Gebirge), die sich in die **Serra de Monchique** (sprich: Montschike) im Süden von Portugal zu verlängern scheint. Endlich noch südlicher und wieder in derselben Richtung die **Sierra nevada** (das Schneegebirge), woran sich westlich die **Sierra de Ronda** und südöstlich **las Alpuxarras** (sprich: Alpucharras) anschließen. Hieraus ergiebt sich schon, daß die ganze Halbinsel ein gebirgiges Land ist, und nur in den innern Provinzen Spaniens finden sich einige bedeutende Ebenen, zugleich aber mildert auch diese Beschaffenheit des Landes die allzugroße Hitze des Klima's.

Gewässer.

Die Richtung der Gebirge bestimmt den Lauf der Gewässer, daher alle größere Flüsse der Halbinsel westlich und südwestlich fließen. Der **Ebro** (**Iberus**) ist die einzige bedeutende Ausnahme, er entspringt an der Gränze von Asturien und ergießt sich nach einem südöstlichen Lauf in das mittelländische Meer. In seiner Nähe und von ihm mit Wasser versehen, befindet sich der berühmte Kanal von Arragon, oder der Kaiserkanal, weil Kaiser Carl V. ihn zuerst begonnen, das größte und herrlichste Werk dieser Art auf der ganzen Halbinsel. Er erstreckt sich von Tudela bis nahe bei Saragossa in einer Länge von mehreren 30 Stunden: mehrere Male wird er von Bächen durchkreuzt, über welche er in brückenartigen Leitungen hinweggeführt wird, und dient nicht allein zur Schifffahrt, sondern auch durch kleine Nebenkanäle zur Bewässerung vieler Ländereien, die in Spanien von so großer Wichtigkeit ist. Dieses schöne Werk ist erst in der neuern Zeit seiner Vollendung nahe gebracht, war aber vor dem letzten Kriege noch nicht ganz beendigt. Einige andre ganz unbedeutende Kanäle, wie der, welcher von Madrid aus den Bach Manzanares mit dem Tajo in eine schiffbare Verbindung setzen sollte, sind unvollendet geblieben. — Kleinere nach Osten fließende Flüsse sind der **Guadalaviar** (**Turia**), der **Xucar** (spr.: Chucar) (**Sucro**) und die **Segura** (**Tader** oder **Terebris**).

Die Hauptflüsse des Landes, die alle nach Westen und Süden fließen, sind: der **Minho** (spr.: Minjo) (**Minius**); der **Duero** oder **Douro** (**Durius**); der **Mondego** (**Mundas**); der **Tajo** (spanisch **Tajo**, sprich: Tacho), portugiesisch **Tejo** (spr.: Teschо)(**Tagus**), in dessen Sande man Goldkörner findet; der **Sadão** (spr.: Sada=ung), der an seinem Ausfluß ins atlantische Meer **Sado**

*) Serra portugiesisch, sierra spanisch, bedeutet Gebirge.

(**Calipos**) genannt wird. Die **Guadiana** (**Anas**), die in der Provinz Mancha aus einem See oder Sumpf, **Laguna de Ruidera**, ihren Ursprung nimmt, einige Meilen davon in sumpfigen Wiesen verschwindet, und wiederum einige Stunden weiter in einem morastigen See, **Ojos de Guadiana**, die Augen der Guadiana genannt, wieder zum Vorschein kommt. Der **Tinto** (der gefärbte) (**Urium**) hat ein gelbes kupferhaltiges Wasser, in welchem keine Fische leben. Endlich der **Guadalquivir** (**Baetis**), welcher den **Xenil** (spr.: Chenil) (**Singulis**) aufnimmt. — Bedeutende Seen giebt es auf der Halbinsel nicht.

Die pyrenäische Halbinsel ist politisch in 2 Reiche getheilt:

A) Portugal.

Erstreckt sich an der westlichen Küste der Halbinsel in einer Länge von **75** und einer Breite von etwa **25** bis **30** deutschen Meilen, und enthält **1722** □ Meilen; gegen Norden und Osten wird es von Spanien, gegen Westen und Süden vom atlantischen Meere begränzt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf **3,300000** Seelen.

Der alte Name des Landes, den es von den Römern erhielt, war Lusitanien; unter welcher Benennung aber ein bei weitem größerer Theil der Halbinsel verstanden wurde. Der heutige Name mag auf folgende Weise entstanden seyn. Am Ausfluß des Duero lag in alten Zeiten ein Ort Namens Cale, diesem gegenüber am rechten Ufer entstand mit der Zeit ein Ort, der, weil er der Landung der Schiffe günstiger lag, den Namen **Portus** (Hafen) erhielt, aus welchem die jetzige Stadt Porto entstanden ist; das Ganze oder auch nur dieser letztere Theil hieß nun **Portus Cale**, der Hafen von Cale, woraus der Name Portugal allerdings leicht entstehen konnte.

Die Gebirge sind die uns schon bekannten **Serra de Geres** im Norden, welches zum Theil die Gränze gegen Spanien bildet; im Innern des Landes die **Serra de Estrella** und **de Cintra**; endlich im Süden die **Serra de Monchique**. Eben so die Flüsse: der **Minho**, der **Duero**, der **Mondego**, der **Tejo**, der **Sado** oder **Sadao** und die **Guadiana**. Auf dem höchsten Rücken der **Serra de Estrella** findet man 3 Seen von mäßigem Umfange, die **lagoa redonda** (der runde), die **l. comprida** oder **longa** (der lange) und die **l. escura** (der dunkle).

Klima. Producte.

Das Klima von Portugal ist, obwohl im Ganzen heiß und im Sommer zuweilen drückend, doch durch kühlende Seewinde und

Gebirge gemäßigt. Der Winter ist mehr eine Regenzeit zu nennen; nur die höchsten Gebirge, wie die S. de Estrella bewahren den Schnee einige Monate; in den Ebenen, besonders in den südlichen Gegenden, ist das Fallen des Schnees eine beinahe unerhörte Erscheinung. Oefen ja selbst Kamine sind daher völlig unbekannt, wie denn auch Fenster mit Glasscheiben schon zum Luxus der Wohlhabenderen gehören. Obgleich Portugal viele dürre Haiden enthält und im Ganzen keinesweges gut angebaut genannt werden kann, so bringt doch die milde Luft und die Fruchtbarkeit des Bodens, wo er nur irgend bewässert ist, eine große Menge der edelsten Früchte hervor. Außer den in allen Theilen Europa's gewöhnlichen Getreide- und Obst-Arten findet man hier noch den Mais oder türkischen Weizen, und viele edle Weine, wovon bei uns der Wein von Porto der berühmteste ist; er geht vorzüglich nach England. Ferner die edlen Südfrüchte, Dattelpalme, Pisang, Orangen, Feigen, Oliven, Kastanien, Melonen, in einer bei uns unbekannten Vollkommenheit. Zu den bei uns unbekannteren, der pyrenäischen Halbinsel eigenthümlicheren Gewächsen gehören: der **Korkbaum** (Sovereira oder Alcornoque), eine Eichenart; er wächst in Portugal und Spanien wild und findet sich auch noch in Frankreich am Fuße der Pyrenäen. Seine schwammichte Rinde wirft der Baum selbst ab, und gedeiht gerade dann am besten, wenn man ihn davon befreit; seine Früchte sind dem Landmann als Schweinemast wichtig. Die **immergrüne Eiche** (Quercus ballote) mit eßbaren Eicheln; sie erreicht, wenn gleich ein hohes Alter, doch keine bedeutende Höhe; der Stamm ist dick, mit einer feinen Rinde überzogen, die Krone klein und zusammengedrängt: an Schönheit steht sie unsern nordischen Eichen weit nach. Die **amerikanische Aloe** (Pita) und die **indianische Feige** mit starken Stacheln an den Zweigen bilden im mittlern und südlichen Portugal die Hecken und Einzäunungen aller Gärten. Aus den Blätterfasern der amerikanischen Aloe bereitet man Stricke. — Zu den Eigenthümlichkeiten Portugals gehört es, daß die, besonders in der Provinz Alemtejo, sehr ausgedehnten dürren Haiden, von einer Menge immergrüner Gewächse und Sträucher, vielen Haidearten, gelb, roth und violetblühenden Eisten u. s. w. bedeckt sind und besonders im Winter einen herrlichen Anblick gewähren.

Wild ist mit Ausnahme von Hasen, Kaninchen und rothen Rebhühnern, selten in Portugal; zu den Merkwürdigkeiten aber gehört, daß man in dem Gebirge von Geres, und nur dort, die wilde Ziege antrifft, ein in Europa äußerst seltenes und an Größe und Stärke die gewöhnliche weit übertreffendes Thier. Auch Wölfe finden sich häufig in demselben Gebirge.

An zahmen Thieren erzieht man in Portugal wenig Pferde, desto mehr Esel und Maulthiere, schönes Rindvieh in den Gebir-

gen, und edle Schafe, die wie die spanischen im Sommer in den Gebirgen, im Winter in den weiten Haiden gehalten werden.

Das Meer liefert unter andern eine Art kleiner Fische, Sardinien, (nicht mit unsern Sardellen zu verwechseln, welche aus dem mittelländischen Meere kommen), die eine Hauptnahrung der ärmern Klasse ausmachen. Die Thunfischerei an den südlichen Küsten ist bedeutend.

Der Bergbau ist höchst unbedeutend, obwohl bei mehrerer Betriebsamkeit Eisen, Blei und andre Metalle gefunden werden könnten; jetzt wird nur etwas Quecksilber gewonnen. Das Meer liefert viel Seesalz.

Eintheilung.

Portugal besteht aus 2 sehr ungleichen Haupttheilen: das eigentliche Portugal, und das Königreich Algarvien, ein südlicher Küstenstrich, welcher von dem übrigen Lande durch die **Serra de Monchique** getrennt wird und seinen Titel noch aus den Zeiten her hat, wo es ein eignes kleines maurisches Reich bildete, welches am spätesten von den Christen erobert ward. Das eigentliche Portugal wird in 5 Provinzen getheilt, welche von Norden nach Süden so auf einander folgen: 1) **Entre Minho e Duero** (zwischen dem M. und D.), 2) **Tras os montes** (jenseits der Berge), 3) **Beira**, 4) **Estremadura**, und 5) **Alemtejo** (spr.: Alengtescho, jenseits des T.) Wir beginnen mit der wichtigen Provinz:

1) **Estremadura**, welche vom Tejo durchströmt wird, der sich hier in einen tiefen Meerbusen ergießt, an dessen Mündung auf dem rechten Ufer, unter 38°42′ B., die Hauptstadt des Landes **Lisboa**, oder, wie wir gewöhnlich sagen, Lissabon (**Olisipo**) liegt. Wenige Städte in der Welt haben eine so reizende Lage: am Ufer eines meilenbreiten, mit großen Seeschiffen bedeckten Flusses oder vielmehr Meeresarmes, erhebt sie sich amphitheatralisch über 2 Stunden am Ufer entlang; im Hintergrunde die wilden und zackigen Gebirge von Cintra, und ihr gegenüber das mit Häusern und Gärten besetzte linke Ufer des Tejo. Einige ehemals benachbarte Dörfer sind beim Anwachs der Stadt ihr einverleibt worden, so **Junqueira**, **Belem** oder **Bethlehem** und **Alcantara**. Zusammen mag die Bevölkerung auf nahe an 300000 Seelen steigen. Lissabon ist von allen Seiten offen, ohne Mauern und Thore. Die hügelige Beschaffenheit des Bodens vermehrt zwar die Schönheit des Anblicks und gewährt aus vielen Theilen der Stadt die reizendsten Aussichten, dafür aber macht sie das Ersteigen mancher Gassen beschwerlich und bei starken Regengüssen beinahe gefährlich; auch ist deshalb die Breite der Stadt sehr verschieden, an einigen Stellen kaum mehr als eine Gasse breit, an andern eine halbe Stunde. Man kann 3 Haupthügel unterscheiden: der erste von Westen her

beginnt bei der Brücke von Alcantara und ist besonders seit dem Erdbeben stark bebaut; Fremde wählen ihn am liebsten zur Wohnung wegen seiner Höhe und gesunden Luft. Auf diesem Hügel befindet sich auch der Begräbnißplatz der Protestanten, auf welchem der bekannte Romanendichter Fielding, welcher hier starb, begraben liegt. Der zweite, mittlere Hügel ist stärker bebaut, aber die Gassen sind eng und entsetzlich schmutzig. Zwischen dem zweiten und dritten Hügel befindet sich ein breites Thal, welches vom Erdbeben am meisten gelitten und daher jetzt die schönsten und neuesten Straßen und Häuser enthält. Es beginnt am Ufer mit prächtigen Quais, bildet dann den schönsten Platz in Lissabon, den Handelsplatz (praça do commercio), auf welchem die eherne Statüe zu Pferde des Königs Joseph I. steht. Die eine Seite des Platzes ist nach dem Tejo offen, die 3 andern werden von schönen Gebäuden begränzt, worunter sich der zum Theil abgebrannte und unvollendet gebliebene königliche Pallast befindet. Von da führen 3 schöne Straßen zu einem andern Platze, dem Rocio, worauf sich das große und schöne Gebäude der ehemaligen Inquisition befindet. Der dritte östlichste Hügel endlich, der älteste und östlichste Theil der Stadt, hat auch die engsten und unansehnlichsten Gassen; auf ihm befindet sich eine kleine Festung, castello dos Mouros genannt. Geht man noch weiter östlich den Fluß hinauf, so verlängert sich die Stadt hier bis zu dem nächsten Flecken, daß es kaum möglich ist, ihre Gränze zu bestimmen. Eben so, wenn man westlich von Lissabon den Fluß hinab geht, kommt man ohne Unterbrechung der Häuser aus der eigentlichen Stadt in die Vorstadt Alcantara, von da eben so nach Junqueira und endlich nach dem Flecken Belem, wo sonst die königl. Familie wohnte, die sich aber zuletzt in Quelus aufhielt. Quelus liegt eine starke deutsche Meile hinter Belem in einem einsamen Thale, Schloß und Gärten sind unbedeutend. In der großen und prächtigen Abtei von Belem, vom König Emanuel 1498 zur Erinnerung an die erste Umschiffung Afrika's gegründet, liegen viele Personen aus der königl. Familie begraben. Das der Stadt entgegengesetzte Ufer des Flusses, obwohl flach und sandig, ist ebenfalls mit einer langen Reihe von Flecken und Dörfern besetzt. Am Ausfluß des Tejo befindet sich, znm linken Ufer gehörig, ein befestigter Thurm, torre de Bugio, auf einer Sandbank und ihm gegenüber auf dem rechten Ufer die Forts St. Juliao (spr.: Julia=ung) und St. Antonio, welche den Eingang des Hafens beschützen. Lissabon hat wenig bedeutende und schöne Gebäude. Zu den vorzüglichsten gehören die Biliothek, welche früher den Jesuiten gehörte, und zwar reich an arabischen Manuscripten ist, aber keine deutsche Bücher enthält; die gegenüber liegende Börse und das am Tejo liegende sehr große Zollamt. Selbst die zahlreichen Kirchen sind mehr im Innern mit Reichthum und Zierathen überladen, als groß und prächtig; dabei sind die meisten Gassen eng und über

alle Begriffe schmutzig; man wirft buchstäblich allen Unrath auf die Straßen. Die Häuser, nach dem Bedürfniß eines heißen Landes, sind so luftig als möglich angelegt, und haben meistens Balkone, auf welchen die Frauen unter leinenen Schirmdächern der Kühlung genießen. — Das Klima von Lissabon ist vortrefflich, der Winter selbst im Januar höchst unbedeutend; im Sommer aber ist eine Temperatur von 30° Reaumür nichts ungewöhnliches. Leichte Stöße von Erdbeben werden zwar oft bemerkt, flößen aber den Einwohnern einen größern Schrecken ein, als dies sonst in Oertern, wo Erdbeben häufig sind, der Fall ist, weil das entsetzliche Unglück vom Jahre **1755**, wo ein Erdbeben einen großen Theil der Stadt zerstörte und an **24000** Menschen das Leben kostete, noch in lebhaftem Andenken geblieben ist. Die Stadt wird mit vortrefflichem Trinkwasser versehen durch eine Wasserleitung, welche mehrere Quellen 3 Stunden nördlich von Lissabon, theils über theils unter der Erde, dahin leitet. In der Nähe der Stadt mußte sie über ein Thal geführt werden, wo das Wasser über 35 Bogen, wovon der höchste 230 Fuß hoch ist, fließt. Dies Werk ist vielleicht das größte und schönste in seiner Art in Europa. In der Stadt wird das Wasser in mehrere Springbrunnen vertheilt, von wo es Wasserträger (**Gallegos**, weil sie meistens, wie alle Lastträger in Lissabon, aus Gallizien kommen) in Gassen und Häusern verkaufen. Um es zum Trinken abzukühlen, thut man Schnee oder Eis hinein, welches vom Berge **Lousão** (spr.: Lusa-ung), einem südlicheren Zweige der Estrella, nach Lissabon gebracht wird. Aermere bedienen sich noch eines andern Mittels, das Getränk abzukühlen. Man verfertigt nemlich an verschiedenen Orten irdene Geschirre von einem rothen kalkhaltigen Thon, welche nur leicht gebrannt und nicht glasirt werden. Das Wasser durchdringt diese Gefäße und schwitzt unaufhörlich auf der äußern Seite als ein zarter Thau hervor, welcher von der Hitze verdunstet und nach einem allgemeinen Gesetze der Natur dem Gefäße Wärme entzieht und so das Getränk kühl erhält. Solche Gefäße heißen **búcaros**, auch **alcarrazas**, von dem Namen eines Ortes, bei welchem der dazu dienliche Thon gefunden wird; sie sind in ganz Portugal häufig. — Lissabon hat, wie viele große Residenzen, eine Akademie der Wissenschaften, mehrere jedoch nicht bedeutende Bibliotheken, die sich meistens in Klöstern befinden und von ausländischen Werken meist nur spanische, italiänische, französische und etwa noch englische besitzen; Naturaliensammlungen, botanische Gärten und verschiedene Unterrichtsanstalten unter dem Namen von Akademieen, für Adelige, für die Marine, den Festungsbau u. s. w.: von allem dem aber ist, da sie niemals bedeutend gewesen, jetzt am wenigsten etwas zu sagen. Auffallend ist der Mangel an guten Gemälden in Lissabon wie in ganz Portugal, dagegen Spanien außerordentlich reich daran ist. — An Vergnügungen ist Lissabon sehr arm; der Portugiese liebt weder

Spatziergang noch Tanz; auch die vornehmsten Familien leben still und eingezogen. Es gab bis zum letzten Kriege in Lissabon ein Theater für die italienische Oper, und ein andres, worin portugiesische Lust- und Trauerspiele gegeben wurden; ersteres war gut, letzteres höchst mittelmäßig, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß auch die Frauenrollen von Männern gespielt wurden. Die Stiergefechte, eine Hauptbelustigung für die geringeren Klassen, wurden zwar in Lissabon wie in mehreren andern Städten im Sommer ziemlich oft gegeben, jedoch nicht mit demselben Glanze wie in Spanien, daher das Nähere über diese Schauspiele, wenn wir von Spanien reden, nachgeholt werden wird. Leider gehören auch hier religiöse Feste, Processionen u. s. w. zu den Volksbelustigungen, weil es an anderm Zeitvertreib mangelt. Der Portugiese ist jedoch, wahrscheinlich durch den häufigen Umgang mit Engländern, viel duldsamer gegen Nichtkatholiken als der Spanier. — Unzählige Bettler und viele Diebe und Räuber, meistens Neger, deren es hier viele giebt, machen den Aufenthalt in Lissabon unangenehm und selbst gefährlich; Mordthaten geschehen sehr häufig, theils aus Raubsucht, häufiger noch aus Rache oder Eifersucht. — Lissabon ist der Sitz eines Patriarchen, der jedesmal Cardinal ist, und eines Erzbischofs; es zählt **40** Pfarrkirchen und **50** Klöster. — Der Handel der Stadt, besonders mit England, ist sehr bedeutend, daher auch viele englische und deutsche Kaufleute sich hier niedergelassen haben. Im Jahre **1815** liefen **1800** Schiffe hier ein.

Die Lissabon nördlich und östlich umgebende Gegend ist hügelig und mit unzähligen Gärten und Gartenhäusern geschmückt; der Anblick derselben ist aber dem Fremden meistens durch die hohen Umgebungsmauern entzogen. Die Portugiesen unterscheiden **3** Arten von Gärten; ein mit hohen Mauern umschlossener, worin meistens keine künstliche Anlagen, sondern große Anpflanzungen von Orangen, Oliven, Wein u. s. w. nebst einem Sommerhause befindlich sind, heißt eine **quinta** (spr.: kinta). **Jardin** (spr.: schardin) ist ein zu einem bestimmten Zweck eingerichteter Garten, z. B. ein botanischer. **Horta** endlich ist ein offener oder nur mit Hecken eingezäunter gewöhnlicher Küchengarten. Die **quintas** sind der beliebte Sommeraufenthalt der Vornehmeren.

Zu den reizendsten Umgebungen von Lissabon gehört das nordwestlich davon gelegene Gebirge von Cintra; die Seite nach Lissabon zu ist zwar dürre und öde, die entgegengesetzte hingegen, wo der Flecken **Cintra** sich befindet, ist höchst anmuthig mit vielen schönen Quinten, Busch und Wald und unzähligen Bächen geschmückt. Deshalb ist es im Sommer ein Lieblingsaufenthalt der Vornehmeren und der Fremden: auch die königliche Familie hat dort ein Schloß. Einige Klöster und Ueberbleibsel maurischer Burgen schmücken die wildesten Felsen. Unter diesen unweit Cintra belegenen Klöstern ist das sogenannte K o r k k l o s t e r dadurch berühmt geworden, daß

die Wände der Zimmer mit Kork belegt sind, um die Feuchtigkeit abzuhalten, da die Gebäude zwischen und zum Theil in dem Felsen angebracht sind. Uebrigens ist es ganz unbedeutend.

Einige Stunden westwärts von Cintra liegt das aus elenden Hütten bestehende Mafra, mit einem prachtvollen Gebäude, welches aus einem königlichen Schlosse, einer Kirche und einem Kloster besteht, worin sich eine nicht ganz unbedeutende Bibliothek befindet. Dieses mehr ungeheure als schöne Gebäude wurde im Jahre **1717** von Johann dem Fünften gestiftet und sollte mit dem Escorial in Spanien wetteifern. Die Größe des Gebäudes kann man sich ungefähr denken, wenn man weiß, daß es **866** Zimmer enthält.

Der Badeort **Caldas** liegt einige Meilen nördlicher in einer zwar gut angebauten, aber wenig fruchtbaren Gegend. Der Flecken ist klein, die Häuser elend, Fenster selten, Meubles und andre Bequemlichkeiten fehlen beinahe gänzlich, und an Theater, Bälle und andre in Bädern gewöhnliche Lustbarkeiten ist hier nicht zu denken; dennoch strömen die Fremden und die Vornehmeren jährlich zweimal, im Mai und im September, hierher. Die Quelle ist ein eisenhaltiges Schwefelwasser, die Bäder für jedes Geschlecht besonders, in jedem aber baden **10** bis **12** Personen zugleich. Das Wasser hat eine Wärme von **26—27°** Reaumür.

Etwa **15** Meilen nördlich von Lissabon, nicht weit vom Meere, zwischen Hügeln versteckt, liegt der Flecken und das reichste Kloster in Portugal, **Alcobaça**; es ward von dem ersten König von Portugal **Dom Affonso Henriquez** *) **1148** gegründet und wird von Bernhardinermönchen bewohnt. Es ist zugleich eines der größten und herrlichsten Gebäude im Lande, im gothischen Style erbaut. Auch befindet sich darin eine nicht ganz unbeträchtliche Bibliothek.

Drei Stunden nördlicher kommt man zu dem zwar nicht reichen, aber durch seine Bauart höchst ausgezeichneten Kloster **Batalha** (spr.: Batalja). Es ward vom König Johann dem Ersten, welcher im Jahre **1386** hier in der Nähe bei **Aljubarota** einen entscheidenden Sieg über die Spanier erfocht, welcher die Unabhängigkeit des Reichs sicherte, als Denkmal des Sieges gestiftet. Es ist im edelsten gothischen Style erbaut und wird von Dominikanern bewohnt.

Außerdem bemerken wir nur noch in der Provinz Estremadura die Stadt **Setūval** oder **St. Yves** am Ausfluß des **Sado**, welcher hier einen Meerbusen bildet. Die Stadt ist unbedeutend, mit kleinen Häusern, engen und schmutzigen Gassen, treibt aber bedeutenden Handel mit Wein und vorzüglich mit Salz. Das Salz wird hier wie an vielen Orten im südlichen Europa durch Verdunstung aus dem Meerwasser gewonnen. Zu diesem Behufe sind an den

---

*) d. h. Alfons Heinrichs Sohn.

Ufern des Meerbusens unzählige kleine Kanäle und flache Becken angebracht, welche die Fluth mit Seewasser füllt; durch die Sonnenhitze verdunstet nun das Wasser und das Salz bleibt zurück.

2) Die Provinz Beira. Der bedeutendste Ort in dieser vom Mondego durchströmten Provinz ist Coimbra (Conembrica), eine alte Stadt am rechten Ufer dieses Flusses, mit etwa 15000 Einwohnern. Sie liegt theils am schmalen Ufer des Flusses, theils an dem Hügel hinauf; die Gassen sind eng, krumm und schmutzig. Spaziergänge und freie Plätze sind nicht vorhanden. Die Universität von Coimbra zeichnet sich, im Vergleich mit ähnlichen Instituten der Art in Spanien, sehr zu ihrem Vortheil aus. Sie ward vom Könige Dom Diniz (Dionysius) im Jahre 1291 zuerst in Lissabon gestiftet, 16 Jahre darauf aber hierher verlegt, in der Folge abermals nach Lissabon verlegt, endlich seit 1537 ist sie in Coimbra geblieben. Die Bibliothek, der botanische Garten und die Sammlung physikalischer Instrumente sind so gut als auf den meisten deutschen Universitäten. Die Professoren, hier Lertes genannt, wie auch die Studenten, tragen beständig eine auszeichnende, für ein so heißes Klima aber sehr lästige schwarze Kleidung, die in einem langen einfachen, rundum geschlossenen Rock, und einem weitern der Amtstracht der protestantischen Geistlichen ähnlichen Kleide besteht: die Studenten gehen beständig mit unbedecktem Kopfe, die Lehrer tragen ein schwarzes Barret. Die Zahl der Studenten soll sich gewöhnlich auf 800 belaufen. Uebrigens ist Coimbra der Sitz eines Bischofs. — Coimbra gegenüber am linken Ufer des Mondego, liegt in einer reizenden Gegend die Quinta das lagrimas (der Garten der Thränen), in welcher die fonte das lagrimas (Quell der Thränen) entspringt. Hier soll die berühmte Inez de Castro, die Geliebte des Thronerben Don Pedro, Sohns des Königs Alfons des Vierten, gewohnt haben, und in diesem Garten soll sie auf Befehl des Königs, der mit dieser Verbindung unzufrieden war, ermordet worden seyn. Als Don Pedro zur Regierung gelangte, ließ er den Leichnam der Inez ausgraben und setzte ihm die Krone auf; die strenge Rache, die er gegen ihre Mörder übte, zog ihm den Beinamen des justiceiro, des strengen Rechtspflegers, auch des grausamen zu. — Die Gegend von Coimbra ist schön und gut angebauet, vorzüglich werden hier die besten Oliven von Portugal gezogen.

Sonst bemerken wir noch in dieser Provinz den Ort Viseu, in einer Ebene gelegen; er ist an sich unbedeutend, obgleich sehr alt, hat aber die berühmteste Messe in ganz Portugal; Lamego unweit des Duero, ein kleiner Ort wo 1143 die Stände die ältesten Grundgesetze des Reiches entwarfen und dem Alfons Henriquez die Krone von Portugal übertrugen. Die Festung Almeida, an der spanischen Gränze, die aber 1811 beim Abzug der Franzosen durch Sprengen in einen Schutthaufen verwandelt worden ist.

3) Die

3) Die Provinz **Entre Minho e Duero**, oder gewöhnlich blos **Minho** genannt, ist zwar die kleinste unter allen, aber, obgleich der Boden nur in den Thälern ergiebig ist, die bevölkertste und am besten angebauete. Das Volk ist hier bei weitem fleißiger und betriebsamer als in den südlichen Provinzen, und viele wandern jährlich aus, um anderswo durch Arbeit etwas zu verdienen. Die Hauptstadt der Provinz ist **Braga**. Bei weitem bedeutender aber ist der berühmte Handelsort **Porto** (**Portus Cale**) oder **Oporto** (das o, spr. u, ist der Artikel). Er liegt ³/₄ Stunden vom Meere am rechten Ufer des schiffbaren Duero, in einer wilden Berggegend zwischen hohen Felsen eingeschlossen. Der Handel dieses Ortes ist so bedeutend, daß sich ihm gegenüber der Flecken **Gaya** und diesem zur Seite östlich ein neuer Ort, **Villanova do Porto**, gebildet haben. Porto ist nach Lissabon die volkreichste Stadt im Reiche, sie soll mit den beiden genannten Oertern (nach Andern ohne sie) über **70000** Einwohner zählen. Der Einfluß der Fremden, besonders der Engländer, die sich hier häufig des Handels wegen aufhalten, trägt viel zur Reinlichkeit und Nettigkeit der Stadt bei; auch ist der gesellige Ton hier angenehmer als zu Lissabon. Die Stadt besitzt ein ansehnliches Schauspielhaus. Der Handel der Einwohner besteht vorzüglich in der Ausfuhr des bekannten Portweins, welcher am Duero oberhalb Porto wächst; er wird, wie alle portugiesische Weine, noch vor der Gährung mehr oder weniger mit Branntwein versetzt, am stärksten der nach England bestimmte: man behauptet, daß er sich ohne diesen Zusatz nicht halten würde. Der zur Ausfuhr bestimmte bleibt noch drei Jahre in den großen, an den Ufern des Flusses befindlichen Magazinen über der Erde, wie aller Wein in Portugal, aufbewahrt. — In dem Portugal nördlich begränzenden Gebirge, in einem engen Thale, befindet sich ein kleiner Badeort, **Caldas de Gerez**, welcher zwar häufig genug besucht wird, wo aber für die Bequemlichkeit und Bewirthung der Badegäste auch nicht das geringste geschehen ist: weder Arzt noch Apotheke befinden sich in dem Orte, und die geringsten Bedürfnisse, selbst die meisten Lebensmittel, müssen stundenweit hergeholt werden. Von den **4** heißen Quellen hat die heißeste beinahe **40°** Reaumür.

4) Die Provinz **Tras os montes**. In dieser gebirgigen Provinz bemerken wir blos die Gränzfestung **Miranda de Duero**, und die Stadt **Braganza** als den Stammort der königl. Familie.

5) Die Provinz **Alemtejo**. Diese Provinz, eine der größten im Reiche, zählt die wenigsten Einwohner; der größte Theil derselben besteht aus dürren Haiden, die zwar im Winter und Frühjahr durch die mannigfaltigen Cisten, Haide-Arten und andere blühende Gewächse und Sträucher, womit sie bedeckt sind, dem Auge nicht mißfallen, aber nur Schafe und Ziegen ernähren. Dörfer giebt es daher hier nur wenige, die meisten Ein-

wohner leben in den Städten. In der Mitte der Provinz auf einem Hügel liegt die Stadt **Evora (Ebora)**, eine der ältesten im Lande; schon Viriatus und Sertorius, jene alten lusitanischen Helden, sollen hier sich aufgehalten und letzterer die noch vorhandene Wasserleitung angelegt haben, die indeß vom Könige Johann dem Dritten neu erbaut worden ist. Die Stadt zählt höchstens **15000** Einwohner, dabei aber eine Menge Klöster und Kirchen. Die ganze Stadt hat ein düsteres und altfränkisches Ansehen. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, und hatte ehemals eine Universität, die aber bis auf die theologische Fakultät eingegangen ist. Die Ueberbleibsel eines römischen Tempels, wovon noch die schönen Säulen stehen, dienen zum Fleischerscharrn.

Elvas, an der Gränze von Spanien, die wichtigste Festung im Lande, zwei deutsche Meilen von der spanischen Gränzfestung Badajoz; sie zählt etwa **16000** Einwohner.

Der unbedeutende Flecken **Ourique** ist berühmt, weil in seiner Nähe der erste König von Portugal **Dom Affonso** in einer entscheidenden Schlacht im Jahre **1139** die Mauren überwand und so das portugiesische Reich gründete.

6) Die Provinz oder das Königreich **Algarve.** Diese kleine Provinz wird vom Alemtejo durch die **Serra de Monchique** getrennt und besteht nur aus einem meist kaum **2** Stunden breiten, angebauten Küstenlande, das übrige ist unfruchtbar und rauh. Alle Südfrüchte gedeihen hier vorzüglich: das Hauptproduct des Landes sind Feigen, welche nebst den Fischen, die häufig an der Küste gefangen werden, die Hauptnahrung der ärmern Klasse ausmachen; besonders fängt man Sardinien und Thunfische. Die Algarvier gelten für die besten Seeleute in Portugal. Die Städte **Lagos (Lacobriga)**, **Faro (Balsa)** und **Tavira** sind unbedeutend. Das Vorgebirge **C. St. Vincente (Promontorium sacrum)** ist berühmt durch die Seeschlacht, welche die Engländer **1797** gegen die Spanier gewonnen.

Außereuropäische Besitzungen der Portugiesen sind: a) in Afrika: die azorischen Inseln, die Inselgruppe von Madeira, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Insel **St. Thomas**, die Provinzen **Congo**, **Angola** und **Benguela** an der Westküste, und **Mosambique** auf der Ostküste von Süd-Afrika, zusammen mit über **400,000** Einwohnern.

b) In Asien: die Provinz **Goa** auf der Westküste der Halbinsel diesseits des Ganges, die Insel **Macao** an der Küste von China und ein Theil der Insel **Timor**, zusammen mit etwa **100000** Einwohnern.

Das ganze portugiesische Reich mag daher etwas über **4** Millionen Einwohner zählen.

Einwohner.

Die Portugiesen sind in der Regel von mittler oder kleiner Statur, dabei aber stark und untersetzt, während der Spanier eher lang und hager ist. Eine gelbliche Gesichtsfarbe, die bei den niederen, mehr der Luft und Sonne ausgesetzten Ständen, besonders in den südlichen Provinzen, beinahe Olivenfarbe wird, schwarze Augen und Haare, sind beiden Nationen gemeinschaftlich. Wie alle Bewohner eines südlichen, fruchtbaren Landes, kennt der Portugiese nicht den angestrengten Fleiß und die Betriebsamkeit nördlicher Völker. Tausend Bedürfnisse eines rauhern Klima's sind hier unbekannt, das Leben ist hier so leicht, mit einer geringen Anstrengung kann auch der Aermste sein Leben auf eine nicht unangenehme Art fristen, und die von der katholischen Religion so sehr empfohlene, von Klöstern und Kirchen reichlich geübte Wohlthätigkeit begünstigt so sehr die Faulheit, daß Armuth und Bettelei hier ungleich häufiger gefunden werden als bei uns. Nur die nördlicheren Provinzen von Portugal machen hiervon eine ehrenvolle Ausnahme. Eine Folge dieses Klima's und dieser Sitten ist daher, daß der Fremde eine Menge Gegenstände vermißt, die er zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen oder doch zu den Annehmlichkeiten des Lebens rechnet. Im Süden lebt der Mensch gern im Freien, die Wohnung ist ihm nur ein Obdach für die Nacht. Daher die elende Beschaffenheit der meisten Häuser, der Mangel an Hausgeräth, den man selbst in den Wohnungen der höhern Stände wahrnimmt. Betriebsamkeit und innerer Handel stehen in Portugal auf einer noch niedrigern Stufe als in Spanien, daher die abscheuliche Beschaffenheit der Landstraßen und die elenden Wirthshäuser, die indeß doch die spanischen noch darin übertreffen, daß man wenigstens zubereitete Lebensmittel darin erhält, und nicht erst jede Kleinigkeit in der Nachbarschaft selbst einkaufen muß.

Der Portugiese zeichnet sich durch ein freundliches, zuvorkommendes Wesen gegen den Fremden aus, und obwohl auch er seiner Religion und besonders den vielen äußern Gebräuchen und Cerimonien derselben sehr zugethan ist, so ist er doch ungleich duldsamer gegen andersdenkende Fremde als der Spanier. Die vorherrschende Neigung zur Ruhe ist Schuld, daß der Fremde selbst in Lissabon über Mangel an öffentlichen Belustigungen klagt; Tanz und Spaziergänge sind hier wenig beliebt; das Theater und die Stiergefechte sind die einzigen Gelegenheiten öffentlicher Zusammenkünfte. Wegen der großen Hitze schläft oder ruhet man in ganz Portugal mehrere Stunden des Nachmittags; der Abend und die Nacht locken erst wieder in Gesellschaft oder ins Freie. — Der portugiesische Volksgesang ist höchst einförmig und meist klagend, wie denn überhaupt die Lust am Gesange, die Schönheit der Stimmen und die Man=

nigfaltigkeit der Gesänge immer mehr abnehmen, je mehr man von Deutschland nach dem Süden reist.

Sprache. Litteratur.

Die portugiesische Sprache ist mit der spanischen so nahe verwandt, daß beide Völker sich in den Gränzörtern auch ohne Dolmetscher verstehen; nur die Aussprache beider ist sehr verschieden: die portugiesische, weil sie mehr Zischlaute und nicht die unserm Ohre unangenehmen und unsern Organen schwierigen Kehllaute der spanischen hat, wird dem Deutschen ungleich leichter zu erlernen. Sie hat im Ganzen eine größere Biegsamkeit und Gefälligkeit als die spanische und eignet sich daher auch mehr zu den leichten Wendungen des gebildeten Gesprächs. Sie ist, wie alle südwestliche Sprachen Europa's, aus einer innigen Mischung oder vielmehr Durchdringung verschiedener Sprachen entstanden. Die Sprache der Ureinwohner Portugals ist bis auf die letzte Spur verschwunden; Jahrhunderte lang herrschte auch hier zur Zeit der Römer das Lateinische, und aus diesem und der Sprache der später eingewanderten germanischen Stämme hat sich das Portugiesische gebildet, zugleich aber, wie auch das Spanische, eine Menge arabischer Wörter mit aufgenommen. Die portugiesische Litteratur ist arm im Vergleich mit der spanischen. Die Blüthe der Nation hatte nur eine kurze Dauer; langer politischer Druck von Seiten Spaniens hemmte jede Geistes-Entwickelung; ein furchbarer religiöser Druck verbannte bis auf unsre Tage die freiere Bildung, und die Kleinheit des Landes verbunden mit der geringern Lesesucht aller Südländer trugen ebenfalls viel dazu bei, die portugiesische Litteratur auf eine geringe Anzahl wissenschaftlicher Werke zu beschränken. Indeß kann Portugal sich rühmen, den größten epischen Dichter unter den Neueren, Louis de Camoëns (spr.: Camuënsch), hervorgebracht zu haben. Er ward im Jahre **1517** oder **1524** zu Lissabon aus adeligem Geschlechte geboren; eine Zeitlang lebte er am Hofe, mußte ihn aber, einer unbekannten Ursache wegen, verlassen, und ging nach Ceuta in Afrika, wo er gegen die Mauren kämpfte und in einem Seegefechte das rechte Auge verlor. Neue Unannehmlichkeiten nöthigten ihn, Lissabon, wohin er zurückgekehrt war, wieder zu verlassen, und er beschloß nun nach Ostindien, dem damaligen Schauplatz der portugiesischen Macht, zu gehen. Auch hier führte er eine Zeitlang die Waffen, ward aber, weil er den dortigen Vicekönig durch einige beißende Verse beleidigt hatte, nach der Insel Macao, an der chinesischen Küste, verbannt. Auf der Reise dahin litt er Schiffbruch, und rettete schwimmend mit der einen Hand das Leben, mit der andern sein Heldengedicht. Nach 5 Jahren der Verbannung kehrte er nach Goa und endlich nach Lissabon zurück, wo sein Gedicht zwar gedruckt und mit großem Beifall aufgenom-



men wurde, ihm aber so wenig einbrachte, daß er die letzten 7 Jahre seines Lebens im bittersten Elende zubrachte, welches durch eine ihm vom Hofe ertheilte Pension von 15000 Reis, d. h. etwa 26 Thaler, wohl nur wenig gemildert wurde. Er starb im Jahre 1579, nach einigen Nachrichten im Hospitale, zu Lissabon. Sein Gedicht Lusiada ist, wie auch der Name andeutet, eine Verherrlichung seines Vaterlandes, obwohl die Thaten der Portugiesen unter Vasco de Gama und die Umschiffung Afrika's auf dem Wege nach Ostindien den nächsten Inhalt des Werks ausmachen.

Verfassung. Orden. Münzen. Maaß.

Ueber die künftige Verfassung von Portugal wird der Ausgang des gegenwärtigen Kampfes der beiden Brüder, D. Pedro gewesenen Kaisers von Brasilien, welcher die Rechte seiner Tochter Dna Maria da Gloria gegen D. Miguel verficht, welcher sich 1828 zum König hat ausrufen lassen, entscheiden. Vom Papst erhält der König von Portugal den Titel Rex fidelissimus, der allertreuste oder allergläubigste. Portugal hat 3 Ritterorden älterer Zeit, (über das Wesen dieser Orden wird in der Geschichte das Nöthige gesagt werden), und zwei neuerer Stiftung. Der Orden von Aviz, vom ersten Könige von Portugal Affonso Henriquez ums Jahr 1147 gestiftet; der Orden von St. Jago (Jakob), wahrscheinlich 1175 entstanden, und der Orden Christi, vom Könige Dom Diniz (Dionysius) ums Jahr 1319 nicht sowohl neu gestiftet, als vielmehr in die Stelle des kurz vorher aufgehobenen Tempelherren-Ordens (siehe Frankreich) gesetzt. Von allen diesen Orden, die bedeutende Güter besitzen, ist der König jedesmal Großmeister und bezieht die meisten Einkünfte. Die Orden neuerer Stiftung sind: Der Thurm- und Schwerdt-Orden, welcher zwar schon 1459 errichtet worden, aber in Vergessenheit gerathen und erst 1808 erneuert worden ist. Der jedesmalige Kronprinz ist Großmeister. Der Isabellen Orden, für Damen, wovon die Königin Großmeisterin ist, 1804 gestiftet; und der Orden der unbefleckten Empfängniß Mariä, 1818 gestiftet.

Man rechnet in Portugal gewöhnlich nach Reis, einer eingebildeten Münze von etwa 2 Pfennigen an Werth; mille Reis, 1000 Reis, betragen etwa 1 Rthlr. 16 Gr. preußisch; 480 Reis machen einen Crusado, die kleinste Goldmünze von etwa 16 Gr. an Werth. Silbermünzen, als der Vintein zu 20 Reis, der halbe Teston zu 50, der ganze zu 100 sind selten in Portugal.

Die portugiesische Meile, legoa, wovon 18 auf einen Grad des Aequators gehen, beträgt also ungefähr 1½ Stunde Weges.

Die Geschichte von Portugal ist mit der spanischen so eng verflochten, daß wir nach der Beschreibung von Spanien beide zugleich vortragen wollen. Uebrigens bemerken wir, was auch von Spa-

nien gilt, daß beide Länder hier nur nach dem geschildert werden konnten, was sie vor den letzten Kriegen waren; die zum Theil muthwilligen Verwüstungen, der Verlust an Menschen, an Kunstschätzen u. s. w., die Veränderungen in der Verfassung und vielleicht auch in den Sitten, die dadurch veranlaßt worden, sind noch zu neu, als daß man zuverlässige Nachrichten schon jetzt darüber haben könnte.

B) Spanien.

Von dem Meerbusen von Biscaya und den Pyrenäen im Norden, vom atlantischen Meere und von Portugal im Westen, vom mittelländischen Meere im Süden und Osten begränzt, enthält Spanien 8447 □ M. und etwas über 14 Millionen Einwohner, eine an sich nicht bedeutende Bevölkerung für ein im Ganzen so gesegnetes Land, und welche durch die letzten verheerenden Kriege noch bedeutend abgenommen haben muß.

Die Gebirge und Gewässer Spaniens sind uns durch die allgemeine Beschreibung der pyrenäischen Halbinsel schon bekannt.

Klima. Producte.

Das Klima, obwohl im Ganzen eher heiß als milde zu nennen, ist doch nach den Provinzen sehr verschieden, gemäßigt und selbst etwas rauh in den nördlichen gebirgigen Gegenden, brennend heiß und trocken in den mittleren hohen Ebenen, heiß und feucht in den südlicheren am Meere gelegenen Provinzen. Die Producte des Landes sind die nemlichen als die schon bei Portugal erwähnten, und wenn sie nicht ganz zum Bedarf der Einwohner hinreichen, so ist daran keineswegs der Boden, der meistens vortrefflich ist, sondern allein der in vielen Provinzen höchst mangelhafte Anbau des Landes Schuld. Spanien galt zu den Zeiten der Römer für ein höchst fruchtbares Land, war zu den Zeiten der betriebsamen Mauren ein vortrefflich angebautes, höchst blühendes Land: die Geschichte wird uns dessen gegenwärtigen herabgesunkenen und verarmten Zustand erklären. Zu den, Spanien eigenthümlichen Producten (und nur von solchen soll überhaupt in diesem Werke die Rede seyn) gehören zuerst eine vortreffliche Rasse von Pferden, unter welchen die andalusischen die geschätztesten sind; mit einem schönen Bau und vielem Feuer vereinigen sie ein so folgsames Temperament, daß die ganze spanische Cavallerie gewöhnlich mit Hengsten beritten ist; was in unsern Gegenden unmöglich wäre. Doch bedient man sich der Sicherheit und Bequemlichkeit wegen in Spanien wie in Portugal häufig der Maulthiere zum Reiten und Fahren. Ferner jene trefflichen, feinwolligen Schafe, welche unter

dem Namen **Merinos** in ganz Europa berühmt sind, und vermittelst welcher auch die deutschen Schäfereien veredelt worden sind. Man zählte vor dem Kriege über 5 Millionen solcher Schafe in Spanien, und obgleich der Werth ihrer Wolle höchst bedeutend ist, so tragen sie doch im Ganzen nicht wenig zur Verarmung Spaniens bei. Die köstliche Wolle wird roh ausgeführt, besonders nach England, und von dorther als feines Tuch mit ungeheurem Vortheil wieder an die Spanier verkauft. Die Art der Unterhaltung dieser Schafe selbst aber ist dem Lande noch nachtheiliger. Sie kommen nie in Ställe; im Sommer treibt man sie auf die Gebirge, im Winter in die milderen Ebenen, wo deshalb ungeheure Striche des schönsten Bodens als wüster Anger unangebaut liegen bleiben. Ganz besonders ist dies der Fall in der Provinz Estremadura. Die Besitzer dieser wandernden Schafherden, größtentheils vom hohen Adel und von der Geistlichkeit, bilden einen Verein, der unter dem Namen Mesta die drückendsten Privilegien ausübt. Die Straßen, auf welchen diese Schafe von den Gebirgen in die Ebenen und wieder zurück wandern, müssen auf eine Breite von 240 Fuß zur Weide freigelassen werden, und für die ausgedehnten Triften, auf welchen sie den Sommer zubringen, zahlen die Mitglieder der Mesta ein geringes, seit Jahrhunderten nicht erhöhtes Huthungsgeld. Natürlich muß der Ackerbau von Estremadura unendlich darunter leiden und die Provinz sich entvölkern.

Die Trefflichkeit der spanischen Weine ist bekannt, sie werden vorzüglich aus den südlichen Provinzen ausgeführt. — Der Bergbau Spaniens, zu den Zeiten der Römer und noch früher höchst bedeutend, so daß dem Alterthume Spanien war, was für uns die reichen Gold- und Silbergruben Amerika's, war seit der Entdeckung Amerika's in tiefen Verfall gerathen; außer den reichen Quecksilbergruben von Almaden in der Sierra morena, wurde nur wenig Kupfer und Blei gewonnen und in den biscaïschen Provinzen gutes Eisen. Seit dem Verluste Amerika's scheint auch der spanische Bergbau sich wieder zu heben, und namentlich werden die überaus reichen Bleigruben, vorzüglich in den Alpuxarras, aber freilich von Engländern, ungemein thätig benutzt.

Eintheilung.

Spanien wird in 4 sehr ungleiche Theile eingetheilt: die Provinzen des Castilischen Reiches, die des Aragonischen, das Königreich Navarra und die Baskischen Provinzen.

Das Castilische Reich enthält die Provinzen: **Castilla vieja y nueva**, Alt- und Neu-Castilien, **Leon**, **Asturia**, **Galicia**, **Estremadura**, **Andaluzia**, **Granada** und **Murcia**, wozu noch das Gebiet der Stadt **Antequera** als ein eigner District kommt.

Das Aragonische Reich enthält die Provinzen: **Aragon**, **Valencia**, **Cataluña** (spr.: Catalunja) und das Königreich **Mal-**

lorca (spr.: Maljorca). Jede dieser Provinzen enthält wieder verschiedene Unterabtheilungen, die oft als eigene Provinzen aufgeführt werden. Wir folgen der allgemeinen Eintheilung als einer in der Geschichte des Landes begründeten.

I. Das Castilische Reich.

A) Neu-Castilien, **Castilla** (spr.: Castilja) **nueva**, umfaßt die **5** kleineren Provinzen: **Madrid**, **Toledo**, **Guadalaxara**, **Cuenca** und **La Mancha** (spr.: Mantscha), größtentheils von den Hauptörtern also benannt. Neu-Castilien nimmt die Mitte der pyrenäischen Halbinsel ein und bildet eine hohe, zwischen den Gebirgen Guadarama und Sierra morena eingeschlossene, hoch über dem Meere gelegene Ebene. Sie enthält die größte Ebene von ganz Spanien; dieser Umstand und der Mangel an Bewässerung machen, daß diese Provinz nur schlecht angebaut ist, im Sommer an gewaltiger Hitze, im Winter zuweilen an einer um so empfindlichern Kälte leidet, als man in ganz Spanien nichts von Oefen oder auch nur von Kaminen weiß, bei kalten Tagen sich nur durch wärmere Kleidung, häufigere Bewegung und höchstens in den Zimmern durch ein Kohlenbecken, **Brasero**, zu schützen sucht. Dem Nordländer ist daher der Winter in Madrid, wie in den meisten südlichen Ländern Europa's, viel unangenehmer als in seiner Heimath. Die meist mit Steinplatten ausgelegten Fußböden der Zimmer, die schlecht schließenden Thüren und Fenster tragen nicht wenig dazu bei, die Unbequemlichkeit bei kalten Tagen zu vermehren. — Der Neu-Castilier zeichnet sich durch ein ernstes und feierliches Wesen, durch Indolenz und Mangel an Betriebsamkeit, dagegen aber auch durch Talente für ernste Wissenschaften und einen zuverlässigen, edlen Charakter aus; das reinste Spanisch wird in dieser Provinz gesprochen.

Der Hauptort der Provinz und ganz Spaniens: **Madrid**, unter **40° 25′** N. B., liegt in einer nur wenig hügeligen Ebene, beinahe im Mittelpunkte der Halbinsel, an einem unbedeutenden Bache, dem **Manzanares**, welcher sich bei Aranjuez mit dem Tajo vereinigt. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, von einer schwachen aber hohen Erdmauer umgeben, und mag eine Bevölkerung von höchstens **180000** Seelen enthalten. Nichts von dem, was die Umgebungen andrer großen Städte verschönert, Landhäuser, Gärten, nahe an einander liegende Dörfer, zeigt sich in der Nähe von Madrid, sie scheint in einer unabsehbaren Wüste zu liegen. Das Innere der Stadt kann bei dieser Lage nur durch die Größe und Pracht der Gebäude den unangenehmen Eindruck ihrer Umgebung verlöschen. Im Ganzen genommen gehört Madrid jetzt zu den wohlgebautesten Städten, obgleich der ausgezeichneten

Werke der Baukunst nur wenige sind. Der ältere, östliche Theil der Stadt hat enge und krumme Gassen, der neuere, bei weitem größere, mehrere schöne gerade und breite Straßen und Häuser von 4 bis 5 Stockwerk, während sie dort gewöhnlich nur 3 Stockwerk haben. Ganz Madrid ist gut gepflastert, mit schönen Seitenwegen für Fußgänger und vortrefflich erleuchtet; dabei ist die Reinlichkeit der Straßen jetzt eben so auffallend, als es ehemals das Gegentheil war. Die schönsten Straßen sind die **Calle** (spr.: Calje) **mayor** und **C. de Alcalà**, eine Verlängerung der erstern, welche Madrid von Osten nach Westen durchschneidet, die **C. de Toledo, de Fuencaral** u. s. w. Die bedeutendsten öffentlichen Plätze sind die **Plaza mayor, Puerta del sol** (Sonnenthor), und **Plaza de la Cevada** (der Kornmarkt). Die **Pl. mayor** ist ein ziemlich regelmäßiger viereckiger Platz von ansehnlichen Häusern und Bogengängen umgeben, aber, da er ein Marktplatz ist, von vielen Buden entstellt. Ehemals wurden hier **Autos de fe** und Stiergefechte gegeben. **Puerta del sol**, im Mittelpunkt der Stadt, wo mehrere der schönsten Straßen zusammenstoßen; an der einen Seite liegt das Posthaus, el coreo, eines der schönsten und größten Gebäude in Madrid. **Puerta del sol** ist der gewöhnlichste und glänzendste Sammelplatz der Spaziergänger aus allen Ständen. Auf diesem Platze und in der anstoßenden **C. de Alcalà** halten beständig viele Fiaker und **Calesins**, einspännige Fuhrwerke. — Zu den schönsten Gebäuden in Madrid gehört noch die **Aduana**, das Zollhaus, und das daneben stehende Gebäude, das Museum für die Naturgeschichte, in der **C. de Alcalà**; auch die darin befindlichen Sammlungen sind bedeutend. Man zählt **77** Kirchen in Madrid, wovon jedoch keine einzige durch Größe oder Schönheit auffällt, alle aber sind reich an vortrefflichen Gemälden von spanischen, italienischen und niederländischen Malern; auch viele Klöster und reiche Privatleute besitzen ansehnliche Sammlungen dieser Art. Die beiden königlichen Schlösser liegen schon außerhalb der eigentlichen Stadt. Auf der östlichen Seite wird die Stadt von einem schönen, aus mehrern Reihen Bäumen bestehenden Spaziergang, **el prado**, umgeben, welcher alle Abend von Tausenden von Kutschen, Pferden und Fußgängern besucht wird. An der Seite des Prado liegt das alte Schloß **Buen Retiro**, zwar groß aber schlecht gebaut, es enthält eine herrliche Gemäldesammlung. Im letzten Kriege hatten die Franzosen dies Schloß in eine Art von Citadelle verwandelt. Die großen anstoßenden Gärten bilden einen schönen Spaziergang; man findet darin die eherne Statüe Philipps des Vierten zu Pferde, die für ein Meisterstück gilt, und eine eherne Gruppe, welche Carl den Fünften darstellt, indem er ein Ungeheuer (wahrscheinlich die Ketzerei) mit Füßen tritt. In den weitläuftigen Umgebungen des **Buen retiro** befindet sich noch ein schöner botanischer Garten und eine Porzellan-Manufaktur. Auf derselben Seite der

Stadt, etwas nördlicher, befindet sich das Amphitheater, worin die Stiergefechte gegeben werden. An der westlichen Seite der Stadt, wo der Manzanares nahe an ihr vorüberfließt, liegt das neue königliche Schloß von Philipp V. 1737 erbaut; ein ungeheures, ein längliches Viereck bildendes Gebäude, worin besonders die herrlichen Gemälde und viele andre Kunstwerke die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen. Auch an dieser Seite der Stadt ziehen sich, dem Manzanares entlang, schöne Spaziergänge, wie denn auch die Wiesen auf kleinen Inseln des Flusses und die ganze mit vielen Bäumen gezierte, von den niedern Volksklassen stark besuchte Umgebung einen reizenden Anblick gewähren. Im Hintergrunde, nach Nordwest, erheben sich die herrlichen Gipfel des Guadarama-Gebirges. Die Alleen ziehen sich auch südlich um die Stadt und vereinigen sich durch neue Anlagen, **Paseo de las delicias**, mit dem Prado. Ueber den Manzanares sind hier zwei schöne marmorne Brücken erbaut, deren Größe gegen den unbedeutenden Bach zwar auf den ersten Anblick sehr absticht, aber deshalb nothwendig war, weil er wie die meisten spanischen Flüsse zuweilen außerordentlich anschwillt.

Madrid hat ein Opernhaus und 2 Theater, viele vortreffliche Hospitäler, ein Findelhaus u. s. w., eine bedeutende königliche Bibliothek, die aber in einem schlechten Lokal aufgestellt ist, mehrere andre öffentliche Bibliotheken, Kunstsammlungen 2c. An wissenschaftlichen Anstalten ist Madrid dem Namen nach sehr reich: man zählt an 13 Akademieen und 7 andre gelehrte Institute und Schulen; indessen ist Spanien an wissenschaftlicher Bildung gegen andre Länder sehr zurückgeblieben.

Madrid ist im Ganzen kein theurer Ort, obgleich beinahe alle Lebensbedürfnisse, bei dem schlechten Anbau der Umgegend, aus den entfernten Provinzen dahin geschafft werden müssen; dies zieht unaufhörlich eine Menge Provinzbewohner nach Madrid, die dort, nach einem alten Herkommen, meist ausschließlich mit ihren Landsleuten einen einzelnen Erwerbszweig treiben. So sind die meisten **Caleseros**, Führer der Cabriolets, Valencianer und Murcianer; die Lastträger Asturier und Aragonier; das zahlreiche Heer müßiger Bedienten, womit die Großen Luxus treiben, meist Valencianer, Asturier und Murcianer; viele Gast- und Schenkwirthe Catalonier; die meisten Dienstmädchen aus Biscaya; die Wasserhändler, **Aguadores**, sind ohne Ausnahme Galizier, **Gallegos**, und bilden eine eigne Zunft. Da Madrid Mangel an gutem Quellwasser leidet und auch der oft trockne Manzanares nicht immer Flußwasser genug liefert, so hat man einige Quellen aus dem Guadarama-Gebirge nach der Stadt geleitet und das Wasser in 32 Brunnen vertheilt, von wo es die **Aguadores** in die Häuser schaffen. Außerdem wird in allen Straßen Eiswasser und Gerstenwasser verkauft.

Die Hauptvergnügungen der Einwohner bestehen in Spatzierengehen oder Fahren, an den schon genannten Orten, in Gesellschaften, **Tertullas** (spr.: Tertuljas), Tanz, Theater und Stiergefechte, **Toros**.

Die **Tertullas** sind die in ganz Spanien gewöhnlichen Abendgesellschaften, worin man sich mit Spiel, Gespräch, Tanz und Musik unterhält und wobei allerlei Erfrischungen, **Dulces** (Zuckergebacknes), Chocolade u. s. w. gereicht wird. — Die Spanier lieben den Tanz, und die beiden vorzüglichsten Nationaltänze, der **Volero** und der **Fandango**, übertreffen an Lebhaftigkeit und Anmuth, aber auch an Ausdruck der Sinnlichkeit, unsre Tänze bei weitem, jeder wird nur von einem Paare getanzt; man sieht sie sowohl auf den Theatern als in Privatgesellschaften. Das Theater hat in den neueren Zeiten durch Uebersetzung französischer Stücke und Einfluß des französischen Geschmacks sehr an seiner Nationalität und ursprünglichen Schönheit verloren.

Die Stiergefechte sind ein der pyrenäischen Halbinsel und Spanien besonders so ganz eigenthümliches Vergnügen, daß sie eine nähere Beschreibung verdienen. Die Stiere, die bei diesen Festen geopfert werden, kommen meistens aus den Gebirgen der Sierra morena, dem Guadarama-Gebirge und andern Gegenden, wo sie in einem halb wilden Zustande leben, und von wo sie durch zahme Kühe und einige Reiter nach den verschiedenen Städten gelockt und getrieben werden. Der Schauplatz des Festes ist in Madrid ein Circus mit amphitheatralisch erhöhten Bänken umgeben, über welche sich noch Logen erheben. Die Plätze werden vermiethet, wie im Theater, theurer und wohlfeiler, besonders je nachdem sie in der Sonne oder im Schatten sich befinden. Meist nur im Sommer werden Stiergefechte gehalten, weil der Schauplatz unbedeckt ist und die Thiere dann am wüthendsten sind. Alle diejenigen, welche einen thätigen Antheil an der Bekämpfung der Stiere nehmen, heißen **Torreadores**; nach ihren verschiedenen Verrichtungen unterscheidet man aber: die **Picadores**, welche zu Pferde kämpfen; ehemals suchte die Blüthe des Adels in diesen Kämpfen Ehre zu erwerben, jetzt sind auch die Picadores meist bezahlte Kämpfer: die **Chulos** (spr.: Tschulos) und **Banderilleros**, und endlich die Hauptperson, der **Matador**, kämpfen zu Fuß. Wenn die Zuschauer versammelt sind, halten zuerst alle **Torreadores** in glänzendem Schmuck einen feierlichen Aufzug; ein **Alguasil**, Polizeidiener, giebt das Zeichen zum Anfang des Festes: man öffnet die Thür eines an den Schauplatz stoßenden Stalles, und der Stier stürzt hervor. Die Ueberraschung und das Geschrei der Zuschauer betäubt ihn oder erhöht seine Wuth; ein picador zu Pferde, mit einer Lanze bewaffnet, hält ihm gegenüber. Ist der Stier durch keine Neckereien zum Angriff zu reizen, so ruft das Publikum unwillig: **perros, perros**, Hunde; und er wird vielen gro-

ßen Hunden Preis gegeben, die ihn, jedoch selten ohne daß einige dabei umkommen, endlich zu Boden reißen. Ist er muthig, so greift ihn der picador an, und sucht ihn mit der Lanze in den Hals zu verwunden: sehr oft wird dabei dem Pferde von dem Stiere mit den Hörnern der Bauch aufgerissen, und der picador wäre verloren, wenn nicht die chulos, blos mit seidnen bunten Mänteln bewaffnet, herzusprängen, die sie dem wüthenden Thiere vorhalten, so seine Wuth auf sich lenken und ihm dennoch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit entgehen. Hat dies Gefecht eine Zeitlang gedauert, so ziehen sich die picadores und chulos zurück und die Banderilleros beginnen den Angriff; sie haben banderillas, hölzerne Pfeile, mit eisernen Spitzen und Widerhaken, mit Papierstreifen umwunden, zuweilen auch mit Pulver gefüllt, welche sie dem Stier in den Leib zu stoßen suchen und nachher anzünden; der Schmerz und das Feuer steigern nun seine Wuth aufs höchste. Scheint sie aber nachzulassen und das Thier von Wunden ermattet, so erscheint endlich der Matador, in der einen Hand eine seidne Fahne, womit er den Stier beschäftigt, in der andern ein langes Schwerdt, welches er, wenn er beklatscht seyn will, dem Stiere so in den Nacken stoßen muß, daß er auf den ersten Streich zusammenstürzt. Ist es gelungen, so ertönt von allen Seiten ein unbeschreibliches Beifallsgeschrei. Endlich werden geputzte Maulthiere in den Circus gebracht, an die Hörner des Stiers gespannt, und schleifen ihn so hinaus. Ein zweiter Stier erscheint und das Schauspiel beginnt von neuem. So werden in der Regel 18 Stiere an einem Tage, 6 des Morgens und 12 des Abends, getödtet. Zuletzt wird noch zur Belustigung des Pöbels ein Stier, dem die Spitzen der Hörner mit Kugeln versehen sind, embolado, mit Affen, Bären, Hunden, Possenreißern u. s. w. zusammengehetzt. Im Sommer ist die Woche 2 Mal Stiergefecht in Madrid, und sonst noch häufig in vielen andern Städten. So gefährlich diese blutigen Spiele scheinen, so ist es doch selten, daß ein Mensch das Leben dabei verliert.

In der Nähe von Madrid befinden sich einige wenig besuchte und unbedeutende königliche Lustschlösser, wie Casa del campo, dicht bei der Stadt am Manzanares, El Pardo und La Florida. Wichtiger in jeder Hinsicht sind die unter dem Namen Sitios bekannten Schlösser San Ildefonso, Escorial und Aranjuez; der Hof hielt sich ehemals in bestimmten Jahrszeiten daselbst auf; vom Mai bis September zu San Ildefonso, vom September bis December im Escorial und im Winter und Frühling zu Aranjuez. San Ildefonso oder La Granja, am Fuße des nördlichen Abhangs des Guadarama-Gebirges (gehört also zu Alt-Castilien), ist mit ungeheuern Kosten in einer ehemals dürren und felsigen Gegend von Philipp V. etwa 20 Stunden von Madrid angelegt; das Schloß ist schön und die Gärten durch unzählige Springbrunnen

verziert. Die Lage des Orts macht ihn zu einem angenehmen Aufenthalt in der Sommergluth.

Das **Escorial** oder **San Lorenzo**, etwa **10** Stunden nordwestlich von Madrid, von Philipp **II.** erbaut. Das ungeheure Gebäude, halb Kloster halb Schloß, ist dem Märtyrer St. Lorenz geweiht, und wie dieser, der Sage nach, auf einem Roste verbrannt worden, so bildet das Schloß die Gestalt eines Rostes, d. h. ein Viereck, dessen innerer Raum von drei Gebäuden durchschnitten wird, so daß vier innere Höfe entstehen; die Thürme an den **4** Ecken stellen die Füße, ein vorgebauter Flügel an der einen Seite den Stiel vor. Das ganze Gebäude, besonders aber die trefflich gewölbte Kirche, enthält eine große Menge der herrlichsten Gemälde; in der Kirche sind zwei Grabmahle, Philipps **II.** und seines Vaters Carls **V.**, neben dem Hauptaltar; in einer unterirdischen Gruft, das Pantheon genannt, ruhen die Gebeine Philipps **II.** und mehrerer Könige. Der Haupteingang zur Kirche öffnet sich nur für die Könige von Spanien und zwar für jeden nur **2** Mal, zuerst wenn er nach seiner Geburt in die Kirche getragen wird, und dann wenn die Gruft seinen Leichnam empfangen soll. Das ganze Gebäude, die rauhe und finstre Umgebung, sind ein treffendes Abbild des düstern Charakters seines Stifters. Die Bibliothek des **Escorial** ist besonders wichtig durch ihre vielen arabischen Handschriften.

Aranjuez liegt in einem reizenden Thale am Tajo. Schon Carl **V.** legte hier ein Lustschloß an; seine Nachfolger haben es erweitert und köstliche Gärten angepflanzt, so daß jetzt Aranjuez ohne Vergleich der lieblichste unter den Sitios ist.

Wir bemerken in Neu-Castilien noch:

Toledo (Toletum), eine alte ehemalige Hauptstadt Spaniens, am Tajo, mit etwa **25000** Einw. Die Stadt liegt am schroffen Abhange eines Felsens in einem engen Thale, daher hier die Sommerhitze beinahe unerträglich. Eine andre Folge dieser Lage sind die steilen, engen und krummen Gassen, und der gänzliche Mangel an Trinkwasser. Trotz dem allen war Toledo im Mittelalter die größte Stadt in Spanien, und viele alte, herrliche Gebäude bezeugen noch jetzt ihren alten Glanz. Die Kathedralkirche, Jahrhunderte lang eine maurische Moschee, dann dem christlichen Gottesdienste wiedergegeben und mannigfaltig verändert und geschmückt, ist eines der schönsten Denkmahle alter Baukunst; sie enthält viele Gräber alter spanischer Könige. Das alte maurische Schloß **Alcazar** *) ist in neueren Zeiten wieder in baulichen Stand gesetzt und eine Seidenfabrik darin errichtet worden. Der Erzbi-

*) So nannten die Araber jedes feste Schloß.

schof von Toledo ist Primas d. h. der erste Geistliche des Reichs und hat sehr bedeutende Einkünfte.

Alcala de Henarez (Complutum), am Flusse Henares, ehemals die berühmteste Universität Spaniens; der Kardinal Ximenes war ihr Stifter; jetzt ist sie sehr unbedeutend. Hier ward Cervantes **1547** geboren.

Endlich die sehr bedeutenden Quecksilbergruben bei **Almaden** in La Mancha.

B) Alt=Castilien, **Castilla vieja** (spr.: wiëcha), nördlich von Neu=Castilien, umfaßt die kleineren Provinzen: **Burgos**, **Soria**, **Segovia** und **Avila**. Diese Provinz wird von vielen Gebirgen durchschnitten, weshalb nur die Thäler angebaut sind; Bäume sieht man beinahe gar nicht, daher auch nur wenig Obst gezogen wird. Das Klima ist bedeutend kühler als das von Neu=Castilien, und der Holzmangel also um so empfindlicher. Industrie und Handel sind so gut als gar nicht vorhanden. Die Einwohner haben bei vieler Rechtlichkeit ein ernstes und verschlossenes Wesen; die so verrufene spanische Steifheit und Etiquette (**grandezza**) sind hier ganz vorzüglich zu Hause.

Die bedeutendsten Oerter der Provinz sind:

Burgos, am Arlançon, ehemals eine Hauptstadt, jetzt eine der finstersten und ärmsten Städte Spaniens, sie zählt kaum **10000** Einw. Die Kathedralkirche, mit vielen Gräbern spanischer Könige, ist eines der herrlichsten Gebäude dieser Art und enthält einige vortreffliche Gemälde. Burgos ist der Geburtsort des berühmten **Ruy Dias de Vivar**, bekannter unter dem Namen des **Cid**. Ein Denkmahl zeigt die Stelle wo sein Haus gestanden haben soll, und in dem Kloster **San Pedro de Cardeña** (spr.: Cardenja) **2** Stunden von der Stadt liegt er begraben. Auch hier ist eine Universität.

Segovia, auf zwei Hügeln zwischen schroffen Thälern gelegen. Auch diese Stadt ist sehr von ihrem ehemaligen Glanze herabgekommen und hat jetzt kaum **10000** Einw. Zwei Merkwürdigkeiten zeichnen sie aus: das **Alcazar**, oder Schloß, wo in alten Zeiten gothische Könige hauseten und worin jetzt eine Ingenieurschule angelegt ist, und die herrliche Wasserleitung; sie geht über einen Theil der Stadt, von einem Hügel zum andern, in der Mitte über dem Thale sind **2** Reihen Bogen über einander. Sie ist ein Werk der Römer und soll zu den Zeiten Trajans (etwa **100** Jahre nach Christi Geburt) angelegt worden seyn. Die Stadt selbst zeigt nur schlechte Häuser und enge schlecht gepflasterte Gassen.

C) Leon, westlich von Alt=Castilien, enthält die Provinzen: **Leon**, **Palencia**, **Toro**, **Valladolid** (spr.: Valjadolid), **Zamora** und **Salamanca**. Weniger gebirgig als Alt=Castilien,



ist diese Provinz zwar etwas besser angebaut, dennoch findet man auch hier große unbenutzte Ebenen, der Schafe wegen, und beinahe gar keine Betriebsamkeit. Auch hier ist das Klima rauh und feucht im Winter, dafür aber sind auch die Gebirge holzreicher. Der Charakter der Einwohner gleicht dem der Alt-Castilier.

Auch hier finden wir mehrere ehemals berühmte und bevölkerte Städte, wie **Leon (Legio)**, die Hauptstadt der Provinz, und **Astorga (Asturica)**, die aber jetzt nur Spuren der Armuth aufzuweisen haben. Die noch jetzt bedeutendsten Oerter sind:

Salamanca (Salmantica), mit etwa 13000 Einw. am Tormes. Die Stadt hat mehrere schöne Gebäude, besonders die der Universität, und die Domkirche, eine der schönsten im Reiche. Auch der Hauptplatz, **plaza mayor**, ist ausgezeichnet. Die Universität, ehemals so berühmt, daß Schüler aus allen Ländern sie besuchten, ist noch jetzt die bedeutendste von Spanien; nur muß man freilich die freien Formen und die vielseitige Bildung deutscher Universitäten hier nicht suchen, wo der ängstliche Geist der katholischen Kirche allen Wissenschaften hemmend entgegentritt.

Valladolid (Clunia) an der Pisuerga. Obgleich auch sie ehemals ungleich reicher und bevölkerter war, so gehört sie doch noch zu den bedeutendsten Städten Spaniens. Viele schöne Kirchen, eine Universität, mehrere andre gelehrte Institute und etwas Betriebsamkeit zeichnen sie noch immer aus. Sie zählt etwa 30000 Einw.

Endlich die Festung **Ciudad Rodrigo**, welche im letzten Kriege durch Belagerungen viel gelitten hat.

D) Asturien, **Las Asturias**, (weil das Land in 2 Districte, den von **Oviedo** und den von **Santillana** getheilt wird), ein gebirgiges Küstenland, von einem tapfern und fleißigen Volke bewohnt. Der Anbau dieser Provinz ist schon bedeutend besser als der der früher beschriebenen, besonders wird viel Viehzucht getrieben und viel Obst gebaut. Das Klima ist etwas feucht und nebelig. **Oviedo (Ovetum)**, ein kleiner Ort mit einer unbedeutenden Universität, ist die Hauptstadt der Provinz.

E) **Galicia**, die nordwestlichste Provinz von Spanien, durchaus gebirgig, aber bei dem Fleiße der Einwohner vortrefflich angebaut. Viehzucht, Ackerbau und Handel sind die Hauptbeschäftigungen der Galizier. Das Klima ist rauher und die Luft dicker als in den übrigen Provinzen. Die Galizier, **Gallegos**, sind ein kräftiges, tapferes und genügsames Volk, besonders zeichnen sie sich durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihren Fleiß aus. Zu vielen Tausenden verlassen sie alljährlich das Land, auf längere oder kürzere Zeit, um in andern Provinzen als Schnitter, Wasserträger u. s. w. eine kleine Summe zu ersparen, womit sie in ihr Vaterland zurückkehren. Diese Provinz ist die bevölkertste in ganz Spanien.

Die wichtigsten Städte sind:

San Jago (Jakob) **de Compostella**, einer der berühmtesten Wallfahrtsörter in der Christenheit. Der Leichnam des Apostels Jakobus des jüngern, der hier zuerst das Christenthum in Spanien gepredigt haben soll, ruht in einer Kapelle der außerordentlich reichen und prachtvollen Hauptkirche. Die Stadt hat etwa 25000 Einwohner und sonst nichts Merkwürdiges.

Coruña (spr.: Corunja) (**Caronium**), einer der besten Häfen Spaniens, stark befestigt und mit einem Leuchtthurm versehen.

Ferrol ist der bedeutendste Kriegshafen Spaniens an der nördlichen Küste: auch er ist stark befestigt. Man findet daselbst große Kasernen, Zeughäuser, eine Schule für den Seedienst, und ein vortreffliches Becken zur Ausbesserung der Schiffe. Bei der Stadt **Orense** befinden sich heiße Quellen.

F) **Estremadura.** Diese an der Gränze von Portugal, südlich von Leon gelegene Provinz ist zwar eine der größten, aber auch die am wenigsten volkreiche von allen. Ihre im Innern des Landes isolirte Lage, vorzüglich aber die allen Anbau verhindernde Schafzucht der großen Eigenthümer, ist Schuld an dem Verfall des Landes. Das Klima ist sehr heiß. Die Einwohner sind verschlossen und melancholisch, aber vortreffliche Soldaten.

Der Hauptort **Badajoz** (spr.: Badachos) (**Pax Augusta**), am linken Ufer der Guadiana, mit 15000 Einw., ist eine starke Gränzfestung gegen Portugal, 2 kleine Stunden von der Gränze. Der Schleichhandel mit Portugal, der hier sehr bedeutend ist, macht den Ort wohlhabend. Er hat im letzten Kriege durch Belagerungen sehr gelitten.

In der Nähe des freundlichen Ortes **Plasencia** liegt das Hieronymitenkloster **San Just**, wo Carl V. nach seiner Abdankung seine letzten Lebensjahre in der Zurückgezogenheit zubrachte und wo er 1558 bei der Feier seines eignen Leichenbegängnisses starb.

Merida (**Augusta Emerita**), ist eine jetzt unbedeutende Stadt an der Guadiana, in und bei welcher aber noch viele römische Ruinen von ihrer ehemaligen Größe zeugen.

G) **Andaluzia**, umfaßt im weitern Sinn die ganze Südküste von Spanien, oder die 4 Provinzen **Sevilla** (spr.: Sevilja), **Cordova**, **Jaën** (spr.: Chaën) und **Granada**; im engern nur die 3 ersteren; es ist der größte Theil der Provinz, welche die Römer **Baetica** nannten. Die Sierra morena trennt diese Provinz von den nördlicheren, und ein mit jener parallel laufendes Gebirge, die **Sierra nevada**, **las Alpuxarras** (spr.: Alpucharras) und die **Sierra de Ronda**, zieht sich am Meere entlang; zwischen beiden befinden sich bedeutende Ebenen, oder vielmehr das große Thal des Guadalquivir, welcher die ganze Provinz durchströmt, und einen andern nicht unbedeutenden Fluß den **Xenil** (spr.: Chenil) aufnimmt.

nimmt. Andalusien gehört im Ganzen zu den besser angebauten Provinzen, vorzüglich aber die Provinz Granada, wo man noch am deutlichsten die Spuren der großen Betriebsamkeit der Mauren wahrnimmt, welche diese Gegenden am längsten behielten. Die Hauptproducte dieser Provinz sind die edlen spanischen Weine, welche ausgeführt werden, vorzüglich die aus der Gegend von Malaga, ferner etwas Seide, Baumwolle und Zucker; das Zuckerrohr gedeiht hier fast eben so gut als in Westindien; auch ist das Klima sehr heiß, und wenn der **Solano** wie oftmals **10** bis **12** Tage lang aus Afrika herüber weht, so ist die Hitze erstickend. Die Andalusier sind die lebhaftesten und feurigsten unter den Spaniern, man beschuldigt sie aber auch des Leichtsinns und der Windbeutelei.

Der wichtigste Ort in der ganzen Provinz ist:

Cadiz, schon im höchsten Alterthume als der Sitz des Handels unter dem Namen **Gades** berühmt. In der That ist auch die Lage der Stadt zugleich die reizendste, und für den Handel die günstigste, vielleicht in ganz Europa. Ihre Umgebungen, wozu eine Menge freundlicher zum Theil beträchtlicher Städte, und die trefflichsten Häfen gehören, bilden einen unglaublichen Contrast gegen alle übrige Theile Spaniens; man sieht überall in Bevölkerung, Anbau, Betriebsamkeit und Wohlstand die Folgen eines ausgebreiteten Handels. Cadiz liegt auf der äußersten Spitze einer Insel, **Isla de Leon**, welche nur ein schmaler Meeresarm, **Rio S. Pedro** genannt, vom festen Lande trennt. Zwischen dieser Insel und der Küste bildet das Meer einen Busen, welcher alle Flotten von Europa aufnehmen könnte und dessen Eingang durch viele Batterieen und Forts sowohl auf der Insel als auf dem Lande geschützt ist; die zwei Abtheilungen des Busens heißen die erste: Bay von Cadiz, die zweite: Bay von **Puntales**. Auf der Küste, der Insel gegenüber, liegen, vom Meere her gerechnet, das Fort **Rota**, dann das Fort **Sta Catalina**, dann der freundliche Ort **Puerto de Sta Maria** am kleinen Fluß **Guadalete**, von wo aus Cadiz mit Trinkwasser versehen wird; dann das Fort **Matagordo**; hierauf folgt der ansehnliche Ort **Puerto real**, bei welchem die größten Salinen Spaniens sich befinden; man gewinnt auch hier das Salz aus dem Meerwasser durch Verdunstung (siehe S. 55. und 62.); endlich im Hintergrunde der Bay auf einer Insel liegt **La Caraca**, das große Seezeughaus für die spanische Flotte, mit Schiffswerften, mehreren Becken zum Ausbessern der Schiffe, Kasernen, Werkstätte für Ankerschmiede, Taudreher u. s. w. Auf der Insel selbst, wenn man vom Lande her über den schmalen Meeresarm geht, trifft man zuerst die bedeutende Stadt **Isla de Leon** und seitwärts an der Bay den neuen Ort **San Carlos**, wo sich Kasernen, eine Seecadettenschule, ein Marinehospital u. s. w. befinden. Von Isla de Leon führt endlich eine schöne Chaussee 1½ St. lang, am

Fort S. **Lorenzo** vorbei, auf einer oft so schmalen Erdzunge, daß der Weg die ganze Breite einnimmt, nach Cadiz. Dieser Lage verdankt Cadiz das Glück, der einzige Ort in Spanien zu seyn, wohin die Franzosen unter Napoleon nicht gedrungen, obwohl sie es über 2 Jahre lang umlagert hielten; damals enthielt Cadiz über **150,000** Einw., jetzt kaum **75000**. Die Stadt ist des engen Raumes wegen zwar eng gebaut, aber schön, reinlich, gut gepflastert und gut erleuchtet; Spatziergänge gestattet freilich der enge Raum nicht, außer auf den schönen Wällen, dafür aber haben die wohlhabenden Einwohner meistens Landhäuser auf der gegenüber liegenden Küste, besonders aber bei dem Dorfe **Chiclana**, Isla de Leon gegenüber auf dem festen Lande. Doch hat die Stadt zwei schöne Plätze, **Plaza de S. Antonio** und **Pl. de la mar.** Fast alle Häuser sind schön, dafür sind hier keine eigentlich bedeutende öffentliche Gebäude. Cadiz ist der Mittelpunkt des spanischen Welthandels, daher wimmelt es auch hier von fremden Kaufleuten aller Nationen.

Auf dem festen Lande, Cadiz gegenüber, in der Gegend von **Xeres de la frontera**, wurde der gothische König Ruderich (**Rodrigo**) **712** von den Arabern gänzlich überwunden, und dieser Sieg machte die Mauren zu Herren von Spanien.

Ferner bemerken wir:

Sevilla (spr.: Sevilja) (**Hispalis**), mit etwa **90000** Einw. am linken Ufer des Guadalquivir, durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüber liegenden Orte **Triana** verbunden. Die Stadt ist eine der angenehmsten von Spanien, mit vielen ausgezeichneten Gebäuden. Dahin gehören vorzüglich die prachtvolle Domkirche mit vielen Gemälden und Statüen. Hier sieht man das Grabmahl Columbo's, mit der schönen Inschrift:

A Castilla y Aragon
Otro mundo diò Colon.

d. h. Dem Reich Castillen und Aragon
Gab eine neue Welt Colon.

Sein Leichnam ruhte auf St. Domingo, bis er **1795**, als diese Insel an die Franzosen abgetreten wurde, nach Havannah gebracht und dort in der Kathedrale zur h. Jungfrau beigesetzt wurde. Der daneben stehende, **364** F. hohe Thurm **La Giralda** (die Wetterfahne), zu welchem eine Wendeltreppe hinaufführt, die man nöthigenfalls hinaufreiten kann; die Börse **La Lonja**; ein gutes Theater; ein sehr wohl erhaltener maurischer Pallast **Alcazar**. Ferner eine königl. Kanonengießerei, und die königl. Tabaksfabrik, ein ungeheures, mit Gräben umschlossenes Gebäude, worin täglich über **1700** Personen beschäftigt werden: der dort verfertigte feine Schnupftabak ist auch unter dem Namen Sevilla berühmt. Die wohl erhaltenen Mauern der Stadt, mit vielen Thürmen, sollen

ein römisches Werk seyn. Sevilla hat eine Universität, eine Akademie der schönen Wissenschaften, mehrere öffentliche und Privatbibliotheken u. s. w. Ehemals war Sevilla der Sitz des Handels mit Amerika, seitdem aber dieser sich beinahe ganz nach Cadiz gezogen hat, ist die Stadt sehr heruntergekommen. Eine Stunde von Sevilla liegt das Dorf **Santiponte**, wo die im Alterthum berühmte Stadt **Italica**, der Geburtsort der Kaiser Trajan, Hadrian und Theodosius, gestanden haben soll. Man findet daselbst noch viele Ueberbleibsel römischer Baukunst.

Córdova (Cordŭba) am Guadalquivir, mit **20000** Einw. Eine alte berühmte Stadt; Seneka und der Dichter Lukan wurden hier geboren. Eine Zeitlang war sie der Hauptsitz der maurischen Herrschaft. Von der alten Herrlichkeit ist ihr nichts geblieben, als die Hauptkirche, einzig in ihrer Art. Die Araber haben sie erbaut. Das Aeußere zeigt nichts Merkwürdiges; es ist ein ungeheures längliches Viereck, innerlich aber der Länge nach in **19** Schiffe abgetheilt, so daß die Decke auf **850** marmornen Säulen ruht; noch jetzt heißt sie, wegen ihres arabischen Ursprungs, **La Mesquita**, die Moschee. Man zählt darin an **100** Kapellen. Diese Kirche, eine königl. Stuterei und einige Corduanfabriken sind die einzigen Merkwürdigkeiten der verarmten Stadt.

In der Sierra morena, welche zum Theil zu dieser Provinz gehört, bemerkt man einige, in dem 7ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts durch den Minister **Olavidez** angelegte Colonistenörter: **Carolina, Carlotta** und **Luisiana**. Sie bestanden größtentheils aus deutschen Anbauern und haben eine Wildniß in fruchtbare Felder umgeschaffen. Sie mögen jetzt von etwa **10000** Seelen bewohnt werden.

Granáda am Fuße der Sierra nevada und an den Ufern des **Xenil** und **Darro**, mit **70000** Einwohnern; zu den Zeiten der Mauren soll sie deren **400,000** gehabt haben. Sie besteht aus **4** Theilen: das eigentliche Granada, der schönste und volkreichste Theil, mit vielen schönen Gebäuden, Plätzen und Springbrunnen; **Alhambra** ist die auf einem Hügel gelegene Festung; **Albayzim** und **Antequerula** sind Vorstädte, meist von Seidenarbeitern und andern Handwerkern bewohnt. Die meisten guten Häuser haben nach maurischer Art Springbrunnen auf den Höfen; die Höfe selbst werden mit Leinwand überzogen und gewähren so einen kühlen Aufenthalt im Sommer. Granada hat zwar viele schöne Gebäude, eine Universität, gelehrte Gesellschaften u. s. w., bei weitem das Interessanteste aber ist der Hügel Alhambra. Er enthält erstlich einen von Carl V. erbauten, jetzt aber schon sehr verfallenen Pallast, dann das eigentliche Alhambra, den Pallast der maurischen Könige. Obwohl ein Theil desselben beim Bau jenes Pallastes abgebrochen wurde, so zeigt doch das noch Vorhan-

dene Spuren der größten Schönheit. Das Aeußere ist nicht auffallend und mit festen Mauern und Thürmen umgeben; im Innern aber findet man zwei mit Marmor gepflasterte und mit Säulengängen umgebene Höfe, in deren Mitte herrliche Wasserbecken sich befinden. Die Zimmer sind zum Theil noch wohl erhalten und in vielen finden sich Springbrunnen, eben so lieblich für den Anblick als erfrischend durch die Kühlung, welche sie verbreiten. Auf dem Gipfel des Hügels endlich befindet sich noch ein altes maurisches Lustschloß, das Generalife, von herrlichen Gärten mit vielen Springbrunnen umgeben. Diese Stadt war die letzte Besitzung der Mauren in Spanien und ward ihnen erst unter Ferdinand und Isabella 1492 entrissen. Die Belagerung gab zur Gründung einer kleinen Stadt in der Nähe Santa Fe (der heilige Glaube) Gelegenheit, welche die Spanier deshalb anlegten, um den Mauren jede Hoffnung zu benehmen, daß die Belagerung könne aufgehoben werden. Die Ebene, die sich von Granada aus am Xenil entlang erstreckt, la Vega de Granada, gleicht einem großen Garten und gehört zu den reizendsten Punkten in Spanien.

Malaga (Malaca), an einer tiefen Bucht des mittelländischen Meeres, mit einem vortrefflichen Hafen, sie zählt etwa 50000 Einw. Die Stadt hat wenig Merkwürdiges, aber die Umgegend ist überaus reizend; hier und bei dem nahe gelegenen Velez Malaga (Manaba), welches ebenfalls am Meere liegt, wachsen die edlen Weine, welche den Hauptgegenstand des Handels beider Städte ausmachen. Die geschätztesten Sorten sind der Lagrima de Malaga, der Pedro Ximenes und der Vino de Guindas, dieser ein gewöhnlicher Malaga, welchen man aber auf den zarten Sprossen einer gewissen Art Kirschbäume, guinda genannt, hat liegen lassen. Außerdem werden noch in dieser Gegend viele Südfrüchte, besonders vortreffliche Feigen und selbst Zuckerrohr gebaut.

Die Stadt und Festung **Gibraltar (Calpe)** gehört zwar der Krone England, verdient aber doch als ein Theil dieser Provinz betrachtet zu werden. Sie liegt auf einem nach Süden zu ins mittelländische Meer sich erstreckenden so steilen Felsen von 1400 F. Höhe, daß sie selbst ohne die Hindernisse, welche die Kunst hinzugefügt, beinahe unersteiglich wäre; die Stadt mit etwa 16000 Einw. liegt am Fuße des Felsens und hat einen vortrefflichen Hafen. Eine Eigenthümlichkeit dieser Stadt ist, daß alle Häuser schwarz angestrichen sind; theils um die Gluth der Sonnenstrahlen in den Straßen zu mildern, theils auch, um einem angreifenden Feinde den deutlichen Ueberblick der Stadt zu erschweren. Gibraltar ist vielleicht die stärkste Festung in Europa, sie wurde 1781 und 1782 von dem tapfern Elliot gegen die vereinten Kräfte Spaniens und Frankreichs siegreich vertheidigt. Die schmale Landzunge, die zu ihr führt, wird von den bei der Belagerung aufgeworfenen

Werken der Spanier, die Linien von St. Rochus genannt, durchschnitten. In älterer Zeit hieß der Felsen von Gibraltar **Calpe**, von den Arabern erhielt er den heutigen Namen.

H) Murcia, eine kleine, schlecht bevölkerte und noch schlechter angebaute Provinz; sie ist höchst gebirgig; die Berge sind gar nicht, und selbst die Thäler nur zum Theil benutzt. Die trockne glühende Hitze des Landes flößt den Einwohnern eine unüberwindliche Trägheit und ein melancholisches Wesen ein, welche sie von allen übrigen Spaniern unterscheiden. Nichts thun und rauchen ist der höchste Genuß aller Stände; an Erzeugnisse der Industrie ist daher hier nicht zu denken, und das Einzige, was ausgeführt wird, ist etwas Weizen und Seide, letztere versteht sich unverarbeitet.

Die Hauptstadt **Murcia**, mit **30000** Einw., an der Segura, ist eine traurige, schlecht gebaute Stadt mit engen und schmutzigen Gassen. Unwissenheit und Trägheit herrschen hier wie auf dem Lande. Im März **1829** richtete ein mehrere Tage anhaltendes Erdbeben in der Stadt und in der ganzen Provinz großen Schaden an. Viel angenehmer, wenn gleich nicht ganz so groß, ist die Seestadt **Cartagena** mit einem guten Hafen. Sie ist eine der ältesten Städte des Landes, von Asdrubal, Hannibals Schwager, angelegt und von den Römern **Carthago nova** genannt. In der Gegend dieser Stadt waren damals reiche Silbergruben, welche die Karthaginienser bauten. Jetzt ist sie der zweite Kriegshafen Spaniens und hat gute Schiffswerfte, Zeughäuser u. s. w.

II. Das Aragonische Reich.

Es umfaßt die ganze östliche Seite der Halbinsel, nebst einigen Inseln im mittelländischen Meere. Die Einwohner zeichnen sich im Ganzen genommen durch Fleiß und Betriebsamkeit aus. Die einzelnen Provinzen desselben sind:

A) Valencia. Ein schmaler langer Küstenstrich am mittelländischen Meere, aber ohne Häfen, selbst Alicante hat nur eine offene Rhede. Das Klima der Provinz ist äußerst milde und angenehm; Nebel und Reif sind dort unerhörte Erscheinungen. Die Valenzianer sind ein fröhliches, höchst betriebsames und geistreiches Volk. Durch ihren unermüdeten Fleiß ist diese Provinz die reizendste von Spanien geworden. Obwohl sie im Ganzen gebirgig ist, so sind doch auch die Berge terrassenförmig angebaut; die Ebenen aber, von unzähligen Bewässerungskanälen durchschnitten, bieten den Anblick der reizendsten Gärten dar, daher sie mit Recht **Huertas**, Küchengärten, genannt werden. Valencia hat einen Ueberfluß an edlen Producten; die wichtigsten sind: der Wein, wovon der aus der Gegend von Alicante der geschätzteste ist; auch viel

getrocknete Trauben werden von dort ausgeführt; ferner die Seide, die aber großentheils im Lande verarbeitet wird; Oel, und endlich Palmen, welche der Datteln und der Zweige wegen gebaut werden, womit man in Spanien am Palmsonntage alle Kirchen und alle Häuser ausschmückt.

Die Hauptstadt der Provinz, **Valencia (Valentia)**, liegt in einer schönen Ebene am rechten Ufer der **Turia** oder **Guadalaviar**; sie zählt mit ihren besonders schön gebauten Vorstädten über **90000** Einw. Die Stadt selbst hat zwar enge und sehr krumme Gassen, die nicht einmal gepflastert sind, dennoch aber ist sie sehr reinlich gehalten. An merkwürdigen Gebäuden kann man nur das alte königl. Schloß **el real** und die Kathedralkirche nennen. Die **Alameda** (der gewöhnliche Name der Promenaden in Spanien, von **Alamo** die Pappel), am linken Ufer des Flusses von Kanälen durchschnitten, mit den herrlichsten Granat- und andern Bäumen bepflanzt, ist vielleicht die schönste in Spanien. Dieser Ort, ein gutes Theater und viele religiöse Feste, welche hier mit theatralischen Aufzügen gefeiert werden, machen die Hauptvergnügungen der Einwohner aus. Die neu eingerichtete Universität gilt für die beste in Spanien. Die Verarbeitung der Seide beschäftigt an **20000** Personen. Das Dorf **Grao** (flacher Strand) und dessen offene Rhede vertritt die Stelle eines Hafens, und dennoch ist der Handel mit Wein und Branntwein nicht unbedeutend.

Alicante (Lucentum), mit etwa **20000** Einw., hat zwar keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine ziemlich sichere Rhede, dennoch ist der Handel dieses Ortes nächst dem von Cadiz und Barcelona der bedeutendste von Spanien. Wein, Branntwein, Rosinen, Seide, Wolle sind die Hauptartikel desselben. Die Stadt selbst ist nicht ausgezeichnet, hat aber mehrere gute Schulen und liegt in einer reizenden Gegend.

Einige Stunden nördlich von Valencia liegt der jetzt unbedeutende Ort **Murviedro**, eine Stunde vom Meere, nur berühmt wegen der vielen Ueberbleibsel alter Herrlichkeit. Hier stand im Alterthume das herrliche **Saguntum**, eine griechische von den Römern beschützte Stadt. Hannibal eroberte und zerstörte sie gänzlich nach einer hartnäckigen Belagerung, in welcher die Einwohner zuletzt sich selbst und ihre beste Habe den Flammen preisgaben. In der Folge ward sie von den Römern wieder erbaut und gehörte zu den glänzendsten Städten Spaniens. Die Ruinen, die man noch jetzt findet, sind unstreitig nur aus dieser Zeit; besonders merkwürdig ist ein schönes noch so wohl erhaltenes Theater, daß man in dem 8ten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts spanische Stücke darin aufgeführt hat. Auf den Höhen, welche die Stadt beherrschen, sieht man noch die zum Theil wohl erhaltenen Trümmer von **7** Schlössern oder Festungen, welche die Mauren hier erbauten.



B) Cataluña (spr.: Catalunja), die nordöstlichste Provinz von Spanien, am Fuße der Pyrenäen, deren zahlreiche Aeste das ganze Land durchziehen. Das Klima ist daher hier schon viel gemäßigter und besonders unbeständiger als in den südlichen Provinzen. Auch diese Provinz ist vortrefflich angebaut, und wie in Valencia so werden hier die Felder durch tausend größere und kleinere Kanäle bewässert. Fleiß und Betriebsamkeit zeichnen die Catalanen aus; dabei sind sie tapfer, unermüdlich, stolz auf ihre Vorzüge, und halten hartnäckig auf ihre alten Freiheiten. Sie hassen den Castilier, der sich ebenfalls für den ersten hält, unendlich mehr aber noch die Franzosen, und das schon von alter Zeit her. Weizen und alle Sorten Obst werden hier am meisten gebaut.

Die Hauptstadt der Provinz **Barcelona (Barcino)**, mit **140,000** Einw., ist eine der schönsten und reichsten Städte Spaniens. Ihre Lage am Meere und ihre Umgebungen sind köstlich. Die Stadt ist stark befestigt und hat außerdem noch eine Citadelle und das etwas südlicher, auf einem Berge gelegene, starke Fort **Monjouy**; der Hafen, obwohl sicher, hat nur wenig Tiefe. Am Hafen liegt die niedlich gebaute Vorstadt **Barceloneta**, meist von Fischern, Matrosen, Handwerkern u. s. w. bewohnt. Der alte Pallast der Grafen von Barcelona und der aragonischen Könige, die Börse, die Domkirche, das Schauspielhaus das schönste in Spanien, sind die bedeutendsten Gebäude der Stadt; dazu kommen noch mehrere treffliche Spaziergänge. Barcelona hat mehrere gute Schulen für Medizin, Kriegswissenschaften u. s. w.; auch nicht unbedeutende Fabriken in Seide, Wolle und Baumwolle. Auch hier lieben die Einwohner sehr theatralische Aufzüge und Darstellungen bei religiösen Festen.

Sieben bis acht Stunden nördlich von Barcelona liegt der berühmte **Monserrat**, ein wilder, zackiger Berg, auf welchem sich ein Kloster mit einer, vor dem Kriege wenigstens, durch ihre Schätze ausgezeichneten Kirche und **13** oder **14** Einsiedeleien befindet, welche auf dem ganzen Berge hin und wieder zerstreut liegen. Der Krieg hat auch diesen Ort verwüstet und mehr als ein Mal ihn als Festung benutzt. Die Provinz enthält noch mehrere nicht unbedeutende Oerter, als: **Tarragona (Tarraco)**, eine alte, jetzt sehr verfallene Stadt, **Tortosa** am Ausfluß des Ebro, **Reus** mit **30000** Einw., und die bedeutenden Festungen: **Gerona**, **Figueras**, **Rosas**, die aber alle im letzten Kriege zum Theil zerstört worden sind.

Bei dem kleinen Orte **Cardona** am **Llobregat** (spr.: Ljobregat) befindet sich eine schöne Grube von Steinsalz.

C) Aragon, westlich von Catalonien, am Fuße der Pyrenäen und daher von vielen Gebirgen durchschnitten. Diese Provinz ist in den neueren Zeiten sehr von ihrem alten Glanze herabgekommen und hat an Reichthum und Bevölkerung sehr verloren.

Sie war ehemals der Haupttheil eines eignen Reiches und genoß dabei einer sehr freien Verfassung. Die königliche Würde war zwar erblich, aber durch die von den Königen bei ihrer Thronbesteigung beschwornen Rechte der Stände, des Adels und der Geistlichkeit sehr beschränkt. Ein eigner, nur den Ständen verantwortlicher Beamte, der **Justicia mayor**, stand dem Könige zur Seite und wachte über die Rechte der Unterthanen; er sprach, im Namen der Stände, bei der Thronbesteigung jene berühmten Worte zum neuen Fürsten: „Wir, die wir eben so viel sind als Ihr, wir machen Euch zu unserm König und Herrn, mit der Bedingung, daß Ihr unsre Rechte und Freiheiten bewahret. Wo nicht, nicht." Die Erinnerung der alten Freiheit lebt noch immer in den Herzen der Aragonier und macht sie ernst und stolz. Sie gehören, nebst den Catalanen und Galiziern, zu den besten spanischen Soldaten. Die Provinz ist schlecht angebaut: etwas Getreide, vorzüglich gutes Oel und etwas Obst sind die Hauptproducte.

Die Hauptstadt des Landes ist **Zaragoza** (spr.: Ssaragossa) (**Caesar Augusta**), am rechten Ufer des Ebro, Sitz eines Erzbischofs, einer Universität, Akademie der Künste u. s. w., mit etwa 50000 Einw., vor dem Kriege. Der Heldenmuth ihrer Bewohner in der Vertheidigung der Stadt hat sie unsterblich gemacht. Am 21. Dezember 1808 von einem weit überlegenen, mit allen Künsten und Mitteln der Belagerung reichlich versehenen Feinde angegriffen, vertheidigten sich die Einwohner, nur von einer schwachen Besatzung unterstützt, unter dem heldenmüthigen **Palafox** (gest. 1816) bis zum 21. Febr. 1809. Die unbedeutenden Mauern und die alten verfallenen Werke der Stadt konnten freilich nicht lange Widerstand leisten; aber jedes Haus, jede Kirche, jeder Zollbreit des Bodens ward mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit vertheidigt, und erst als Mangel an Lebensmitteln, Krankheiten und das Schwerdt des Feindes den größten Theil ihrer tapfern Vertheidiger hinweggerafft hatten, geriethen die Trümmer der Stadt in die Gewalt der Franzosen. Den übrig gebliebenen Helden ist vom jetzigen Könige ein Ehrenzeichen bewilligt worden!

Die übrigen Städte verdienen keine besondre Erwähnung. Schon vor dem Kriege waren in dieser Provinz über 500 beinahe entvölkerte Dörfer!

D) Das Königreich **Mallorca** (spr.: Maljorca) umfaßt zwei Inselgruppen im mittelländischen Meere, wovon die eine aus den Inseln **Mallorca** (**Balearis major**), **Menorca** (**Balearis minor**), und der aus Furcht vor den Barbaresken unbewohnten kleinen Insel **Cabrera** (**Capraria**) besteht. Zusammen heißen sie die Balearischen Inseln. Diesen, von einem griechischen Worte, welches werfen bedeutet, abgeleiteten Namen führten sie schon im Alterthume, wo ihre Bewohner als vortreffliche Schleuderer berühmt waren. Sie enthalten zusammen etwa 260,000 Einw. Auf

der besser angebauten **Mallorca** befindet sich die befestigte Hauptstadt **Palma**, mit einem guten Hafen. **Menorca** ist nur wenig fruchtbar und enthält die starke Festung **Port Mahon**, mit einem vortrefflichen Hafen. Der Ort soll von einem karthaginiensischen Feldherrn **Mago** angelegt worden seyn; daher der Name. Die zweite Inselgruppe besteht aus den Inseln **Iviza (Ebusus)**, **Formentera (Ophiusa)** und einigen kleinen Eilanden, sie heißen zusammen die Pityusischen Inseln, ein griechischer Name, welcher so viel als Fichten=Inseln heißt. Sie mögen etwa 20000 Einwohner zählen, und enthalten keinen weiter bedeutenden Ort.

III. Das Königreich Navarra.

Diese kleine durchaus gebirgige Provinz liegt am Fuße der westlichen Pyrenäen, ihr Klima ist ziemlich rauh, und nur in den Thälern gedeiht der Anbau des Weins. Unter diesen Thälern ist das berühmteste das von **Roncesvalles**, in welchem nach einer alten Sage das Heer Carls des Großen bei der Rückkehr aus einem siegreichen Feldzuge in Spanien, von den wilden Bewohnern der Pyrenäen überfallen, eine große Niederlage erlitt, in welcher auch der fabelhafte Held so vieler Gedichte, der große Roland (span. **Don Roldan**), den Tod gefunden. Navarra bildete ehemals ein eignes Reich diesseits und jenseits der Pyrenäen, daher auch in Frankreich eine Provinz Navarra, wovon die Könige von Frankreich noch bis auf die neuesten Zeiten den Titel führten. Spanisch=Navarra ward seinen eigenthümlichen Fürsten gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts von Ferdinand dem Katholischen entrissen, und wird noch jetzt als ein eignes Reich behandelt. Die Einwohner sind ein kühnes gewandtes Volk, welches in Sprache und Sitten schon einige Aehnlichkeit mit seinen Nachbaren jenseits der Pyrenäen verräth.

Die Hauptstadt **Pampelona (Pompelo)**, mit etwa 14000 Einw., ist schlecht gebaut, aber sehr reinlich. Sie enthält kein merkwürdiges Gebäude und ist überhaupt traurig und todt. Zwei starke Citadellen beschützen sie.

IV. Die Baskischen Provinzen, oder Biscaya.

Die nördlichste Provinz von Spanien, ein kleines Gebirgsland am atlantischen Meere; sie umfaßt 3 kleine Provinzen: **Biscaya** oder **Vizcaya**, **Guipuzcoa** und **Alava**. Die Bewohner dieser kleinen Provinz haben viel Eigenthümliches; wahrscheinlich sind sie die reinen Abkömmlinge der im Alterthume durch Tapferkeit ausgezeichneten Cantabrier. Sie reden eine eigene, vom Spanischen durchaus verschiedene Sprache, **el basquence**, oder im Lande selbst **Escuara** genannt, und zeichnen sich noch jetzt durch Tapferkeit, körperliche Kraft, Fröhlichkeit und Freiheitsliebe aus. Das

Land wird vortrefflich angebaut, hat aber keine Dörfer, sondern einzeln liegende Häuser, die seit undenklichen Zeiten denselben Familien gehören. Jeder Biscayer hält sich für adelig. Bei der großen Betriebsamkeit der Bewohner und den bedeutenden Vorzügen einer beinahe ganz freien Verfassung blühen Handel und Industrie, und das Land ist sehr stark bevölkert. Die vortrefflichen Eisengruben und die vielen Hüttenwerke beschäftigen eine Menge Menschen. Mehrere gute Häfen begünstigen die Betriebsamkeit der Einwohner, so **Bilbao** (**Flaviobriga**) in einem engen Thale, am Flusse **Ibayzabal** (in der Landessprache der enge Fluß), der aber doch schon bedeutende Lastschiffe aufnimmt. Die Zahl der Einwohner beträgt an **15000**, die in dem engen Raume sehr zusammengedrängt wohnen; der Handel der Stadt, besonders mit Wolle, ist sehr bedeutend. Ferner

San Sebastian auf einer schmalen Erdzunge am Meere, mit **13000** Einw. Der Hafen ist unbedeutend, eine kleine Stunde davon aber befindet sich einer der vortrefflichsten Häfen in der Welt, **Los Passages** genannt; das Meer bildet hier zwischen Bergen eine tiefe Bucht, die beinahe einem Landsee gleicht. Auch hier ist bedeutender Handel. S. Sebastian hat im letzten Kriege außerordentlich gelitten, und ist beinahe ganz abgebrannt.

Endlich **Fuenterabia** am Ausfluß der **Bidassoa**, Gränzfestung gegen Frankreich, mit einem guten Hafen.

Im Innern des Landes liegt die befestigte Stadt **Vitoria**, mit **7000** Einw. und einigen Eisenfabriken, besonders werden gute Degenklingen gemacht. Hier erfocht Wellington **1813** einen entscheidenden Sieg, der die Franzosen nöthigte, Spanien gänzlich zu räumen.

Die außereuropäischen Besitzungen der Spanier sind:

1) in Afrika. Die Städte **Ceuta**, **Melilla**, **Peñon de Velez**, **Alhuzemas**, der Küste von Andalusien gegenüber. Die Kanarischen Inseln. Die Insel **Annabon**, die Prinzen-Insel und **Fernando del Po**, welche aber von Spanien nie besetzt worden sind.

2) In Asien. Die Manilischen oder Philippinischen Inseln, die Marianen, die Carolinen, die Baschee-Inseln, und **Mindanao**.

3) In Amerika. Von den ungeheuren Besitzungen der Spanier in Nord- und Süd-Amerika ist ihnen nichts geblieben, als die Inseln **Cuba** und **Puerto rico** und einige von den Jungfern-Inseln, die zu den kleinen Antillen gehören.

Aus dieser Beschreibung ergiebt sich schon, daß Spanien ein nur zum kleinsten Theile gut angebautes Land ist, woran jedoch der Charakter der Einwohner und keineswegs das Klima oder der Boden Schuld sind; denn zu den Zeiten der Mauren war Spanien ungleich bevölkerter und genoß des blühendsten Anbaues. In einem

solchen Lande kann das Reisen freilich nicht so angenehm seyn, als in unsern besser angebauten und besser bevölkerten Gegenden. Indeß sind die Hauptstraßen, z. B. von Bayonne in Frankreich nach Madrid, und von da nach Cadiz, nach Badajoz und andern bedeutenden Orten so vortrefflich, als in irgend einem andern Lande; außer diesen Chausseen, hier **camino real** (königlicher Weg) genannt, sind aber auch alle übrige Wege abscheulich, wozu die vielen Gebirge und die vielen Gebirgswasser natürlich das meiste beitragen. Eben so sind im Ganzen genommen die spanischen Wirthshäuser viel schlechter als die unsrigen, doch muß man hier 3 Arten wohl unterscheiden. In den größeren Städten findet man sogenannte **Fondas**, ungefähr eben so eingerichtet wie die großen Gasthöfe bei uns; in Dörfern und Flecken heißen die Wirthshäuser **Posadas** und sind freilich meist erbärmlich; nicht selten ist es, daß man hier nichts anders als Obdach, Bett und etwa Wein, Brodt u. s. w. findet; alles übrige muß erst in der Nachbarschaft gekauft werden. Noch übler befindet man sich oft in den **Ventas** d. h. auf der Landstraße einzeln gelegenen Wirthshäusern. Wenn man aber bedenkt, daß viele derselben, nur damit die Reisenden ein Obdach finden, in einer oft meilenweit unbewohnten Gegend angelegt worden sind, daß man in Spanien überhaupt weniger reiset als in unsern Gegenden, so wird man sich nicht wundern, hier oft den äußersten Mangel anzutreffen. Auch pflegt jeder bemittelte Spanier Lebensmittel und andre Bedürfnisse auf seinen Reisen mit sich zu führen. Fahrende Posten giebt es nur auf der vorhin erwähnten Hauptstraße; man reist entweder mit Extrapost, oder aber viel gewöhnlicher mit Lohnkutschern, oder mit Maulthiertreibern, **arrieros**, welche einzelne Maulthiere zum Reiten vermiethen, während sie selbst nebenher laufen.

Sprache und Litteratur.

Die spanische Sprache ist, wie die portugiesische, eine Tochter der lateinischen, durch den Einfluß germanischer Sprachen verändert und durch Beimischung vieler arabischen Wörter bereichert. Sie ist zwar die allgemein herrschende im Lande, indeß wird, wie schon bemerkt, in Biscaya eine ganz eigenthümliche Sprache geredet, und das Catalonische, welches in Catalonien, Aragonien und zum Theil noch in Valencia gesprochen wird, weicht sehr vom rein Spanischen oder Castilischen ab und hat mehr Verwandtschaft mit dem im südlichen Frankreich herrschenden Provenzalischen. Die spanische Litteratur, wenn gleich, besonders in der neuern Zeit, weniger reich als die deutsche, französische oder englische, hat den eigenthümlichen Vorzug, den sie wohl zum Theil der abgeschlossenen Lage des Landes verdankt, daß sie sich mehr als jede andre neuere, auf eine durchaus nationale Weise ausgebildet hat; daher

es eben so thöricht wäre, die Formen der spanischen Poesie zu tadeln, weil sie nicht die deutschen oder französischen sind, als sie unbedingt als Muster andern Völkern vorzuhalten. In der neuern, überhaupt dürftigern Zeit hat die Bekanntschaft mit den so sehr überschätzten Mustern der französischen Litteratur auch auf die spanische ihren verderblichen Einfluß geäußert. Die spanische Poesie liebt wie alle neu europäische den Reim, hat aber außerdem bei dem Reichthum an wohltönenden Endigungen noch eine unvollkommnere Art des Reims, die Assonanz, zugelassen, welche ohne Berücksichtigung der Consonanten blos durch die Wiederkehr des nemlichen Vocals das geübte Ohr befriedigt. Mehrere gelungene Nachbildungen von A. W. Schlegel, Tiek, Gries und andern haben die Zulässigkeit dieses Reims auch für die weniger günstig organisirte deutsche Sprache bewiesen. Die ältesten Formen der spanischen Poesie waren sehr einfach, kurze Verse mit auf einander folgenden oder sich kreuzenden Reimen bildeten längere oder kürzere Strophen, **coplas**; die **villancicos** oder bäurischen Lieder waren von derselben Art; dazu kamen noch die Glossen. Sie bestehen aus einem gewöhnlich 4zeiligen Thema, wovon jeder Vers in einer eigenen Strophe weiter ausgeführt wird und am Schluß der Strophe überraschend wiederkehrt, so daß das ganze Gedicht so viel Strophen hat, als das Thema Verse; man könnte sie mit den musikalischen Variationen über ein Thema vergleichen. Durch die Berührung der Spanier mit den Arabern entstand wahrscheinlich die Romanze in einer der spanischen Poesie ganz eigenthümlichen Art. Sie besteht aus kurzen Versen mit abwechselnder Assonanz, doch so, daß der nemliche Vocal das ganze Stück beherrscht. Die kriegerischen und Liebes-Abenteuer des langen Kampfes zwischen Spaniern und Arabern bilden den gewöhnlichsten Stoff derselben. Die fabelhaften Thaten Carls des Großen und seiner Paladine, die Thaten und Schicksale des berühmten Cid und die letzten Kämpfe der Mauren in Granada, haben mehreren großen Sammlungen solcher Romanzen den Ursprung gegeben. Herder hat in seinen Volksliedern eine, wenn gleich in der Form sehr vernachlässigte, doch geistvolle Nachbildung einiger derselben gegeben. Zu diesen ursprünglichen Formen gesellte sich im 16ten Jahrhundert noch der ganze Reichthum der Formen der italiänischen Poesie, und Sonette, Terzinen, Sestinen, Octaven fanden bald die glücklichste Aufnahme. Die höchste Blüthe der spanischen Litteratur fällt in das 16te und den Anfang des 17ten Jahrhunderts, und die gleichzeitigen Dichter **Lope de Vega**, **Calderon** und **Cervantes** kann man als den Gipfel der spanischen Poesie betrachten. **Lope Felix de Vega Carpio**, geboren zu Madrid 1562, gestorben 1635, war der bewunderte Liebling seiner Zeit. Kein Dichter irgend einer Zeit hat je so viel geschrieben; schon als Kind hatte er Komödien verfertigt, und mehr als einmal in seinem Leben schrieb er ein Stück in Einem

Tage; mehr als 3 Tage kostete ihn nicht leicht eins. Die Zahl seiner gedruckten Werke setzt in Erstaunen, und doch ist dies vielleicht nur der kleinere Theil von dem, was aus seiner Feder geflossen. Seine gedruckten dramatischen Werke machen allein 26 Bände in 4to aus, deren jeder 12 Stücke enthält; die kleineren und größeren Gedichte in jeder Gattung sind unzählig; auch mehrere Werke in Prosa hat er hinterlassen. Bei diesem unbegreiflichen Reichthum dürfen wir uns freilich nicht wundern, wenn alle seine Werke die Spuren der Flüchtigkeit verrathen, wenn besonders der Plan und die Anlage seiner dramatischen Werke höchst unvollkommen sind und keinen Vergleich mit denen des Calderon aushalten. Er selbst gesteht, daß er keine Ansprüche auf höhere Kunst mache und sich nach dem richte, was dem Publicum in seiner Zeit gefalle; und bei alle dem kann man ihm den Ruhm eines bewunderungswürdigen Geistes nicht absprechen. Ihm weit überlegen an Tiefe und Besonnenheit in der Anlage, an Würde, Fleiß und poetischem Werth in der Ausführung seiner Stücke, ist **Don Pedro Calderon de la Barca** unstreitig der erste unter den dramatischen Dichtern Spaniens, nach welchem aber auch keiner erschienen ist, der sich mit ihm messen könnte. Er ward geboren **1601** und starb **1687**. Auch er zeichnete sich durch eine bedeutende Fruchtbarkeit aus; seine Werke in **11** Bänden in **4**to enthalten **108** Stücke, wovon uns mehrere durch die meisterhafte Uebersetzung von A. W. Schlegel, Gries u. a. bekannt und zum Theil selbst aufs Theater gebracht worden sind. Die Stücke dieser und aller übrigen spanischen Dichter werden von den Spaniern zwar alle **Comedias** genannt, in Rücksicht auf den Inhalt aber in **3** Klassen getheilt: solche, welche geistliche und religiöse Gegenstände behandeln, wie z. B. die Andacht zum Kreuz von Calderon; solche, welche heroisch-allegorische Gegenstände darstellen; diese beiden entsprechen am meisten dem Begriff unsrer Tragödie; und solche endlich, welche sie **comedias de capa y espada**, Mantel- und Degenstücke nennen, Intriguenstücke, welche unsern Komödien entsprechen und aus welchen auch französische, englische und deutsche Dichter oft genug, ohne ihre Quelle zu nennen, geschöpft haben. Jedes dieser Stücke wird in **Jornadas**, Tage oder Acte, gewöhnlich nur **3**, getheilt. Außer diesen größeren Stücken haben die Spanier noch eine große Menge kleinerer in einem Acte, welche theils als Zwischenspiele der größeren Stücke, theils nach Beendigung derselben gegeben werden. Solche sind die **Autos sacramentales**, religiös allegorische Darstellungen, **Saynetes** und **Entremeses**, komische Zwischenspiele. — Weniger als dramatischer Dichter denn als Verfasser des unvergleichlichen **Don Quixote** (spr.: Kichote) und andrer prosaischen Werke, ist **D. Miguel de Cervantes Saavedra** bekannt. Geboren **1547** zu Alcala de Henarez von edlen aber unbemittelten Eltern, ging er, nach vollendeten Studien, nach Italien und focht unter

Johann von Oestreich in der berühmten Seeschlacht von Lepanto 1571, wo die Uebermacht der Türken zur See zuerst gebrochen wurde. Ein Schuß verstümmelte ihm die linke Hand. Vier Jahre nachher, als er zu Schiffe nach Spanien zurückkehren wollte, ward er von algierischen Seeräubern gefangen. Seine unaufhörlichen, oft höchst tollkühnen Versuche, sich in Freiheit zu setzen und zuletzt sämmtliche Sklaven zum Aufruhr zu reizen, flößten selbst den Barbaren Ehrfurcht vor seiner Unerschrockenheit ein. Im Jahre 1580 ward er losgekauft und kehrte nach Spanien zurück. Von hier an bis zu seinem Tode 1616 lebte er beständig in Dürftigkeit und seine allgemein bewunderten Werke verschafften ihm nur karge Gönner. Anfänglich schrieb er einige dramatische Stücke, wovon die **Numancia** durch eine deutsche Uebersetzung uns bekannt geworden ist, gab aber das Theater bald wieder auf, weil Lope de Vega allein allen Beifall an sich riß. Der erste Theil des Don Quixote erschien 1605 und fand bald einen unglaublichen Beifall. Als er mit der Fortsetzung zögerte, unternahm es ein ungeschickter Schriftsteller, **Avellaneda**, das Werk zu vollenden, und der Unwille über diese Anmaßung trieb nun auch Cervantes an, den 2ten Theil des Don Quixote zu liefern, der wo möglich den ersten noch übertrifft. Wer dieses unsterbliche, in alle Sprachen übersetzte Werk auch nur aus der vortrefflichen Uebersetzung von Tieck kennt, wird sich wenigstens einen Begriff von der unergründlichen Tiefe und Absichtlichkeit des Planes, der geistvollen unendlich reichen Ausführung und der Pracht und Vollkommenheit der Sprache machen können. — Höchst meisterhaft sind noch seine **Novelas exemplares** oder lehrreiche Novellen; seine übrigen Werke, ein Schäfergedicht **Galatea**, sein erstes Werk, die Reise nach dem Parnaß, und die Abenteuer des **Persiles** und der **Sigismunda**, sein letztes Werk, sind weniger bekannt in Deutschland. — In der neuern Zeit ist die Poesie in Spanien verstummt, oder hat sich auf Uebersetzungen und Nachahmungen der französischen Litteratur beschränkt. — An wissenschaftlichen Werken ist die spanische Litteratur arm, doch besitzt sie einige geschätzte geschichtliche Werke von **Mariana**, gestorben 1624, **Herreras**, gestorben 1735, und andern.

Regierung. Orden.

Die Regierungsverfassung ist monarchisch und fast ganz unumschränkt; nur die Provinzen Biscaya, Navarra und Asturien haben einen Theil ihrer alten Freiheiten und eine eigne Verfassung behalten. In alten Zeiten konnten die Könige nichts Wichtiges unternehmen oder Abgaben erheben, ohne die Stände, die Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte, zusammen die **Cortes** genannt, zu befragen. Diese heilsame Einrichtung war längst verschwunden, und die Cortes, die nur noch dem Namen

nach existirten, wurden höchstens bei der Thronbesteigung eines neuen Königs zur Eidesleistung zusammenberufen. Man unterscheidet zwar auch in Spanien, wie in ganz Europa, Adel und Bürgerliche, indeß ist diese Trennung hier weder so scharf noch so lästig als anderswo. Jeder, der kein bürgerliches Gewerbe treibt, hält sich selbst und wird auch gehalten für einen **Hidalgo** (eigentlich **hijo de algo**, Sohn von etwas, d. h. von guter Herkunft), welches eine Mittelklasse bildet zwischen dem höhern Adel und dem niedern Volk. Alle Eingeborne von Biscaya und Asturien halten sich für Hidalgos, die ersteren wegen ihrer reinen Abstammung von den alten Cantabrern, die andern wegen ihrer Abstammung von den Gothen, und weil sie, als ganz Spanien von den Mauren überschwemmt war, die einzigen freigebliebenen waren. Der höhere Adel theilt sich in **Grandes** und **Titulados**, diese sind Familien, welche von Alters her die Titel Herzog, Graf, Marquis u. s. w. führen, welche indeß nur auf den ältesten Sohn erben. Die **Grandezza** wird vom Könige willkührlich ertheilt, theils als blos persönliche Auszeichnung, theils auch erblich. Das ganze Vorrecht der Granden, deren man auch wohl drei Klassen unterscheidet, besteht darin, daß sie bei ihrer ersten Einführung beim Könige und bei gewissen feierlichen Gelegenheiten vor dem Könige mit bedecktem Haupte erscheinen und den Titel Exzellenz führen. Nur der eigentliche Adel, nicht die Hidalgos, setzt das **Don**, eine Abkürzung von **Dominus**, Herr, vor seinen Namen. Eine andre Unterscheidung, worauf in Spanien viel Werth gelegt wird, ist die von **Christianos viejos**, alte Christen, und **Chr. nuevos**, neue Christen; jenes sind die Familien, welche aus reinem christlichen Geblüt abstammen und keine Juden oder Mauren unter ihren Vorfahren zählen; dieses bedeutet eigentlich Neubekehrte, wird aber auch von Familien gesagt, die ursprünglich von Mauren oder Juden abstammen. Der König von Spanien, jetzt Ferdinand VII., aus dem Hause Bourbon, führt den Titel: der K a t h o l i s c h e; der älteste Sohn heißt jedesmal Prinz von A s t u r i e n, die übrigen Kinder wie die Brüder und Schwestern, Oheime und Tanten des Königs, I n f a n t e n. Die Ritterorden Spaniens, wie alle übrige in einer Heldenzeit entstanden, sind auch hier zu eitlen Verzierungen und Titeln und müßigen Pfründen herabgesunken. Der vornehmste, aber freilich weder der älteste noch der edelste seinem Ursprunge nach, ist der Orden des goldenen Vließes, von Philipp dem Guten Herzog von Burgund **1430** bei seiner Vermählung gestiftet; er zählt nur wenige Ritter, und zwar vom höchsten Adel in Spanien; auch Oestreich verleiht diesen Orden. Die eigentlichen Ritterorden Spaniens sind: der von **San Jago de Compostella**, von Ferdinand **II.** König von Leon **1170** gestiftet; der von **Calatrava**, vom Könige Sancho **III.** von Castilien; der von **Alcantara** ebenfalls von Ferdinand **II.** von Leon gestiftet, endlich der von **Montesa**. Diese in

den Zeiten des Kampfes mit den Arabern entstandenen Orden besitzen ansehnliche Güter, und jeder Ritter hat davon Einkünfte; der König ist der jedesmalige Großmeister. Außerdem giebt es noch den von Carl III. 1771 gestifteten, der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria geweihten, und einen von der Königin Maria Luisa 1791 für Frauen gestifteten Orden. Endlich hat der jetzige König noch 7 Orden oder Ehrenzeichen gestiftet, zum Theil für diejenigen, welche sich in dem letzten Kriege durch Treue und Tapferkeit ausgezeichnet haben.

Religion.

Die römisch-katholische Religion ist die allein herrschende in Spanien, und die Inquisition hat, besonders seit den Zeiten der Reformation, mit blutiger Strenge darüber gewacht, daß keine andern Lehren und Ansichten als die ihrigen Eingang fänden. Die überaus zahlreiche Geistlichkeit stand bisher unter dem Erzbischof von Toledo, als Primas des Reichs, 7 Erzbischöfen und 51 Bischöfen, deren Einkünfte allein, die zahlreiche niedere Geistlichkeit ungerechnet, an 15 Millionen Thaler betrugen. Die Zahl aller Geistlichen zusammen stieg auf 126,000; Klöster gab es 3252. Der seit 1767 aufgehobene Orden der Jesuiten und die im letzten Kriege abgeschaffte Inquisition sind vom jetzigen Könige wieder hergestellt, aber seit den neuesten Ereignissen auch wieder abgeschafft worden.

Münzen und Maaß.

Die gangbarsten Münzen in Spanien sind: der **Maravedi**, eine kupferne Münze, die aber nicht einzeln mehr ausgeprägt wird, etwa 1/2 Pfennig an Werth; der **Real de vellon** (Kupfer-real) oder schlechthin **real** = 1 1/2 Groschen; zwei davon machen einen **Real de plata**, Silber-real. Der **Piaster** ist eine eingebildete Münze etwa 1 ℞ 9 ℋ 6 ₰ an Werth. Goldmünzen sind der **Escudito de oro**, kleiner Goldthaler = 1 ℞ 6 ℋ, der **Escudo de oro** etwa 2 ℞ 8 ℋ an Werth.

Die spanische Meile, **legua**, wird zwar gewöhnlich so bestimmt, daß 17 1/2 auf 1 Grad des Aequators gehen; indeß ist die Verschiedenheit der Berechnung in den verschiedenen Provinzen außerordentlich groß, so daß z. B. 26 1/2 castilische **leguas** einen Grad des Aequators machen.

Geschichte.

Die ältesten Bewohner der pyrenäischen Halbinsel, wahrscheinlich theils gallischer, theils afrikanischer Herkunft, mochten schon viele Jahrhunderte in dem Zustande der Barbarei zugebracht haben, als etwa 1100 Jahre vor Christi Geburt, die ersten Frem-

den

den dies Land besuchten. Dies waren die im höhern Alterthume durch ihre Kenntnisse, Kunstfertigkeiten, besonders aber durch Schifffahrt berühmten Phönizier oder Tyrier, die Bewohner eines kleinen Küstenstriches von Syrien. Die Entdeckung Spaniens, späterhin von den Griechen Hesperien genannt, war für sie, was in neuerer Zeit die Entdeckung von Amerika für Europa geworden ist. Spanien war damals reich an Gold und Silber, und die tyrischen Kaufleute eilten diese kostbaren Metalle von den halbwilden Einwohnern gegen unbedeutende Waaren einzutauschen, und legten an mehreren Punkten der Küste, besonders in der Gegend von Cadiz, welches sie unter dem Namen Tarschisch, Tartessus, späterhin Gades, erbaut haben sollen, zahlreiche aber friedliche Niederlassungen an. Die Karthager, ein Pflanzvolk der Tyrier, an der Küste von Afrika in der Gegend des heutigen Tunis, bald mächtiger als der Mutterstaat, nahmen in der Folge diese Besitzungen ein und legten zuerst befestigte Plätze an. Doch blieb ihr Einfluß lange Zeit auf die Küsten beschränkt, bis sie endlich, nach einem unglücklichen Kriege mit den Römern, sich durch Eroberungen in Spanien zu entschädigen suchten. Hamilcar, einer ihrer Feldherren, der Vater des großen Hannibal, unterjochte in einem achtjährigen Kampfe mehrere der kleinen Völkerschaften, welche damals ohne innern Zusammenhang das Land bewohnten; sein Schwiegersohn Hasdrubal, der Erbauer von Carthago nova, jetzt Cartagena, und nach dessen Tode sein Sohn Hannibal vollendeten sein Werk; doch scheint es nicht, als ob die karthagischen Eroberungen sich jemals weit über den südöstlichen Theil der Halbinsel ausgebreitet hätten. Die tapfern, im Norden und Westen wohnenden Völkerschaften blieben unbezwungen, lieferten aber, wie ganz Spanien, den Karthagern einen großen Theil jener Miethtruppen, womit sie lange Zeit selbst den Römern furchtbar blieben. Hannibal, der den Untergang der Römer sich zum Ziel genommen hatte, ließ ein Heer in Spanien zurück, und nachdem er Sagunt (jetzt Murviedro), eine griechische Pflanzstadt unter römischem Schutze, trotz einer verzweifelten Gegenwehr erobert und zerstört hatte, trat er mit einem mäßigen Heere, unter welchem auch viele Spanier und Balearen dienten, jenen merkwürdigen Zug über die Pyrenäen, durch Gallien, über die Alpen nach Italien an, in welchem er 17 Jahre lang ohne Unterstützung von seinem Vaterlande das Schrecken der Römer blieb. Während seiner Abwesenheit verfielen die Angelegenheiten der Karthager immer mehr, und die Römer unter Scipio hatten noch vor dem Ende des Krieges ihnen alle ihre Besitzungen in Spanien entrissen. Der Friede 201 vor Chr. eröffnete den Römern dies schöne Land, und diese, die nicht Handel treiben, sondern erobern wollten, trugen nun ihre siegreichen Waffen in alle Theile des Landes. Zwei Jahrhunderte vergingen indeß, ehe sie zum ruhigen Besitz von ganz Spanien gelangten.

Den hartnäckigsten Widerstand leisteten die Lusitanier und die Bewohner der nördlichen Gebirge. An der Spitze der ersteren bot Viriathus 10 Jahre lang der ganzen Macht der Römer Trotz und fiel endlich durch einen von den Römern gedungenen Meuchelmörder, 144 v. Chr. Vierzehn Jahre lang vertheidigte sich die kleine Stadt Numantia, am Duero, die kaum 8000 Krieger zählte, schlug mehrere römische Feldherren, und als endlich der Eroberer Karthago's, der jüngere Scipio, zu ihrer Besiegung abgeschickt ward, tödteten die heldenmüthigen Bewohner, nach einer langen Belagerung, als die furchtbarste Hungersnoth sie zu bezwingen drohte, sich sämmtlich unter einander und überließen den Römern die leeren Trümmer, 132 v. Chr. An der Spitze der Lusitanier behauptete sich Sertorius, ein römischer Feldherr, in den damals begonnenen bürgerlichen Kriegen, acht Jahre siegreich, bis auch er von einem der Seinen, dem Römer Perpenna, bei einem Gastmahl ermordet ward, 72 v. Chr. Noch Cäsar hatte Mühe, die empörte Provinz zu beruhigen, und kaum nur gelang es dem August, 19 J. v. Chr. die aufrührischen Cantabrer (Biscayer) zu unterjochen. Von nun an blieb die ganze Halbinsel unter dem gemeinschaftlichen Namen Hispania 400 Jahre lang eine ruhige Provinz des römischen Reichs, und römische Bildung, Sprache und Sitten hatten sich überall verbreitet. Wie entnervend aber das römische Joch, unter dem Namen der Ruhe und des Friedens, auf die Völker wirkte, zeigte sich auch hier, als im Anfange des 5ten Jahrhunderts, 412, die ersten Züge germanischer Völkerschaften, in jener großen, noch zum Theil räthselhaften Zeit der Völkerwanderung, in Spanien eindrangen und beinahe ohne Widerstand das ganze Land eroberten. Sueven, Alanen und Vandalen waren die ersten; die Sueven nahmen Galizien und einen Theil von Lusitanien ein, die Alanen und Vandalen die südöstlichen Gegenden, und von nun an hieß der südliche Theil von Spanien, sonst Baetica, von den Vandalen Vandalicia, woraus der Name Andalusien entstand. Ihnen folgten die mächtigen Westgothen, die auch das südliche Frankreich beherrschten, und nach einem langen und blutigen Kampfe wurden die Alanen und Vandalen nach Afrika hinüber gedrängt, und die Sueven unterjocht. Die Westgothen waren nun 585 die einzigen Beherrscher der ganzen Halbinsel, und besaßen außerdem noch einen Theil des südlichen Frankreichs und der Küste von Afrika. Leovigild, der diese Eroberungen vollendet hatte, starb 586, und sein Sohn Recared trat mit seinem Volke zur katholischen Kirche über. (Die Westgothen waren zwar längst Christen, aber Arianer gewesen.) Er und seine Nachfolger begünstigten die Anmaßungen der Geistlichkeit so sehr, daß diese bald zum Besitz unermeßlicher Reichthümer und einer völligen Abgabenfreiheit gelangte. Sie entzog nach und nach dem Volk und dem Adel jeden Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, und selbst die

königliche Macht, obgleich im Ganzen erblich, ward durch sie immer mehr beschränkt. Unwissenheit und Barbarei waren die traurigen Folgen dieses Zustandes, und selbst der kriegerische Muth der Gothen erlag der Unthätigkeit und dem erschlaffenden Klima. Das Reich der Westgothen bot nach Verlauf eines Jahrhunderts jedem Feinde eine leichte Eroberung dar. Dieser Feind erschien, es waren die Araber, dort vorzugsweise Mauren, von einer Provinz des nördlichen Afrika's, Mauretania, genannt. Seitdem Muhammed 622 seine Lehre in seinem Vaterlande Arabien mit Hülfe der Waffen verbreitet hatte, waren die Araber mit unwiderstehlicher Schnelle und Tapferkeit in viele benachbarte Länder gedrungen und hatten gegen das Ende des 7ten Jahrhunderts auch die ganze Küste von Nordafrika unterworfen. Eben stand Musa der Feldherr des Chalifen (so hießen die Nachfolger Muhammeds) Walid in Begriff, die Stadt Ceuta die letzte gothische Besitzung in Afrika zu erobern, als eine unerwartete Begebenheit in Spanien ihm den Eingang in dies Land eröffnete. Roderich hatte die Söhne des letzten Königs Witiza vom Throne verdrängt und sich selbst auf denselben geschwungen. Die Söhne Witiza's, nebst ihren beiden Oheimen Oppa, Erzbischof von Sevilla, und Graf Julian, der in Ceuta befehligte, riefen nun die Araber gegen den Usurpator zu Hülfe. Musa schickte mit Erlaubniß des Chalifen seinen Feldherrn Tarik mit einem kleinen Heere nach Spanien und dieser landete zuerst an dem Vorgebirge Calpe, welches von ihm den Namen G e b e l T a r i k, Berg Tariks, Gibraltar, erhielt. Bald überzeugt von der Leichtigkeit des Erfolgs, schickte Musa dem Tarik Verstärkungen, und als Roderich ihm mit einem großen Heere entgegenging, entschied die einzige Schlacht bei **Xeres de la frontera 712** das Schicksal Spaniens. Roderich kam um auf der Flucht, und in kurzer Zeit war ganz Spanien den Mauren unterworfen. Nur ein kleiner Theil der tapfersten Gothen zog sich unter Pelayo's Anführung in die asturischen Gebirge zurück und behauptete dort seine Unabhängigkeit. Selbst die Pyrenäen hielten den Siegeslauf der Araber nicht auf; Abdorrahman, einer der Nachfolger Musa's, drang tief in Frankreich ein, und nur Carl Martells Tapferkeit rettete in der siegreichen Schlacht bei Tours **732** Frankreich von der Unterjochung; doch behielten die Araber noch einige Distriete jenseits der Pyrenäen eine Zeitlang im Besitz. Nicht lange nachher, **755**, machten die Araber in Spanien sich unabhängig von den Chalifen, und ein andrer Abdorrahman gründete eine neue Dynastie von Chalifen oder Königen, deren Sitz Cordova ward. Von dieser Zeit an stieg der Wohlstand Spaniens und erhielt sich einige Jahrhunderte hindurch. Die überwundenen Gothen wurden von den Siegern milde behandelt, behielten die freie Uebung ihrer Religion, ihre eignen Gesetze und Sitten und zahlten blos einen mäßigen Tribut. Die Bevölkerung war ungeheuer, der Ackerbau

blühend; Künste und Wissenschaften, besonders Baukunst, Astronomie, Medizin und Philosophie, wurden von den Arabern, zum Theil nach Anleitung der Griechen, mit solchem Erfolge betrieben und ausgebildet, daß viele Wißbegierige aus dem übrigen Europa nach Cordova reisten, um dort Kenntnisse zu erwerben, die man sonst nirgend fand.. Als aber im Jahre 1051 der Regentenstamm von Cordova ausstarb, die Mauren, schon längst uneins, sich in mehrere unabhängige Reiche zertheilten, verfiel auch ihre Macht und der Wohlstand des Landes mit schnellen Schritten. Die unter Pelayo nach Asturien geflohenen Gothen gründeten hier die Grafschaft Oviedo, von wo aus sie unaufhörliche Kriege mit den Mauren unterhielten. Schnell nahm dieser kleine Staat zu; schon im Jahr 740 hatten sie Galizien, 745 das nördliche Portugal erobert. Bald nachher entriß Carl der Große den Mauren Spanien bis an den Ebro, und die Fortschritte der Christen würden unfehlbar noch viel schneller gewesen seyn, wenn sie nicht, ebenfalls wie die Araber uneins unter sich, einzelne Fürstenthümer und Reiche zu gründen gesucht hätten. So währte der Kampf mit abwechselndem Glücke bis zum Anfang des 11ten Jahrhunderts, wo nun schon 3 bedeutende christliche Reiche entstanden waren: die Königreiche Leon, Castilien und Navarra, welche etwa die Hälfte des Landes in Besitz hatten. Noch über 4 Jahrhunderte währte der Kampf zwischen Mauren und Christen, jedoch immer mehr mit entschiedenem Uebergewicht der letzteren. Mehrere Male zwar erhielten die Mauren bedeutende Hülfe von ihren Brüdern aus Afrika, die indeß nicht verhindern konnten, daß schon im J. 1250 den Mauren in Spanien nur noch der Staat von Granada übrig blieb. Und dieser konnte sich noch 200 Jahre erhalten, so groß war die Uneinigkeit unter den spanischen Königen. In dieser Heldenzeit der Spanier zeichnete sich vor allen Don Rodrigo de Bivar, gewöhnlicher der Cid genannt, aus, welcher Titel, der so viel als Herr bedeutet, ihm von den Arabern selbst ertheilt ward; auch entstanden in dieser Zeit und leisteten die ausgezeichnetsten Dienste die Ritterorden von Calatrava 1164, von St. Jago 1175 und von Alcantara 1219. Die Eroberung von Lisboa 1147 durch Affonso Henriquez von Burgund, bisher schon als Graf von Portugal Statthalter des Landes, entschied die Gründung des Königreichs Portugal. Endlich nach ewigen Theilungen und inneren Kriegen hatten sich aus den vielen christlichen Staaten in Spanien die beiden Reiche von Castilien und Aragon gebildet, welche durch die Heirath der Erbin von Castilien Isabella mit dem Kronprinzen von Aragon Ferdinand, unter dem Zunamen des Katholischen bekannt, 1479, als beide zur Regierung gelangten, zu Einem Reiche vereinigt wurden. Beide beschlossen nun die gänzliche Befreiung Spaniens von den Mauren; der Krieg begann 1482; innere Unruhen und Regentenwechsel schwächten die Mauren noch mehr, und nach einer 8monatlichen hartnäckigen Be-

lagerung mußte endlich der letzte König von Granada, Abu Abdallah, den Siegern 1492 seine Hauptstadt überlassen. Den Besiegten ward zwar die Religionsfreiheit zugestanden, aber so wenig gehalten, daß schon unter dieser Regierung Tausende, um den Verfolgungen zu entgehen, Spanien verließen und sich nach Afrika zurückzogen, und hiermit den Grund legten zu der seitdem immer bedeutender gewordenen Entvölkerung des Landes.

Indessen hatte auch Portugal nicht allein seine Unabhängigkeit gegen Araber und Castilier behauptet, sondern auch die höchste Stufe seines Glanzes erstiegen. Heinrich von Burgund, wie so viele andre tapfere christliche Ritter nach Spanien gekommen, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen, hatte durch seine Thaten die Tochter Alphons VI. von Castilien und den Titel eines Grafen von Portugal erworben. Sein Sohn Alphons Henriquez setzte seine Eroberungen fort, und als er in der Schlacht bei Ourique 1135 fünf maurische Könige besiegt, (daher die 5 Schilde in dem Wappen von Portugal), ward er von seinen Truppen zum Könige von Portugal ausgerufen, vom Papste bald darauf in dieser Würde anerkannt und bestätigt, und ließ schon 1143 auf dem Reichstage zu Lamego sein Recht und die Gesetze der Thronfolge von den Ständen seines neuen Reiches begründen. So ward er der Stifter des ersten, des sogenannten ächten burgundischen Regentenstammes in Portugal. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich besonders Dionysius (Don Diniz) 1279 bis 1325 durch Gerechtigkeit und Klugheit aus. Er ist der Stifter der Universität von Coimbra, die er zuerst in Lissabon gründete, nachher 1308 nach Coimbra verlegte. Unter seiner Begünstigung blühten der Ackerbau, der Handel, und durch die Flotte, worauf er zuerst seine Aufmerksamkeit richtete, legte er den Grund zu der nachmaligen Größe Portugals. Mit Ferdinand, einem Sohne Peters des Grausamen, stirbt der ächt burgundische Stamm aus, und vom Volke begünstigt steigt Johann I., ein Sohn Peters und der Inez (Agnes) de Castro, 1383 auf den Thron. Er ist der Stifter des zweiten, sogenannten unächten burgundischen Regentenstammes, welchem Portugal die Zeiten des höchsten Ruhmes verdankt. Der Sieg bei Aljubarrota 1385 über die Castilier erhielt die Unabhängigkeit des Reichs. Der dritte Sohn des Königs, Heinrich mit dem Zunamen der Seefahrer, war es, welcher den muthigen Geist der Portugiesen auf kühne Entdeckungsreisen lenkte. Er war die Seele ihrer großen Unternehmungen unter der Regierung seines Vaters und einiger seiner Nachfolger. Unter seiner Leitung und Mitwirkung wurden 1418 die Insel Madeira, 1432 die azorischen Inseln, 1444 die Inseln des grünen Vorgebirges, 1452 die Küste von Guinea entdeckt. Die Könige Johann II. und Eduard begünstigten diese Unternehmungen, die endlich unter Emanuel dem Großen 1495—1521 ihren höchsten Gipfel erreichten. Schon hatte unter Johann II. Bartolomeo Diaz, nach

unzähligen fruchtlosen Versuchen seiner Vorgänger, 1486 das lang ersehnte Ziel aller Reisen, das äußerste Vorgebirge von Afrika, erreicht, welches er, wegen der dort häufig wüthenden Stürme, Cabo dos tormentos, der König aber, mit tieferm Blick, Cap der guten Hoffnung nannte. Von nun an entdeckten die Portugiesen unter Emanuels Regierung schnell hinter einander die verschiedenen Punkte der Ostküste von Afrika, 1497 kamen sie nach Mozambique und Melinda, und endlich landete der große Vasco de Gama 1498 zu Calicut an der Küste Malabar in Ostindien. Auch hier fanden die Portugiesen ihre alten Erbfeinde die Mauren, oder vielmehr Araber wieder; aber in wenigen Jahren gelang es ihrem von Religionseifer und Habsucht zugleich getriebenen Heldenmuthe, unter dem großen Albuquerque und einigen andern ausgezeichneten Führern, sich ein bedeutendes Reich in Ostindien zu erkämpfen, so daß sie um das Jahr 1500 nicht allein auf der Halbinsel diesseits des Ganges mächtig und gefürchtet waren, sondern ihre Handelsverbindungen und Eroberungen bis nach China und den moluckischen Inseln ausdehnten: die Entdeckung Brasiliens durch Pedro Alvarez de Cabral 1500 setzte ihrem Ruhme und ihrer Macht die Krone auf. Leider aber war dieser, mit dem Umfange und der Bevölkerung Portugals in keinem Verhältniß stehende Glanz nur von kurzer Dauer. Er erhielt sich noch unter Johann III., dem Nachfolger Emanuels; als aber dessen Sohn Sebastian in einem unvorsichtig begonnenen Kriege mit den Mauren in Afrika 1578 in der unglücklichen Schlacht bei Alcazarquivir, in dem Staate von Marocco, umgekommen und sein Oheim der alte Cardinal Heinrich, 1578 – 1580, den Thron bestieg, ward es Philipp II. von Spanien leicht, 1581 Portugal durch den Herzog von Alba besetzen zu lassen, und der Ruhm und der Reichthum der Portugiesen ging unter dem drückenden Joche der Spanier bald unwiederbringlich verloren.

Wir kehren zur Geschichte Spaniens zurück. Die glücklich vollendete Besiegung der Mauren gab Ferdinand und Isabellen Muße, den Anträgen Colons (Christoforo Colombo, auch Columbus genannt) Gehör zu geben. Schon längst hatte dieser geistvolle und thätige Seemann, von Geburt ein Genueser, die Möglichkeit eingesehen, auf einem andern Wege, als den um Afrika herum, nach Ostindien zu gelangen; denn dies und nicht die gar nicht erwartete Entdeckung Amerika's war es, was er beabsichtigte. Vergebens hatte er seine Ansichten seiner Vaterstadt mitgetheilt; die Genueser, damals im Besitz des reichen Handels mit den Morgenländern auf dem mittelländischen Meere, verwarfen seine weit aussehenden Plane; vergebens bot er seine Dienste dem englischen Hofe an; Heinrich VII. nur kaum erst, nach beendigten Bürgerkriegen, auf dem Thron befestigt, hatte zu viel mit inneren Unruhen und Verschwörungen zu thun, um sich auf ein ihm so gewagt schei-

nendes Unternehmen einzulassen. Auch Portugal, zufrieden, den Weg nach Ostindien zu kennen und ausschließlich zu besitzen, verwarf seine Anträge, bis endlich Isabella, von seinen Einsichten überzeugt und von Eifersucht auf den Glanz der portugiesischen Entdeckungen getrieben, ihm nach der Eroberung Granada's Gehör gab. So lief er denn am 3. August 1492 mit 3 kleinen Schiffen, die zusammen nur 120 Mann führten, aus dem Hafen von Palos in Andalusien aus. Ueber 2 Monate war er schon mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit immer westlich über den unermeßlichen Ozean gesteuert; schon war der Muth seiner Gefährten gesunken, schon brach ihre Unzufriedenheit in offene Empörung aus, nur mit der äußersten Mühe erhielt er noch eine Frist von 3 Tagen, nach welcher er die Rückkehr versprach: als es ihm endlich am 12. October gelang, die Insel Guanahani, eine der Lucayen, von ihm selbst San Salvador genannt, zu entdecken. Der Kleinmuth ging nun in Bewunderung über, und man beeiferte sich noch auf dieser Reise mehrere Inseln zu entdecken, von welchen die größte den Namen Hispaniola (jetzt St. Domingo oder Hayti) erhielt, auf welcher Colon eine kleine Besatzung in einer Schanze zurückließ. Bei seiner Rückkehr in Spanien ward er mit den höchsten Ehrenbezeigungen empfangen, zu einem Grande der ersten Klasse, zum Vizekönig aller noch zu entdeckenden Länder ernannt, und bald kehrte er auch mit 17 Schiffen nach Amerika zurück, wo er auf dieser und späteren Reisen außer vielen Inseln wirklich das feste Land von Amerika entdeckte; die Ehre aber, dem neuen Welttheil seinen Namen zu geben, ward ihm durch einen Florentiner, Amerigo Vespucci, welcher auf Rechnung einiger Kaufleute von Sevilla auf Entdeckungen ausgegangen war, entzogen. Der schnödeste Undank war bald der Lohn des großen Mannes; in Ketten ward er nach Spanien geführt, und obgleich dort von jedem Verdachte losgesprochen, konnte er doch das Vertrauen des argwöhnischen Ferdinand nie ganz wieder gewinnen, und befahl, daß diese Ketten ihm mit in sein Grab gelegt würden. Er starb 1506 zu Valladolid. Tausende von geld- und ehrsüchtigen Abenteurern stürzten nun auf dem ihnen eröffneten Wege nach Amerika. Viele Jahre vergingen, ehe man an eine vernünftige und menschliche Benutzung der neu entdeckten Länder dachte; nur Gold wollte man um jeden Preis erlangen, und trotz der menschenfreundlichen Bemühungen des würdigen Geistlichen Las Casas, der die Blut- und Raubgier seiner Landsleute verabscheute, wurden in wenigen Jahren sämmtliche harmlose Einwohner der Inseln und ein großer Theil der Bewohner des von den Spaniern eroberten festen Landes, theils durch das Schwerdt, in so unmenschlich geführten Kriegen, daß man sich großer Hunde zum Aufspüren und Zerreißen der nackten und wehrlosen Indianer bediente, theils durch die mit unersättlicher Habgier getriebene Bearbeitung der Bergwerke, theils durch andre ihre Kräfte übersteigende

Arbeiten hinweggerafft, und man sah sich bald genöthigt, zum Anbau des Landes Negersklaven aus Afrika herbeizuholen, woraus jener scheusliche, auch jetzt kaum abgeschaffte Negerhandel entstanden ist, welcher nicht allein Amerika mit Millionen unglücklicher Sklaven bedeckt hat, sondern auch seit Jahrhunderten die rohen Bewohner der afrikanischen Küste zu ewigen Kriegen unter einander ermuntert, um sich für die Europäer die nöthigen Gefangenen, jenen gesuchten Handelsartikel, zu verschaffen. Auf diese Weise ward in dem kurzen Zeitraum von 40 bis 50 Jahren zwar durch Ferdinand Cortez das Reich von Mexiko, durch Franz Pizarro und Diego Almagro das Reich Peru, durch Andre noch viele andre Länder des südlichen und nördlichen Amerika's den Spaniern unterworfen, und unermeßliche Summen an Gold und Silber, woran besonders Mexiko und Peru reich sind, nach Europa gebracht. Spanien selbst aber hat von diesem Zeitpunkt an unendlich an Wohlstand und wahrer Macht verloren. Zahlreiche Auswanderungen nach Amerika erschöpften die durch die Maurenkriege ohnehin geschwächte Bevölkerung immer mehr, und die Leichtigkeit Reichthümer zu erwerben wandte den Sinn der Nation immer mehr vom Ackerbau und nützlicher Thätigkeit ab, so daß die Schätze Amerika's nicht Spanien, wohl aber die betriebsameren Völker Europa's, von welchen Spanien jedes Bedürfniß erkaufen mußte, bereichert haben. Europa hat durch die Entdeckung Amerika's eine neue Gestalt gewonnen; nicht allein ist dadurch die Masse des baaren Geldes vielleicht verzehnfacht und Thätigkeit und Industrie in allen Ländern erweckt worden, nicht allein verdanken wir dem neuen Welttheil eine Menge nützlicher oder doch sonst wichtig gewordener Pflanzen, als die Kartoffel, die Chinarinde, viele Farbehölzer, den Taback; nicht allein ist die Erzeugung andrer dadurch unendlich vermehrt worden, als des Kaffee, des Zuckers, des Indigo u. s. w., sondern wenn man bedenkt, daß diese Entdeckung zusammenfällt und also zusammen wirkte mit jenen geistig neu entdeckten Welten, der Erfindung der Buchdruckerei und der Reformation, so darf man sich nicht wundern, wenn dieser Zeitpunkt den Anfang der neuern Geschichte Europa's bezeichnet, und auf Sitten, Ansichten, Künste und Wissenschaften und Handel einen gar nicht zu berechnenden Einfluß gehabt hat. Erst seit diesem Zeitpunkt sind die Völker Europa's wie aus einem langen Schlafe erwacht; Künste und Wissenschaften haben in den letzten 3 Jahrhunderten mehr Fortschritte gemacht, als in Jahrtausenden vorher, und der seitdem erst entstandene Welthandel hat alle Länder der Erde mit einem innigen und höchst wohlthätigen Bande umschlungen.

Durch den Glanz und die Reichthümer, welche von dieser Entdeckung auf das Königspaar in Spanien flossen, wurden beide noch mehr als bisher in den Stand gesetzt, die während

der langen Kriege außerordentlich gewachsene Macht des Adels und der Geistlichkeit, leider nicht allein in billige Schranken zurück zu weisen, sondern beinahe gänzlich zu unterdrücken und eine völlig despotische Gewalt sich anzumaßen. Besonders war ihnen dazu die schon **1480**, jedoch nicht ohne heftigen Widerspruch vorzüglich von Seiten der Aragonier, eingeführte Inquisition behülflich. Dieses furchtbare Tribunal war schon im **13ten** Jahrhundert, um das Jahr **1229**, im südlichen Frankreich entstanden. Als nach den Kreuzzügen die erste Ahndung der Geistesfreiheit in den Völkern zu erwachen begann und im **12ten** Jahrhundert besonders im südlichen Frankreich die Albigenser, (von der Stadt Albi so genannt), oder Waldenser, (entweder von ihrem ersten Lehrer Waldus, Waldo oder Vaud, oder weil sie später sich in einsamen Alpenthälern bargen), sich gegen die unerhörten Anmaßungen der Päpste und der Geistlichkeit auflehnten, war man nicht zufrieden, diese Unglücklichen zu vielen Tausenden mit Feuer und Schwerdt zu vertilgen, sondern um wo möglich jede Spur ihrer gefährlichen Meinungen auszurotten, errichtete man jenes Tribunal zur Erforschung (**inquisitio**) und Bestrafung der sogenannten Ketzer, d. h. aller derer, welche sich nicht den Lehrsätzen der Päpste unbedingt unterwarfen. Es wurde dem damals eben **1206** neu entstandenen Orden der Dominikaner-Bettelmönche übertragen, ward zwar in der Folge in mehrere Länder eingeführt, schlug aber nirgend so tiefe Wurzeln und bildete sich nirgend so furchtbar und vollständig aus, als in Spanien, wo der Fanatismus Ferdinands und Isabellens gegen die Mauren und Juden, und vielleicht eben so sehr ihre Neigung zur unumschränkten Herrschaft, seine Einführung und Ausbildung begünstigte. Die wesentlichsten Züge jenes entsetzlichen Gerichts sind folgende. Jeder, ohne Ausnahme auch der nächsten Blutsverwandten, ist, bei Strafe selbst als Ketzer verurtheilt zu werden, verbunden, jede ihm der Ketzerei verdächtig scheinende Aeußerung eines andern dem Tribunal anzuzeigen, welches außerdem noch viele tausend eigentliche Spione und Helfershelfer, die **Familiares**, unterhält. Der Angeklagte wird eingezogen, seiner gewöhnlichen Kleider beraubt, in enge und finstere Kerker gebracht, und von dem Augenblick an ist er von der ganzen Welt abgesondert. Das unverbrüchlichste Geheimniß bedeckt alle Schritte der Inquisition. Der Unglückliche erfährt nicht den Namen seines Anklägers, nicht die der Zeugen, die gegen ihn aussagen, ja nicht einmal das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt. Er selbst soll sich anklagen, und können Einsamkeit und Verzweiflung es ihm nicht auspressen, oder will er es nicht gestehen, so wird die fürchterlichste Tortur angewendet, ihn zum Geständniß zu bringen. Seine Glieder werden ausgerenkt, die Füße ihm an glühenden Kohlen geröstet, Wasser wird ihm tropfenweise aber unaufhörlich durch ein feines leinenes Tuch in den Mund gegossen,

wodurch er alle Qualen des langsamen Erstickens erleidet. Ist er auf diese Weise seines Verbrechens überführt, so wird er nach Jahre langen Leiden, in einer abenteuerlichen mit Flammen und Teufeln bemalten Kleidung, sambenito, mit einer eben so bemalten papiernen Mütze, corozza, auf dem Haupte, mit vielen Unglücksgefährten auf einen öffentlichen Platz geführt, wo alle Mitglieder der Inquisition, der Hof und Tausende von Zuschauern versammelt sind, und dort lebendig, oft noch bei einem langsamen Feuer, verbrannt. Ist er während der Untersuchung gestorben, so werden seine Gebeine, oder hat er sich der Untersuchung durch die Flucht entzogen, sein Bildniß verbrannt. Weniger strafbar befundene werden öffentlich ausgepeitscht, mit Einziehung aller, oder doch des größten Theils ihrer Güter, und durch Jahre lange, nie unter 5 Jahre, Einsperrung in den alten Kerker oder in Klöster bestraft. Eine solche öffentliche Ausübung des Gerichts heißt ein **Auto de fe**, Handlung des Glaubens, und wurde von jedem Inquisitionstribunal, deren es in den bedeutendsten Städten Spaniens 16 gab, alljährlich gefeiert. Nach der glaubwürdigen Berechnung eines ehemaligen Mitgliedes der Inquisition, dem Jahre lang alle ihre Archive offen standen, hat dies Tribunal allein in Spanien, (Amerika, wo es ebenfalls viele Gerichte dieser Art gab, gar nicht mit gerechnet), seit seiner Einführung **1480** bis auf die neueste Zeit:

1) lebendig verbrannt	34382
2) im Bilde verbrannt	17690
3) zur Einsperrung, nach der Peitschung und Einziehung der Güter, verurtheilt	291450
Zusammen	343522

Von diesen Auto's sind in Gegenwart der Könige 5 gehalten worden: **2** zu **Valladolid 1559**, **1** zu **Toledo 1560**, und **2** zu **Madrid 1632** und **1680**.

In dem letzten Jahrhundert wurden zwar die Auto's nicht mehr so häufig, nicht öffentlich mehr gehalten, auch fanden keine Verbrennungen mehr Statt; indeß hat doch selbst die neueste Zeit schauderhafte Grausamkeiten ans Licht gebracht, welche dieses, während des Krieges abgeschaffte, bei der Rückkehr des Königs aber wieder eingeführte, und nun endlich von den Cortes, so Gott will für immer, abgeschaffte Tribunal sich gegen die Anhänger der Freiheit erlaubt hat.

Noch in den letzten Jahren seiner Regierung gelang es Ferdinand, seine Staaten durch die Eroberung von Neapel und Sizilien **1503**, welches nun unter spanischer Herrschaft bis **1713** blieb, und die von Navarra **1512** zu vergrößern. Als er 1516 starb, gelangte sein Enkel Carl, in Spanien der Erste, in Deutschland der Fünfte,

zum unbestrittenen Besitz des größten damaligen Reiches. Ferdinands und Isabellens Tochter, die blödsinnige Johanna, war mit Philipp, einem Sohne des Kaisers Maximilian und der Erbin von Burgund Maria, vermählt worden, und durch seiner Aeltern frühen Tod erhielt Carl, geboren **1500**, schon im Jahre **1515** das reiche burgundische Erbe, welches aus den jetzigen Niederlanden und den jetzt französischen Provinzen Burgund und **Franche comté** bestand, wozu **1516** nach dem Tode Ferdinands noch die spanische Monarchie mit Neapel und Sizilien und den unermeßlichen Besitzungen in Amerika kamen. Zum Uebermaaß des Glückes ward er noch **1520** zum deutschen Kaiser erwählt. Das Leben Carls gehört ganz der deutschen Geschichte an, und es sey daher hier genug zu bemerken, daß er in beinahe ununterbrochenen Kriegen mit Franz **I.** von Frankreich und mit den protestantischen Fürsten in Deutschland meist immer siegreich seinen Nebenbuhler Franz in der Schlacht von Pavia **1525**, den Papst Clemens **VII.** nach der Eroberung Roms **1527** und mehrere deutsche Fürsten nach der Schlacht bei Mühlberg **1547** zu seinen Gefangenen machte, zweimal, das erste Mal **1535**, siegreich seine Waffen auf die afrikanische Küste trug und endlich nach einer thatenreichen und glänzenden Regierung von Kränklichkeit und Verdruß über manche fehlgeschlagene Hoffnung überwältigt, im Jahre **1556** zu Brüssel feierlich abdankte, seinem Sohne Philipp **II.** seine sämmtlichen Staaten übergab und sich in das Kloster San Just in Estremadura zurückzog, wo er bald nachher in eine tiefe Melancholie versunken, sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern befahl und kurz darauf an den Folgen dieses erschütternden Auftritts **1558** starb. Philipp **II.** fand Spanien auf dem höchsten Gipfel seines Ruhmes; die Tapferkeit der Spanier und das Genie ihrer Führer, eines Herzogs von Alba, eines Don Juan von Oestreich, natürlichen Sohnes Carls **V.**, und andrer, machten sie in ganz Europa furchtbar; das Land selbst hatte eines langen Friedens genossen, und erst jetzt fing die neue Welt an ihre Schätze in der höchsten Fülle zu spenden. Und dennoch war am Ende dieser langen despotischen Regierung das Land entvölkert und verarmt, die Flotten vernichtet, der alte Ruhm der Heere bedeutend erschüttert und herrliche Provinzen verloren gegangen. Diesen schnellen Verfall verdankt Spanien dem finstern Despotismus, dem blutigen Aberglauben Philipps **II.** Jedem menschlichen Gefühl verschlossen, wollte er nur unumschränkt wie über die Handlungen so über den Glauben seiner Unterthanen gebieten, und nie loderten die Scheiterhaufen der Inquisition häufiger als unter seiner Regierung. Muß man ihn gleich nach den neuesten Untersuchungen von dem unnatürlichen Verbrechen, seinen Sohn D. Carlos aus Eifersucht und aus Furcht vor dessen Tugenden ermordet zu haben, freisprechen, indem es so gut als erwiesen ist, daß D. Carlos vielmehr ein halb wahnsinniger Unmensch gewesen,

der seinem Vater selbst nach dem Leben gestanden und an Krankheit, einer Folge seiner unbändigen Leidenschaften, gestorben: so ruht doch der Verdacht mehr als Eines Meuchelmordes auf ihm, und der Beiname des südlichen Teufels zeigt, was seine Zeitgenossen von ihm dachten. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er auch, ein Feind jeglicher Freiheit, die bis dahin treuen aber auf ihre alten Rechte haltenden Niederländer zu bedrücken anfing und vor allen Dingen die Inquisition auch bei ihnen einführen wollte. Als Bitten und Vorstellungen vergeblich waren, und der Herzog von Alba mit einem mächtigen Heere dahin geschickt wurde, die ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, brach die Empörung von allen Seiten aus. Alba's blutige Hinrichtungen, (er rühmte sich selbst binnen 6 Jahren in den Niederlanden 18000 Menschen aufs Schaffot gebracht zu haben), der Tod der beliebtesten Häupter, der Grafen von Egmont und von Hoorn, 1568, befestigten die großentheils den evangelischen Grundsätzen zugethanen Niederländer nur noch mehr in dem Entschluß, ihre Freiheit bis aufs äußerste zu vertheidigen. Unter der Anführung Wilhelms v. Oranien, und als dieser, wohl nicht ganz ohne Mitwissen der Spanier, von einem Meuchelmörder 1583 war getödtet worden, unter seinem Sohne Moritz fochten sie mit abwechselndem Glück, aber mit stets gleicher Hartnäckigkeit gegen die trefflichsten spanischen Heerführer, einen Alba, einen Requesens, einen Herzog von Parma und andre. Unermeßliche Schätze verschwendete Philipp vergeblich an die Wiedereroberung der empörten Niederlande; er sah nicht das Ende des Kampfes, welcher erst 1648 durch den westphälischen Frieden herbeigeführt wurde, worin Spanien endlich die Unabhängigkeit der sieben nördlichen Provinzen, Holland, anerkannte. Furchtbarer noch als zu Lande hatten die Niederländer sich zur See gemacht und wurden darin von der Königin von England Elisabeth unterstützt. Um diese zu züchtigen, ließ Philipp die größte bis dahin gesehene Flotte, Armada, von 150 großen Schiffen 1588 gegen England auslaufen; aber die überwiegende Geschicklichkeit der englischen Seehelden Howard und Francis Drake, die Unbeholfenheit der spanischen Schiffe, die Unerfahrenheit ihrer Führer und endlich Stürme vernichteten den bei weitem größten Theil dieser für unüberwindlich gehaltenen Flotte. Ja im folgenden Jahre überfielen die Engländer sogar die Stadt Cadiz, vernichteten die daselbst liegende Flotte, plünderten die Stadt und zogen mit einer unermeßlichen Beute davon. — Die nemliche fanatische Wuth, welche Philipp gegen die Niederländer bewaffnete, trieb ihn auch an, die zahlreichen noch in Spanien lebenden Mauren so hart zu bedrücken, daß sie endlich zu den Waffen griffen. Erst nach einem harten Kampfe wurden sie überwunden und 1570 über 100,000 Familien auf das grausamste genöthigt, ihre Heimath zu verlassen. — Zwar war es Philipp gelungen, als 1580 der portugie-

sische Regentenstamm ausgestorben war, Portugal mit seinem Reiche zu vereinigen, aber die weitläuftigen und wichtigen Besitzungen der Portugiesen in den übrigen Welttheilen gingen größtentheils verloren; sie gewährten den Holländern eine leichte Beute und halfen ihnen eine Macht in Ostindien gründen, welche nur erst in der neuern Zeit von den Engländern ist vernichtet werden. Philipp starb 1598, und unter seinen schwachen Nachfolgern sank Spanien immer mehr zur Unbedeutenheit herab. Eine neue Verfolgung der Morisken, oder Nachkommen der Mauren, 1609 unter Philipp III. verödete vollends das schon entvölkerte Land. Unter Philipp IV. 1640 empörte sich endlich das 60 Jahre hindurch gemißhandelte Portugal und erhob den Herzog von Braganza, Johann IV., von welchem die jetzigen Könige abstammen, auf den Thron. Schwach und ungeschickt geführte Kriege vermochten nicht, das verlorne Land wieder zu erobern. Endlich starb mit Carl II. 1700 der spanisch-östreichische Regentenstamm aus, und die Frage, wer sein Nachfolger seyn sollte, entzündete in ganz Europa jenen 13 Jahre lang in Italien, Deutschland, den Niederlanden und Spanien zwischen Frankreich einer- und Oestreich, England und Holland andrerseits geführten, unter dem Namen des spanischen Erbfolgekrieges bekannten Krieg, in welchem vorzüglich die überwiegenden Talente Eugens und Marlboroughs glänzten. In Spanien selbst kämpften, aber keinesweges in eigner Person, Philipp von Anjou, ein Enkel Ludwigs XIV., durch ein Testament Carls II. zur Nachfolge berufen, und Carl von Oestreich, zweiter Sohn des Kaisers Leopold I., um den Thron. Letzterer, anfänglich glücklich und von den Engländern und Cataloniern unterstützt, ward 2mal in Madrid als König empfangen, mußte aber, als er 1710 die Schlacht von Villa viciosa verloren und überdies zum Kaiserthum berufen wurde, Spanien seinem Nebenbuhler überlassen. Der Friede von Utrecht 1713 begründete die Dynastie der Bourbons in Spanien; die Niederlande aber, Neapel und andre italiänische Besitzungen fielen dadurch an Oestreich; England behielt Gibraltar, dessen es sich in diesem Kriege 1704 bemächtigt hatte. Von da an bis auf die neueste Zeit hat Spanien, in Trägheit und Unthätigkeit versunken, unter den unbedeutenden Fürsten aus dem Hause Bourbon kaum an den allgemeinen Begebenheiten in Europa irgend einen Antheil genommen. Kleine zu nichts führende Neckereien in Italien und die eben so lange als unrühmliche und vergebliche Belagerung Gibraltars, von 79 bis 82, sind beinahe das Einzige, was sich aus dieser Zeit anführen läßt. Weiber und Günstlinge führten das schlaffe Regiment, und Handel, Betriebsamkeit, Flotten und Heere verfielen immer mehr, bis endlich Spanien und Portugal durch Napoleons Gewaltthaten aus ihrem langen Schlafe gerissen sich ihres alten Ruhmes wieder vollkommen würdig zeigten. Spanien hatte im Anfange der französi-

schen Revolution, gleich den übrigen Mächten von Europa, Theil genommen an dem Kriege gegen die neue Republik, nach einigen unglücklichen Feldzügen aber sich Frankreich auf das innigste angeschlossen. Portugal, weniger bedroht und des englischen Schutzes gewiß, hatte seine alten Handelsverbindungen mit England fortgesetzt und gab dadurch Napoleon einen Vorwand, mit Spaniens Bewilligung Truppen gegen Lissabon vorrücken zu lassen, welche die damalige Königin Maria nöthigten, sich mit ihrer Familie 1807 nach Brasilien einzuschiffen. Auch mehrere spanische Festungen waren bei dieser Gelegenheit von den Franzosen besetzt worden. Dies alles steigerte den Unmuth des spanischen Volks aufs höchste; besonders war der allmächtige Minister und Günstling des Königs D. Antonio Godoy, bekannter unter dem Namen des Friedensfürsten, der Gegenstand des allgemeinen Abscheues. Die allgemeine Unzufriedenheit brach endlich am 18. März 1808 in einen Aufstand zu Aranjuez aus, wodurch der alte König Carl IV. genöthigt wurde, die Regierung niederzulegen und sie seinem Sohne Ferdinand VII. zu übergeben. Kurz darauf aber erklärte er diese Abdankung für unfreiwillig und nichtig und eilte nach Bayonne, sich in die Arme seines Beschützers Napoleon zu werfen. Auch Ferdinand ließ sich in unbegreiflicher Verblendung verleiten, dahin zu reisen, wo nun nicht etwa das Recht des Vaters gegen den Sohn behauptet und jener wieder auf den Thron gesetzt wurde, sondern Joseph, Napoleons Bruder, bisher König von Neapel, zum König von Spanien ernannt wurde. Die königl. Familie blieb als gefangene in Frankreich. Die Wuth des also gemißhandelten und getäuschten Volkes kannte nunmehr keine Gränzen mehr. Von allen Seiten wurden die eingedrungenen französischen Armeen angegriffen und schon im nemlichen Jahre mußten 2 französische Generale Dupont in Andalusien nach dem Gefecht bei Baylen, und Junot, Herzog von Abrantes, in Portugal bei Cintra, mit ihren Corps die Waffen strecken. Zwar rückte 1809 Napoleon an der Spitze einer überlegenen Macht wieder vor, schlug die Spanier, Portugiesen und die zur Hülfe herbeigeeilten Engländer in mehreren Schlachten und bemächtigte sich dem Anscheine nach der ganzen Halbinsel, mit Ausnahme von Cadiz, Gibraltar und des südlichen Portugals; aber wie die Fluthen sich hinter dem segelnden Schiffe unmittelbar wieder schließen, so öffneten die gewonnenen Schlachten den Franzosen nur die Straße, aber die ganze Bevölkerung Spaniens vereinigte sich überall in ihrem Rücken, auf allen Seiten, und nöthigte sie jeden Fußbreit Land zu erkämpfen. Napoleon, den unglücklichen Ausgang vermuthlich ahndend, verließ Spanien, und überließ es seinen Feldherren sich darin zu behaupten. Ueberall hatten sich in allen von den Franzosen noch nicht besetzten Städten die Abgeordneten des Volks, die Cortes, versammelt, und ob sie gleich zuletzt nur noch allein in Cadiz eine Zuflucht fan-

den, so ergriff doch das ganze Volk auf ihren Ruf die Waffen. Unzählige Guerillas, kleine bewaffnete Haufen, bildeten sich, welche den Feind Tag und Nacht umschwärmten, alle Transporte, Couriere, alle weniger zahlreiche Haufen auffingen und vernichteten; und von beiden Theilen ward der Krieg immer mehr mit einer Schauder erregenden Grausamkeit und Wuth geführt. Als nun aber Frankreich in andre Kriege verwickelt, in Rußland und Deutschland ungeheure Niederlagen erlitt, da gelang es den Spaniern und Portugiesen unter einem der größten Feldherren unsrer Tage, Wellington, auch in offenen Schlachten immer mehr die Oberhand zu behalten. Die Feinde wurden immer mehr nach den Pyrenäen zurückgedrängt, und die entscheidende Schlacht bei Vitoria, den **21.** Juny **1813**, nöthigte sie endlich Spanien zu verlassen; rasch folgten ihnen die Sieger, und noch nicht unterrichtet von der indeß erfolgten Einnahme von Paris durch die Preußen und Russen und dem abgeschlossenen Frieden, schlug Wellington die Franzosen noch zum letzten Male bei Toulouse den **10.** April **1814**. Ferdinand **VII.** kehrte nun zurück, aber weit entfernt, dem Heldenmuth seines Volkes durch Vertrauen und Dankbarkeit zu lohnen und den gerechten Wünschen der Besseren entgegen zu kommen, schien er von kurzsichtigen Rathgebern verleitet diejenigen als seine Feinde zu betrachten, denen er den Thron verdankte. Viele von denen, welche in der Versammlung der Cortes, oder an der Spitze der Armeen geglänzt hatten, verloren nun ihr Leben auf dem Schaffot, oder schmachteten in unwürdigen Ketten und Inquisition, und Jesuiten, die bereitwilligen Diener und Helfershelfer des Despotismus, wurden auf das schleunigste zurückberufen und wieder in ihre alte Thätigkeit eingesetzt. Der lang verhaltene Unwille des unwürdig gemißhandelten edlen Volkes brach endlich aus. Die Regierung hatte bedeutende Streitkräfte in Andalusien und vorzüglich auf der **Isla de Leon** versammelt, welche nach Amerika bestimmt waren. Unter diesen höchst mißvergnügten Schaaren fanden die Obersten Quiroga und Riego zahlreiche Anhänger, als sie am **1.** Januar **1820** es wagten, die **1812** von den damaligen Cortes entworfene Verfassung zu proclamiren. Sie fanden im Heere, in den größeren Städten, unter den Gebildeten aller Stände entschiedenen Beifall, und schon im März sah sich der König genöthigt, die Cortes nach der Verfassung von **1812** zusammen zu rufen und diese Verfassung zu beschwören, womit die Inquisition abermals und für immer aufgehoben wurde. Bald aber zeigte es sich, daß die Cortes zu rasch in ihrem Verfahren, durch die Aufhebung der Klöster und der Majorate, die beiden mächtigsten Stände, die Geistlichkeit und den Adel erbittert und doch das Volk nicht für sich gewonnen hatten. In allen Provinzen, vorzüglich in den nördlichen, bildeten sich Banden, **guerillas**, welche unter dem Namen der Glaubensarmee, zum Theil

unter Anführung von Mönchen, die absolute Gewalt des Königs wieder herzustellen suchten; das Land füllte sich mit Räubern; Unordnung, Blutvergießen herrschten auf allen Punkten; die Regierung war ohne Macht, ohne Geld; der König ein willenloses Werkzeug in den Händen der Cortes. Diesen Zeitraum gänzlicher Verwirrung und Schwäche benutzten die empörten Provinzen Amerika's aufs Beste, um ihre Unabhängigkeit vollständig zu erringen. Dieser traurige Zustand dauerte bis 1823, wo, in Uebereinstimmung mit allen großen Mächten Europa's, ein starkes Heer Franzosen, unter der Leitung des Herzogs von Angouleme, zur Wiederherstellung der Ordnung und der königlichen Gewalt in Spanien eindrang. Bei dem getheilten, zerrissenen Zustande des Landes fanden sie nirgend bedeutenden Widerstand, wenn auch einzelne Anführer der constitutionnellen Armeen, namentlich Mina in Catalonien, mit unverhältnißmäßig geringen Kräften den Kampf lange genug fortsetzten. Die Cortes mußten zuerst nach Sevilla, zuletzt nach Cadiz weichen, wohin sie den ganz willenlosen König mit sich führten. Schon am 24. Mai zog der Herzog von Angouleme in Madrid ein, und fast überall eilte ihm das Volk als einem Befreier entgegen. Auch Cadiz, zu Wasser und zu Lande von überwiegenden Streitkräften angegriffen, mußte sich im September unterwerfen. Der König erhielt seine Freiheit wieder, und eben die fanatischen Rathgeber, welche schon einmal blutige Reactionen veranlaßt hatten, bewirkten nun abermals Einkerkerungen, Hinrichtungen, Verbannungen ohne Zahl. Selbst Frankreich rieth vergebens zur Mäßigung, und mußte noch mehrere Jahre ein bedeutendes Heer in Spanien stehen lassen, um nur einigermaßen die Wuth der Parteien in Zaum zu halten. Seitdem ist die Ruhe zwar nicht auffallend wieder gestört worden, aber Unzufriedenheit, Zwietracht, Verarmung und Elend herrschen überall in dem unglücklichen Lande.

Auch Portugal hat in der neuesten Zeit nicht weniger traurige Zerrüttungen erfahren. Nachdem die Königin Maria I. 1807 sich nach Brasilien eingeschifft, rückten die Franzosen in Lissabon ein, wurden aber 1808 in der entscheidenden Schlacht von Vimeira geschlagen und mußten das ganze Land wieder räumen. Die portugiesischen Truppen nahmen seitdem bis 1814 einen thätigen Antheil an dem Kampfe in Spanien, welcher mit der Vertreibung der Franzosen endigte. Der Hof war indeß in Brasilien geblieben und Johann VI. war 1816 seiner Mutter auf dem Throne gefolgt. Die Entfernung der königlichen Familie, die Abhängigkeit, in welche dadurch Portugal von seiner ehemaligen Colonie Brasilien zu gerathen schien, der dem Volke lästige Einfluß der Engländer auf die Verwaltung des Landes und vielleicht auch das Beispiel des benachbarten Spaniens, veranlaßten einen Aufstand in Porto am 24. August 1820, dem sich ohne Blutvergießen das ganze Land anschloß; die

die spanische Constitution ward allgemein ausgerufen, und der König, welcher 1821 nach Portugal zurückkehrte, nahm sie im July ebenfalls an. Sein ältester Sohn D. Pedro, welchen er in Brasilien gelassen hatte, ward dort von den Umständen gezwungen sich 1822 zum unabhängigen Kaiser jenes Landes zu erklären. Die Königin aber, in Verbindung mit ihrem zweiten Sohne D. Miguel, versuchte mehrere Male 1823 und 24, wiewohl vergeblich, die neue Verfassung umzustürzen. Der König flüchtete sich auf ein im Hafen liegendes englisches Kriegsschiff, mißbilligte das Beginnen seines Sohnes und verwies ihn des Landes; er ging nach Wien. Eine neue, angemessenere Verfassung, welche der König auf den Grund der alten ständischen Verfassung zu bilden sich bemühte, kam nicht zu Stande, und bei seinem Tode 1826 ernannte er seine Tochter Isabella zur Regentin. D. Pedro, nunmehr auch König von Portugal, gab diesem Lande 1826 eine von ihm selbst entworfene Verfassung, entsagte aber auch zugleich der portugiesischen Krone zu Gunsten seiner Tochter D. Maria da Gloria II. und ernannte seinen Bruder D. Miguel zum Regenten. Dieser, nachdem er in Wien die neue Verfassung beschworen, kam 1827 nach Portugal, wo er aufs neue einen Eid auf die Verfassung leistete. Bald aber von einer mächtigen Parthei unterstützt, rief er die alten Stände von Lamego zusammen und ward von diesen 1828 zum König von Portugal ausgerufen; doch blieben die azorischen Inseln der Königin D. Maria getreu und es bildete sich 1829 auf Terceira eine Regentschaft in ihrem Namen. D. Pedro, welcher indeß durch eine neue Revolution in Brasilien veranlaßt worden war, zu Gunsten seines Sohnes der Krone zu entsagen, kehrte im Jahre 1832 nach Europa zurück, um die Mittel vorzubereiten, das Recht seiner Tochter gegen D. Miguel zu verfechten. Er ist am 16. Juny 1832 bei Porto gelandet und hat sich dieser Stadt bemächtigt.

II. Frankreich (Gallia).

Gränzen. Größe. Gebirge.

Im Norden von der Meerenge zwischen England und Frankreich, la Manche (der Aermel) oder der Kanal, in seinem engern Theile Pas de Calais genannt, von den Niederlanden und einem Theile von Deutschland; im Süden von Spanien und dem mittelländischen Meere; im Westen von dem atlantischen Ozean; im Osten von Deutschland, der Schweiz und Italien begränzt, enthält Frankreich auf etwa 10000 □ Meilen über 32 Millionen Einwohner. Das Innere des Landes, besonders im Norden, ist mit

wenigen Ausnahmen eben, oder nur wenig hügelig; in den südlichen Theilen sind einige Gebirge, die man als Zweige der Pyrenäen und der Alpen betrachten kann. Von den Pyrenäen aus erstreckt sich, in nordöstlicher Richtung, ein Gebirgszug, das **Lozère**-Gebirge, welcher sich bald in zwei Arme theilt. Der eine zieht sich nordwestlich, das Gebirge von Auvergne, welches die Wasserscheidung zwischen der Loire und der Garonne bildet, und zu welchen der **Mont d'or** über **6000**, der **Cantal** über **5000**, der **Puy de Dôme** nahe an **5000** Fuß hoch, gehören; der andre nord- und nordöstlich streichende Arm, das Gebirge der **Cevennes** oder **Sevennes** (**Cebenna mons**), zwischen der Loire und der Rhone, erhält weiter nördlich den Namen der **Côte d'or** und schließt sich an die zu den Alpen gehörigen Gebirgszüge an. Die hohen Alpen, welche die Gränze zwischen Frankreich und Italien bilden, senden südlich einige Verzweigungen, die See-Alpen, von mäßiger Höhe, welche die Provence durchziehen und sich an der Küste des mittelländischen Meeres verlieren. Nach Norden erstreckt sich von den Alpen aus, und noch ganz zu ihnen gehörend, der Jura (**Jurassus**), die Gränze zwischen Frankreich und der Schweiz; dieser hängt auf das genaueste mit den gegen Norden parallel mit dem Rhein sich ziehenden Vogesen, **les Vosges** (**M. Vogĕsus**), zusammen, welche wiederum durch mäßige Höhenzüge, welche Lothringen durchstreichen, mit den Ardennen (**Arduennorum sylva**) dem Gränzgebirge gegen einen Theil der Niederlande, zusammenhängen.

Gewässer.

Frankreich zählt eine große Menge von Flüssen und Bächen, wovon viele schiffbar sind und welche, durch zahlreiche Kanäle verbunden, der innern Schifffahrt, dem Handel, der Betriebsamkeit und somit dem Wohlstande des Landes äußerst günstig sind.

In das atlantische Meer ergießen sich:

1) Der **Adour** (**Aturus**), er entspringt in den Pyrenäen und ergießt sich unweit Bayonne ins Meer.
2) Die **Garonne** (**Garumna**), entspringt ebenfalls in den Pyrenäen, nimmt die schiffbare **Dordogne** (**Duranius**) auf, die aus den Gebirgen von Auvergne kommt, und heißt nach der Vereinigung mit dieser unterhalb Bordeaux die **Gironde**, die sich zu einem wahren Meerbusen erweitert.
3) Die **Loire** (**Liger**), entspringt in den Sevennen, nimmt den **Allier** (**Elaver**) und viele kleinere Flüsse auf, und ergießt sich unterhalb Nantes ins Meer.

In den Kanal ergießen sich:

1) Die **Seine** (**Sequăna**), welche an der **Côte d'or** entspringt, die **Marne** (**Matrŏna**) welche eben daher kommt und sich

mit der Seine bei Charenton kurz vor Paris vereinigt, ferner die Oise (Isăra) und viele kleinere Flüsse aufnimmt, und sich bei Havre de Grace ins Meer ergießt.

2) Die Somme (Samăra), in der Picardie, welche sich nach einem kurzen Laufe unterhalb Abbeville ins Meer ergießt.

In die Nordsee fließen, gehören aber nur zum Theil zu Frankreich:

1) Die Schelde, l'Escaut (Scaldis), welche sich in den Niederlanden mit der auch in Frankreich entspringenden Lys vereinigt; beide sind innerhalb Frankreichs nur unbedeutend.

2) Die Maas, la Meuse (Mosa), welche in den Gebirgen von Lothringen entspringt, erst außerhalb Frankreich bedeutend wird und sich bei ihrer Mündung mit einigen Armen des Rheins verbindet.

3) Die Mosel, la Moselle (Mosella), entspringt in den Vogesen, nimmt die Meurthe und die Saar, la Sarre (Sarăvus), auf, und vereinigt sich bei Coblenz mit dem Rheine.

4) Der Rhein, le Rhin (Rhenus), welcher von der Schweiz an eine Zeitlang die Gränze zwischen Frankreich und Deutschland bildet.

Ins mittelländische Meer ergießen sich:

1) Die Rhone, le Rhône (Rhodănus), kommt aus der Schweiz, und tritt, nachdem sie den Genfer See durchströmt, in Frankreich ein, wo sie die Saone (spr.: ßohne) (Arar), welche selbst schon mit dem Doubs (Dubis) vereinigt ist, bei Lyon, und weiter unten die Durance (Druentia) aufnimmt, und sich endlich in mehrere Arme getheilt, in einer morastigen Gegend ins Meer ergießt.

2) Der kleine Fluß Var (Varus), welcher von den See-Alpen kommt und die Gränze zwischen Frankreich und Italien bildet.

Von den zahlreichen Kanälen, welche theils diese Flüsse unter einander, theils mittelbar die beiden Meere verbinden, theils die Schwierigkeiten heben, welche seichte oder sonst gefährliche Stellen in den Flüssen der Schifffahrt entgegensetzen, so wie auch von den vielen vortrefflichen Chausseen oder Kunststraßen, sind zwar einige schon vor mehr als hundert Jahren, bei weitem die meisten aber erst seit der Revolution angelegt worden. Wir können hier nur kürzlich die bedeutendsten anführen.

Der wichtigste und größte Kanal von allen, der **Canal du midi**, auch **C. du Languedoc**, ehemals auch wohl **C. royal** genannt, ward unter Ludwig **XIV.** in den Jahren **1667—81** nach den Planen Paul Riquets zur Verbindung des atlantischen mit dem mittelländischen Meere angelegt. Er ist an **50 lieues**, etwa

30 deutsche Meilen lang, hat 62 Schleusen, welche deshalb in so großer Zahl nothwendig sind, weil er in seinen höchsten Punkten 600 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt; er mündet einerseits in die Garonne bei Toulouse und andrerseits in das mittelländische Meer bei Cette. Mit dem nöthigen Wasser versieht ihn ein ungeheures Becken bei **St. Ferreol**, welches zwischen Gebirgen und einer 36 Toisen (216 Fuß) dicken Mauer angelegt, einen Umfang von einer Stunde, eine Tiefe von 100 Fuß hat, und wenn es voll ist, gegen eine Million Kubiktoisen Wasser enthält. Er läuft brükkenartig über viele Bäche hinweg und ist an einer Stelle 92 Toisen lang durch einen Berg gegraben.

Andre wenn gleich weniger bedeutende Kanäle sind: Der **Canal du centre**, 15 M. lang, der von Digoin an der Loire bis nach **Chalons sur Saone** führt, und also mittelbar ebenfalls die beiden Meere verbindet.

Der **Canal de Briare**, 15 M. lang, welcher Loire und Seine vermittelst des kleinen Flusses Loing, der in die Seine fällt, verbindet.

Der **Canal de Bourgogne**, welcher vermittelst einiger kleinen Flüsse die Seine und die Saone verbindet und 1 Stunde Weges unterirdisch durch einen Berg führt, ist am 2. Januar 1833 von dem ersten Schiffe von Paris nach Dijon befahren worden.

Der Canal von **St. Quentin**, 8 M. lang, welcher die Somme und Schelde verbindet.

Endlich der **Canal de l'Ourcq**, der vorzugsweise Paris mit Trinkwasser versieht, außerdem aber noch die Seine und Oise verbindet. Außerdem sind noch mehrere kleinere Kanäle theils schon beendigt, theils angefangen. In der neuesten Zeit ist man auch auf Anlegung von Eisenbahnen, wie sie schon hie und da im Kleinen vorhanden sind, bedacht.

Boden. Klima. Producte.

Der Boden von Frankreich ist im Ganzen genommen fruchtbar zu nennen, obgleich auch einzelne Stellen des Anbaues unfähig sind. Dahin gehört vorzüglich die große Sandfläche zwischen Bordeaux und Bayonne, **les Landes**, die an 20 Meilen lang und an 10 Meilen breit eine öde Steppe das Meer entlang bildet, in welcher die wenig zahlreichen Einwohner meist von etwas Schafzucht leben und sich zum bessern Fortkommen in dem leichten Sande fast allgemein der Stelzen bedienen. Auch an den Küsten des Kanals in der Picardie sind ähnliche mit Flugsand bedeckte, doch nicht so bedeutende Strecken. Das Klima ist, wie es die Lage, zwischen dem 42sten und 50sten Grad N. B., mit sich bringt, durchaus gemäßigt; im Süden der Gebirge von Auvergne und der Cevennen selbst heiß. Eine wahre Landplage für diese südlichen Gegenden

ist besonders in der Provence ein häufig im Frühjahr wehender, äußerst ungestümer und kalter Nordwestwind, der **Mistral** genannt, welcher Krankheiten verbreitet und oft die zarteren Pflanzen tödtet. In Beziehung auf das Klima, wie überhaupt in vieler Hinsicht, ist Frankreich in Nord- und Süd-Frankreich getheilt; die oben genannten Gebirgszüge bilden so ziemlich die Gränzen. Im südlichern Theile gedeihen außer den edleren Weinen auch die meisten Südfrüchte, Kastanien, Orangen und vorzüglich Oliven; im nördlichern reicht der Weinbau zwar noch bis zum 50°, doch ist das Gewächs nur von geringer Güte; die Kastanien werden hier schon nur selten der Früchte, mehr des Holzes wegen angebaut, welches alle 9 Jahre etwa geschlagen vortreffliche Tonnenreife liefert, wie bei uns der Haselnußstrauch. Die Producte Frankreichs sind zwar sehr mannigfaltig, indeß doch nur die nemlichen, welche man im ganzen mittlern Europa findet. Die ausgezeichneteren und Frankreich mehr eigenthümlichen sind: der Wein. Man kann 3 Hauptarten französischer Weine unterscheiden: 1) die Weine von Bordeaux, welche entweder in der Nähe der Stadt und höher hinauf an den Ufern der Garonne wachsen; dazu gehören die rothen: **Médoc, Chateau la Fite, Chateau Margaux** u. s. w.; die weißen: der **Preignac, Bersac, Sauterne** u. s. w., oder solche, die nur über Bordeaux ausgeführt werden, wozu mehrere spanische und die südfranzösischen süßen Weine gehören. Der **vin de graves** ist zwar auch ein Bordeauxwein, aber dieser Name bezeichnet eigentlich bloß die Art des Bodens, worauf er wächst: **vins de graves** sind solche, die auf Sandboden, **vins de la palud** solche, die auf Moorboden wachsen. Der in Nord-Deutschland so bekannte Franzwein ist nichts als die schlechteste Sorte Landwein aus der Gegend der Garonne, mit etwas spanischem Wein, oder auch wohl Branntwein veredelt und verstärkt. 2) Die Burgunder-Weine, wovon die besten an dem südlichen Abhange desjenigen Zweiges der Cevennen wachsen, welcher **la côte d'or** genannt wird; die edelsten sind der von **Chambertin, Clos de Vougeot**, von **Romané**, der von **Nuys**, der von **Beaune** u. s. w. 3) Die Champagner-Weine, wovon die edleren Sorten, sowohl der brausende, **mousseux**, als der nicht brausende, **non mousseux**, nur in einem kleinen District an den Ufern der Marne, in der Gegend von Epernay und Aÿ wachsen. Der brausende ist eigentlich ein nur halb ausgegohrnes Getränk. Die übrigen Weine der Champagne sind ganz schlecht und kommen nicht in den Handel; wie denn überhaupt die beinahe überall in Frankreich wachsenden Weine meistens nur für die Eingebornen genießbar sind. In den nordwestlichen Provinzen hört der Weinbau ganz auf; dort aber ist der Obstbau besonders der Aepfel so bedeutend, daß man daraus ein eignes geistiges Getränk, den Cidre, bereitet, wovon der aus der Normandie der berühmteste ist. Der Obstbau, ver-

züglich der feineren Sorten, ist in Frankreich sehr bedeutend, wie die französischen Namen vieler feineren Pflaumen- und Birnenarten auch in Deutschland beweisen. — Ferner gehört zu den Hauptproducten Frankreichs das **Oel**, welches aus der Frucht des Olivenbaumes gepreßt wird. Die Olivenbäume gedeihen nur im südlichen Theile von Frankreich, vorzüglich in der Provence (daher der Name Provencer-Oel) und auch da nur auf den südlichen Abhängen der Hügel. Der Olivenbaum, unserm Weidenbaum nicht unähnlich an Farbe des Laubes, wächst äußerst langsam, trägt erst im 15ten Jahre Früchte und erreicht nur eine geringe Höhe. Die Früchte müssen, soll das Oel gut werden, mit den Händen gepflückt, nicht abgeschüttelt oder geschlagen werden. Hier wie in allen südlichen Ländern vertritt das Oel die Stelle der, wegen Mangel an Weide und geringerer Viehzucht, seltenern Butter. Alle Speisen werden damit zubereitet; auch ist es ein Hauptbestandtheil der zur Seidenfabrikation unentbehrlichen französischen, unter dem Namen der Marseiller bekannten, Seife. — Zum mindesten eben so wichtig für Frankreich ist der **Seidenbau**, der ebenfalls nur in den südlichen Provinzen getrieben wird, doch übertrifft die italiänische Seide noch die französische. Die Seide wird auf folgende Art gewonnen. Aus den Eiern eines kleinen weißen Nachtschmetterlings entsteht die Raupe, welche man gewöhnlich Seidenraupe nennt, und diese, wie beinahe alle Raupen, umspinnt sich kurz vor ihrer Verwandlung zur Puppe mit einem dichten Gewebe von eiförmiger Gestalt, gewöhnlich etwas über einen Zoll lang. Diese gewebte Hülse, in welcher die Puppe, wenn sie nicht gestört wird, den Winter über ruht, um im Frühjahr als Schmetterling hervorzubrechen, wird **Cocon** genannt, und aus diesem wird die Seide gewonnen. Im freien Zustande lebt die Seidenraupe auf dem Maulbeerbaume, man füttert daher auch die Seidenraupen mit den Blättern dieses Baumes, die aber durchaus trocken seyn müssen; jede Feuchtigkeit ist den Raupen gefährlich, ja selbst ein Gewitter tödtet sie häufig, wenn sie auch dem Regen nicht ausgesetzt sind. Man erzieht die Raupen in Stuben, wo sie täglich mit frischen Blättern gefuttert werden müssen. Haben sie sich eingesponnen, so sammelt man die Cocons und wirft sie, um die Puppen zu tödten, in einen Kessel mit heißem Wasser, und rührt sie mit Reisern um. An diesen Reisern bleiben die zarten Fäden der Cocons hängen und werden nun, mehrere Fäden zu einem vereinigt, herausgehaspelt. Das ist die rohe Seide, die aber noch mehrmals mit Seife abgekocht und gebleicht, auch wohl geschwefelt werden muß, ehe sie die zur Verarbeitung nöthige Weiße, Weichheit und Glanz erlangt. Die Seidenfabrikation in Frankreich, besonders in Lyon, ist vortrefflich und beschäftigt viele tausend Menschen. Im Alterthum war der Seidenbau in Europa lange Zeit unbekannt; erst kurz vor der Geburt Christi lernten die Römer seidene

Zeuge kennen, welche von Indien und vielleicht von China aus, wo die Seidenraupe einheimisch ist, über Persien nach Europa kommen. Lange Zeit hindurch waren diese Stoffe so selten und kostbar, daß ein Pfund von ihnen einem Pfunde Geld gleichgeschätzt wurde. Erst unter dem Kaiser Justinian, im 6ten Jahrhundert, ward die Zucht der Seidenraupen durch Mönche, wie man sagt, aus Indien nach Griechenland gebracht. Von da kam die Kenntniß des Seidenbaues im 12ten Jahrhundert nach Sizilien und Neapel und breitete sich auch bald, wohl durch die Araber, in Spanien aus. In Frankreich wurden die ersten Versuche damit im 15ten Jahrhundert gemacht und im J. 1470 legte Ludwig XI. die erste Seidenmanufaktur zu Tours an, doch erst seit den Zeiten Heinrichs IV. im Anfang des 17ten Jahrhunderts haben die französischen Seidenfabriken angefangen bedeutend zu werden.

Der Bergbau Frankreichs ist nicht bedeutend; zwar fehlt es nicht an Eisen, Blei und Kupfer, aber der Holzmangel legt der Gewinnung zu große Schwierigkeiten in den Weg. Seit kurzem hat man auch in den Gebirgen von Auvergne Zinn gefunden, ein sonst in Europa ziemlich seltenes Metall. An den Gränzen der Niederlande und im Departement der Loire findet man viele und schöne Steinkohlen. Unter den Feuersteinen, welche vorzüglich die Provinzen Champagne, Picardie und Orleannois bedecken, findet man hin und wieder einige Arten, welche zu Flintensteinen bearbeitet werden können. Die Flintensteine werden aus freier Hand mit eisernen Werkzeugen zugehauen, und nur die große Uebung der Arbeiter macht ihre Wohlfeilheit begreiflich; übrigens werden auch im Oestreichischen, in England und in Rußland Flintensteine gemacht. — An Salz, besonders Quellsalz, hat Frankreich eher Mangel als Ueberfluß: man bedient sich daher gewöhnlich eines groben, zwar sehr scharfen, aber schmutzig grauen, unansehnlichen Seesalzes. Mineralquellen, besonders heiße Schwefelwasser, sind häufig am Fuß der Pyrenäen, in den Cevennen und Vogesen, doch werden diese Badeörter weniger von Ausländern besucht als die deutschen. Der Ackerbau hat seit der Revolution durch Aufhebung unzähliger Bedrückungen des Bauerstandes, durch Zersplitterung der großen, schlecht benutzten Güter der Geistlichkeit und des Adels außerordentlich gewonnen und liefert in der Regel weit mehr Getreide als das Land bedarf; indeß steht er an Vollkommenheit dem deutschen, besonders aber dem niederländischen noch unendlich nach. Ueberhaupt ist der Franzose größtentheils mehr zu der feinern Bearbeitung der rohen Stoffe, als zu der mühsamern und schwerern Arbeit des Ackerbaues geneigt.

Frankreich leidet großen Mangel an bedeutenden Waldungen, die sich seit der Revolution, wo so viele große Güter als National-Eigenthum eingezogen und verkauft wurden, noch außerordentlich vermindert haben. Das Brennholz ist daher meistens sehr theuer,

und muß es jährlich mehr werden, da man durchgängig in Hütten wie in Palästen keine andre als die außerordentlich Holz verschwendende Feuerung in Kaminen kennt. Die ärmere Klasse hat meistens kein andres Erwärmungsmittel, als das unbedeutende Feuer, woran die Speisen gekocht werden. Vor der Revolution erhielt der Adel, zum unendlichen Schaden der Bauern und durch die drückendsten Gesetze, das Wild in seinen Parks und auf dem ganzen Umfang seiner Güter; nicht selten war es, daß der Bauer einen Theil seiner Aernte auf dem Halme mußte stehen lassen, damit die junge Brut der Rebhühner Schutz und Nahrung fände. Seitdem menschlichere Gesetze auch hierin eine billige Freiheit eingeführt haben, ist das Wild ziemlich selten geworden; doch findet man noch immer in den Gebirgen und selbst in kleinen Gehölzen Wölfe und selbst Bären. Hochwild aber, als Hirsche, Rehe u. s. w. werden beinahe nur noch als Luxusartikel in umzäunten Parks gehalten und gefunden.

Einwohner. Sprache.

Obgleich sämmtliche Einwohner Frankreichs durch Gleichheit der Bildung, und besonders seit der Revolution durch eine große Gleichförmigkeit der politischen Denkungsart, innig zu Einem Volke verschmolzen sind, so erkennt man doch noch deutlich die Spuren ihres verschiedenen Ursprungs. Die eigentlichen Franzosen findet man nur im nördlichen Frankreich; in der Normandie zeigt die Schönheit des Geblüts deutlich die Spuren ihrer alten Abstammung von Einwohnern des höhern Nordens, den Normannen oder Normännern. Die Einwohner der Bretagne sind, wie schon der Name sagt, mit den ältesten Bewohnern Englands, den Briten, und vorzüglich den Bewohnern von Wales verwandt. Die Süd-Franzosen sind theils Gascogner, mit den Spaniern verwandt, theils Provenzalen, die in Sprache und Bildung das Mittel halten zwischen Italiänern, Spaniern und Franzosen. Endlich sind die Einwohner vom Elsaß und einem Theile von Lothringen Deutsche. Mit der Sprache verhält es sich eben so. Das Französische ist zwar die allgemeine Sprache aller Gebildeten, eigentliche Nationalsprache ist es indeß nur in dem größten Theile des nördlichen Frankreichs. Der Bauer in der Bretagne versteht selten Französisch, sondern redet noch immer sein Bas Breton, die altbritische oder gälische Sprache, die mit dem Französischen durchaus nichts gemein hat. Eben so wird vom Volke in der Nähe der Pyrenäen das Baskische, entfernter davon das Gascognische, und mehr nach Italien zu das Provenzalische gesprochen, welche beide letzteren dem Spanischen wenigstens eben so nahe stehen als dem Französischen. Im ganzen Elsaß und in einem bedeutenden Theile von Lothringen ist das Deutsche, allerdings sehr verdorben und un-

gebildet, das herrschende. An den Gränzen der Niederlande wird auch wohl noch das Wallonische, eine arge Verstümmelung des ältern Französischen, gesprochen.

Religion.

Die herrschende Religion in Frankreich ist die katholische; andre Religionspartheien sind zwar seit der Revolution geduldet und ihre Bekenner sollen völlig gleiche Rechte mit den Katholiken geniessen, indeß hat der im südlichen Frankreich von jeher herrschende Verfolgungsgeist doch noch in der neuesten Zeit, besonders 1815, blutige Auftritte hervorgebracht. Es leben jetzt mehrere Millionen Protestanten in Frankreich, wovon die im eigentlichen und besonders südlichen Frankreich sich zur reformirten oder schweizerischen, im Elsaß hingegen zur lutherischen Confession bekennen. Die Geistlichen der ersteren können ihre Bildung auf der Schule zu Montauban erlangen, gehen aber gewöhnlich deshalb nach Genf; die der andern haben eine Universität zu Straßburg. Die Revolution hat die katholische Kirche in Frankreich furchtbar erschüttert; alle ihre höchst ansehnlichen Güter wurden eingezogen und der größte Theil der Geistlichen mußte entfliehen, um dem blutigen Hasse des Volks zu entgehen. Unter Napoleon sind zwar die Kirchen wieder hergestellt und von den zurückgekehrten Bourbons wurden die Geistlichen sehr begünstigt; aber der Geist des Volks hat sich größtentheils von ihnen gewendet und die Unwissenheit, die Armuth und der finstere nur den Aberglauben befördernde Geist des größten Theiles der französischen katholischen Priester, lassen so bald noch keine günstige Veränderung in dem durch Revolution und ewige Kriege verwilderten Geiste des Volks erwarten.

Die Juden wurden vor der Revolution nur in Metz und Bordeaux geduldet; jetzt haben sie größere Freiheit erlangt und dürfen überall wohnen.

Verfassung. Orden.

Die jetzige Verfassung von Frankreich ist eine gemäßigte Monarchie, deren Grundzüge darin bestehen, daß jeder Franzose gleich ist jedem andern vor dem Gesetz, zu jedem Amte und jeder Würde gelangen kann, und verhältnißmäßig gleiche Abgaben zahlt und gleiche Pflichten leistet; also giebt es dort keine bevorrechteten Stände. Jeder genießt der freien Ausübung seiner Religion, indeß trägt der Staat nur die Unkosten für den katholischen und protestantischen Gottesdienst. An der Spitze des Staats steht der König, jetzt Ludwig Philipp, aus dem Hause Orleans; der älteste Sohn des Königs führte sonst den Titel Dauphin, der älteste Bruder des Königs den Titel **Monsieur**; alle Prinzessinnen vom Ge-

blůt, verheirathet oder unverheirathet, werden Madame genannt; die Prinzen führen verschiedene Titel, die ihnen bei ihrer Geburt vom Könige beigelegt werden, als Herzöge von Orleans, von Nemours u. s. w. Die königliche Gewalt wird beschränkt durch die Kammern, wovon die erste die Kammer der Pairs (der Gleichen) heißt und aus den Prinzen vom Geblüt und denen besteht, die der König dazu ernennt; die Erblichkeit der Pairie ist kürzlich aufgehoben worden. Die Zahl der Mitglieder ist unbestimmt. Die zweite Kammer heißt die der Deputirten, weil sie solche Personen enthält, die von den verschiedenen Departementern erwählt und abgesendet (députés) werden, ihre Zahl ist auf 431 bestimmt. Beide Kammern versammeln sich auf Befehl des Königs; die Berathschlagungen der Pairs werden geheim gehalten, die der Deputirten sind öffentlich. Neue Gesetze, Abänderung der alten, Steuern und Abgaben u. s. w. sind die Gegenstände ihrer Berathungen. Kein Gesetz ist gültig, was nicht von den Kammern angenommen worden ist; eben so nothwendig ist die Bestätigung des Königs, der in der Regel die Gesetze in Vorschlag bringt. Die Person des Königs ist heilig und unverletzlich; seine Minister aber können von den Kammern zur Verantwortung gezogen werden.

Der alte, in der Revolution aufgehobene und großentheils ausgewanderte, in der Folge aber theils zurückgerufene, theils jetzt erst, seit der Wiedereinsetzung der Bourbons, zurückgekehrte Adel ist zwar in so fern wieder hergestellt, daß er berechtigt ist seine alten Titel zu führen, doch ohne dadurch irgend eines Vorrechtes oder einer begünstigenden Ausnahme von den Staatslasten und Pflichten zu genießen. Eben so verhält es sich mit dem unter Napoleon 1808 neu errichteten Adel. Die Prädicate: Herzog, Baron, Graf, Ritter u. s. w. sind blos ehrenvolle Auszeichnungen und geben durchaus keine bürgerlichen Vorzüge vor dem Gesetz.

Vor der Revolution bestanden in Frankreich die Ritterorden des heiligen Geistes, du St. Esprit, von Heinrich III. 1578 gestiftet; des heiligen Ludwig, von Ludwig XIV. 1693 für verdienstvolle Offiziere katholischer Religion gestiftet; weshalb Ludwig XV. 1759 den Orden du mérite militaire für protestantische Offiziere errichtete; der Orden des h. Michael, von Ludwig XI. 1469 gestiftet, und der des h. Lazarus, der schon in den Zeiten der Kreuzzüge 1137 entstand und von Heinrich IV. erneuert wurde. Die drei ersteren sind bei der Rückkehr der Bourbons wieder hergestellt worden. Napoleon, der die Ordenssucht seines Volkes kannte und nach und nach die alten monarchischen Einrichtungen wieder einzuführen suchte, errichtete 1802 den Orden der Ehrenlegion, de la légion d'honneur, welchen sowohl Civil- als Militair-Personen ohne Unterschied der Geburt oder der Religion erhielten. Auch dieser Orden, auf welchen die Nation wohl mit Recht großen Werth

legte, ist klüglich beibehalten, nur ist an die Stelle des Bildnisses Napoleons, auf dem Ordenssterne, das Bildniß Heinrichs IV. mit der Umschrift gesetzt worden: honneur et patrie, Ehre und Vaterland. Dazu ist noch 1815 der zu Gent gestiftete Orden der Treue gekommen, für diejenigen, welche bei der Rückkehr Napoleons dem Könige treu geblieben. Die silberne Lilie am weißen Bande, welche viele trugen, ist nicht sowohl ein Orden, als ein Parthei-Abzeichen, welches diejenigen sich zulegten, welche für Anhänger der Bourbons gehalten seyn wollten. Für diejenigen, welche sich in der July-Revolution 1830 ausgezeichnet haben, ist neuerdings eine Decoration gestiftet worden, und von allen oben erwähnten Orden wird jetzt keiner mehr als der der Ehrenlegion verliehen.

Maß. Zeitrechnung. Münze.

Die Revolution, aus dem Hasse gegen die das Volk bedrückenden Formen der alten königl. Regierung, und gegen Geistlichkeit und Adel hervorgegangen, die als bevorrechtete Stände die Eifersucht des unterdrückten Volkes erregen mußten, hatte nichts eiligeres, als nicht allein jene alten Einrichtungen, sondern auch alles dasjenige abzuschaffen und zu verändern, was nur auf das entfernteste mit ihnen zusammenhing oder daran erinnern konnte. So ward auch ein ganz neues System der Maße und Gewichte erfunden, welches der Gleichförmigkeit, die es im ganzen Reiche einführte und seiner mathematischen Grundlage wegen unstreitig höchst vernünftig und wohlthätig gewirkt, und nur darin etwa es versehen hat, daß an die Stelle der bekannten und dem Volke verständlich gewordenen Benennungen neue meistens aus dem Griechischen entlehnte, also dem Volke höchst wunderlich und unverständlich klingende, Namen dafür ersonnen wurden. Selbst der bisherige Kalender mit seinen auf christlichen Ansichten beruhenden Eintheilungen und seinen Heiligen-Namen, war den wüthenden Republikanern ein Gegenstand des Aergernisses; er mußte mit einem neuen vertauscht werden. Die Eintheilung des Jahrs in 12 Monate ward beibehalten, die Monate aber erhielten neue Namen, welche gut genug gewählt sich auf die Beschaffenheit der Witterung und die wichtigsten Naturerscheinungen, die jedem Monate eigen sind, bezogen; nur freilich waren diese Benennungen schon nicht einmal für das ganze Frankreich, bei der bedeutenden klimatischen Verschiedenheit des nördlichen und des südlichen, recht passend, geschweige denn für andre Länder. Die Monats-Namen hatten nach den 4 Jahreszeiten 4 verschiedene Endigungen. Die drei Frühlings-Monate hießen:

Germinal, vom 21. März bis 19. April;
Floréal, — 20. April — 19. Mai;
Prairial, — 20. Mai — 18. Juny.

Die drei Sommer-Monate:

Messidor, vom 19. Juny bis 18. July;
Thermidor, — 19. July — 17. Aug.;
Fructidor, — 18. Aug. — 16. Sept.

Die drei Herbst-Monate:

Vendémiaire, vom 22. Sept. bis 21. October;
Brumaire, — 22. Oct. — 20. Nov.;
Frimaire, — 21. Nov. — 20. Dec.

Die drei Winter-Monate:

Nivose, vom 21. Dec. bis 19. Jan.;
Pluviose, — 20. Jan. — 18. Febr.;
Ventose, — 19. Febr. — 20. März.

Das Jahr fing mit dem 1. Vendemiaire an. Die 6 Tage vom 17. bis zum 22. September hießen jours complémentaires, oder eingeschaltete Tage, weil sie, da jeder Monat nur 30 Tage hatte, eingeschaltet werden mußten, um die richtige Jahreslänge zu erhalten. Die Namen der christlichen Feste verschwanden natürlich ganz, und statt der uralten Eintheilung in Wochen ward jeder Monat in 3 Dekaden, jede von 10 Tagen getheilt, so daß nun statt des siebenten nur der zehnte, Décadi, ein Ruhe- und Feiertag seyn sollte. Die Tage selbst wurden statt der alten Namen mit bloßen Zahlnamen, die noch obenein aus dem Lateinischen entlehnt waren, bezeichnet. So hieß der erste Tag nach dem Décadi der Primedi, der zweite Duodi, der dritte Tridi u. s. w. Auch zählte man nicht mehr nach Jahren seit der Geburt Christi, sondern man rechnete nach dem Anfange der Revolution vom Jahre 1793, dem Todesjahre des unglücklichen Ludwigs XVI.; so daß z. B. das Jahr 1804 das Jahr 12 hieß. Diese eben so unbequeme als thörichte Einrichtung ward indeß, da das Volk selbst sich nicht recht daran gewöhnen konnte, mit dem 1. Januar 1806 von Napoleon aufgehoben und der alte christliche Kalender wieder eingeführt.

Die neue Einrichtung der Maße und Gewichte und ihre neuen Benennungen sind in so fern beibehalten, daß sie bei allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden müssen; im gemeinen Leben aber hört man noch immer die alten Benennungen. Als Einheit zur Bestimmung aller Maße wird der Mètre angenommen, d. h. der 10 millionste Theil eines Quadranten oder eines Viertels eines Erdmeridians: er beträgt etwas über 3 Fuß. Hiernach werden die übrigen Maße und Gewichte bestimmt und durch die Endigung der Benennung bezeichnet. Mètre ist also die Einheit des Längenmaßes, Are des Flächenmaßes, Stère des kubischen oder Körpermaßes, Litre des Hohlmaßes, Gramme endlich des Gewichts, welches von einem Kubik-centimètre destillirten Wassers genommen ist. Die Vermehrung oder Verminderung wird durch die ersten Sylben der Benennung angedeutet, und zwar so, daß die aus dem Griechischen ungeschickt genug abgeleiteten Worte die

Vermehrung, die aus dem Lateinischen aber die Verminderung angeben. Die griechischen heißen: **deca 10, hecto 100, kilo 1000, myrio 10000**; die lateinischen: **deci 10, centi 100, milli 1000.** Also ist ein **décamètre = 10 mètres**, ein **décilitre = $^1/_{10}$ litre**, ein **hectogramme = 100 grammes**, ein **centistère = $^1/_{100}$ stère** u. s. w. Im gemeinen Leben hört man alle diese Benennungen nur selten; jedermann spricht von **une corde de bois**, ein Strick Holz (was mit einem Strick von einer gewissen Länge gemessen wird), wie wir sagen: eine Klafter; von **pied, pouce**, Fuß und Zoll, von **livre** Pfund, von **pinte** Schoppen u. s. w. Eben so rechnet man durchaus die Entfernungen nach **lieues**, wovon **25** auf einen Grad des Aequators gehen; also etwa eine gute Stunde Weges.

Bei den Münzen ist man zwar auch dem Dezimalsystem gefolgt, jedoch mehr mit Beibehaltung der üblichen Namen. Die Einheit heißt hier **centime**, ein Hundertel; da dies aber ein zu unbedeutender Werth ist, um ausgeprägt werden zu können, so heißt das nur, daß der **franc**, eine wirkliche Silbermünze, 6 gr 6 ₰ preußisch an Werth, in **100 centimes** getheilt gedacht wird; nach Franken oder **livres** rechnete man aber von jeher in Frankreich. Die kleinste Kupfermünze ist die **pièce de 5 centimes**, etwa 3 ₰ preußisch, gewöhnlicher mit der alten Benennung **1 sol** (spr.: sou) genannt. Dann hat man Silbermünzen von **10 sols**, von **15 sols** = $^1/_2$ und $^3/_4$ Franken; ferner von **1** und **2** Franken. Die größten Silbermünzen sind die **pièces de 5 francs**, etwa 1 Rthlr 8 gr 10 ₰ preußisch an Werth. Goldmünzen giebt es nur **2**, die Stücke von **20** Franken, 5 Rthlr 11 gr 5 ₰ preußisch, nach ihrem Gepräge **Napoleond'or** oder **Louisd'or**, auch schlechthin **Napoléon** oder **Louis** genannt; und die Stücke von **40** Fr. doppelt so viel werth.

Eintheilung.

Auch die alte Eintheilung des Landes in **16** Provinzen ward durch die Revolution aufgehoben. Diese Provinzen waren in verschiedenen Zeiten an die Krone Frankreich gekommen, hatten zum Theil vorher eigenthümliche Fürsten gehabt und behielten auch nach ihrer Einverleibung noch manche Spuren ihrer alten Verfassung und mit diesen manche eigenthümliche Charakterzüge des Volkes bei; etwa so wie es noch jetzt in Deutschland der Fall ist. Diese Verschiedenheiten mußten verschwinden, alle provinzielle Erinnerungen vertilgt werden: sollten alle Einwohner Frankreichs sich nur als Franzosen fühlen und von einem und dem nemlichen Gemeingeiste beseelt werden. Um diesen Zweck zu erreichen, theilte man das ganze Reich in Departementer, d. h. kleinere Provinzen oder Kreise, wobei geflissentlich gar keine Rücksicht auf die Gränzen der alten Provinzen genommen wurde, sondern nur allein auf eine gewisse Gleichförmigkeit des Umfangs und der Einwohnerzahl, und diese

departemens wurden vorzüglich nach den sie durchströmenden Flüssen, zum Theil auch nach den darin enthaltenen Gebirgen benannt. Obgleich nun diese Eintheilung seit vielen Jahren die allein in Frankreich geltende ist, so hat sie doch noch keineswegs die alten Provinzennamen aus dem Munde und der Erinnerung des Volkes verdrängt. Aus diesem Grunde und weil die alte natürlich die allein in allen vor der Revolution erschienenen Büchern herrschende ist und weil sie überdies die Uebersicht des Landes außerordentlich erleichtert, werden wir hier der alten Eintheilung folgen, dabei aber jedesmal die in jeder Provinz enthaltenen Departementer anführen.

Frankreich wird jetzt, mit Inbegriff der Insel Corsika, in 86 Departementer eingetheilt. Die verschiedenen Provinzen aber sind folgende.

1. Isle de France, enthält die jetzigen Departementer **Seine, Seine et Oise, Oise**; und Theile von den D. **Aisne, Seine et Marne** und **Eure et Loir.**

In dieser Provinz, und zwar im Departement Seine, liegt die Hauptstadt des Landes, **Paris (Lutetia)**, an beiden Ufern der Seine und auf mehreren Inseln, unter 48° 50′ B. mit einer Volksmenge von ungefähr 900,000 Einwohnern. Sie ist von einer schwachen Mauer umgeben und hat 57 Barrieren oder Thore. Der Fluß theilt sie in zwei etwas ungleiche Hälften, eine nördliche, welche die größere, und eine südliche; zwischen beiden liegen im Flusse die Inseln: la Cité (die Stadt) der älteste Theil der Stadt, und die Insel **St. Louis**, durch Brücken unter sich und mit beiden Ufern verbunden. Der Ursprung der Stadt verliert sich in das höchste Alterthum; schon die Römer unter Julius Cäsar fanden hier eine Stadt **Lutetia Parisiorum**, die aber wohl nur die jetzige cité begriff, und dem Kaiser Julian im 4ten Jahrhundert ein Lieblingsaufenthalt war, wegen des ernsthaften, zum Nachdenken aufgelegten Charakters ihrer damaligen Bewohner, wovon jetzt freilich eher das Gegentheil zu rühmen wäre. Bis auf die Zeiten Ludwigs XIV. war sie mit Wällen und Graben umgeben, welche seitdem geebnet worden und woraus die schönen **Boulevards** (Bollwerke) entstanden sind, welche jetzt die eigentliche Stadt von den Vorstädten trennen und eine breite mit Bäumen besetzte Straße bilden. Paris ist im Ganzen eine wohlgebaute Stadt, beinahe alle Häuser sind massiv von Bruchsteinen aufgeführt, die man in und dicht bei der Stadt in unerschöpflichen Steinbrüchen gewinnt. In den älteren Theilen der Stadt sind die Häuser sehr hoch, die Straßen eng und krumm, und eben daher meistens schmutzig, obgleich das Pflaster durchaus vortrefflich genannt werden kann; aber die in der Mitte jeder Straße befindlichen und von dem ewigen Fahren unaufhörlich aufgerührten Gossen verbreiten in den engeren Gassen eine beinahe beständige Feuchtigkeit und einen sehr übeln Geruch. In den breiteren und geraderen Straßen der neueren Theile der

Stadt und in den Vorstädten herrscht dagegen ziemlich viel Reinlichkeit. Die Erleuchtung durch in der Mitte der Straßen an Seilen hängende Laternen ist nur mittelmäßig, wird aber durch die in den belebteren Straßen bis Mitternacht hell erleuchteten vielen Läden ansehnlich verstärkt.

Der die Stadt von Osten nach Westen durchströmende Fluß ist beinahe überall mit schönen von großen Quadern erbauten Schahlungen oder Quais eingefaßt, an welchen von Zeit zu Zeit Landungs- und Ausladungsplätze angebracht sind: ein großer Theil dieser Einfassung ist erst unter Napoleon erbaut worden. Unter den 16 Brücken sind von Osten nach Westen die merkwürdigsten 1) der **Pont du jardin royal** (unter Napoleon, der diese Brücke baute, hieß sie **Pont d'Austerlitz**), von Gußeisen. 2) Der **Pontneuf**, an dem westlichen Ende der Cité, sie geht über die Spitze der Insel und beide Arme des Flusses, und ist die breiteste und längste Brücke in Paris. Sie ward unter Heinrich III. 1578 angelegt, unter Heinrich IV. ihrer Vollendung nahe gebracht, ganz indessen erst 1674 vollendet. Die eherne Statüe Heinrichs IV. zu Pferde, welche diese Brücke zierte, wurde in der Revolution eingeschmolzen, ist aber im J. 1818 durch eine neue ersetzt worden. 3) Der **Pont des Arts** von Gußeisen, nur für Fußgänger errichtet. 4) Der **Pont royal** oder **pont des Tuileries**, weil sie diesem Palast gegenüber liegt, von Ludwig XIV. erbaut. 4) **Pont de la Concorde**, vor der Revolution **pont de Louis XV.**, unter Ludwig XVI. erbaut. Endlich 5) **Pont des Invalides**, unter Napoleon, dem Erbauer der Brücke, **pont de Jena** genannt, am westlichen Ende der Stadt. Diese und alle übrige nicht genannte Brücken, mit Ausnahme der beiden vorhin erwähnten eisernen, sind von Quadern erbaut.

Die merkwürdigsten Gebäude in Paris sind: In der nördlichen Hälfte der Stadt:

Die **Tuileries**, im Jahre 1564 von Catharina von Medicis angelegt und von mehreren Königen erweitert. Dies Schloß, die Stadtwohnung der Könige, erhielt seinen Namen von einer Ziegelbrennerei, welche ehemals auf diesem Platze gestanden. Es liegt beinahe am westlichen Ende der Stadt an der Seine, mit welcher das Hauptgebäude, aus 5 verbundenen Pavillons bestehend, einen rechten Winkel bildet. Viel merkwürdiger als das Schloß selbst ist die sogenannte **Galerie du Louvre**, ein mit dem Flusse parallel laufender, an 900 Schritt langer Flügel des Schlosses, welcher es mit einem andern Schlosse, dem **Louvre**, verbindet. Das **Louvre**, die alte Residenz der Könige, ward so wie es jetzt ist, nachdem das alte festungsähnliche Gebäude abgebrochen worden, unter Franz I. angefangen, aber erst unter Ludwig XIV. vollendet; es bildet ein vollkommnes Viereck und umschließt einen großen regelmäßigen Hof. So wie es schon auf der südlichen Seite durch die **Galerie du Louvre** mit den Tuilerien zusammenhängt, so wollte Napoleon

es auf der nördlichen durch eine gleiche Gallerie verbinden und die dazwischen liegenden Häuser abbrechen lassen. Dieser ungeheure Plan ist indeß nur zum kleinsten Theil vollendet. Das Louvre war vor der Revolution der Sitz der verschiedenen Akademieen, nachher des National-Instituts und jetzt wiederum der wieder in ihrer frühern Form hergestellten Akademieen. In einem Theile des Louvre befindet sich die herrliche Antikensammlung und in der daran stoßenden Gallerie eine der vortrefflichsten Gemäldesammlungen in der Welt. Beides zusammen hieß bisher Musée Napoléon, jetzt bloß le musée. Vor der zweiten Eroberung von Paris **1815** waren hier die Kunstschätze von halb Europa, die herrlichsten Statüen aus Italien, die vortrefflichsten Gemälde aus vielen Kirchen und Schlössern in Italien, Spanien, Deutschland und den Niederlanden zusammengehäuft. Die Zurücknahme alles von den Franzosen mit Gewalt geraubten hat diese große Sammlung beträchtlich verringert. Fremden stehen diese wie alle übrige öffentliche Kunstsammlungen täglich, Einheimischen an gewissen Tagen unentgeltlich offen. Der innere Hof der Tuilerien, **place du caroussel**, ist mit einem von Napoleon erbauten Triumphbogen geziert, auf welchem sich die vier ehernen Pferde befanden, welche im Alterthum wahrscheinlich aus Griechenland nach Rom, von dort, als Constantinopel die Residenz der Kaiser ward, nach dieser Stadt, von den Venezianern aber bei der Erstürmung Constantinopels **1204** nach Venedig gebracht wurden, wo sie das Portal der St. Markuskirche zierten. Napoleon ließ sie nach Paris bringen, von wo sie endlich wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurück gewandert sind.

Das **Palais royal**. Dieses ungeheure, etwas nördlich von dem Louvre gelegene Gebäude ist nicht allein jetzt einer der merkwürdigsten Punkte in Paris, sondern hat auch eine bedeutende Rolle in der Geschichte Frankreichs gespielt. Es ward **1629** vom Kardinal Richelieu angefangen und hieß damals **palais cardinal**. Der Kardinal schenkte es dem Könige, und da es von mehreren Personen der königl. Familie bewohnt ward, erhielt es den Namen **palais royal**, den es nur während der Revolution mit dem Namen **p. égalité** und späterhin **p. du tribunat** vertauschte, jetzt aber wieder den alten führt. Nach dem Tode Ludwigs **XIV.** wohnte hier der berüchtigte Herzog von Orleans, Regent während der Minderjährigkeit Ludwigs **XV.**, und die unerhörte Sittenlosigkeit, welche sein Beispiel verbreitete, trug nicht wenig dazu bei, die Revolution vorzubereiten. Er erweiterte das Gebäude ansehnlich. Sein Enkel, ebenfalls Herzog von Orleans, bekannter unter dem Namen **Philippe Egalité**, schmiedete in diesem Palast die bösen Ränke, welche die ersten Stürme der Revolution veranlaßten und ihn selbst aufs Schaffot brachten. Ueberhaupt war dieser Ort während der Revolution häufig der Mittelpunkt, von welchem blutige Bewegungen ausgingen. So wie das Gebäude jetzt ist,
bil-

bildet es ein langes Parallelogramm, dessen kleine, südliche Seite der eigentliche Pallast ist und einen eigenen Hof umschließt, die drei übrigen Seiten umfassen einen über 700 Fuß langen und 300 Fuß breiten Platz, der mit einigen kümmerlichen Bäumen besetzt ist und der Garten heißt. Alle diese Gebäude haben unten an der innern Seite Bogengänge, welche zu unzähligen Kaufläden, Werkstätten u. s. w. benutzt sind. Hier findet man Kaufleute, Künstler und Handwerker jeder Art, von den reichsten Juwelieren bis zu den ärmlichsten Krämern hinab; Schneider, Schuster, Putzmacher, Buchhändler und Bücherverleiher, artistes décrotteurs d. h. Schuhputzer, die aber gar niedlich mit Spiegeln ausstaffierte Kämmerchen haben, wo man noch obenein die Zeitungen findet. Hier sind glänzende Kaffeehäuser und Restaurateurs, nicht blos auf ebener Erde, sondern selbst in den Kellern. In dem obern Geschoß sind besonders mehrere vortreffliche Speisehäuser, Spielzimmer, wo unter dem Schutze der Regierung Hasardspiele getrieben werden; kurz Reiche und Arme, ehrbare Kaufleute und liederliches Gesindel aller Art, ist in diesem ungeheuren Raume, wovon jeder Zollbreit vermiethet und benutzt wird, zusammengedrängt. Die Lage des Ganzen, im Mittelpunkt des reichsten und bevölkertsten Theiles von Paris, die Nähe mehrerer Theater, (eins ist im Palais royal selbst), die Bequemlichkeit hier alles zum Leben und zum Vergnügen Nöthige beisammen zu finden, die Annehmlichkeit eines bedeckten Spaziergangs bei jedem Wetter, macht das Palais royal zu dem besuchtesten Orte in Paris, wo sich täglich viele Tausende bis spät in die Nacht herumtreiben.

In der Nähe des P. royal befindet sich das Gebäude der Bibliothek, worin außer der großen Büchersammlung, einer der ersten in der Welt, noch eine sehr bedeutende Sammlung von Kupferstichen und eine eben so ansehnliche von Münzen befindlich ist. Nicht weit davon stand das große Opernhaus, wo die Pracht der Decorationen und die Vollkommenheit der Ballette mehr bewundert wurden, als der Gesang, für welchen, wie für Musik überhaupt, die Franzosen wenig Talent haben. Nachdem der Herzog von Berry beim Herausgehen aus der Oper ermordet worden, ist dies Gebäude abgebrochen worden. Beinahe alle Theater befinden sich in dieser Gegend und in den anstoßenden Boulevards. Die Zahl der Theater wechselt oft in Paris. Zur Zeit der Revolution soll es einmal an 30 gegeben haben. Napoleon beschränkte diese Zahl sehr, und jetzt mag sie sich auf 12 bis 14 belaufen, wovon beinahe jedes auf eine eigenthümliche Klasse dramatischer Werke beschränkt ist. So giebt das théatre françois, welches für das vornehmste gehalten wird, nur Tragödien und Komödien im edlern Styl, mit Ausschluß aller Singstücke und niedrig komischer Darstellungen. Außer diesem sind für die Litteratur und den Charakter des Volks am merkwürdigsten, das théatre des variétés und

das th. du vaudeville. Das erstere giebt im Ganzen niedrig komische Stücke, gewöhnlich aber unmittelbar aus den Sitten und Lächerlichkeiten der niedern Volksklassen in Paris selbst entnommen. Das Vaudeville gehört der französischen Litteratur ausschließlich an. Die Stücke, die hier gegeben werden, sind meist Gelegenheitsstücke in Beziehung auf die neuesten Stadt- und Volksbegebenheiten, die meiste Laune und die witzigste Satire darin wird in den sogenannten couplets d. h. gesungenen Strophen angebracht, welche nach alten bekannten Volksmelodieen gesungen werden. Der Pariser war ehemals außerordentlich schauspiellustig, und die Theater daher, obwohl die Plätze in einigen, wie den François und besonders der Oper, sehr theuer sind, waren beinahe täglich gedrängt voll. Es war nichts seltenes, daß neue Stücke, wenn sie Beifall fanden, 20 ja 30 mal hinter einander gegeben wurden. Jetzt will man eine bedeutende Abnahme in dieser Hinsicht bemerken. Der Beifall wird übrigens nicht wie bei uns blos durch Klatschen, sondern auch durch Stampfen mit Füßen und Stöcken, der Tadel aber durch Zischen und Pfeifen zu erkennen gegeben. Das einzige im südlichen Theile der Stadt gelegene de l'Odéon ist 1818 abgebrannt, seitdem aber wieder aufgebaut worden. — Das Rathhaus, Hôtel de ville, liegt an der place de la grève, unweit des Ufers der Seine, östlich von dem Louvre. Das Gebäude ist weiter nicht bedeutend; auf dem Platze vor demselben aber sind viele Opfer der Revolution unter dem Beile der Guillotine gefallen; sonst wurden hier die Verbrecher hingerichtet. Das Rathhaus ist der Mittelpunkt der Stadtverwaltung; die Stadt ist seit der Revolution in 12 Bezirke, arrondissemens, getheilt, wovon jeder, wie jede Stadt und jedes Dorf in Frankreich, einen maire, hier Bürgermeister, dort Schulze, an der Spitze hat. Diese Einrichtung ist uralt, wie schon daraus erhellt, daß der Schultheis oder Bürgermeister von London ebenfalls Mayor (spr.: mär) genannt wird.

Im nördlichen Theile von Paris lag ehemals die Bastille, an der östlichen Seite der Boulevards unweit des Flusses, ein altes, festes, in der neuern Zeit als Staatsgefängniß gebrauchtes Schloß. Dies Gebäude wurde im Anfange der Revolution von dem Volke erstürmt, niedergerissen, und ist so gänzlich verschwunden, daß die Nachbarn kaum noch die eigentliche Stelle wissen, wo es gestanden. Beinahe eben so ist es dem Temple ergangen, welcher etwas nördlicher an den Boulevards lag. Ursprünglich war der sogenannte Tempel eine Comturei und Hauptsitz der Tempelherren, späterhin gehörte er dem Malteserorden. In der Revolution diente dies alte Gebäude der königl. Familie zum Gefängniß und ward nachher größtentheils abgetragen. Der Saal, worin der unglückliche Ludwig XVI. gefangen gesessen, ist jetzt zu einer Kapelle eingerichtet.

Auf der Hauptinsel der Seine, la Cité oder auch île du palais genannt, befinden sich 4 merkwürdige Gebäude. Die alte

Hauptkirche von Paris, **Notre Dame**, zu Unsrer Lieben Frauen, eine der größten und schönsten gothischen Kirchen in Frankreich, aus dem 12ten Jahrhundert. Sie hat 2 unvollendete viereckige Thürme und ist 390 F. lang, 144 breit und 180 hoch. Ehemals war sie mit unzähligen Statüen und andern Denkmälern der Könige geschmückt, dies alles aber, wie aller Schmuck der 45 Kapellen und der vielen Altäre, die Glocken u. s. w. ist während der Revolution zerstört oder weggeführt worden. Daneben steht der alte Pallast der Erzbischöfe von Paris, welcher in den Julytagen 1830 vom Volke verwüstet worden und jetzt abgebrochen werden soll. Ganz nahe dabei, an der Seine ist das größte Hospital von Paris, das **Hôtel Dieu**, mit 23 Sälen und über 1200 Betten. Endlich das **palais de Justice** oder bloß **le palais** genannt, wovon die Insel den Namen hat, der Sitz des obersten Justizhofes, mit dem daran stoßenden Gefängnisse, **la Conciergerie** genannt, welches in den Stürmen der Revolution durch die vielen Schlachtopfer, welche von hier aus zur Guillotine geführt wurden, berühmt geworden ist. Dies Gebäude, schon im 9ten Jahrhundert begonnen, diente lange Zeit den Königen zur Wohnung, daher der Name; Feuersbrünste zerstörten es zum Theil, und so wie es jetzt ist, ward es erst im Jahre 1787 vollendet.

In dem südlichen Theile der Stadt bemerken wir, am östlichen Ende derselben, am Ufer der Seine, den **Jardin des plantes**, oder **Jardin royal**, einen sehr weitläuftigen botanischen Garten, wo sich zugleich die Behältnisse für viele ausländische Thiere befinden, und wo in einem ansehnlichen Gebäude, **Musée d'histoire naturelle**, die vortreffliche Sammlung ausgestopfter Thiere und die Mineraliensammlung aufgestellt sind. Auch diese Schätze stehen Fremden und Einheimischen, Gelehrten und Neugierigen stets unentgeltlich offen. Unweit dieser herrlichen Anstalt liegt am äußersten Ende der Stadt das große Hospital **de la Salpetrière**, wo sich der moralische und physische Auswurf des Volks befindet.

Am äußersten südöstlichen Ende der Stadt liegt an einem kleinen Bache, **rivière de Bièvre** genannt, die berühmte Tapetenfabrik **des Gobelins**. Es werden hier die größten und schönsten Gemälde durch ein Gewebe von Wolle und Seide täuschend nachgeahmt; die Arbeit heißt **haute lisse**, wenn der Aufzug senkrecht vor dem Arbeiter steht, und **basse lisse**, wenn er wagerecht vor ihm liegt; übrigens wird alles mit dem Webeschiffchen aus freier Hand gemacht, so daß die Arbeit an einem Stück oft mehrere Jahre währt. Diese Fabrik, unter Franz I. von den Gebrüdern Gobelins aus Rheims angelegt, hat immer nur in Aufträgen der Regierung gearbeitet, da sie durch sich selbst nicht bestehen könnte. Noch etwas südlicher trifft man das Gebäude der Sternwarte, **l'Observatoire**, an. Das alte 1667 erbaute thurmartige Gebäude wird wenig mehr gebraucht, und die eigentliche Sternwarte

mit vielen vortrefflichen Instrumenten ist jetzt in einem Seitengebäude. Unter diesem Gebäude befinden sich die tiefen und weitläuftigen Keller und Gänge, **les catacombes**, deren Ursprung zweifelhaft ist, und die sich unter einem bedeutenden Theil der Stadt erstrecken. Man hat sie in neuerer Zeit genauer untersucht, hie und da, wo sie den Einsturz drohen, durch Mauern und Pfeiler unterstützt und eine unendliche Menge menschlicher Gebeine aus mehreren Kirchhöfen hier aufgeschichtet. Wahrscheinlich sind es nichts als alte Steinbrüche, woraus die Bruchsteine zur Erbauung von Paris vor vielen Jahrhunderten genommen wurden; wie noch jetzt in dieser Gegend außerhalb der Barrieren viele solche unterirdische Brüche bearbeitet werden.

Weiter nördlich liegt eines der schönsten Gebäude von Paris, das sogenannte **Panthéon**, ursprünglich eine Kirche der h. Genovefa, welche aber in der Revolution die Bestimmung erhielt, die Gräber und Denkmäler aller berühmten Männer aufzubewahren. Dies Gebäude hat einen herrlichen mit korinthischen Säulen verzierten Eingang, und zeichnet sich besonders durch die kühne und hohe von Säulen getragene Kuppel aus; alles ist durchaus von Quadern erbaut. Bis jetzt sind indeß an Monumenten nur die hölzernen Modelle der Gräber Voltaire's und Rousseau's in den schönen unterirdischen Gewölben zu sehen, und mehrere einfache Denksteine von Generalen aus der Zeit Napoleons. Nicht weit davon befindet sich das Palais **Luxembourg**, von Maria von Medici **1612** erbaut, mit einem schönen Garten, welcher dem Publikum offen steht. Hier versammelt sich die Kammer der Pairs. Nördlicher, nicht weit von der Seine, findet man in einem ehemaligen Kloster **des petits Augustins**, das sogenannte **Musée des monumens françois**, wo in mehreren Sälen eine große Menge Statüen, Basreliefs, Grab- und andre Monumente, nach Jahrhunderten geordnet, aufgestellt sind. Macht es nun gleich einen widrigen Eindruck, hier so viele Denkmäler zu finden, die nur an dem Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung, vorzüglich in den Kirchen, an ihrer rechten Stelle wären, so hat doch der glückliche Gedanke, sie hier zu sammeln, sie vor der Zerstörung gerettet, der die meisten in der Revolution schwerlich entgangen wären. Vieles davon ist in neuerer Zeit an seinen ursprünglichen Ort zurückgebracht worden.

Westlicher, am Ufer der Seine, liegt das schöne ehemalige Palais **Bourbon**, dann **p. du corps législatif** genannt, worin sich jetzt die Kammer der Deputirten versammelt. Südlich von diesem kommt man an das ungeheure Gebäude des **Hôtel des Invalides**, welches **12** kleinere und einen großen Hof umschließt. Ludwig **XIV.** hat es erbaut und es werden darin etwa **2000** verstümmelte Krieger, Offiziere und Gemeine, sehr anständig unterhalten. Sehenswerth ist besonders die Kirche mit einer schönen, äußerlich beinahe

ganz vergoldeten Kuppel: hier werden die eroberten Fahnen aufbewahrt. Vor dem Hause erstreckt sich bis zur Seine ein sehr großer mit Alleen bepflanzter Platz. Südwestlich davon, am äußersten Ende der Stadt endlich finden wir einen ungeheuren mit einem niedern Erdwall und Alleen umgebenen Platz, das berühmte **Champ de Mars**, wo in der Revolution oft Volksversammlungen und Volksfeste Statt fanden: an diesen Platz stößt die ehemalige **école militaire**, jetzt zur Kaserne gebraucht.

Wir kommen nun zu den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen in Paris. Unter diesen letzteren nehmen die **Boulevards** den ersten Rang ein. Es sind, wie schon bemerkt, breite mit Alleen besetzte Straßen, welche an die Stelle ehemaliger Festungswerke getreten sind. Sie umgeben eigentlich ganz Paris, werden aber vorzüglich nur im nördlichen Theile, wo sie die Stadt von den Vorstädten trennen, häufig besucht; an ihnen liegen die meisten Kaffeehäuser, Bäder, mehrere Schauspielhäuser u. s. w., so daß das Gewühl, besonders im westlichen Theile derselben, außerordentlich ist. Ein eben so besuchter Spaziergang ist der Garten der Tuilerien; er erstreckt sich vom Schlosse westlich die Seine entlang, ist sauber gehalten und mit vielen Statüen verziert. Hier, wie auf allen Spaziergängen, findet man Tausende von Stühlen zu miethen und kann auch zugleich die Zeitungen erhalten. Der ausgedehnteste Spaziergang sind indeß die **Champs élysées**, noch weiter westlich bis ans Ende der Stadt; sie sind ein kleiner Lustwald, von vielen Alleen durchschnitten. Geht man noch weiter nach Westen, zu den Thoren hinaus, so kommt man endlich in das **bois de Boulogne**, ein ziemlich ausgedehntes Gehölz, welches ebenfalls stark besucht wird. Hier wie in den **champs élysées**, sind unzählige Kaffee- und Weinhäuser und andre Vergnügungsörter. Andre öffentliche Spaziergänge sind die schon erwähnten Gärten des **Palais royal** und des **Luxembourg**, so wie der **Jardin royal**.

Unter den öffentlichen Plätzen, deren Paris in Verhältniß zu seiner Größe nur wenige hat, zeichnen sich aus: die **place Vendôme**, nördlich von den Tuilerien, ein achteckiger Platz, auf welchem sich eine merkwürdige, von Napoleon errichtete Säule befindet. Sie ist nach dem Muster der Trajanssäule in Rom erbaut, **155** F. hoch, rund, und in ihrer ganzen Länge, wie auch an dem viereckigen Fußgestell, mit ehernen Platten und Basreliefs bedeckt, die sich schlangenförmig emporwinden und Begebenheiten aus dem östreichischen Kriege **1805** darstellen. Das Erz soll von eroberten Geschützen genommen worden seyn. Inwendig ist eine Wendeltreppe, durch welche man auf den Gipfel der Säule gelangt, wo sich bis zum **31**. März **1814** die eherne Statüe Napoleons befand. Ferner die **place de Louis XV.**, früher **p. de la révolution** und

nachher p. de la concorde genannt. Dieser schöne und große Platz liegt zwischen dem Garten der Tuilerien, den champs elysées und der Seine, und wird nur auf einer Seite von Gebäuden eingefaßt. Auch auf diesem Platze stand lange Zeit die Guillotine, und hier fiel das Haupt des unglücklichen Ludwigs XVI., seiner Gemahlin und seiner Schwester, an der Stelle, wo früher eine Statüe seines Vaters gestanden hatte. Alle übrige Plätze sind entweder unbedeutend oder klein.

Unter den öffentlichen Vergnügungen behaupten die Theater den ersten Rang. Außer ihnen giebt es aber noch eine große Menge von öffentlichen Ausstellungen und Darstellungen, als Panorama's, gymnastische und Reiterkünste, physikalische Darstellungen, Marionetten u. s. w. Unzählige kleine und größere Lustörter mit und ohne Gärten, wobei oft noch kleine Theater befindlich sind. Der Oerter, wo Speisen und Getränke zu haben sind, sind unzählige. Man unterscheidet die **Restaurateurs**, wo man zu jeder Stunde des Tages, vorzüglich aber von 12 Uhr an, eine Unzahl Gerichte erhalten kann, deren Namen in den größeren Restaurationen einen enggedruckten Bogen füllen; die **Traiteurs**, wo man nur zu bestimmten Stunden ißt, und wo sich wie in unsern Gasthöfen meistens eine und die nemliche Gesellschaft täglich einfindet. Die **Caffés**, wo man alle mögliche Erfrischungen und Getränke findet; endlich die **Estaminets**, wo auch Bier zu haben ist und Taback geraucht werden darf, eine Sitte, die erst seit der Revolution in Paris sehr zugenommen hat. Wirthshäuser nach deutscher Art, wo man zugleich wohnen, essen, trinken, seine Leute und Pferde unterbringen kann, giebt es in Paris nicht. Gewöhnlich gewährt das Wirthshaus nur die Wohnung, der Fremde muß zum Restaurateur gehen, oder das Essen von dort holen lassen. Doch kann man sich auch bei Familien einmiethen, wo man zugleich den Tisch hat. Die weiten Wege, welche der große Umfang der Stadt veranlaßt, werden sehr durch Miethsfuhrwerke aller Art erleichtert; die gewöhnlichsten sind **fiacres**, viersitzige Wagen mit 2 Pferden, **cabriolets**, zweisitzige mit einem Pferde, welche an vielen Orten der Stadt halten. Für jeden Weg, für den kleinsten wie für den größten, erhalten sie eine bestimmte mäßige Summe. In neuerer Zeit sind noch die **Omnibus** hinzugekommen, große Wagen, welche viele Personen aufnehmen können, aber nur, wie die Posten, zu gewissen Stunden gewisse Stationen zurücklegen, wo sie anhalten, ihre Passagiere absetzen, andre einnehmen u. s. w.

Die Zahl der wissenschaftlichen Institute und der öffentlichen Unterrichtsanstalten ist sehr groß, und schwer zu bestimmen. Unter allen behauptet die Akademie den ersten Rang, sie ward vom Cardinal Richelieu zuerst 1633 gestiftet und erhielt 1666 die Gestalt, unter welcher sie bis zur Revolution bestanden. Sie theilte sich in

3 Abtheilungen oder eigne Akademieen; die älteste war die **Académie françoise**, die sich ausschließlich mit der französischen Sprache und Litteratur beschäftigte; zu dieser kam 1663 die **A. des inscriptions et belles lettres**, ursprünglich, wie der Name schon zeigt, mit der Bestimmung Inschriften für Gebäude, Denkmäler, Münzen u. s. w. zu liefern, wie die Eitelkeit Ludwigs XIV. es forderte; sie beschäftigte sich aber mit dem ganzen weiten Felde der philologischen Wissenschaften; endlich ward noch 1666 die **A. des sciences** hinzugefügt, die in neueren Zeiten bei weitem die bedeutendste geworden ist; ihre Bestimmung waren die mathematischen und physikalischen Wissenschaften. In der Folge wurden auch noch Akademieen für Baukunst und bildende Künste errichtet. Alle diese Gesellschaften wurden während der Revolution vereinigt unter dem Namen des Nationalinstituts. Nach der Rückkehr der Bourbons ist die alte Eintheilung wieder hergestellt worden. Zu diesen schon bestehenden Akademieen ist jetzt (1832) eine neue Klasse des **sciences morales et politiques** hinzugekommen, und alle Klassen zusammen werden mit dem Namen: **Institut royal de France** bezeichnet. Außerdem giebt es eine große Menge gelehrter Gesellschaften in Paris für alle Theile der Wissenschaften und der Künste. Unter den Lehranstalten verdienen besonders die von Professoren des **Jardin du roi** und des **Observatoire** zu haltenden physikalischen, chemischen, astronomischen, botanischen, mineralogischen x. Vorlesungen eine ehrenvolle Erwähnung. Der öffentliche Unterricht ist in diesem Augenblick noch keineswegs gehörig geordnet in Frankreich. Die Revolution zerstörte alle Gymnasien und Schulen, welche größtentheils in den Händen der Geistlichkeit waren; unter Napoleon ward zwar die sogenannte Universität in Paris errichtet und ihr die Leitung aller Schulen im ganzen Reiche anvertraut; theils aber fehlte es an Geld, theils erhielten alle Lyceen oder Bürgerschulen eine so ausschließlich militärische Einrichtung, und der Unterricht ward so sehr auf die mathematischen und physikalischen Gegenstände beschränkt, daß man jetzt allgemein das Bedürfniß einer andern Einrichtung fühlt. Diese Universität hat übrigens nichts gemein mit unsern deutschen Universitäten, und besteht eigentlich nur aus mehreren zerstreuten Spezial-Schulen der verschiedenen Zweige der Wissenschaften. Es ist überhaupt ein großes Unglück für Frankreich, daß beinahe alles, was es an bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern besitzt, alle wissenschaftliche Institute, alle Sammlungen, alle Bibliotheken, alle Mittel zu einer höhern Bildung fast ausschließlich in Paris versammelt sind; vergebens sucht man außerhalb Paris, selbst in bedeutenden Städten mit seltnen Ausnahmen, Gelehrte oder wissenschaftliche Einrichtungen, alles drängt sich nach Paris; nicht blos fremde Länder haben sich über die Raubsucht der Franzosen zu beklagen gehabt, Frankreich ist im eigentlichsten Verstande an Schätzen der Kunst und Wissenschaft, an Ge-

mälden, Statüen, Manuscripten, Büchern, nur irgend beweglichen Alterthümern rein ausgeplündert und alles in Paris angehäuft. Kein Wunder, wenn dies den Fremden durch seinen Reichthum und seinen Glanz blendet; die traurige Unwissenheit und wissenschaftliche Dürftigkeit, die dafür im ganzen übrigen Reiche herrscht, fällt aber dagegen um so widriger auf. Dies geht so weit, daß wer es nur irgend vermag, seine Kinder zur Erziehung nach Paris sendet. Eben so ist auch der Buchhandel fast einzig auf Paris beschränkt; alle Buchhändler in den Provinzen sind fast ohne Ausnahme nur Krämer, welche die von Paris erhaltene Waare vereinzeln. Natürlich zieht dieser Zustand der Dinge auch alle Künstler, alle feinere Handwerker, vorzüglich alle diejenigen nach der Hauptstadt, die Gegenstände des Luxus und der Mode verfertigen, so daß man, im nördlichen Frankreich wenigstens, alle diese Dinge auch in der größten Entfernung aus Paris kommen läßt, und die Pariser Arbeiten und Waaren einen großen Ruf im Auslande erhalten haben.

Die Gegend um Paris ist fruchtbar und im Ganzen eben, nur nördlich von der Stadt erheben sich einige unbedeutende Hügel, wovon der bekannteste der Montmartre ist. Der Name wird abgeleitet entweder von einem Tempel des Mars, welcher ehemals hier gestanden, oder von dem Märtyrer Dionysius, dem Schutzpatron von Frankreich, welcher hier enthauptet worden (**mons martyrii**). Er liegt unmittelbar an der Stadt und ist mit Gärten und Windmühlen besetzt; von seinem Gipfel hat man die schönste Uebersicht von Paris; er besteht aus Gyps, in welchem man eine große Menge sehr interessanter Versteinerungen findet. Dieser Hügel, wie die östlicher gelegenen von Menil montant, Belleville u. s. w., waren **1814** befestigt und mußten in der Schlacht von Paris, am 30. März, erstürmt werden.

In dieser Provinz bemerken wir noch folgende Oerter:

St. Denys, 2 kleine Stunden von Paris, eine unbedeutende Stadt, berühmt durch die Abtei gleiches Namens, in welcher die Gräber der Könige von Frankreich waren, in der Revolution aber gänzlich zerstört und die Kirche aller Zierathen beraubt wurde. Napoleon hatte das Gebäude schon wieder für sich und die Seinen in Stand setzen lassen.

Dicht an Paris, östlich, liegt das feste Schloß **Vincennes**, mit einem weitläuftigen Park; es dient zum Staatsgefängniß.

Westlich 2 Stunden von Paris liegt an der Seine der kleine Ort **St. Cloud**, mit einem Schlosse, wo ehemals der Hof sich oft aufhielt. Nahe dabei liegt ebenfalls an der Seine der Flecken **Sèvres**, wo sich die berühmte Porzellan-Manufaktur befindet. Etwas nördlicher liegt das kleine Lustschloß **Malmaison**, wo Napoleon häufig wohnte. Durch Sèvres führt der Weg in 3 kleinen Stunden nach **Versailles**. Vor der Revolution hatte der Ort an

70000, jetzt kaum 30000 Einwohner. Ludwig XIV. verschwendete hier ungeheure Summen, um ein prachtvolles Schloß und einen mit Springbrunnen reichlich verzierten Garten in einer wasserlosen Gegend anzulegen. Das Wasser mußte daher von Marly, über 2 Stunden von Versailles, aus der Seine durch gewaltige Maschinen mehrere hundert Fuß hoch gehoben und nach Versailles geleitet werden. Dieser Garten, obwohl in altfranzösischem steifen Geschmack mit unabsehbaren grünen Baumwänden, weitläuftigen Rasenplätzen und großen Wasserbecken angelegt, macht doch auch jetzt noch durch seine Größe einen imponirenden Eindruck. Bis 1789 war Versailles der gewöhnliche Aufenthalt des Hofes, seit der Revolution aber ist das Schloß sehr verfallen. In einem der Seitengebäude des Schlosses befindet sich eine mit Recht berühmte Gewehrfabrik. Dicht hinter dem Garten von Versailles liegen die beiden Lustschlösser Klein- und Groß-Trianon. Eine Stunde hinter Versailles liegt der kleine Ort St. Cyr, wo die bekannte Maintenon eine Erziehungsanstalt für ärmere Fräulein anlegte, die in der Revolution aufgehoben, von Napoleon durch eine Militärschule ersetzt ward. Etwa 6 Meilen südwestlich von Paris liegt Rambouillet, ein kleiner Ort mit einem alten Jagdschlosse der Könige, wo in dem ungeheuren angränzenden Park die schöne Schäferei von spanischen Schafen sich befindet, von welcher sich die edlere Rasse dieser Thiere über ganz Frankreich ausgebreitet hat.

In der Mitte eines bedeutenden Waldes liegt 14 Stunden südlich von Paris das Lustschloß Fontainebleau, unweit der Seine. Von Franz I. an haben mehrere Könige die Gebäude dieses Schlosses erweitert, am meisten hat Ludwig XIV. hinzugefügt, so daß das Ganze eine große aber ungleichartige Masse bildet. Ehemals wurden hier die glänzendsten Feste, Jagden u. s. w. gegeben. Man zeigt noch den Saal, in welchem die Königin Christine von Schweden ihren Stallmeister Monaldeschi ermorden ließ. Am 22. Juny 1815 entsagte hier Napoleon der Krone. Nördlich von Paris bemerken wir noch in dieser Provinz Soissons (Noviodunum) an der Aisne, mit 8000 Einw. Sie ist in den ältesten Zeiten der Monarchie oft Residenz der Könige gewesen. Compiègne an der Oise, mit einem schönen königl. Schlosse, und endlich Laon (spr.: lan) auf einem in der Ebene ganz isolirt liegenden schroffen Kalkfelsen. In der Nähe der Stadt ward am 9. und 10. März 1814 Napoleon von den Preußen und Russen geschlagen.

2. Picardie, umfaßt die Departementer: Somme, einen Theil von Pas de Calais und einen Theil von Aisne. Die Einwohner werden Picards genannt. Sie liegt im Norden von Isle de France. Der Boden dieser Provinz ist durchaus eben und fruchtbar an Getreide; Wein aber gedeiht hier nicht mehr. In dem nördlichen Theile dieser Provinz zeigen die vielen deutschen oder vielmehr flamändischen Namen der Oerter, daß sie ursprünglich zu

dem Gebiete der niederländischen Völker gehört habe. — Die wichtigsten Oerter dieser Provinz sind:

Amiens (Samarobriva), mit 40000 Einw., an der Somme, welche die Stadt in mehreren Armen durchfließt. Sie hat bedeutende Fabriken in Wolle, Seide und Leder und eine sogenannte Akademie der Künste und Wissenschaften. Die Hauptkirche, ein gothisches Gebäude aus dem 13ten Jahrhundert, ist sehenswerth.

St. Quentin (Augusta Veromanduorum) an dem Kanal gleiches Namens und an der Somme, mit ansehnlichen Leinwand-, Batist-, Zwirn- und Baumwollenfabriken; sie zählt etwa 15000 Einwohner.

Calais, an der Meerenge, die davon den Namen führt; eine stark befestigte Stadt mit etwa 10000 Einw. Der Eingang zum Hafen wird durch einen Kanal gebildet, den man durch den hier beständig sich anhäufenden Flugsand, womit die ganze Küste bedeckt ist, gegraben hat. Bei heiterm Wetter sieht man von hier aus die Küste von England sehr deutlich, sie ist nur 7 Stunden entfernt; deshalb ist auch Calais der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach England; täglich gehen Packetboote hin und zurück. Die Stadt ward 1348 von den Engländern erobert und sie behielten sie bis 1558, wo der Herzog von Guise sie durch einen Ueberfall im Winter wieder eroberte.

Boulogne (Gessoriacum), südlich von Calais an der Meerenge, mit etwa 16000 Einw.; auch von hier fährt man häufig nach England über. Bei diesem Orte sieht man noch die Spuren des großen Lagers, welches Napoleon hier zu einer Landung in England 1803—1805 versammelte, wozu mehrere tausend flache Böte in verschiedenen Häfen dieser Küste und vorzüglich in Boulogne erbaut wurden. Auch hatte er hier vorläufig eine Säule zum Denkmal der nie zu Stande gekommenen Landung errichten lassen.

Außerdem sind in dieser Provinz noch zu bemerken: Abbeville (Ambiliati) an der Somme, eine Fabrikstadt mit 18000 Einw., und die befestigten Oerter Péronne, Guise und La Fère.

Diese Provinz war lange Zeit der Kriegsschauplatz zwischen den Engländern und Franzosen; letztere erlitten hier, in der Nähe der Somme, die beiden großen Niederlagen bei Crecy 1346 und bei Azincourt 1415.

3. Die französischen Niederlande oder die Grafschaft Artois und Hainaut (Hennegau), oder jetzt das Dep. du Nord, der größte Theil vom Dep. Pas de Calais und ein kleiner Theil vom Dep. des Ardennes. Diese Länder, ehemals Theile der Niederlande, kamen schon einmal 1180 durch Heirath an Frankreich und gehörten in der Folge zu den Besitzungen der mächtigen Herzöge von Burgund; nach dem Tode Carls des Kühnen, 1477, des letzten unter ihnen, nahm Ludwig XI. sie in Besitz,

mußte sie aber bald wieder an Oestreich abtreten. Dann kamen sie an Spanien und wurden endlich unter Ludwig XIV. mit Frankreich vereinigt. Dies im Ganzen ebene, von vielen Flüssen und Kanälen durchschnittene Land gehört zu den fruchtbarsten Provinzen Frankreichs, und die Betriebsamkeit der Einwohner zeigt sich in dem vortrefflichen Anbau desselben: Getreide, Flachs und Oelpflanzen sind die wichtigsten Erzeugnisse. Die bedeutendsten Städte dieser Provinz sind zugleich die wichtigsten Gränzfestungen; dazu gehören:

Lille oder Ryssel, an der Deule, die sich späterhin mit der Schelde vereinigt, mit 72000 Einw., eine der bedeutendsten Festungen Frankreichs; auch sind die Fabriken in Wolle, Leinen und Baumwolle und der Handel sehr ansehnlich.

Dunquerque, Dünkirchen, am Meere, mitten unter Sandhügeln, Dünen, daher der Name; sie hat einen vortrefflichen Hafen, großen Handel und ist gut befestigt: durch Kanäle steht sie mit vielen niederländischen Städten in Verbindung. Sie zählt etwa 24000 Einwohner.

Valenciennes, an der Schelde, welche hier schiffbar wird, mit 19000 Einw., sie gehört zu den ersten Festungen Frankreichs. Hier werden wie in den Niederlanden feine Batiste und Spitzen gemacht. Die Gegend um Valenciennes ist reich an vortrefflichen Steinkohlen.

Arras (Nemetacum), an der Scarpe, welche später in die Schelde geht, mit 20000 Einw. Die Stadt ist zwar befestigt, bedeutender aber ist die dabei gelegene Citadelle. Auch hier werden Spitzen und Batist gemacht.

Cambray oder Cammeryk (Camaracum), an der Schelde, mit 15000 Einw. Von dieser Stadt hat das Zeug Cambrik, Kammertuch oder Batist den Namen. In der Kathedralkirche sieht man das Grabmal des frommen Fénélon † 1715, Bischofs von Cambray.

Außerdem enthält diese Provinz eine Menge kleinerer befestigter Plätze, als: Avesnes, Le Quesnoy, Charlemont und Givet an der Maas, mit mehreren starken Citadellen, Condé, Maubeuge und die ebenfalls feste Stadt Douay an der Scarpe, mit 18000 Einwohnern.

Im Westen von Isle de France liegt am Kanal

4. Die Normandie, welche die jetzigen Departementer Manche, Calvados, Orne, Eure und Seine inférieure umfaßt. — Unter den schwachen Nachfolgern Carls des Großen landeten im 9ten und 10ten Jahrhundert oftmals verwüstende Schwärme der Normannen an dieser Küste, welche damals Neustrien hieß, und drangen mit ihren kleinen Schiffen auf der Seine bis Paris vor. Im Jahre 912 nöthigten sie Carl den Kahlen, ihnen diese Provinz als ein Lehn der französischen Krone abzutreten, und von

da an hieß dies Land nach seinen Eroberern Normandie (die Einwohner Normands) und hatten eigne Herzöge, die in der Folge auch England eroberten. Im 13ten Jahrhundert rissen die Könige von Frankreich dies Land wieder an sich, welches jedoch in den Kriegen mit England wieder verloren ging, bis endlich, als unter Carl VII. von Frankreich die Engländer alle ihre Besitzungen in Frankreich verloren, auch die Normandie für immer mit Frankreich vereinigt wurde. — Das Land ist eben und sehr fruchtbar. Statt des Weines, der hier nicht mehr gut gedeiht, bereiten die Einwohner ein geistiges Getränk aus dem Safte der Aepfel und Birnen: jenes ist der eigentliche Cidre, dieses der weniger geschätzte Poiré. Die Normandie ist mit Obstbäumen bedeckt; außerdem ist der Getreidebau ansehnlich und die Viehzucht sehr bedeutend. Die Pferde aus der Normandie werden mit zu den besten und dauerhaftesten in Frankreich gerechnet. Zu den Fabrikerzeugnissen gehören vorzüglich Tuch, grobe Leinwand und Glas. Da die Provinz nördlich und westlich vom Meere bespült wird, so liefert sie auch viele Fische und die besten Austern: die Beschäftigung mit Fischfang und Handel macht die Normands zu guten Matrosen. Ein bedeutendes Product dieser Provinz ist noch der viele Seetang, welcher theils vom Meere ausgeworfen, theils an den flachen Stellen des Ufers unter dem Wasser geschnitten wird. Diese leicht faulende Pflanze liefert ein vortreffliches Düngungsmittel, und aus ihrer Asche, wenn sie in Gruben, in großer Masse verbrannt wird, bereitet man Soda, ein Salz, welches sowohl zur Glas- und Seife-Fabrikation, als auch in der Färberei häufig gebraucht wird.

Diese Provinz enthält 2 bedeutende Städte:

Rouen (**Rotomagus**), am rechten Ufer der Seine, mit 92000 Einw.; auf dem linken Ufer liegt die Vorstadt St. Sever. Die Fluth steigt in der Seine bis zu dieser Stadt, so daß schon ziemlich große Schiffe bis hierher gelangen können. Dieser Umstand hat Rouen zu einer bedeutenden Handelsstadt erhoben. Die wichtigsten Ausfuhrgegenstände sind Früchte, vorzüglich eingemachte, Cidre, Eisenwaaren, Fayence, Leinwand, baumwollne Waaren u. s. w. Da sie von der Landseite durch steile Höhen eingeschlossen ist, so sind die Straßen meist sehr eng. Unter den Plätzen bemerkt man denjenigen, auf welchem die Jungfrau von Orleans 1430 verbrannt wurde. Die Kathedralkirche, mit 2 Thürmen, wovon der eine sehr hoch ist, gehört zu den schönsten in Frankreich. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs und mehrerer gelehrten Gesellschaften. Der bekannte Dichter P. Corneille ward hier 1606 geboren.

Caen (spr.: can), an der Orne, nicht weit vom Meere, mit 39000 Einw., die sich theils vom Handel, theils von mannigfalti-

gen Fabriken ernähren. Auch hier sind mehrere gelehrte Gesellschaften. Der Dichter Malherbe ward hier 1555 geboren.

Obwohl vom Meere bespült, hat die Normandie doch von Natur keinen bedeutenden Hafen, denn die Häfen von **Dieppe**, **St. Vallery**, **Honfleur** und selbst **Havre de Grace** oder **le Havre**, am Ausfluß der Seine, obgleich letzterer ein Seearsenal besitzt, sind doch zu klein und nur für Kauffahrteischiffe geeignet. Schon längst hatte man das Bedürfniß eines guten Kriegshafens an dieser Küste gefühlt, und deshalb wurden einige Jahre vor der Revolutien ungeheure Summen verwendet, um den an sich unbedeutenden und seichten Hafen von **Cherbourg** (**Coriallum**) (Portsmouth gerade gegenüber) tiefer, geräumiger und sicherer zu machen. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, einen künstlichen Damm ins Meer zu werfen, um die hier ganz vorzüglich mächtige Gewalt der Fluthen zu brechen und den Schiffen im Hafen Sicherheit zu verschaffen. Auch Napoleon verwendete viel an dieses große Werk, welches erst **1812** völlig beendigt wurde. Nach Cherbourg wurde die **1830** vertriebene königliche Familie geführt und schiffte sich von hier nach England ein.

5. **Bretagne**, oder die Departementer: **Finisterre**, **Côtes du Nord**, **Morbihan**, **Ille et Vilaine** und **Loire inférieure**. Auch diese Provinz hatte lange Zeit ihre eignen Fürsten. Die Bewohner derselben, **Bretons** genannt, sind, wie schon der Name andeutet, Stammverwandte der alten Britten und vermuthlich auch der Gallier; daher hat sich auch im westlichen Theile des Landes, ehemals **basse Bretagne**, die alte Sprache der Ureinwohner, **le bas Breton**, unter dem Landvolk erhalten. Jahrhunderte lang herrschten hier erst die Normänner, dann die Engländer, dann eigne Herzöge mit den königl. Häusern von England und Frankreich verwandt. Die letzte Herzoginn Anna heirathete nach einander die Könige Carl VIII. und Ludwig XII., ihre Tochter aber Franz I., wodurch **1532** Bretagne mit der Krone Frankreich für immer vereinigt ward. — Diese Provinz bildet eine in das atlantische Meer gestreckte Halbinsel, sie ist meist eben, nur im nördlichen Theile etwas bergig. Der Boden ist im Ganzen zwar fruchtbar, doch nicht ausgezeichnet, und der Anbau sehr mittelmäßig: Getreide, Flachs, Obst und ziemlich gute Pferde sind die Haupterzeugnisse. Das Landvolk ist arm, roh und schmutzig. Die lange Küstenstrecke und die vielen Häfen geben Veranlassung zum Handel und Fischfang. Die bedeutendsten Städte sind:

Rennes (**Condate**), am Zusammenfluß der **Ille** und **Vilaine**, mit **30000** Einw.; eine sehr alte Stadt mit engen, finstern Gassen. Sie hat etwas Handel und Fabriken, besonders von Segeltuch.

St. Malo, eine befestigte Stadt, auf einer Insel, die nur durch einen schmalen Damm mit dem Lande zusammenhängt. Der

Hafen ist gut, daher sich hier ein Seearsenal, Schiffswerfte u. s. w. befinden. Der Handel ist bedeutend. Die Stadt zählt an 10000 Einw., die wegen des beschränkten Raumes sehr eng wohnen, und beim Mangel an Quellen sich mit Regenwasser begnügen müssen. Die Fluth steigt hier zuweilen über 40 F. In dieser Gegend, beim Flecken Cancale, werden die schönsten Austern in unermeßlicher Menge gefangen.

Brest (Brivates?), am westlichen Ende der Provinz, hat den besten und sichersten Hafen von Frankreich und eine vortreffliche Rhede. Ehemals war dieser Ort ganz unbedeutend, seitdem man aber, vor etwa 200 Jahren, die Wichtigkeit seiner Lage eingesehen, ist er schnell gestiegen, mit Festungswerken und Allem was zur Ausrüstung großer Kriegsflotten nöthig ist, reichlich ausgestattet worden, und zählt jetzt über 28000 Einw. An der äußersten Spitze des Landes liegt die Insel Ouessant mit einem Leuchtthurme; hier hat sich das Bas Breton am reinsten erhalten.

L'orient (Vindana), an einem Meerbusen, auf der südlichen Küste, mit einem guten Hafen und etwa 20000 Einwohnern. Nicht weit davon erstreckt sich die schmale Halbinsel Quiberon südlich ins Meer. Hier landeten 1795 unter dem Schutze einer englischen Flotte einige Tausend Emigranten, wurden aber, von den Engländern verlassen, sämmtlich niedergehauen.

Nantes (Portunamentum), an der Loire, einige Meilen von ihrer Mündung, eine der bedeutendsten Handelsstädte Frankreichs. Sie ist befestigt und zählt an 77000 Einw. Eine steinerne Brücke führt hier, mit Hülfe einiger Inseln, über die Loire. Der Handel mit Westindien, Spanien ꝛc. ist ansehnlich; größere Schiffe können indeß nur bis Paimboeuf gehen, wo sie in kleinere ausgeladen werden. In der Geschichte ist Nantes berühmt durch das Edict, welches Heinrich IV. zu Gunsten der Protestanten hier 1598 erließ, und welches von Ludwig XIV. 1685 aufgehoben wurde und die starken Auswanderungen der Protestanten, unter dem Namen Réfugiés, nach Deutschland, Holland und England veranlaßte. An der Revolution nahm Nantes einen höchst eifrigen Antheil und sehr zahlreiche und grausame Hinrichtungen fielen hier vor.

6. Orléanois. Wir nehmen hier diesen Namen in seiner weitesten Bedeutung, wo er schon vor der Revolution eine Menge kleinerer Provinzen, als: das eigentliche Orléanois, Maine, Anjou, Poitou, Touraine, Berry u. s. w. umfaßte. Jetzt unterscheidet man darin die Departementer: Vendée, Deux Sèvres, Charente, Vienne, Mayenne et Loire, Mayenne, Sarthe, Eure et Loir, Loiret, Loir et Cher, Indre et Loire, Indre, Cher und Nièvre. Diese große Provinz nimmt einen ansehnlichen Theil des mittlern Frankreichs ein; die Beschaffenheit ihres Bodens ist daher auch sehr mannigfaltig. Reich an Getreide sind vorzüglich die nördlich von der Loire gelegenen Theile, besonders

ders die sogenannte Beauce, die Gegend um Chartres; die Ufer der Loire gehören zu den schönsten und reichsten Gegenden Frankreichs, hier wächst schon guter Wein. Südlicher fängt das Land an hügeliger und weniger ergiebig zu werden; hier ist der Kastanienbau schon bedeutend. Nach dem Meere zu ist das Land flach und zum Theil morastig. Diese letztere Gegend, ein Theil des ehemaligen Poitou, jetzt die Dep. Vendée und Deux Sèvres, ist in der Revolution unter dem Namen Vendée durch die Anhänglichkeit ihrer Bewohner an der alten Verfassung, und die Hartnäckigkeit, womit sie mehrere Jahre lang der Macht der Republik oft siegreich trotzten, merkwürdig geworden. Ueberwunden ist die Vendée eigentlich nie geworden, und noch in der Zeit, als die Verbündeten in Frankreich eindrangen, standen die Einwohner zu Gunsten des Königs gegen Napoleon auf, wie sie wiederum jetzt noch (1832) die eifrigsten und unruhigsten Anhänger der vertriebenen Bourbons sind.

Diese Provinz zählt zwar eine bedeutende Menge kleiner und mittlerer Städte, aber nur wenig große. Zu den bedeutendsten gehören:

Orléans (Gennabum), am rechten Ufer der Loire und durch eine schöne steinerne Brücke mit der Vorstadt **Portereau**, auf dem linken Ufer verbunden. Sie gehört zu den ansehnlichsten Städten im Lande und zählt über 44000 Einw. Der Handel von Orleans ist für das innere Frankreich bedeutend: Wein, Branntwein, Getreide sind die Hauptgegenstände desselben. Orleans wurde ehemals zu den Festungen gerechnet und von den Engländern 1429 vergeblich belagert, Jeanne d'Arc, die bekannte Jungfrau von Orleans, nöthigte sie, die Belagerung mit großem Verluste aufzuheben; ihr zu Ehren steht eine steinerne Statüe, welche sie knieend darstellt, auf dem Markte: ihr ehernes Denkmal auf der Brücke ward in der Revolution zerstört!

An der Loire bemerken wir noch:

Tours (Caesarodunum), eine alte Stadt, mit einer schönen steinernen Brücke über die Loire und 23000 Einw. Ehemals waren die Seidenfabriken dieses Ortes so berühmt, wie jetzt die von Lyon; der Name eines starken seidenen Zeuges, gros de **Tours**, erinnert daran. Die Gegend um die Stadt ist ganz besonders fruchtbar und wird daher der Garten Frankreichs genannt. Südlich von der Stadt schlug Carl Martell 732 die Sarazenen, welche aus Spanien in Frankreich eingebrochen waren und schon den ganzen Süden überschwemmt hatten; diese Niederlage rettete vielleicht damals Europa von dem arabischen Joche.

Ferner die Städte **Blois** und **Saumur**, erstere auf dem rechten, letztere auf dem linken Ufer der Loire. Bei Blois liegt auf einem Felsen ein königliches Schloß, dessen Theile in sehr verschie-

denen Zeiten erbaut worden. In Saumur hatten die Protestanten in älteren Zeiten eine Universität.

Nördlich von der Loire verdient nur **Chartres (Antricum)**, an der Eure mit 15000 Einw., einige Erwähnung. Sie liegt in der **Beauce**, einer an Getreide sehr fruchtbaren, aber wasserarmen Gegend. Die Hauptkirche mit zwei hohen Thürmen ist zwar klein, aber eines der schönsten gothischen Gebäude in Frankreich.

Südlich von der Loire bemerken wir nur: **Bourges (Avaricum)**, Hauptstadt des ehemaligen Berry, eine alte, große, aber im Verhältniß schlecht bevölkerte Stadt, sie zählt nur 20000 Einw., und **Poitiers (Limonum)**, Hauptstadt des ehemaligen Poitou, eine der ältesten Städte des Reichs; daher man hier auch noch viele Trümmer römischer Gebäude, Spuren eines Amphitheaters und eines Triumphbogens antrifft. Die Stadt ist sehr groß, hat aber nur etwa 22000 Einw. und wenig Betriebsamkeit und Handel. Man wirft überhaupt den **Poitevins**, Einwohnern von Poitou, Trägheit und Unbehülflichkeit vor. Bei Poitiers wurden die Franzosen 1356 von den Engländern, unter dem berühmten schwarzen Prinzen, einem Sohne Eduards III., trotz ihrer großen Ueberzahl geschlagen und ihr König Johann gefangen genommen

An der See endlich liegen:

La Rochelle, eine in der Geschichte Frankreichs berühmte Stadt. Sie war einer der Hauptsitze der Reformation in Frankreich und die letzte Stadt, welche die Protestanten, denen man zu ihrer Sicherheit mehrere feste Plätze eingeräumt hatte, besaßen. Im Jahre 1628 ging sie, nach einer verzweifelten Gegenwehr, an Ludwig XIII., oder vielmehr an den Cardinal Richelieu über, welcher zur Sperrung des Hafens, um die englische Hülfe abzuhalten, einen Damm ins Meer hatte aufführen lassen, wovon man die Trümmer noch bei der Ebbe wahrnimmt. Jetzt hat sie etwa 16000 Einw., mehrere wissenschaftliche Anstalten und Gesellschaften und einen ausgebreiteten Handel. Sie ist befestigt.

Rochefort, am Ausfluß der **Charente** ins Meer. Sie ist einer der wichtigsten Kriegshäfen Frankreichs und daher stark befestigt. Von hier aus versuchte Napoleon 1815 nach Amerika zu entkommen, mußte sich aber der den Hafen beobachtenden englischen Flotte ergeben.

7. **Lyonois.** Auch diese Provinz, die ganz im Innern des Landes liegt, zerfiel schon ehemals in mehrere kleinere, als: das eigentliche **Lyonois, Bourbonois, Marche, Auvergne** u. s. w.; sie enthält die heutigen Dep. **Rhône, Loire, Allier, Puy de Dôme, Cantal** und Theile von **Creuse, Haute Vienne** und **Haute Loire.** Diese ansehnliche Provinz ist großentheils bergig. Unter den Bergen von Auvergne sind bekannt der **Puy de Dôme**, der

der **Cantal**, der **Mont d'or** und andre, sie zeigen viele Spuren von erloschenen Vulkanen, daher man auch in ihrer Nähe warme Quellen und solche findet, welche Erdharz auswerfen, welches nach und nach ganze Hügel bildet. Die Einwohner dieser Gebirge sind sehr betriebsam und wandern zu Tausenden jährlich in die benachbarten fruchtbareren Gegenden, um bei der Erndte zu helfen. Diese Gebirgsgegenden liefern vortreffliches Rindvieh, gute Butter und Käse, und viele Kastanien und Nüsse. Die Thäler und Ebenen dieser Provinz gehören zu den schönsten in Frankreich und bringen viel Getreide, Obst und Wein, auch viel Maulbeerbäume hervor, daher die Seidenzucht hier bedeutend ist.

Mit Uebergehung der vielen unbedeutenden Oerter bemerken wir hier nur:

Lyon (Lugdunum), eine der größten Städte des Königreichs, mit **180,000** Einw., am Zusammenflusse der Rhone und Saone gelegen. Die Stadt ist sehr alt; schon zu den Zeiten Augusts war sie bedeutend, und **60** gallische Völkerschaften errichteten hier, auf der Spitze zwischen beiden Flüssen, einen Tempel zu Ehren dieses Kaisers. Unter Caligula ward hier eine hohe Schule der Wissenschaften, vorzüglich der Beredtsamkeit, Athenäum genannt, gegründet, die eines großen Rufes genoß. Die Stadt ist jetzt größtentheils schön gebaut; sie hat **6** Brücken über die Saone und eine große steinerne Brücke über die Rhone. Unter den Gebäuden zeichnet sich das schöne Rathhaus aus dem **17**ten Jahrhundert aus; der größte Platz, **place Bellecour**, ist mit herrlichen Gebäuden umgeben. Merkwürdig sind noch **2** große und ehemals sehr reiche Hospitäler: das eine, **la charité**, versorgt einige hundert Greise und mehrere tausend Waisenkinder, die großentheils auf dem Lande erzogen werden; das andre, das **hôtel Dieu**, enthält in mehreren großen, im Kreuz angelegten und in der Mitte zusammenstoßenden Sälen **1800** Betten für Kranke. Lyon verdankt seinen Wohlstand den Fabriken. Alle Arten von seidenen Waaren werden hier in größter Vollkommenheit gemacht; eben so werden die goldnen und silbernen Tressen von Lyon sehr geschätzt. Vor der Revolution zählte man an **30000** Seidenarbeiter; weil aber die Stadt sich gegen den Despotismus des National-Convents unter Robespierre auflehnte, ward sie belagert und **1793** nach einer hartnäckigen Gegenwehr erobert. Eine große Menge Gebäude wurden durch Bomben vernichtet und die blutigsten Hinrichtungen zu Tausenden folgten auf die Besiegung. Der Handel von Lyon ist höchst bedeutend und die hiesigen Seidenwaaren gehen in alle Theile der Welt. Lyon besitzt eine Akademie der Wissenschaften und Künste, mehrere andre gelehrte Gesellschaften, und nach der Pariser die bedeutendste öffentliche Bibliothek in Frankreich. Sie wird von mehreren Forts beschützt, wovon das bedeutendste, **Pierre encise**, als Staatsgefängniß dient.

St. Etienne, mit **40000** Einw. und einer großen Gewehrfabrik. In der Gegend sind viele reiche Steinkohlengruben und Eisenhammer.

Clermont mit dem Zunamen **en Auvergne**, oder **Clermont Ferrand**, weil sie mit dem benachbarten **Montferrand** jetzt nur Eine Stadt ausmacht (**Augustonemetum**), am Fuße des **Puy de Dôme** in einem schönen Thale. Sie ist wohlhabend durch Handel und Gewerbe und zählt an **30000** Einw. Am merkwürdigsten ist sie durch die hier **1095** gehaltene Kirchenversammlung, auf welcher unter dem Vorsitz des Papstes **Urban II.** die Unternehmung der Kreuzzüge beschlossen wurde. In ihrer Nähe befinden sich mehrere mineralische Quellen.

8. **Guyenne und Gascogne**, oder die westliche Hälfte des südlichen Frankreichs, eine sehr große Provinz, welche schon vor der Revolution aus vielen kleineren bestand; der nördliche Theil hieß vorzugsweise G u y e n n e und umfaßte die Districte **Saintonge, Périgord, Limousin, Quercy, Rouergue, Agénois, Bordelois** u. s. w. Der südliche Theil oder die G a s c o g n e umfaßte die **Landes, Armagnac, Bigorre** und viele andere kleinere Districte, wozu noch das ehemalige Königreich **Navarre** und die dazu gehörige Provinz **Béarn** gehörten. Jetzt wird dieses Land eingetheilt in die Dep. **Gironde, Landes, Basses Pyrénées, Hautes Pyrénées, Haute Garonne, Ger, Lot et Garonne, Lot, Aveiron, Corrèze, Dordogne** und Theile der Dep. **Charente inférieure, Haute Vienne, Creuse, Tarn** und **Arriège**. In einem so ausgedehnten Lande muß die Beschaffenheit des Bodens sehr verschieden seyn. Im Süden liegen viele Aeste der Pyrenäen, daher hier das Land weniger fruchtbar: Holz, Korkeichen, Marmor, Steinkohlen sind hier Hauptproducte. Im Nordosten befinden sich Theile des Lozere- und des Mont d'or-Gebirges. Hier und vorzüglich im ehemaligen Limousin ist das Land nur wenig fruchtbar; Kastanien und Haidekorn machen die Hauptnahrung der Einwohner, die Viehzucht ist dagegen bedeutend und die Pferde aus Limousin gehören mit den normännischen zu den besten in Frankreich. Die mittleren Gegenden, besonders die Ufer der größeren Flüsse, der Garonne, Dordogne und zum Theil des Adour, sind außerordentlich fruchtbar und bringen vorzüglich die vielen edlen Weine hervor, welche von Bordeaux ausgeführt werden. Der ganze große Küstenstrich endlich, zwischen den Pyrenäen und dem Ausfluß der Gironde, über **50** Stunden lang und an **20** Stunden breit, **les Landes**, die Haiden, genannt, ist eine größtentheils baumlose Sandwüste, in welcher nur äußerst spärlich einige Dörfer und Hütten zerstreut liegen. Auch die Küste ist hier so sandig und flach, daß die Häfen nur Fischerbarken zugänglich sind und alle Ausfuhr der Provinz auf die beiden Flüsse Adour und Gironde beschränkt ist.

Diese Länder hießen zur Zeit Carls des Großen **Aquitanien**, woraus vielleicht Guyenne gemacht worden. Lange Zeit hatte Guyenne eigne Fürsten, bis es **1150** durch die Verheirathung der letzten Erbin Eleonore mit Heinrich **II.** von England an dieses Reich kam. Die Engländer verloren es mit allen ihren übrigen Besitzungen in Frankreich **1453**, und seitdem ist es bei der Krone Frankreich geblieben. Navarre machte in älteren Zeiten mit dem jenseits der Pyrenäen gelegenen Lande gleiches Namens ein Königreich aus, wovon der letzte Erbe Heinrich **IV.** König von Frankreich ward und so dies Land mit dem übrigen Reiche vereinigte. Daher führten die Könige von Frankreich bis zur Revolution den Titel: Könige von Frankreich und Navarra.

Mit dieser Provinz betreten wir das südliche Frankreich, und es zeigt sich hier ein deutlicher Unterschied vom nördlichen, in Sprache, Sitten und körperlicher Bildung der Einwohner. Das **Patois** oder die gemeine Landessprache nähert sich schon etwas dem Spanischen und Provenzalischen; das Gascognische unterscheidet sich jedoch meist nur in der Aussprache, durch Verwechselung des *b* und *v* und scharfer Aussprache des stummen *e*. Am Fuße der Pyrenäen wird das Baskische gesprochen, wovon schon unter Spanien die Rede gewesen ist. Der Charakter der Gascogner, **Gascons**, ist wegen ihrer Lebhaftigkeit und ihres Hanges zu Uebertreibungen und Windbeuteleien bekannt. Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit bezeichnen alle Einwohner des südlichen Frankreichs, daher auch hier, wo die Reformation tiefe Wurzeln geschlagen und sich sehr ausgebreitet hatte, der Hauptsitz der blutigen Religionskriege und Unruhen im **16ten** und **17ten** Jahrhundert war; eben so leidenschaftlich ward auch hier die Revolution aufgenommen und der alte Haß zwischen Katholiken und Protestanten brach bei dieser Gelegenheit aufs Neue hervor.

Unter den vielen, zum Theil nicht unbedeutenden Städten dieser Provinz zeichnen wir aus:

Bourdeaux, oder **Bordeaux (Burdigala)**, wie man jetzt gewöhnlich schreibt, am linken Ufer der Garonne, über welche eine **1700** F. lange, erst kürzlich erbaute Brücke führt, mit etwa **100,000** Einw. Die Fluth, die bis über die Stadt hinaus in den Fluß dringt, erlaubt den größten Kauffahrern hier anzulegen. Zur Sicherung der Schifffahrt ist am Ausfluß der Gironde auf einer Felseninsel ein Leuchtthurm, **la tour de Cordouan**, und an beiden Ufern sind mehrere Batterieen angelegt. Die Stadt gehört zu den reichsten in Frankreich; am schönsten gebaut sind die Vorstädte **les Chartrons** und **Chapeau rouge**; unter den Gebäuden zeichnet man das schöne Schauspielhaus am meisten aus. Die Fabriken und der Handel dieser Stadt sind sehr bedeutend. Erstere beschäftigen sich vorzüglich mit Glas, Fayence, Branntwein, Weinessig, Liqueur und Parfümerieen, Wolle, Baumwolle, Zucker u. s. w.

Bordeaux hat den stärksten Weinhandel von Frankreich; alle vortreffliche Weine, welche in der Nähe an den Ufern der Garonne und Dordogne wachsen, die verschiedenen Sorten: der Médoc, der Cahors, die vielen Sorten weißer Weine von Langon, Prégnac, Bersac, Sauterne u. s. w. und viele spanische Weine, werden von hier nach dem übrigen Europa versendet; eben so die feinen Branntweine von Cognac. Endlich führt Bordeaux noch einen großen Handel mit den Colonialwaaren aus Westindien. Es giebt hier eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften und Künste. Die ehemalige Citadelle, das Schloß Trompette, ist kürzlich abgetragen worden. Bordeaux war die erste Stadt, welche es wagte, beim Einrücken der Verbündeten sich laut für die Rückkehr der Bourbons zu erklären.

Bayonne, eine befestigte Stadt, am linken Ufer des Adour, etwa eine Stunde von seinem Ausfluß ins Meer, mit 14000 Einw. Auf dem rechten Ufer des Adour liegt die Vorstadt St. Esprit. Der Handel würde hier viel bedeutender seyn, wenn nicht Sandbänke den Eingang des Flusses gefährlich machten. Wein, Schiffbauholz, besonders Masten, welche von den Pyrenäen herab geflößt werden; Chocolade, und die in ganz Frankreich berühmten Schinken von Bayonne, (sie kommen aus den Pyrenäen, wo die Schweine mit Kastanien gemästet werden), sind die Hauptgegenstände desselben.

Pau an einem Bergstrom, Gave de Pau genannt, (Gave heißen dort mehrere Waldbäche, mit dem Zunamen der Oerter, die sie berühren), Hauptstadt der ehemaligen Provinz Bearn, ein übrigens unbedeutender Ort, berühmt als Geburtsort Heinrichs IV. Das Schloß, wo er geboren ist, ist noch vorhanden.

Bagnères, mit dem Zunamen de Bigorre, eine kleine Stadt, im reizenden Thale von Campan am Adour; Barèges, ein Dorf hoch am Gebirge gelegen, beides berühmte Badeörter mit heißen Quellen.

Andre, nicht unbedeutende, jedoch weiter nicht merkwürdige Städte dieser Provinz sind Saintes an der Charente, Limoges an der Vienne, Cahors am Lot, Agen an der Garonne, Tarbes am Adour u. s. w.

9. Languedoc, der mittlere Theil des südlichen Frankreichs, östlich von der Rhone, südlich vom mittelländischen Meere begränzt, umfaßte ehemals außer dem eigentlichen Languedoc noch die Landschaften Cevennes, Gevaudan, Vivarez und andre; jetzt sind darin enthalten die Dep. Pyrenées orientales, Aude, Tarn, Hérault, Gard, Ardèche, Lozère und Theile von Haute Loire, Tarn et Garonne, Haute Garonne und Arriège. Die nördlichen Theile dieser Provinz, so wie die südlichen, welche die Pyrenäen berühren, sind gebirgig; nach dem Meere zu verflacht sich das Land, und das Ufer, welches seit Jahrhunderten zu-

genommen hat, ist niedrig, sumpfig und ungesund. Im Ganzen ist diese Provinz zwar äußerst fruchtbar, doch muß man die Gebirgsgegenden abrechnen, welche nur Kastanien und etwas Weide liefern. In den Ebenen dagegen wird trefflicher Wein, viel Olivenöl, Seide, türkischer Weizen, Taback und einige Südfrüchte gewonnen. Der Holzmangel ist hier sehr empfindlich und verhindert besonders den Betrieb des Bergbaues, der sonst ergiebig seyn würde. — In älteren Zeiten gehörte dies Land zu den Besitzungen der mächtigen Grafen von der Provence, kam aber im 13ten Jahrhundert schon durch Eroberung an die Krone Frankreich; und damals entstand der Name, indem man die Länder, wo das Wort **Oui**, Ja, durch **Oc** ausgedrückt wurde, von denen unterschied, wo es **oil** hieß; so umfaßte die **Langue d'oc**, Sprache von oc, beinahe alle südlich von der Loire gelegene Länder und blieb endlich Eigenname dieser Provinz. Das sogenannte **Patois languedocien**, oder die dort übliche Landessprache, ist nur ein Dialect des Provenzalischen, wovon nachher. Languedoc war der Hauptsitz der Reformation in Frankreich; nirgend waren die Protestanten so zahlreich, nirgend daher auch die Verfolgungen und der Haß beider Parteien so heftig als hier, welcher noch jetzt bei Gelegenheit der Rückkehr und abermaligen Vertreibung Napoleons wüthend ausbrach. Die lang unterdrückten Protestanten waren natürlich wie früher Anhänger der Revolution, die ihnen die lang entbehrten bürgerlichen Rechte wiedergab, so jetzt Napoleons, der ihnen diese Rechte sicherte; während sie die traurige Erfahrung der Unduldsamkeit ihrer katholischen Brüder seit Jahrhunderten und ganz neuerlich noch unter dem vorgeblichen Schutze der Bourbons erfahren hatten.

Die ausgezeichnetsten Oerter dieser reichen Provinz sind:

Nîmes (Nemausus), jetzt eine mittelmäßige, eng gebaute und daher unansehnliche Stadt, hatte im Alterthum einen viel bedeutendern Umfang und war mit mehreren herrlichen Werken der Baukunst geziert, wovon man jetzt noch die Ruinen sieht. Unter dem Kaiser August ward sie zum Rang einer römischen Colonie erhoben. Unter den noch zum Theil erhaltenen Alterthümern sind die bedeutendsten: **la tour magne** (der große Thurm), jetzt außerhalb der Stadtmauern, seine Bestimmung und das Zeitalter seiner Erbauung sind ungewiß. Er hatte mehrere Stockwerke und ist noch jetzt 15 Klafter hoch. **La maison carrée** (das viereckige Haus), ein zur Zeit Augusts errichteter Tempel mit herrlichen Säulen, der in der Folge zu einer Kirche eingerichtet und daher erhalten worden ist. Der sogenannte Dianentempel außerhalb der jetzigen Stadtmauern. Das Amphitheater (les arènes) endlich, innerhalb der Stadt: dies herrliche Gebäude, wahrscheinlich aus den Zeiten Hadrians, konnte an 20000 Zuschauer fassen, auswendig war es von zwei Reihen Bogengängen über einander umgeben, und

ist von ungeheuern Werkstücken so fest erbaut, daß, ob es gleich in einer Reihe von Jahrhunderten häufig als Festung benutzt, belagert, zum Theil abgebrochen, dann wieder der innere Raum mit elenden Häusern ausgebaut worden, es dennoch jetzt, wo es unter Napoleon aufgeräumt worden ist, zu den schönsten Ueberbleibseln römischer Baukunst gehört. Um die Stadt mit gutem Wasser zu versehen, ward in einer unbekannten Zeit des Alterthums eine herrliche Wasserleitung erbaut, welche das Wasser einer Quelle aus der Nähe von **Uzès** 9 Stunden weit nach Nimes führte. Drei Stunden von dieser Stadt ging sie über den Fluß **Gard** von einem Berge zum andern und diente zugleich als Aquäduct und als Brücke, daher auch jetzt noch die Ueberbleibsel davon **le pont du Gard** heißen. Sie bestehen aus 3 Reihen von Bogen über einander; auf der obersten floß das Wasser, und die mittlere diente bis zur neuern Zeit als Brücke. Die unterste Reihe zählt 6 Bogen von 60 Fuß Höhe, die mittlere 11 Bogen von derselben Höhe, die oberste endlich 36 Bogen von etwa 20 F. Höhe. — Jetzt hat Nimes sehr bedeutende Seiden- und Tuchfabriken, eine ehemals blühende Akademie der Wissenschaften und etwa 40000 Einwohner. Unter diesen sind viele tausend Protestanten, die bei dem von jeher unduldsamen und heftigen Charakter der Einwohner noch 1815 blutige Verfolgungen erlitten haben.

Wenige Meilen von Nimes liegt an der Rhone der durch seine Messe berühmte Ort **Beaucaire.**

Montpellier, nur wenige Stunden vom Meere, und obwohl die Küste flach und sumpfig ist, doch wegen ihrer gesunden Luft berühmt. Sie liegt an einem Berge, auf dessen flachem Gipfel ein schön verzierter Platz angelegt ist, welcher eine entzückende Aussicht über das Meer und die nahen Gebirge gewährt. Die hiesige medizinische Fakultät genießt eines großen Rufes; ihr Alter steigt bis in die Zeiten hinauf, wo hier, im 9ten Jahrhundert, arabische Aerzte aus Spanien Unterricht in der Medizin ertheilten. Es werden hier viele wohlriechende Essenzen, auch Grünspan und Weinstein verfertigt. Die Stadt hat über 36000 Einw.

Der kleine Ort **Cette**, auf einer Landzunge zwischen dem Meere und dem See **Thau**, in welchem sich der **Canal du Languedoc** mündet, hat einen künstlich angelegten Hafen und beträchtlichen Handel.

Toulouse (Tolosa), eine der ältesten und bedeutendsten Städte in Frankreich, an der Garonne, mit etwa 70000 Einw. Nahe bei der Stadt mündet der **Canal du Languedoc** in den Fluß. Sie hat ziemlich viele Fabriken und einen bedeutenden Handel mit spanischer Wolle. Toulouse war blühend unter den römischen Kaisern, es sind kaum noch Spuren ihrer Tempel, ihres Capitols u. s. w. übrig geblieben. Unter den wissenschaftlichen Anstalten ist die berühmteste die **Académie des jeux floraux:** sie

entstand **1324**, wo ein poetischer Wettkampf zwischen den **Troubadours** genannten Dichtern veranstaltet und der Sieger mit einem goldnen Veilchen beschenkt ward. Durch die Freigebigkeit einer Dame, **Clémence Isaure**, ward die Gesellschaft fester begründet und die Preise vermehrt, so daß noch jetzt jährlich mehrere Preise, die aus goldnen und silbernen Blumen bestehen, an die Sieger vertheilt werden. Am **10.** April **1814** schlug hier Wellington die schon aus Spanien vertriebenen Franzosen.

Andre nicht unbedeutende, nur weniger merkwürdige Oerter dieser Provinz sind: **Narbonne**, am Meere, eine schon zu den Zeiten der Römer unter dem Namen **Narbo martius** bekannte Stadt, wovon diese ganze Provinz damals den Namen **Narbonensis** führte.

Alby, am Tarn, welche jenen unglücklichen mit Feuer und Schwerdt im 13ten Jahrhundert von der rechtgläubigen Kirche verfolgten Albigensern den Namen gegeben.

Ferner **Carcassone (Carcaso)**, eine alte, schön gebaute Stadt an der Aude; **Beziers** an der Orbe u. s. w.

10. Provence, oder der östliche Theil des südlichen Frankreichs, erstreckt sich am Ufer des Meers zwischen der Rhone und dem kleinen Flusse Var, welcher hier die Gränze von Italien macht, und enthält die Departementer: **Bouches du Rhône, Var, Basses Alpes** und **Vaucluse**. Der nördliche und nordöstliche Theil dieser Provinz ist durch verschiedene Aeste der Alpen sehr gebirgig und rauh; die mittleren Gegenden haben ein mildes, die südlichen ein sehr heißes Klima. Die Ufer des Meers sind größtentheils sandig und steinig; so findet sich zwischen den östlichen Arme der Rhone und dem großen See oder Meerbusen von **Berre** eine **18** □M. große Ebene, **Crau** genannt, die ganz mit abgerundeten Geschieben bedeckt ist. Dennoch ist die Provenze mit einer großen Mannigfaltigkeit von Producten gesegnet. Die höheren Gegenden erzeugen außerordentlich viel Mandeln und Obst: die Pflaumen von **Brignoles**, die getrocknet versendet werden, sind unter dem Namen P r ü n e l l e n weltberühmt. In den heißeren Gegenden wachsen einige edle Weinarten, viel Oliven, daher die Berühmtheit des Provenzer Oels, treffliche Feigen und andre südliche Früchte. Der Seidenbau ist eine Hauptbeschäftigung der Einwohner. Die Rhone und der Var begränzen die Provinz westlich und östlich, und die reißende Durance, von den Alpen kommend und unterhalb Avignon in die Rhone fallend, durchströmt sie von Osten nach Westen. Das Meer und die Flüsse sind reich an Fischen, worunter die Sardellen, der Thunfisch u. s. w. die bedeutendsten sind. Aus dem Rogen einiger Fischarten wird eine Art Caviar bereitet, welcher hier und in Italien unter dem Namen **botargo** bekannt ist. Am Ausfluß der Rhone, wo sie sich in mehrere Arme theilt und eine große sumpfige und ungesunde Insel,

la Camargue (Camaria), bildet, wird viel Rindvieh und vortreffliche Pferde gezogen. Die Provenzalen, **Provençaux**, sind von lebhaftem, höchst reizbarem und heftigem Charakter; nirgend in Frankreich hat die Revolution so furchtbare Stürme und Grausamkeiten veranlaßt, als in dieser Provinz, namentlich in Avignon, Toulon und Marseille. Etwa **114** Jahre vor Christi Geburt ward diese Gegend von den Römern unterjocht und nun vorzugsweise provincia (erobertes Land), daher **Provence**, genannt. Als das römische Reich im 5ten Jahrhundert durch germanische Völker zerstört wurde, ward die Provenze zuerst eine Beute der Westgothen, die zugleich Spanien eroberten; diese wurden daraus von den Burgundern verdrängt, bis endlich die Franken ihnen diese Provinz entrissen. Nach dem Tode Carls des Großen entstand hier ein zweites burgundisches Reich, wovon **Arles** die Hauptstadt war, daher **regnum Arelatense**, und welches lange Zeit als ein Lehn unter der Oberherrschaft der deutschen Kaiser stand, bis Carl von Anjou, Bruder Ludwigs **IX.**, die Provenze durch eine Heirath an sich brachte. Als endlich das Haus Anjou **1481** ausstarb, ward die Provenze mit dem französischen Reiche vereinigt. — In diesem von der Natur begünstigten Lande blühte unter allen europäischen Ländern zuerst wissenschaftliche Bildung auf. Die provenzalische Sprache, noch jetzt mit Vorliebe von den Einwohnern gesprochen, hält, wie das Land selbst, die Mitte zwischen Italien, Spanien und Frankreich, doch neigt sie sich am meisten zu dem Spanischen. Schon im 13ten Jahrhundert, als in den übrigen Ländern Europa's, mit Ausnahme der rein germanischen, ein höchst ungebildetes und rohes Gemisch von Sprachen herrschte, blühte die Poesie in der Provenze und im ganzen südlichen Frankreich, und die **Troubadours**, die ersten Dichter des neuern Europa, zogen als willkommene und geehrte Gäste an den Höfen der Fürsten und auf den Schlössern des Adels umher. Etwas später erst erwachte der Minnegesang in Deutschland, und die großen Dichter Italiens, Dante, Petrarca und Boccaccio, betrachteten noch die Provenzalen als ihre Vorbilder. Viel später und erst im 16ten Jahrhundert fing das heutige Französische an sich zu bilden und verdrängte durch sein politisches Uebergewicht die ungleich zartere und wohlklingendere provenzalische Sprache, welche jetzt nur noch im Munde des Volks lebt.

Die älteste und bedeutendste Stadt in dieser Provinz ist **Marseille**, am Abhang einiger Hügel und an einer Bucht des Meers gelegen, mit über **100,000** Einwohnern. Sie ist die älteste Stadt in Frankreich. Etwa **500** Jahre vor Christo gründeten hier die Phokäer aus Kleinasien eine griechische Colonie, welche bald durch Handel und Schifffahrt blühend ward. Damals hieß sie **Massalia** später **Massilia**. Im Bunde mit den Römern waren die Massilier frei und mächtig, bis ihre Stadt in den Bürgerkriegen Roms

von Cäsar erobert ward und ihre Freiheit verlor. Obgleich sie durch das römische Joch und die wechselnde Herrschaft barbarischer Völker im Mittelalter sehr gelitten, erhielt sie doch durch Betriebsamkeit und Handel ihren Wohlstand. Jetzt ist sie eine der ersten, wo nicht die erste Handelsstadt Frankreichs: ihr Hafen, für Kriegsschiffe zu seicht, faßt an 900 Schiffe, und der ganze Handel mit der Levante (dem türkischen Morgenlande) und den Barbaresken auf der Küste von Afrika ist in ihren Händen. Zur Sicherheit gegen die Gefahren der Ansteckung der Pest ist auf einer kleinen Insel an der Küste, **Pomègues**, eine vortreffliche Quarantaineanstalt eingerichtet. (**Quarantaine** ist eine Anstalt, wo die Mannschaft eines ankommenden Schiffes eine Zeitlang, ursprünglich wohl 40 Tage, daher der Name, ohne Verkehr mit den Bewohnern der Küste bleiben muß, bis sich zeigt, daß niemand von der Pest befallen sey). Die Stadt und der Hafen sind befestigt. Die sehr bedeutenden Fabriken liefern die vortreffliche Seife, die zur Bereitung der Seide unentbehrlich ist, viel Seidenwaaren, Tücher, Zucker, Fayence, Glas u. s. w. In der neuesten Zeit hat man endlich angefangen, die noch übrigen nicht sehr bedeutenden Alterthümer, Statüen, Grabmähler, Münzen u. s. w. in einem Museum zu sammeln. In der Hauptkirche, **la Majour** genannt, sieht man noch einige schöne Granitsäulen von hohem Alterthum. Die Stadt zerfällt in 2 Theile: die ältere, höher gelegene mit engen und krummen Gassen; die neuere, tiefer gelegene ist ungleich schöner gebaut; zwischen beiden ist eine sehr breite mit Bäumen besetzte Straße, **le Cours**, die zum Spatziergang dient. Die Gegend von Marseille, von Natur dürr und wenig fruchtbar, ist indeß herrlich angebaut und mit mehreren tausend hübschen Landhäusern, hier **bastides** genannt, bedeckt.

Toulon (**Telo Martius**), eine befestigte Stadt am Meere, mit einem vortrefflichen Hafen für Kriegsschiffe. Das Zeughaus, welches alles zum Ausrüsten einer Flotte Nöthige enthält, die Schiffswerfte und die Becken, worin die Schiffe ausgebessert werden, verdienen gesehen zu werden. Hier werden die Galeerensklaven aufbewahrt, meist 4 — 5000 Unglückliche, zum Theil Verbrecher, zum Theil aber auch unter Napoleon nur Ausreißer und solche, die sich der Conscription entzogen. Ihr Zustand ist wahrhaft schauderhaft. In früheren Zeiten wurden auch viele Protestanten, der Religion wegen, auf die Galeeren geschickt. Auf dem Transport werden immer mehrere durch eine Kette verbunden, um das Entweichen zu verhindern. Ihr Aufenthalt im Orte selbst heißt hier, wie in allen Häfen des Mittelmeers, **le bagne** (eigentlich das Bad); entweder ist dies irgend ein altes Kriegsschiff oder ein dazu bestimmtes Gebäude. In beiden Fällen sind sie alle durch Eine gemeinsame Kette verbunden, die ihnen kaum die Freiheit läßt, von dem hölzernen Bett, das zugleich Bett, Tisch und Woh-



nung ist, aufzustehen. Wenn sie arbeiten, sind immer 2 und 2 zusammengefesselt; der geringste Fehler wird mit grausamen Schlägen bestraft. Kleidung und Nahrungsmittel entsprechen dieser Behandlung. Die Unreinlichkeit und der pestartige Gestank in ihren Sälen übertreffen jede Vorstellung. Solche Galeerensklaven giebt es auch noch in Brest und Rochefort. Als die Stadt, um der Schreckensregierung des Convents zu entgehen, 1793 den Engländern ihre Thore geöffnet hatte und von der Armee der Republik belagert wurde, zeichnete sich Buonaparte als Artillerie-Lieutenant hier zuerst durch Kenntnisse und Tapferkeit aus. — Toulon zählt etwa 30000 Einw. Drei Stunden östlich von Toulon liegt der von Fremden häufig besuchte kleine Ort **Hyères**. Seine von Bergen eingeschlossene Lage verschafft ihm ein selbst für die Provenze noch auffallend mildes Klima. Der Winter ist hier besonders reizend und gleicht unserm schönsten Frühling; der Sommer ist wegen stehender Gewässer ungesund. An der Küste, die eine vortreffliche Rhede bildet, liegen einige fast ganz kahle Inseln, welche von jenem Orte den Namen **Iles d'Hyères**, bei den Alten die Stöchaden, führen. Sie sind, mit Ausnahme der Besatzung einiger Forts, unbewohnt.

Arles (Arelatum), an der Rhone, mit etwa 20000 Einw. Diese jetzt wenig bedeutende Stadt war einst die Hauptstadt Galliens und späterhin des burgundischen Reichs. Unter den noch jetzt vorhandenen Alterthümern bemerkt man einige Ueberbleibsel eines Amphitheaters und vorzüglich einen schönen Obelisk von Granit, 47 F. hoch, welchen, nachdem er Jahrhunderte lang unter Schutt begraben gelegen, Ludwig XIV. auf dem Markte aufrichten ließ. Die Gegend um Arles ist fruchtbar und schön, aber wegen vieler Sümpfe ungesund. Um die beschwerliche Schifffahrt auf der immer mehr versandenden Rhone zu vermeiden, ist ein Kanal von Arles nach dem Hafen von **Bouc** gezogen worden.

Avignon (Avenio), in einer angenehmen Ebene an der Rhone, mit etwa 30000 Einw. Auch sie gehört zu den ältesten Städten Frankreichs. Der District, worin sie liegt, früher **le comtat d'Avignon**, nebst der Grafschaft **Venaissin**, gehörten bis zur Revolution den Päpsten, welche hier von 1305 bis 1377 sich aufhielten. In der ehemaligen Franziskanerkirche sieht man das Grabmal der berühmten **Laura de Sade**, der Geliebten Petrarca's. Drei Stunden von Avignon befindet sich das wilde romantische Thal **Vaucluse (Vallis clausa)**, in welchem der Dichter sich häufig aufhielt, und wo am Fuß eines steilen Felsens aus einer Höhle die Quelle der **Sorgue** hervorströmt. Petrarca's Liebe hat diesen Ort berühmt gemacht, wovon das Departement jetzt den Namen erhalten hat.

Andre weniger bedeutende Städte dieser Provinz sind: **Orange (Arausio)**, am kleinen Flusse Maine, 1/2 Stunde von der Rhone,

ehemals Hauptstadt eines kleinen Fürstenthums, welches im Mittelalter eigene und unabhängige Fürsten hatte. Durch Erbschaft kam es im 16ten Jahrhundert an das Haus Nassau, und als der letzte dieses Stammes, König Wilhelm von England, 1702 starb, sollte es an Preußen fallen, ward aber 1713 an Frankreich überlassen. Das Ländchen war protestantisch. — **Aix**, im Alterthum unter dem Namen **Aquae Sextiae**, wegen seiner warmen Quellen berühmt; sie war lange Zeit die Hauptstadt und Residenz mehrerer Grafen der Provenze, jetzt zählt sie etwa 20000 Einw. In der Nähe dieser Stadt schlug Marius 102 vor Christi Geburt die Teutonen und Ambronen, germanische Völker, welche schon damals Gallien verwüsteten und Italien bedrohten. — **Frejus**, im Alterthum **Forum Julii**, mit einem ehemals berühmten, jetzt versandeten Hafen. — **Antibes**, ehemals **Antipolis**, von den Massiliern angelegt, jetzt eine kleine Gränzfestung gegen Italien. In der Nähe der kleine Ort **Cannes**, wo Napoleon am 1. März 1815 bei seiner Rückkehr von der Insel Elba landete. — Ferner **Tarrascon**, an der Rhone, **Beaucaire** gegenüber, **Carpentras**, **Digne**, **Draguiguan** und andre.

11. Dauphiné, oder die jetzigen Departementer: **Drôme**, **Hautes Alpes** und **Isère**. Eine größtentheils gebirgige Provinz, von der Rhone nördlich und westlich umflossen, und von der Isere und der Drome durchströmt; beide sind, weil sie von den Alpen kommen, oft durch Ueberschwemmungen gefährlich. Der ganze östliche Theil der Provinz ist ein Alpenland, wo Holz und Fossilien, vorzüglich Blei, Kupfer und Eisen, schöne Bergkrystalle und Topfstein, aus welchem man Töpfe und andre Geschirre verfertigt, so wie auch Serpentin, die Hauptproducte sind. In den ebenen westlichen und südlichen Gegenden wird viel Seidenbau getrieben, auch Getreide, etwas Oel, viele Nüsse und einige edle Weine, wozu besonders der von der **Côte rotie** und der **vin de l'hermitage** gehört, gewonnen. Nachdem die Dauphiné lange Zeit einen Theil des burgundischen Königreichs ausgemacht, wurden die Grafen von Vienne mächtig und erlangten nach und nach die Herrschaft über das ganze Land. Seit dem 11ten Jahrhundert führten die Grafen, man weiß nicht recht warum, den Namen **Dauphin**, der sich bald in einen Titel verwandelte. Der letzte Dauphin Humbert III. überließ seine Staaten an einen Sohn König Philipps von Valois, 1349, unter der Bedingung, daß der jedesmalige Herrscher den Titel Dauphin und das Wappen des Landes, einen Delphin, führen sollte. Er selbst ging in ein Kloster. Seitdem führten die ältesten Söhne der Könige von Frankreich den Titel Dauphins, und bis zur Revolution nannten sich die Könige selbst, in Beziehung auf diese Provinz, **Dauphins de Viennois.**

Die einzigen Städte, welche einige Aufmerksamkeit verdienen, sind:

Grenoble (Gratianopolis), an der Isère, welche die Stadt in zwei ungleiche Theile theilt; die eigentliche Stadt liegt am linken Ufer. Sie ist befestigt und hat eine starke Citadelle. Es werden hier gute Handschuhe gemacht. Von Bergen umgeben, an einem reißenden Strome, kann die Stadt nur wenig Handel führen. Man zählt etwa 22000 Einw. — Etwa 4 Stunden nördlich von Grenoble liegt in einer äußerst rauhen und wilden Gegend die große Karthause, **la grande Chartreuse**; ehemals der Hauptort des durch seine strengen Büßungen und sein Schweigen bekannten Karthäuserordens; der h. Bruno stiftete ihn im 11ten Jahrhundert, der Name kommt von dem nahe gelegenen Dorfe **Chartreuse**.

Vienne (Vienna), an der Rhone, eine alte schon zu den Zeiten der Römer blühende Stadt, mit einer der schönsten gothischen Kirchen in Frankreich und etwa 12000 Einw. Man verfertigt hier gute Säbelklingen und überhaupt viel Stahl- und Eisenarbeiten. Man findet in der Stadt und in der Gegend viele römische Alterthümer; merkwürdig ist besonders in der Nähe der Stadt eine auf einem Gewölbe ruhende Pyramide, 72 F. hoch, hier **l'aiguille** genannt: sie muß aus den Zeiten der römischen Kaiser seyn, ihre Bestimmung ist unbekannt.

Andre weniger bedeutende Städte sind: **Valence** an der Rhone, **Gap** und die Festung **Briançon**.

12. **Bourgogne**, oder die heutigen Departementer: **Ain**, **Saone et Loire**, **Côte d'or** und ein Theil von **Yonne**. Dies Land hat wegen der vielen Berge und bedeutenden Wälder ein etwas unbeständiges Klima, so daß die herrlichen Weine, die in einem Theile desselben wachsen, nicht immer gerathen. Die **Côte d'or**, eine sanftere, nach Nordosten streichende Fortsetzung der höheren Gebirge von Auvergne, durchzieht die Provinz und verdankt ihren Namen ihrer Ergiebigkeit an edlen Weinen. Getreide, doch nicht im Ueberfluß, Kastanien, etwas Seide, Eisen und, wegen der vielen Wiesen, gutes Vieh, sind die wichtigsten Erzeugnisse der Provinz. Die Saone und die Yonne sind die Hauptflüsse. Die Einwohner werden **Bourguignons** genannt.

Dies Land, nachdem es von den Burgundern an die Franken gekommen, erhielt im 10ten Jahrhundert eigene Herzöge aus der Familie des Hugo Capet, des Stammvaters der französischen Könige. Als diese 1361 ausgestorben, gab König Johann es seinem Sohne Philipp, dem Stammvater der zweiten Familie burgundischer Herzöge, welche im 15ten Jahrhundert zu den mächtigsten Fürsten gehörten und außer dieser Provinz noch Franche Comté, einen Theil von Lothringen und die Niederlande beherrschten. Auch diese starben mit Karl dem Kühnen 1477 aus, und Lud-

wig XI. bemächtigte sich dieser Provinz, während die übrigen burgundischen Staaten an Oestreich kamen. — Die wichtigsten Städte sind:

Dijon (Dibio), die ehemalige Hauptstadt der Provinz, an der Ouche und an dem Canal de Bourgogne, welcher die Saone mit der Seine verbindet. Sie hat etwa 22000 Einw. und eine Akademie der Wissenschaften. In der Nähe der Stadt befindet sich ein kleines, zum öffentlichen Spatziergang eingerichtetes Gehölz, le Parc.

Chalons sur Saone (Cabillonum), wo sich der Canal du centre, der die Saone und Loire verbindet, in die Saone ergießt; dieser Umstand giebt der Stadt einen nicht unbedeutenden Handel. Sie ist befestigt, hat außerdem noch eine Citadelle und etwa 12000 Einw. Aus den Schuppen eines kleinen in der Saone sehr häufigen Fisches, ablette genannt, bereitet man hier die Essence d'Orient, vermittelst welcher man den Glasperlen eine täuschende Aehnlichkeit mit den ächten giebt.

Auxerre (Autesiodorum), mit etwa 12000 Einw., an der Yonne, eine alte, schlecht gebaute Stadt, die einen bedeutenden Weinhandel treibt.

Andre minder bedeutende Oerter sind: **Autun (Augustodunum)**, mit vielen Spuren römischer Alterthümer, die aber von den Einwohnern größtentheils schon zerstört sind. **Macon (Matiscone)**, an der Saone, und die durch ihre Weine berühmten Oerter: **Beaune, Nuits, Pomare, Chably, Chambertin, Romané.** Der geschätzteste wächst auf einem vier Morgen großen Fleck, le Clos de Vougeot genannt. — In einem wilden Thale, in der Nähe von Autun, befinden sich bedeutende Eisengießereien und Glashütten; der Ort ist erst in der neuesten Zeit bekannt geworden und heißt le Creuzot.

13. **Franche Comté**, oder die heutigen Departementer: **Jura, Doubs** und **Haute Saone.** Diese Provinz, welche durch das Gebirge Jura von der Schweiz getrennt wird, ist eben daher meistens bergig und hat mehr Holz und Viehzucht, als Getreide und Wein. Die Pferde dieses Landes sind geschätzt. Eisen und Salz gehören noch zu den Haupterzeugnissen. Der Doubs, der sich in die Saone ergießt, und diese selbst, sind die bedeutendsten Flüsse. Diese Provinz hieß sonst auch die Grafschaft Burgund, Ober- oder Hochburgund, zum Unterschiede des Herzogthums dieses Namens, welches die Bourgogne ist. Sie hieß auch wohl in älteren Zeiten **Bourgogne cis Jurane** (diesseits des Jura) zum Unterschiede von **B. trans Jurane** (jenseits d. J.), ein Theil der Schweiz. In älteren Zeiten hatte dies Land eigne Grafen, welche Lehnsträger des deutschen Reichs waren; durch Erbschaft fiel es im 14ten Jahrhundert an die mächtigen Herzöge von Burgund aus dem französischen Hause, und nach dem Tode Carls

des Kühnen, des letzten von ihnen, kam es durch Heirath an das Haus Oestreich. Unter Kaiser Carl V. ward es mit den Niederlanden vereinigt und machte einen Theil des burgundischen Kreises von Deutschland aus. Nach Carls Tode gehörte es zur spanischen Monarchie, bis Ludwig XIV. es in den Jahren 1668 und 1674 eroberte; seitdem ist es bei Frankreich geblieben. In einigen Theilen dieser Provinz an den Gränzen von Elsaß wird noch Deutsch gesprochen.

Unter den wenigen merkwürdigen Oertern dieser Provinz bemerken wir:

Besançon (Vesontio), am Doubs, eine Festung mit 30000 Einw. Sie war sonst eine freie Reichsstadt und behauptete ihre republikanische Verfassung auch noch unter spanischer Herrschaft, verlor sie aber als die Franzosen sie einnahmen. Sie gehört zu den Städten, die schon zu Cäsars Zeiten vorhanden waren. Jetzt hat sie eine Akademie der Wissenschaften und Künste, viele Uhrmacher und andre Metallarbeiter.

Ferner **Dôle (Didattium)**, am Flusse Doubs, in einem so schönen Thale, daß man ihm den Namen **Val d'amour** gegeben hat. **Salins** und **Lons le Saunier** mit wichtigen Salinen. Endlich **Montbelliard**, eigentlich **Mümpelgard**, eine kleine Festung, welche mit dem umherliegenden Lande, als gefürstete Grafschaft, bis zur Revolution dem Hause Würtemberg gehörte.

14. Alsace, Elsaß, oder die heutigen Departementer **Haut Rhin** und **Bas Rhin**. Dies herrliche Land, westlich von den wasgauischen Gebirgen oder Vogesen, **les Vosges**, und östlich vom Rheine begränzt, ist eins der fruchtbarsten und bevölkertsten vom ganzen Reiche. Bis zu dem unseligen westphälischen Frieden 1648 war es ein Theil des deutschen Reiches und stand großentheils unter öftreichischer Herrschaft. Am Schlusse des 30jährigen Krieges ward es an Frankreich abgetreten, für die Hülfstruppen, wodurch Frankreich nur das Elend des Krieges in Deutschland verlängert hatte. Noch waren einige Reichsstädte und namentlich die bedeutende Stadt Straßburg freigeblieben, aber auch sie wurden bald darauf von den Franzosen besetzt und Straßburg 1697 vom Kaiser und Reich förmlich abgetreten. Noch jetzt redet der größte Theil des Landes Deutsch und nur in den Städten und unter den höheren Ständen hat das Französische auch hier überhand genommen. Der größte Theil der Einwohner ist protestantisch und hatte bis auf die Revolution mancherlei Bedrückungen und Zurücksetzungen zu leiden. Außer dem Rhein ist die Ill der bedeutendste Fluß des Landes. Elsaß ist höchst ergiebig an Getreide und Gemüse aller Art, an Wein und Obst; auch wird hier viel Taback gebaut. Die Vogesen liefern Eisen und andre Metalle, Marmor, viel Holz und treffliches Vieh.

Der Hauptort des Landes ist **Strasbourg (Argentoratum)**, Straßburg, $^1/_2$ Stunde vom Rhein, an der Ill und Breusch, mit 50000 Einw. Diese alte freie Reichsstadt, die sowohl in der ältern Handelsgeschichte Deutschlands, wo sie mit mehreren Städten am Rhein einen mächtigen Bund gebildet hatte, als auch in der Geschichte der Wissenschaften eine bedeutende Rolle spielte, ist jetzt eine Hauptfestung Frankreichs und wegen des leichten Rheinübergangs der Sicherheit des südlichen Deutschlands sehr gefährlich. Die größte Merkwürdigkeit von Straßburg ist das berühmte Münster. Der erste Grund dazu ward 1015 gelegt und das Münstergebäude 1273 vollendet. Im Jahre 1275 ließ der Bischof Conrad III. durch Erwin von Steinbach den Bau der Thürme beginnen, welchen nach Erwins Tode sein Sohn Johann von 1318 bis 1339 bis auf 200 F. Höhe führte. Bis zum Jahre 1438 ward noch, nach manchen Unterbrechungen, von verschiedenen Meistern, zuletzt von Johann Hülz von Cöln, daran gearbeitet. Nur der eine Thurm, herrlich, schlank und fast ganz durchbrochen, ist vollendet und hat 443 Pariser Fuß Höhe; der andre nur 200 F. *). Auf dieser Höhe ist zwischen beiden ein von Fremden und Einheimischen viel besuchter Altan. Das Ganze ist von einem schönen, feinkörnigen, röthlichen Sandstein und wird mit der größten Sorgfalt unterhalten. Es ist nebst dem Dome zu Cöln das größte und herrlichste Werk deutscher Baukunst. Das Innere der Kirche hat sehr während der Revolution gelitten. Das überaus künstliche, mit vielen beweglichen allegorischen Figuren geschmückte Uhrwerk, welches den Lauf der Sonne und der Planeten andeutete und 1571 von Conrad Dasypodius, Professor der Mathematik, ausgeführt wurde, ist seit 1785 ins Stocken gerathen. — In der lutherischen Thomaskirche bewundert man das schöne Denkmal des Marschalls von Sachsen (Moritz Graf von Sachsen, natürlicher Sohn Königs August II. von Polen, geboren 1696, gest. 1750) von dem Bildhauer Pigalle. Straßburg hat eine in älteren Zeiten sehr berühmte Universität, die aber jetzt an ihren Einkünften außerordentlich gelitten und deshalb sehr heruntergekommen ist, doch zeichnet sie sich noch immer vor dem, was man in Frankreich Universität nennt, vortheilhaft aus. Außerdem giebt es hier eine königl. Artillerieschule und einige gelehrte Gesellschaften. Die Gewehr- und Tabacksfabriken und die Fabriken in Fayence, Wolle und Leinen sind bedeutend. Die Stadt ist nicht sonderlich gebaut und hat nur wenige freie Plätze und breite Straßen. Durch eine Brücke ist sie mit dem gegenüberliegenden deutschen Orte Kehl verbunden.

---

*) Nach dem nemlichen Maße hat die Peterskirche in Rom 485, die Pyramide zu Ghize 448, der Michaelisthurm in Hamburg 402, der Stephansthurm in Wien 353, die Paulskirche in London 338 und das Pantheon in Paris 280 F. Höhe.

Noch sind zu bemerken:

Colmar, ehemals eine freie Reichsstadt, unweit der Ill, mit **15000** Einw. Schlettstadt, ebenfalls eine alte freie Reichsstadt, jetzt Festung an der Ill; **Saverne** oder vielmehr Zabern, auch Elsaß=Zabern, mit einem schönen bischöflichen Pallast. Mühlhausen, auf einer Insel der Ill, mit etwa **10000** Einw., hat sich in neuerer Zeit durch ihre Tuch= und Baumwollen=Fabriken außerordentlich gehoben. Endlich die Festungen **Fort Louis** oder **Fort Vauban**, auf einer Rheininsel; **Neuf Brisac** oder Neu=Breisach, am Rhein, Alt=Breisach gegenüber; Hüningen, dessen Werke **1814** geschleift worden, liegt so nahe an Basel, daß es diese Stadt beschießen konnte.

15. Lorraine, Lothringen, oder die jetzigen Departementer: **Vosges**, **Meurthe**, **Moselle** und **Meuse**. Die Einwohner heißen **Lorrains**. Dieses zwischen den Ardennen und Vogesen gelegene Land ist eben daher meistens gebirgig, doch nicht unfreundlich und unfruchtbar. Es bringt Getreide, Obst und selbst Wein, jedoch letztern von keiner besondern Beschaffenheit hervor; die Berge liefern Holz und Eisen. Auch hat es einige ausgezeichnete Salz= und Mineralquellen. Die bedeutendsten Flüsse sind: die Maas, die Mosel, die Meurthe und die Saar. Lothringen hat seinen Namen von Lothar **II.**, einem Sohne Kaiser Lothars. Als nach dem Tode Carls des Großen sein Reich unter seinen Nachfolgern sich immer mehr zersplitterte, erhielt auch Lothringen eigene Herzöge, welche stets Vasallen des deutschen Reichs blieben. Die Lage des Landes machte es aber von jeher zu einem Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, und die Herzöge, mit dem französischen Regentenhause oftmals verwandt, lebten vom **16ten** Jahrhundert an in einer drückenden Abhängigkeit von Frankreich. Im Jahr **1552** besetzte Frankreich die bis dahin freien Reichsstädte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun, wogegen es den Protestanten in Deutschland Hülfe versprach, und im westphälischen Frieden wurden diese Städte gänzlich an Frankreich überlassen. Von der Zeit an strebte Frankreich ganz offen nach dem Besitz von Lothringen, und das deutsche Reich vermochte die oft vertriebenen Herzöge nicht zu schützen. Endlich mußte der letzte derselben, Franz Stephan, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia und also Stammvater des jetzigen östreichischen Kaiserhauses, sein Land gegen Toskana an den vertriebenen König von Polen Stanislaus Lescinsky, den Schwiegervater Ludwigs **XV.**, **1737** abtreten, und Lothringen fiel, nach dieses Letzteren Tode **1766**, tractatenmäßig an Frankreich. Noch jetzt ist das Land nur halb französisch und das Deutsche wird im ganzen östlichen Theile desselben gesprochen; daher die vielen doppelten und zum Theil verstümmelten Namen der Oerter.

Diese

Diese Provinz hat mehrere bedeutende Städte.

Nancy, im Munde des Volks in der Gegend **Nanzig**, an der Meurthe, mit etwa 30000 Einw. Sie wird für die am besten gebaute Stadt in Frankreich gehalten und verdankt dem Könige Stanislaus ihre Verschönerung. Ausgezeichnet ist besonders die **place royale**, von schönen Pallästen umgeben; die Zugänge zu den Hauptstraßen sind mit Triumphbogen und schönen eisernen Gittern verziert. Der Wohlstand und die Bevölkerung der Stadt stehn aber in keinem Verhältniß zur Schönheit ihrer Straßen und Gebäude.

Luneville, an der Meurthe, mit 12000 Einw.; auch diese Stadt ist von Stanislaus verschönert, nach seinem Tode aber sehr herabgekommen.

Metz (Divodurum), eine Hauptfestung Frankreichs, an der Mosel und Seilles, mit über **40000** Einw. Sie war schon zu den Zeiten der Römer eine ansehnliche Stadt. Die Kathedralkirche ist sehr alt und schön. In einer andern Kirche liegt Ludwig der Fromme, Carls des Großen Sohn, begraben. In der Gegend findet man noch Trümmer römischer Wasserleitungen.

Toul (Tullium), leicht befestigt, an der Mosel, mit etwa **7000** Einw. Die Domkirche gehört zu den schönsten in Frankreich.

Ferner bemerken wir:

Bar le Duc oder **Bar sur Ornain**, ehemals Hauptort eines Herzogthums Bar. Der hiesige Wein und die eingemachten Früchte, besonders Johannisbeeren, sind berühmt. **Chateau Salins** (**Salzburg**), **Dieuze** und **Moyenvic**, in geringer Entfernung von einander, mit so guten Salzquellen, daß das Gradiren nicht nöthig ist. Die Schweiz und die Niederlande werden von hier aus mit Salz versehen. **Plombières**, welches seiner seifenartigen, sanft eröffnenden Quellen wegen ein berühmter Badeort ist. Die Festungen: **Verdun** an der Maas, **Thionville** oder **Diedenhofen**, **Longwy**, **Bitsch** u.a. Endlich das Dorf **Dom Remy**, der Geburtsort der Jungfrau von Orleans.

16. Champagne, welches die heutigen Departementer: **Ardennes**, **Marne**, **Aube**, **Haute Marne**, und Theile von **Aisne**, **Seine et Marne** und **Yonne** enthält. Das Land ist mit Ausnahme des nördlichen Theils, worin der Ardenner-Wald, flach und eben. Die Seine, die Marne, die Aube, die Aisne und die Maas durchströmen es. Die Ufer dieser Flüsse sind meistens sehr fruchtbar, besonders die nach Paris zu gelegene Gegend, **la Brie** genannt: der innere Theil der Provinz hingegen, schlecht bewässert und ohne Holz, wird seiner Unfruchtbarkeit und der Armuth und des Schmutzes der Einwohner wegen im Lande selbst **la Champagne pouilleuse** genannt. Hier besteht der Boden meist aus Kreide und Feuersteinen, so daß viele Dörfer ganz von Kreide gebaut sind. Die Einwohner (**Champenois**, spr.: champenoa), stehen im Rufe der Dummheit.

Der bekannte Wein dieser Provinz wächst nur in einem kleinen Theile derselben, vorzüglich an dem nördlichen Ufer der Marne, bis in die Gegend von Rheims; der edelste in der Nähe von Epernay, Aÿ und Sillery, an der Marne. Man unterscheidet weißen und rothen, letzterer heißt auch **Oeil de perdrix**; ferner **mousseux** und **non mousseux**. Der erstere, der im Auslande der beliebteste ist, wird dadurch erhalten, daß man die Gährung auf dem Fasse unterbricht und den noch unvollkommnen Wein auf Flaschen zieht. Alle diese Sorten sind an Ort und Stelle beinahe eben so theuer, als man sie bei uns hat: weil der Wein nicht oft geräth; weil nur sehr kleine Districte den guten hervorbringen; weil die Trauben mit der größten Sorgfalt gewählt werden müssen, und weil viele Flaschen durch die Gährung zerspringen. Folglich ist der größte Theil dessen, was wir in Deutschland trinken, entweder schlechtes Gewächs, oder gar durch künstliche Mittel erzeugt.

Bis zum **14ten** Jahrhundert hatte dies Land eigne Herzoge und Grafen, Lehnsträger von Frankreich; durch Heirath kam es an die Könige und ward **1361** unter Johann mit der Krone vereinigt.

Hauptörter sind:

Chalons sur Marne (Catalauni), eine leicht befestigte Stadt, größtentheils auf dem rechten Ufer gelegen, mit **12000** Einw. Der Wein- und Getreidehandel beschäftigt die Einwohner. Das Rathhaus ist eins der besten in Frankreich. In den großen Ebenen südlich von der Stadt, **campi catalaunici**, ward Attila von den vereinigten Westgothen und Römern, unter Theoderich und Aëtius, **451**, geschlagen.

(Rheims (Durocortorum) an der **Vesle**, mit **33000** Einw. Eine alte, ziemlich gut gebaute Stadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Unter den vielen ausgezeichnet schönen Kirchen bemerkt man die herrliche Kathedrale, die schönste in Frankeich, mit zwei ganz vollendeten Thürmen. In dieser Kirche wurden sonst die Könige von Frankreich von dem Erzbischofe von Rheims gesalbt und gekrönt. In einer andern Kirche der ehemaligen Abtei St. Remy, bewahrte man die sogenannte **Ste Ampoule (sancta ampulla)**, eine kleine gläserne Flasche mit Oel, welche, nach einer fabelhaften Legende, ein Engel zur Taufe des Clovis **496** dem h. Remigius gebracht haben sollte. Man nahm indeß stets etwas von diesem vertrockneten Oele unter das übrige Salbungsöl. Rheims hat vortreffliche Tuchfabriken. Man findet hier noch Trümmer von römischen Tempeln und Triumphbogen.

Ferner **Meaux (Jatinum)** an der Marne, **Troyes (Augustobona)** an der Seine, mit **27000** Einw., letztere Stadt hat im Feldzuge **1814** sehr gelitten; die Gränzfestungen **Sedan** und **Mezières** an der Maas, endlich **Epernay, Aÿ, Sillery**, wo der beste Champagner wächst. Diese Provinz war im Jahr **1814** der

Hauptschauplatz des Krieges, und die ohnehin armen Gegenden zwischen der Marne, der Aube und der Seine haben dabei am meisten gelitten. Bei Brienne, einem kleinen Orte unweit der Aube, wo sonst eine Kriegsschule war, in welcher Napoleon erzogen worden, ward er am 2. Februar 1814 von den Deutschen und Russen geschlagen, und bei dem Flecken Fère Champenoise, zwischen Aube und Marne, verloren die Franzosen am 25. März 1814 eine entscheidende Schlacht. Bei dem Flecken Monmirail hingegen und bei dem in der Nähe liegenden Dorfe Champeaubert hatten die Preußen und Russen am 11. und 14. Februar nachtheilige Gefechte.

Zu diesen Provinzen des eigentlichen Frankreichs kommt noch:

17. Die Insel Corsica, la Corse, im Alterthum Cyrnus, später Corsica, zwischen der Küste von Italien und der Insel Sardinien gelegen. Sie hat einen Umfang von etwa 180 □ M. und 188,000 Einwohner. Die Insel ist beinahe ganz gebirgig: eine Hauptkette durchschneidet sie in ihrer ganzen Länge, und einige der höchsten Gipfel, wie der Monte rotondo über 8000 F. hoch, sind mit beständigem Schnee bedeckt. Die niedrigen Gegenden sind sumpfig und im Sommer ungesund. Hauptflüsse sind der Golo (Tavalo), der Tavignano und der Liamone (Locra). Der Anbau des Landes ist noch jetzt sehr vernachlässigt, doch liefert die Insel außer Holz und einigen Metallen etwas Vieh, vorzüglich Ziegen, Oel und Wein, beides aber schlecht behandelt und daher nur mittelmäßig; Kastanien, eine Hauptnahrung der Einwohner; und Korallen, welche von besonderer Schönheit an der Küste des Kanals San Bonifacio, welcher Corsica von Sardinien trennt, gefischt werden. Die Corsen standen schon im Alterthum ihres Charakters wegen im übelsten Ruf. Schon der Römer verschmähte corsische Sklaven wegen ihrer Faulheit, ihres Schmutzes und ihrer Bösartigkeit, und die Verbannung nach Corsica galt für eine der härtesten Strafen. Die lange Unterjochung hat nicht wenig dazu beigetragen, dies Volk träge, hinterlistig und im höchsten Grade rachsüchtig zu machen. Der Corse ist gewohnt stets bewaffnet zu gehen; jede Beleidigung wird mit Blut gerächt und die ganze Familie übernimmt die Rache des Ermordeten. Nach der Zerstörung der römischen Herrschaft stand diese Insel eine Zeitlang unter dem Joche der Araber, wovon sie durch die Genueser 806 befreit wurde. Nach einigem Wechsel der Herrschaft zwischen Genuesern und Pisanern blieb sie den ersteren zwar bis auf die neuere Zeit, das Joch dieser Republik aber war den Corsen so unerträglich, daß sie seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts beinahe in beständigem Aufruhr waren und mehrere Male nur durch kaiserliche und französische Hülfe unterdrückt werden konnten. Ein Abenteurer aus Deutschland, der Baron Theodor von Neuhof, ward 1736 an der Spitze der Aufrührer zum König ausgerufen, mußte zwar den französischen Waffen weichen und nach England fliehen, doch kehrte er mehrmals

zurück; bis er endlich in England, wo er Hülfe suchte, 1756 starb. Der unversöhnliche Haß der Corsen rief indeß immer neue Unruhen hervor, bis Genua endlich diese Insel, die es doch nicht zu bezwingen vermochte, 1768 an Frankreich abtrat. Den Franzosen gelang es indeß erst nach einem blutigen Kampfe sich des Landes zu bemeistern, und der tapfere Paoli, der Anführer der Corsen, mußte nach England entfliehen.

Unter den wenigen bedeutenden Städten dieser Insel zeichnen wir aus:

Ajaccio (Urcinium) an der westlichen Küste, mit einem guten Hafen und etwa 7500 Einw. Sie ist der Geburtsort Napoleons. **Bastia** an der nordöstlichen Küste, mit einer Citadelle, einem geringen Hafen und etwa 10000 Einw., und die befestigten Oerter **Calvi** an der Nordküste und **S. Bonifacio** an der Meerenge gleiches Namens.

Außerhalb Europa besitzt Frankreich noch:

1. In Afrika, und zwar a) auf der N. Küste seit 1830 die Stadt und zum Theil das Gebiet des ehemaligen Dey's von Algier. b) Auf der Westküste, am Ausfluß des Senegal, die Inseln **St. Louis** und **Gorée**. c) An der Ostküste, die Insel **Bourbon** und einige Handelsniederlassungen auf Madagaskar.
2. In Asien: die Stadt und das Gebiet von **Pondichery** auf der Küste Koromandel; **Mahé**, eine kleine Stadt auf der Küste von Malabar, und einige Handelsniederlassungen in Bengalen.
3. In Amerika einen Theil von **Guiana** mit der Insel **Cayenne**. Einige kleine Inseln bei New-Foundland (**Terre neuve**), und von den Antillen: **Martinique, Guadeloupe, Désiderade, Marie galante** und **Saintes**.

Geschichte und Litteratur.

Im höhern Alterthum war nicht allein das heutige Frankreich, sondern auch noch das ganze linke Rheinufer mit den Niederlanden, und ein großer Theil des nördlichen Italiens von einem mächtigen Volke, den Galliern, bewohnt. Julius Cäsar, der römische Feldherr, welcher diese Länder unterjochte, beschreibt uns die Gallier als ein tapferes, jedoch mehr im ersten Angriff als durch Ausdauer furchtbares, dabei zu Aufruhr und Neuerungen geneigtes Volk. An körperlicher Größe übertrafen sie die Römer, wie sie darin wiederum den Germanen nachstanden. Wenn gleich den Germanen an Rohheit und Unvollkommenheit der bürgerlichen Einrichtungen und an politischem Freiheitssinn ähnlich, waren sie doch von diesen durch Abstammung (man rechnet die Gallier zu dem großen Völkerstamme der Celten), Sprache und Religion geschie-

den. Wie die Germanen, waren auch die Gallier in viele kleine unabhängige und oft feindselige Volksstämme getheilt, doch scheinen sie mehr als jene durch das Band einer gemeinsamen Religion verbunden gewesen zu seyn. Bei allen gallischen Völkerschaften hatten die Druiden, die Priester, den größten Einfluß. Sie bildeten, so scheint es, eine abgesonderte Kaste, welche durch den ausschließlichen Besitz geheimnißvoller Lehren, und die Schrecken eines finstern, blutigen Götzendienstes, die Gemüther des Volkes beherrschten. Jahrhunderte lang hatten die Römer mit den Galliern in Italien zu kämpfen, und die Unterjochung dieser bahnte ihnen endlich den Weg in das eigentliche Gallien, das heutige Frankreich. Schon hatten sie Städte, wie Aix und Narbonne, gegründet, schon die Provenze unterjocht, als endlich Jul. Cäsar in 8 blutigen Feldzügen, von 58—50 vor Christi Geburt, die verschiedenen Völkerschaften der Gallier überwand und ganz Gallien in eine römische Provinz verwandelte. In keinem Lande schlugen römische Sprache, Sitten und Einrichtungen so tiefe Wurzeln als hier; so daß nach einigen Jahrhunderten Gallien zwar alle Wohlthaten eines gebildeten Zustandes genoß, aber auch alle Laster der Verfeinerung angenommen hatte, und das entartete Volk nicht im Stande war, den, vom Ende des 4ten Jahrhunderts an, von allen Seiten eindringenden Schwärmen germanischer Völker Widerstand zu leisten. Furchtbar war das Schicksal dieses blühenden Landes während der Völkerwanderung, vom 4ten bis zum Ende des 5ten Jahrhunderts. Schon mit dem Ende des 3ten Jahrhunderts brachen die Franken, ein mächtiger deutscher Stamm, oder vielleicht auch ein Bund mehrerer Völkerschaften, über den Rhein und breiteten sich immer mehr in den Niederlanden und dem nördlichen Frankreich aus. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts drangen Vandalen, Alanen, Sueven, andre germanische Völker, über den Rhein und durchzogen verwüstend das Land bis an die Pyrenäen, von wo sie in Spanien eindrangen. Um dieselbe Zeit dringen die Westgothen aus Italien vor und überschwemmen das südliche Frankreich und Spanien; die Burgunder endlich, nachdem sie von den ohnmächtigen Römern Land in der Schweiz und an der Rhone erhalten, verbreiten sich über das südöstliche Frankreich. Um den Greuel der Verwüstung zu vollenden, erscheint um die Mitte des 5ten Jahrhunderts Attila, an der Spitze der Hunnen, eines mongolischen Volkes aus dem Innern Asiens, und vieler andrer ihm unterworfenen Völker, und dringt bis Chalons vor, wo aber die Anstrengungen der Römer, Westgothen und andrer ihn zum Rückzug bewegen. Endlich gelingt es dem kühnen Anführer der Franken, Chlodowich (Clovis), der sich zum Christenthum bekehrte, von 482—486 den Römern den letzten Schatten der Macht in Gallien zu entreißen, die Westgothen beinahe ganz zu vertreiben und sich die Burgunder unterwürfig zu machen.

Zu gleicher Zeit hatte er auch seine siegreichen Waffen bis tief ins Innere von Deutschland getragen und ward so der Stifter des großen Frankenreiches, welches sich von den Gränzen der Sachsen und der slavischen Völker im östlichen Deutschland bis an die Pyrenäen erstreckte. Als nur erst die Zeit der wildesten Stürme und Kämpfe vorüber war, entstand in Gallien, wie in den übrigen von Germanen eroberten Ländern, ein Zustand, der zwar von dem frühern durchaus verschieden, indeß für die Umstände noch erträglich genug war. Die Germanen führten überall die Einrichtungen ihres Vaterlandes ein. Dort hatten sie in beinahe unbegränzter Freiheit gelebt. Leibeigene und Knechte waren meistens erkaufte und im Kriege gefangene Fremde, jeder Deutsche war frei, führte die Waffen und hatte eine Stimme bei den gemeinsamen Berathungen seines Stammes; Tapferkeit allein gab eine Auszeichnung, den Adel, der in einer an kriegerischen Tugenden reichen Zeit leicht und natürlich erblich werden konnte; aus dem Adel wählte man den Fürsten oder König, besser Anführer, denn nur im Kriege hatte er Macht. Als nun weite Länder wenig zahlreichen Volksstämmen zur Beute geworden, verfuhr man damit wie mit der unbedeutendern Beute früherer Kriege. Das Land ward vertheilt, jeder erhielt sein Theil, das **Loos**, **Allodium**, das ihm nach Stand und Ansehen zukam, als völlig freies Eigenthum, der König den größten Theil. Jeder der Mächtigen und Edlen vertheilte eben so an die Freien, die ihm gefolgt waren, kleinere Theile seines Looses, und um Uebersicht und Ordnung zu erhalten, wurden über größere Provinzen Herzöge, über kleinere, Grafen gesetzt. Das Loos der überwundenen **Provinzialen**, so nannte man das Gemisch von Römern und ursprünglichen Einwohnern der eroberten Länder, war nach der Sinnesart der Sieger verschieden. Theils blieben sie als Zubehör des **Allodium** Leibeigene des neuen Besitzers, den sie von ihrer Arbeit erhielten, theils ward das Grundeigenthum getheilt; der Sieger nahm hier ein Drittel, dort die Hälfte des Ganzen, das Uebrige blieb den Provinzialen, denen man ihre Sitten und Gesetze ließ, doch standen sie anfangs tief unter den Germanen. Am mildesten zeigten sich die an Ackerbau gewöhnten Burgunder, nicht ganz so mild die roheren Franken, am härtesten war das Loos der von den Westgothen unterjochten. Den Fürsten umgab in Frieden und Krieg ein Gefolge aus dem Adel, den Edlen ein Gefolge von Freien. Beide wurden ehemals durch Geschenke, Gastmähler und Antheil an der Beute gelockt und festgehalten. Jetzt gab der Fürst dem Edlen, der Edle dem Freien, um seine Dienste zu belohnen oder sie zu erhalten, Grundstücke, die ihm nur auf Lebenszeit und gegen Verpflichtung zum Dienst im Kriege **verliehen** wurden: diese Güter hießen daher **Lehne**, der sie empfing, hieß **Lehnträger** oder **Vasall** des **Lehnsherrn**, **seigneur suzerain.** Jeder aber war auf seinem

Grund und Boden unumschränkt, ein kleiner König, der natürliche Richter seiner Leibeigenen und seiner Vasallen. Jeder lebte von dem Ertrag des Seinigen, die Könige von ihren Allodien oder Domainen, wie der Freie von den seinigen; Abgaben fanden nur Statt vom Leibeigenen an seinen Herrn; das Volk d. h. die Germanen erhielten also Abgaben, zahlten aber keine, unbedeutende Geschenke an Edle und von diesen an die Fürsten etwa abgerechnet. Der freie Germane hatte gegen den Fürsten keine andre Verpflichtung, als auf seinen Aufruf ihm in den Krieg zu folgen. Nur der Germane führte die Waffen: wie hätte der verachtete und weichliche Römer (der Name selbst war zum Schimpf geworden), oder der Provinziale an der Seite seiner Sieger kämpfen dürfen? Das ganze Land war das zerstreute Lager eines schlagfertigen Heeres, denn Krieg und Jagd waren die einzigen Beschäftigungen des Germanen. Allgemeine Angelegenheiten wurden in allgemeinen Versammlungen, zu denen freilich bald nur die Mächtigeren sich einfinden konnten, verhandelt. Nur ausgezeichnete Talente gaben dem Fürsten Einfluß und Macht, ohne sie war er nichts. Geordnete, erbliche Thronfolge und die heutigen Begriffe von Herren und Unterthanen sind erst viel später entstanden. Ganz auf ähnliche Weise bildete sich die Verfassung der Geistlichkeit. Die Erzbischöfe und Bischöfe wurden von den Fürsten ernannt und beliehen, wie Herzöge und Grafen, und mit gleichen Verpflichtungen, so daß sie nicht selten die Kriegsdienste in Person leisteten. Unter ihnen stand die niedere Geistlichkeit, wie die Freien unter den Edlen und Fürsten. Da sie aber die einzigen waren, die in jenen Zeiten der Unwissenheit noch einige Kenntnisse, wäre es auch nur des Lesens und Schreibens, bewahrt hatten, so wurden sie bald den Fürsten unentbehrlich, ihre Rathgeber und Geschäftsführer und als die friedlicheren Anhänger der Fürsten ein wichtiges und daher begünstigtes Gegengewicht gegen den Trotz des Adels. Angelegenheiten der Kirche und des Staats wurden sehr natürlich auf gemeinsamen Versammlungen abgemacht; daher die Anwesenheit der Fürsten und Edlen auf Kirchenversammlungen, und der große Einfluß der Geistlichkeit auf die öffentlichen Angelegenheiten jener Zeit. So bestand diese im Ganzen löbliche Einrichtung bis ins 9te Jahrhundert, wo, nach dem Tode Carls des Großen, von zwei Seiten her dies Gebäude erschüttert und ein wilder gewaltsamer Zustand herbeigeführt wurde. Von der einen wurden die Lehne nach und nach erblich und die großen Vasallen machten sich als eigne Fürsten immer unabhängiger von den Königen; den kleineren und Freien blieb nichts übrig, da die Könige sie nicht schützen konnten, als sich unbedingt in die Arme der Mächtigen zu werfen; sie wurden Leibeigene des Adels oder der Geistlichkeit; die Freiheit verschwand, nur Adel und Geistlichkeit blieben frei; alle übrige, freie Germanen und Provinzialen, verschmolzen zu einem Haufen niederer Leibeige-

ner: ein Unwesen der neuern Zeit, welches keinesweges in der ursprünglichen Form der Lehns- oder Feudalverfassung begründet war. Von der andern Seite erhob sich, durch mancherlei Umstände begünstigt, die Macht der Päpste, welche die Geistlichen als ihre natürlichen Vasallen immer mehr an sich fesselten, bis es ihnen gelang, im eilften und den folgenden Jahrhunderten, die bis dahin freiere Geistlichkeit gänzlich zu unterdrücken und durch sie wiederum Fürsten und Völker zu beherrschen. So zeigt uns das Mittelalter 3 deutlich bezeichnete Perioden: von der Völkerwanderung bis zum 9ten Jahrhundert die Blüthe der altgermanischen Lehnsverfassung; vom 9ten bis zum 11ten eine wilde, furchtbare Anarchie, wo die Freiheit zu Grunde geht; vom 11ten an die Herrschaft der Päpste, die, wie man sie auch sonst beurtheilen mag, doch einige Ordnung nach und nach wieder einführte und der rohen Willkühr der Fürsten und des Ades einen oft heilsamen Zaum anlegte. Das Streben nach Freiheit und das langsame Wiederaufblühen derselben ist die Geschichte von den Zeiten der Kreuzzüge an bis auf die neueste Zeit. — Nach diesen allgemeinen, zum Verständniß der Geschichte aber nothwendigen Betrachtungen nehmen wir den Faden der Begebenheiten wieder auf, wovon wir indeß nur die wichtigsten Momente herausheben können.

Die große fränkische Monarchie unter Chlodowig setzte der Völkerwanderung ein Ziel, aber innere Unruhen folgten auf seinen Tod, **511.** Nach der Sitte der Zeit hatte er sein Reich unter seine **4** Söhne getheilt, und über **200** Jahre hindurch bietet nun die fränkische Geschichte das traurige Schauspiel von Bruderzwist, Entthronungen und Ermordungen dar, in welchem besonders zwei Weiber, Brunehild und Fridegunde, die schändlichste Rolle spielen. Gegen das Ende dieses Zeitraums war das Ansehen der Könige fast gänzlich gesunken und ihre vornehmsten Hofbediente, die **majores domus (maires du palais,** ursprünglich Aufseher über das Hofgesinde), hatten alle Gewalt an sich gerissen und regierten an der Stelle der unfähigen und trägen Fürsten. Auch dieses Amt ward endlich wie andre Aemter und Lehne erblich; Pipin von Herstall übertrug es seinem Sohne, dem Helden Carl Martell, welcher durch seinen Sieg über die Sarazenen bei Tours **732** berühmt ist. Dieser konnte es schon wagen, den Thron eine Zeitlang unbesetzt zu lassen. Unter seinen Söhnen Carlmann und Pipin ward zwar noch einmal ein Abkömmling Chlodowigs, Childerich **III., 742** auf den Thron gesetzt; als aber Carlmann den geistlichen Stand ergriffen, steckte Pipin den unfähigen Schattenkönig in ein Kloster und ließ sich mit Bewilligung des Volks zu Soissons **752** zum König krönen und salben. So endete die erste Dynastie der fränkischen Könige, die der M e r o w i n g e r, von Merowäus, einem Vorfahren Chlodowigs, genannt. Pipin der Kurze oder Kleine, Vater Carls des Großen, begründete die **2te** Dynastie, die

der **Carolinger**. Pipin hinterließ 768 zwei Söhne, Carlmann und Carl; letzterer beherrschte seit dem Tode seines Bruders 771 das ganze fränkische Reich. Große Siege, ausgezeichnete Talente zur Verwaltung eines ungeheuern Reichs, vortreffliche Einrichtungen und Gesetze, und Liebe zu den Wissenschaften, haben Carln mit vollem Rechte den Namen des Großen erworben. In seinen früheren Jahren beschäftigten ihn beinahe unaufhörliche Kriege. Die unruhigen Araber wurden kräftig zurückgewiesen und eine fränkische Mark (Gränzprovinz), die sich bis an den Ebro erstreckte, in Spanien errichtet, 778. Die Longobarden, deren Reich das nördliche Italien umfaßte und die in ewigem Streite mit den Päpsten lebten, besiegte Carl 773; der letzte König Desiderius wird gefangen und in ein Kloster geschickt und die Besitzungen des Papstes ansehnlich erweitert. Die slavischen Völker im Osten von Deutschland werden theils unterjocht, theils in ihre Gränzen zurückgetrieben. Den hartnäckigsten Kampf indeß hatte Carl mit den noch heidnischen Sachsen im nördlichen Deutschland zu bestehen. Häufig geschlagen und zum Frieden gezwungen, brachen sie mehrmals unter ihrem tapfern Wittekind wieder hervor, und es kostete Carln 32 Jahre, von 772—804, ehe es ihm gelang, die Sachsen zu überwinden und sie zur Annahme des Christenthums zu zwingen. So erstreckte sich sein Reich von der Eider bis jenseits Rom, und von der Raab in Ungarn bis an den Ebro. Unermüdlich war dabei Carl, für die innere Wohlfahrt seiner Staaten zu sorgen; er demüthigte die mächtigen Vasallen, brach ihre Macht, indem er an die Stelle großer Herzöge mehrere Grafen setzte; durchzog in unaufhörlichen Reisen sein weites Reich, um mit eigenen Augen zu sehen, und sendete häufig Abgeordnete, missi regii, welche die Verwaltung der Grafen und Bischöfe untersuchen mußten. Er selbst hatte wohl nur wenig Bildung, aber liebte die Wissenschaften, zog fremde Gelehrte an seinen Hof, und zwang überall die Geistlichkeit, bei jedem Kloster und jeder Hauptkirche Schulen anzulegen. Um den Glanz seines Reiches zu vermehren, ließ er sich 800 zu Rom vom Papste Leo III. zum römischen Kaiser krönen und stellte so das durch die Völkerwanderung zerstörte abendländische Kaiserthum wieder her, welches seitdem bei seinen Nachfolgern in Deutschland bis auf unsre Tage geblieben ist. Er starb 814. Unwürdige Nachkommen, welche die Geschichte nur nach ihren geistigen und körperlichen Gebrechen: der Kahle, der Dicke, der Stammler, der Einfältige, der Faule, unterscheidet, führten bald die Zertrümmerung seines großen Reiches herbei. Schon sein Sohn Ludwig der Fromme vermochte nicht das große Gebäude aufrecht zu erhalten und starb 840 als ein Gefangener seiner unnatürlichen Söhne, denen er das Reich getheilt und die ihn zweimal absetzten. Unter diesen Söhnen kam die Theilung des Reichs durch den Vertrag von Verdun 843 zu Stande; Lothar



erhielt Italien, Ludwig der Deutsche Deutschland und Carl der Kahle die westlichen Theile des Reiches, woraus von nun an sich das französische Reich entwickelte.

Bis 987 herrschten noch dem Namen nach die elenden Carolinger, aber ihre Schwäche vermochte es nicht zu hindern, daß große Provinzen von ihrem Reiche abgerissen wurden: die spanische Mark ging verloren; im Süden entstand das burgundische Reich, im Osten das lothringische, und der kühne Rollo, ein Anführer normännischer Abenteurer, erzwang sich den Besitz von Neustrien oder der Normandie. Zu gleicher Zeit ertrotzten die mächtigen Vasallen die Erblichkeit ihrer Lehne, ja der Verwaltungsämter im Staate, und unterjochten immer mehr die schwachen Städte, die minder mächtigen Vasallen und Freien, so daß am Ende dieser Periode den Königen nichts als ein leerer Titel geblieben war, und außer dem Adel das ganze Volk unter der schmählichsten Knechtschaft seufzte. Wie einst unter den Merowäern die Majordomen, so erhoben sich unter den letzten Carolingern die tapfern Nachkommen Roberts, Grafen von Paris, bis endlich einer derselben, Hugo, mit dem Zunamen Capet (Kopf, tüchtiger Mann), sich nach dem Tode des letzten Carolingers Ludwigs des Faulen 987 zum Könige krönen ließ und so das noch jetzt vorhandene Geschlecht französischer Könige, das der Capetinger, gründete. Von hier an zeigt die französische Geschichte das von allen Königen mit mehr oder weniger Glück und Geschick verfolgte Bestreben, die Uebermacht ihrer Vasallen zu brechen, einen freien, den Königen allein ergebenen Mittelstand zu schaffen und die königl. Macht auf den Trümmern jener furchtbaren Adels-Aristokratie zu erheben: ein Bestreben, welches vom 15ten Jahrhundert an rasche Fortschritte machte und unter Ludwig XIV. seine höchste Vollendung erhielt. Wir übergehen die minder bedeutenden Regierungen der ersten Capetinger, (Hugo Capet von 987 — 997, Robert 997 — 1031, Heinrich I. 1031 — 60), um zu einer Begebenheit zu kommen, welche ganz Europa in Bewegung setzte und in jeder Rücksicht einen neuen Zustand der Dinge herbeiführte, den Kreuzzügen. Schon längst gehörten Wallfahrten nach heilig geachteten Oertern, aus Andacht oder zur Abbüßung einzelner Vergehungen unternommen, zu den Sitten des christlichen Europa; das heilige Land, Judäa oder Palästina, wo der Heiland gelebt und gestorben, wo man noch seine Grabstätte zeigte, mußte natürlich das häufigste und wichtigste Ziel solcher Pilgerfahrten seyn. Das heilige Grab befand sich zwar seit 637 unter der Herrschaft der Araber; so lange sie indeß die Herren von Jerusalem blieben, wurden die Pilger freundlich geduldet, und hatten keine Ursach sich über Bedrückungen zu beschweren. Als aber die wilden seldschjuckischen Türken den Stuhl der Chalifen zu Bagdad eingenommen und nun auch in Palästina herrschten, 1072, hatten die christlichen Pilger un-

säglich von der Unduldsamkeit, der Raub- und Blutgier dieser Barbaren zu leiden, und der Schimpf, das Grab des Erlösers in den Händen der Ungläubigen, wie man die Muhammedaner nannte, zu sehen, verbunden mit den jammervollen Berichten heimgekehrter, ausgeplünderter und zuweilen verstümmelter Pilger, hatten schon den mächtigen und geistvollen Papst Gregor VII. auf den Gedanken gebracht, die Christenheit gegen die Muhammedaner zu bewaffnen; seine eigenen Händel aber mit den deutschen Kaisern hatten ihn an der Ausführung dieses Planes gehindert. Es gelang seinem Nachfolger Urban II. 1087 — 1100. Ein abenteuerlicher Mönch, Peter von Amiens, auch der Eremit genannt, erfüllte bei seiner Rückkehr von Jerusalem Italien und Frankreich mit seinen grauenvollen Erzählungen von den Grausamkeiten der Türken gegen die morgenländischen Christen und Pilger, und überall äußerte sich laut die brennendste Begier, das heilige Grab jenen rohen Barbaren zu entreißen. Urban benutzte diese Stimmung, und nachdem er auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza 1095 die Gemüther vorläufig geprüft, ward endlich 1096 auf der Versammlung zu Clermont en Auvergne unter seinem Vorsitze von einer unendlichen Menge jedes Standes, unter den begeisterten Zuruf: Gott will es! der Krieg beschlossen. Jeder Theilnehmer bezeichnete sich mit einem rothen Kreuze auf seinen Kleidern, daher die Namen Kreuzzüge, Kreuzfahrer. Erlaß jeder bürgerlichen und geistlichen Strafe und die Zusicherung der ewigen Seligkeit ward jedem ertheilt, der das Schwerdt ergriff, und unzählbare Schaaren jedes Standes, jedes Alters, jedes Geschlechts strömten herbei, um an diesem ruhmwürdigen und heiligen Unternehmen Theil zu haben. Zwei Hauptmassen bildeten den ersten Kreuzzug 1096. Die erstere, unter der Anführung Peters von Amiens, bestand aus einer unermeßlichen Zahl niedrigen Gesindels aller Art, worunter sich nur wenige Ritter und wahre Krieger befanden. Sie zogen durch Deutschland, wo sie ihre Wuth zuerst an vielen tausend armen Juden ausließen, welche sie plünderten und mordeten; durch Ungarn, wo schon ein großer Theil von ihnen ihrer Raubsucht und Zügellosigkeit wegen von den kriegerischen Einwohnern unter ihrem Könige Corboga aufgerieben wurden; durch die Staaten der damaligen griechischen Kaiser nach Constantinopel, von wo sie über die Meerenge nach Asien gingen, größtentheils aber in Kleinasien unter dem Schwerdt des türkischen Sultans von Iconium den Tod fanden. Der Ueberrest flüchtete nach Constantinopel, um sich an die nachkommenden Schaaren anzuschließen. Die zweite Hauptmasse dieses Kreuzzuges bestand hingegen aus den edelsten Fürsten und Rittern von Frankreich, Deutschland und Italien, unter der Anführung Gottfrieds von Bouillon, Herzogs von Niederlothringen. Auch sie nahmen ihren Weg größtentheils durch Ungarn, zum Theil auch von Italien aus zur See.

Sie sammelten sich unter den Mauern von Constantinopel, und nachdem sie alle Hindernisse der griechischen Arglist überwunden, in blutigen Gefechten den Sultan von Iconium geschlagen, mehrere feste Plätze erobert und alle Schrecknisse des Hungers und Durstes überstanden, gelang es endlich dem schwachen Ueberrest des großen Heeres, Jerusalem selbst zu erreichen und nach einer hartnäckigen Gegenwehr mit Sturm zu erobern, den 19. July 1099. Unerhörte Grausamkeiten befleckten den Ruhm der Sieger, wie denn überhaupt der Ehrgeiz und Eigennutz der Fürsten, die mehr eignen Länder-Erwerb als das Ziel der Unternehmung im Auge hatten, und die Sittenverderbniß des großen Haufens, das mit Begeisterung unternommene Werk schändeten und dem neuen Reiche von Jerusalem einen baldigen Untergang brachten. Gottfried ward zum König von Jerusalem erwählt, starb aber leider schon 1100, ein Jahr nach Eroberung der Stadt. Der Krieg mit allen seinen verderblichen Folgen hatte die Kreuzfahrer so geschwächt und die sie umgebenden Türken und Araber bedrängten den neuen Staat so mächtig, daß unaufhörlich in Europa um Hülfe gefleht werden mußte. So zogen in einem Zeitraum von beinahe 200 Jahren unzählige Schaaren europäischer Krieger nach Palästina, um das sinkende Reich zu stützen, oder das verlorne wieder zu gewinnen. Man giebt daher die Zahl der Kreuzzüge sehr verschieden an; am besten aber unterscheidet man 5 Hauptunternehmungen. Die erste unter Gottfried von Bouillon; die zweite 1147 unter den Königen Conrad III. von Deutschland und Ludwig VII. von Frankreich; die dritte 1189 unter Kaiser Friedrich I. und den Königen Philipp II. von Frankreich und Richard Löwenherz von England; die vierte 1228 unter Kaiser Friedrich II.; die fünfte endlich 1248 und 1270 unter Ludwig IX. von Frankreich. Dazwischen fällt noch ein sogenannter Kreuzzug, welcher aber sein Ziel gar nicht berührte und in welchem 1203 und 1204 die Venezianer und Franzosen Constantinopel eroberten und ein Lateinisches Kaiserthum gründeten, welches aber nur bis 1261 bestand. Alles dies konnte indeß nicht verhindern, daß Jerusalem schon 1187, 88 Jahre nach der Eroberung, durch den tapfern Selaheddin oder Saladdin wieder in die Hände der Muhammedaner fiel. Alle Anstrengungen der späteren Kreuzfahrer, es wieder zu erobern, blieben vergebens. Zwar gelang es dem Kaiser Friedrich II. 1228, durch friedliche Unterhandlungen Jerusalem auf 10 Jahre wieder zu gewinnen, 1239 aber ward es den Christen für immer wieder entrissen, und bis 1291 verloren sie auch den letzten Rest ihrer Besitzungen in Palästina. — Wie wenig auch das eigentliche Ziel aller dieser Anstrengungen erreicht ward, wie sehr auch Herrschsucht der Päpste und Fürsten an diesen Unternehmungen Theil genommen, wie sehr auch die niedrigsten Leidenschaften viele der Kreuzfahrer entehrten; so gehören doch immer

die Kreuzzüge zu den wichtigsten und in vieler Hinsicht rühmlichsten Begebenheiten der Weltgeschichte, und trugen unendlich viel dazu bei, Europa aus der leiblichen und geistigen Knechtschaft zu befreien. Von dieser Zeit an sank die Uebermacht des Adels, die Macht der Könige stieg und durch sie wiederum die Freiheit der Städte und des Volks. Viele Edle mußten, um die Kosten dieser Unternehmungen zu bestreiten, ihre Güter an die Könige oder an die Kirche verkaufen oder verpfänden; viele ihren Leibeigenen die Freiheit verkaufen oder auch schenken, damit sie nur nicht den Kreuzheeren zuliefen. Viele adelige Familien starben aus, oder verarmten. Von der andern Seite gewannen viele Städte, besonders in Italien Venedig, Genua, Pisa u. a., große Reichthümer, indem sie die Kreuzheere zu Schiffe nach Palästina brachten, ihnen Lebensmittel nachführten und einen einträglichen Handel mit den Morgenländern eröffneten. Die Könige, die anfänglich keinen persönlichen Antheil an den Kreuzzügen genommen, vermehrten ihre Besitzungen durch die erkauften und sonst erledigten Lehne außerordentlich, und unter ihrem Schutze entstand wieder ein freier Mittelstand und wohlhabende Städte, die nun dem Uebermuthe des Adels trotzen konnten. Alle Völker Europa's, bisher ein jedes mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, kamen durch die Kreuzzüge in mannigfaltige Berührung, der Handel und durch ihn Kenntnisse mancherlei Art kamen immer mehr empor: ja selbst auf die geistigen Angelegenheiten, welche bisher von den Päpsten unumschränkt waren verwaltet worden, fing der wieder erwachende Geist an sich zu lenken, und die gegen den geistlichen Despotismus der Kirche gerichteten Bewegungen der Albigenser und Waldenser im südlichen Frankreich, im 12ten und 13ten Jahrhundert, obwohl sie damals mit Feuer und Schwerdt unterdrückt, und wahre Kreuzzüge gegen diese Unglücklichen, die man Ketzer nannte, gepredigt wurden, müssen doch als die ersten Regungen des geistigen Lebens angesehen werden, welche sich von nun an in allen Jahrhunderten immer mächtiger zeigten, Wiklef im **14ten**, Huß im **15ten**, bis sie endlich in der Reformation in Deutschland und in der Schweiz den Sieg davontrugen. Endlich gaben die Kreuzzüge Veranlassung zu der Ausbildung des eigentlichen Ritterthums, jener dem Christenthum ganz eigenthümlichen Verbindung der Tapferkeit, der Frömmigkeit, der Liebe, des Edelmuths und der feinen Sitte, wozu sich bald noch die Liebe zur Poesie gesellte, die im 12ten und 13ten Jahrhundert die erste Ausbildung der jetzigen europäischen Sprachen veranlaßte; zuerst in der Provenze, wo die **Troubadours**, dann auch in Deutschland, wo die Minnesinger eine schöne, leider nur bald wieder verschwindende Blüthezeit bezeichnen. Das eigenthümliche Wesen des christlichen Ritterthums bildete sich in den zur Zeit der Kreuzzüge entstandenen geistlichen Ritterorden aus, welche gleich den Mönchsorden die Gelübde der

Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ablegten, wozu noch die Pflicht kam, die Ungläubigen unablässig zu bekämpfen. Der älteste von diesen ist der Johanniterorden. Kaufleute aus Amalfi in Italien hatten schon 1048 zu Jerusalem ein Hospital für kranke Pilger gegründet und es Johannes dem Täufer geweiht; aus den Mönchen, die hier den Dienst versahen, entstanden im Anfange des 12ten Jahrhunderts jene Ritter, welche nun theils die Kranken verpflegten, theils die Waffen führten. Anfänglich hießen sie Johanniter oder Hospitaliter. Als Palästina verloren ging, zogen sie sich nach Cyprus, von da vertrieben nach Rhodus, wo sie sich beinahe 200 Jahre behaupteten und Rhodiser hießen. Als auch diese Insel 1522 von den Türken nach einer der hartnäckigsten Belagerungen erobert ward, erhielten sie vom Kaiser Carl V. die Insel Malta, woher sie Malteser hießen, bis sie endlich auch diese 1798 an die Franzosen verloren. Der Orden, der schon seit einem Jahrhundert seine Bestimmung nicht mehr erfüllte, ist jetzt als aufgehoben zu betrachten. Kurze Zeit nach jenem entstand zu Jerusalem 1118 ein zweiter ähnlicher Orden, der der Tempelherren, die ihren Namen davon hatten, daß sie zu Jerusalem, in der Nähe des Orts wo der alte Tempel gestanden, wohnten. Ursprünglich gering an Zahl und äußerst arm, führten sie den Namen: arme Ritter, bald aber vermehrte sich ihre Zahl und sie erwarben große Reichthümer und viele Güter in allen Ländern von Europa, vorzüglich in Frankreich. Dieser Reichthum und der Uebermuth, der eine Folge davon war, bereiteten ihnen den Untergang. Philipp IV. oder der Schöne von Frankreich in Verbindung mit dem Papste Clemens V. hatte ihnen das Verderben geschworen. An Einem Tage 1305 wurden alle Tempelherren in Frankreich gefangen genommen, um durch die grausamste Marter zum Eingeständniß der Verbrechen, deren man den Orden beschuldigte, gebracht zu werden. Die meisten läugneten hartnäckig; viele, die um den Qualen zu entgehen gestanden hatten, widerriefen später ihre Aussage und starben in den Flammen. Auch der Großmeister des Ordens Jakob v. Molay hatte das nemliche Schicksal, er ward 1314 zu Paris verbrannt und der Orden vom Papste aufgehoben. Seine Güter eignete sich der König größtentheils zu. In andern Ländern verfuhr man weniger gewaltsam und die Tempelherren wurden zum Theil mit den Johannitern vereinigt. Die gewaltsame und in der Form unverantwortliche Art dieser Aufhebung hat von jeher die Tempelherren als unschuldige Märtyrer betrachten lassen; neuere Untersuchungen haben indeß mehr als wahrscheinlich gemacht, daß sie schwerlich von dem Vorwurf geheimer antichristlicher Lehren und unnatürlicher Laster, die sie beide wohl im Orient mochten kennen gelernt haben, freigesprochen werden können. — Endlich 1190 entstand ebenfalls zu Jerusalem der Deutsche Ritterorden, der, nachdem Palästina verloren gegangen, seine

Waffen im 13ten Jahrhundert gegen die heidnischen Preußen kehrte, und nicht allein dieses Land, sondern noch einen großen Theil der jetzt russischen Provinzen an der Ostsee sich unterwarf. Auch hier führte der Reichthum den Uebermuth, den Stolz und den Untergang herbei. Der Orden verlor nach und nach durch die Empörung seiner gedrückten Unterthanen die meisten seiner Besitzungen; Ostpreußen ward zur Zeit der Reformation dem damaligen Hochmeister Albrecht von Brandenburg als ein weltliches Herzogthum überlassen, und die deutschen Besitzungen des Ordens gingen **1809** beim Wiener Frieden, wo der Orden aufgehoben wurde, gänzlich verloren.

An die Kreuzzüge schließen sich für die Geschichte Frankreichs, der Zeit und der Wichtigkeit nach, zunächst die Kriege mit England. Die erste Veranlassung dazu gab die Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer, Herzog von Normandie **1066**, der zugleich also nun ein Vasall Frankreichs und ein unabhängiger König war. Die Veranlassungen zur gegenseitigen Eifersucht wurden noch vermehrt, als die verstoßene Gemahlin Ludwigs **VII.**, Eleonore, **1152** ihr Erbgut Guyenne und Poitou ihrem zweiten Gemahl Heinrich von Anjou, in der Folge König von England, zubrachte, so daß England nunmehr beinahe alle westliche Provinzen Frankreichs besaß. Schon hatten die gegenseitigen Neckereien und Kriege mit abwechselndem Erfolge über **2** Jahrhunderte gedauert, als endlich das Emporkommen des Hauses Valois in Frankreich ernstlichere Kriege mit England veranlaßte. Philipps des Schönen 3 Söhne, Ludwig **X.**, Philipp **V.** und Carl **IV.** starben schnell nach einander, ohne männliche Erben zu hinterlassen, und nach des Letzten Tode ward Philipp **VI.** von Valois, Philipps des Schönen Bruders-Sohn, von den Ständen ohne Ausnahme **1328** als König anerkannt. Nur Eduard **III.**, König von England, machte Ansprüche auf die Krone Frankreichs, wegen seiner Mutter, einer Schwester des letzten Königs. Seine Gründe, allerdings unbedeutend, waren es indeß weniger in einer Zeit, wo noch in keinem Reiche die strenge Erbfolge in männlicher Linie gesetzlich bestimmt war, und auch in Frankreich ihm nur das alte Herkommen entgegengesetzt werden konnte; und nur zu gut wußte er und sein tapferer Sohn, Eduard Prinz von Wales, bekannter unter dem Namen des schwarzen Prinzen, seine Ansprüche mit den Waffen zu unterstützen. Mit einem an Zahl weit geringeren Heere erfocht er **1346** den großen Sieg bei Crecy in der Picardie, worauf Calais in seine Hände fiel, und **10** Jahre nachher **1356** ward sogar der König Johann von Frankreich in der Schlacht bei Poitiers gefangen. Mit dem Tode dieser beiden Helden verschwand das Kriegsglück der Engländer; Carl **V.** der Weise, **1364 — 80**, entriß ihnen, vorzüglich durch den tapfern **Bertrand du Guesclin**, eine Provinz nach der andern; aber noch Einmal

erreichte ihr Glück seinen Gipfel unter dem blödsinnigen Carl VI. 1380—1422, um dann unter dessen Sohne Carl VII. 1422—61 auf immer vernichtet zu werden. Die Minderjährigkeit und dann der Wahnsinn Carls VI. stürzten sein Reich in einen Abgrund von Verwirrung; von außen durch England bedrängt, ward es innerlich durch die Herrschsucht der Königin Isabella von Baiern, ihre Feindschaft gegen ihren Sohn den Dauphin Carl (VII.), den sie von der Regentschaft verdrängte, und durch die Eifersucht und Zwietracht mächtiger Vasallen, vorzüglich der Herzöge von Burgund und von Orleans, zerfleischt. Isabella hatte sich mit dem Herzoge von Burgund gegen ihren Sohn verbunden und an den kriegerischen Heinrich V. von England angeschlossen, dem sie ihre Tochter zur Gemahlin gegeben, damit er nach des blödsinnigen Königs Tode beide Reiche vereinigen sollte. Der große Sieg bei Azincourt 1415 hatte den Engländern Paris und ganz Frankreich eröffnet, und selbst der bald erfolgte Tod Heinrichs änderte wenig in der Lage Frankreichs; sein Sohn Heinrich VI. ward als Kind von 9 Monaten zum König von England und Frankreich zu Paris ausgerufen, die Heere Englands unter den tapfern Brüdern Heinrichs V., Bedford und Gloster, siegen überall, und schon blieb dem Dauphin Carl kein Platz an dem rechten Ufer der Loire übrig, außer dem hart bedrängten Orleans, als plötzlich ein unbekanntes Hirtenmädchen **Jeanne d'Arc**, aus dem Dorfe Dom Remi, sich dem Dauphin darstellt und sich ihm als eine von Gott gesendete Retterin Frankreichs ankündigt. Alle Zweifel schwinden vor ihrer einfachen und bestimmten Rede; ihr Anblick, ihr Wort, ihr Beispiel begeistert das Heer, Orleans wird entsetzt, die Engländer in mehreren Gefechten geschlagen; ihr Ruf verbreitet sich mit reißender Schnelle, erfüllt die Ihrigen mit unüberwindlicher Zuversicht, die Feinde mit Grauen und Schrecken, und ihrer Zusage gemäß geleitet sie den Dauphin mitten durch seine Feinde nach Rheims, wo er zum König gekrönt wird. Unbegreiflich ist es, wie nach solchen Thaten Carl VII. nichts zu ihrer Rettung unternahm, als sie bei einem Ausfall aus Compiegne von den Burgundern gefangen, von diesen an die Engländer verkauft, und von einem blos aus Franzosen zusammengesetzten Gerichte und auf Betrieb der Universität von Paris als Zauberin zum Tode verurtheilt und zu Rouen 1431 verbrannt wurde. Lange Zeit war ihr Andenken in Frankreich vergessen, ja durch ein nichtswürdiges Gedicht Voltaire's, dem Hohne einer geistlosen Zeit Preis gegeben, und Schillern war es vorbehalten, diese edelste Gestalt des französischen Mittelalters in einer würdigen Dichtung zu verherrlichen. — Ihr Tod hemmte indeß nicht die Fortschritte der französischen Heere; ihrer besten Heerführer nach und nach beraubt und in bürgerliche Fehden verwickelt, vermochten die Engländer nicht, ihre französischen Besitzungen zu be-

behaupten, sie gingen alle in wenigen Jahren, bis **1451**, mit Ausnahme Calais', verloren.

Diese langen, verheerenden Kriege, indem sie den Wohlstand der Städte und des Adels zerrütteten, trugen nicht wenig dazu bei, die Macht der Könige zu vergrößern. Schon wurden sie als die höchsten Richter des Reichs betrachtet, und unter dem Vorwande der Noth erlaubten sie sich immer häufiger Abgaben ohne Zuziehung der Stände auszuschreiben, welche sie leicht beitreiben konnten, da eben diese Kriege die erste Veranlassung zur Errichtung stehender Heere gaben, welche von jeher die nothwendigen und kräftigen Stützen des Despotismus gewesen sind. Bald fand sich auch der Mann, der von den Umständen begünstigt die königliche Macht auf einen damals unerhörten Gipfel erhob. Der feige Ludwig **XI. 1461 — 83**, der auch Meineid und Meuchelmord nicht scheute, um seine Absichten durchzusetzen, verstärkte noch seine Macht durch **6000** Schweizer, die er in Sold nahm, und vernichtete auf gleiche Weise die bisherigen Vorrechte des Adels und der Städte. Er ist als der wahre Gründer jenes abscheulichen, willkührlichen und unterdrückenden Regierungssystems anzusehen, welches, von seinen Nachfolgern immer höher gesteigert, endlich wohl die Revolution herbeiführen mußte. Sobald die Könige von Frankreich auf diese Weise zu einer beinahe unumschränkten Herrschaft gelangt waren, fingen sie an, auch auf andre Länder ihre Aufmerksamkeit zu richten. Die verschiedenen Staaten von Europa traten nunmehr in häufigere Berührung mit einander, und Ansprüche auf oft entlegene Provinzen, Eifersucht über die wachsende Macht des einen, veranlaßten nunmehr jenes Gewebe von gegenseitiger Hinterlist, welches man mit dem Namen der neuern Politik bezeichnet und welches seitdem Bündnisse und Kriege hervorgerufen hat, die zwar oft für die Zeitgenossen wichtig und verheerend genug waren, in der Weltgeschichte aber immer nur einen sehr untergeordneten Platz einnehmen. So waren die zahlreichen Kriege beschaffen, welche die Regierungen Carls **VIII. 1483—98**, Ludwigs **XII. 1498 — 1515**, und selbst Franz **I. 1515 — 47** ausfüllten und meistens den Besitz von Neapel und von Mailand zum Gegenstande hatten. Unter Franz **I.** kam noch die Eifersucht gegen Carl **V.** von Spanien hinzu, welcher trotz der Bemühungen seines Gegners zum deutschen Kaiser erwählt wurde. Beide Fürsten bekriegten sich zeitlebens, ohne daß ein bedeutendes Resultat aus diesen Kämpfen hervorging, obgleich Franz **I.** in der Schlacht von Pavia **1525** gefangen genommen, nach Spanien gebracht und dort **1** Jahr lang zurückgehalten wurde. Diese Kriege legten den ersten Grund zu jener auf alle spätere französische Könige fortgeerbten Eifersucht gegen das Haus Oestreich, wodurch in Deutschland so viel Blut geflossen. Bedeutender sind die Bewegungen, welche die Reformation in Frankreich veranlaßte. Die Meinungen Luthers und Zwingli's hatten gleich Anfangs be-

deutenden Eingang, besonders im südlichen Frankreich, gefunden; den größten Einfluß aber auf die Bildung des Protestantismus in Frankreich hatte Johannes Calvin (Chauvin), geboren zu Noyon 1509, der sich lange Zeit in Frankreich aufhielt, dann durch Verfolgung gezwungen nach der Schweiz und nach Straßburg ging, in Genf sowohl die Kirche als den Staat nach seinen strengen Grundsätzen einrichtete und daselbst 1564 starb. Franz I. verfolgte die Protestanten mit Feuer und Schwerdt, mehr indeß aus politischen Gründen, als aus Religionseifer *). Unter seinem Sohne Heinrich II. 1547—59 und dessen schwachen Söhnen und Nachfolgern Franz II. 1559—60, Carl IX. 1560—74, Heinrich III. 1574—89, gewann der Protestantismus immer zahlreichere Anhänger und veranlaßte beinahe unaufhörliche Unruhen und Kriege. Was anfänglich die reine Sache frommer Ueberzeugung gewesen, das ward bald unter den Händen der Großen zu einer politischen Partei-Angelegenheit. Es war bei der körperlichen und geistigen Schwäche der 3 letzten Valois beinahe mit Gewißheit vorauszusehen, daß mit ihnen ihr Haus aussterben würde. Neben ihnen hatten sich damals die Guisen, ein Nebenzweig der lothringischen Fürsten, erhoben, und beherrschten das Reich bald in Verbindung mit der Königin Mutter, der abscheulichen Catharina von Medicis, bald auch mit ihr entzweit. Eifrig für die Sache des Katholizismus eingenommen, verletzte es eben so sehr ihre Ueberzeugung als ihren Ehrgeiz, daß das Haus Bourbon, die Abkömmlinge eines jüngern Sohnes Ludwigs IX., die nächsten Ansprüche auf den Thron hatten und zugleich die erklärten Häupter der Protestanten waren. Verschwörungen, Meuchelmord, Aufruhr und häufige Kriege waren die Folgen dieser Spannungen unter den 3 letzten Valois. Schon ließ die gegenseitige Erschöpfung einen dauerhaften Frieden hoffen: Heinrich von Bourbon, König von Navarra, in der Folge Heinrich IV., damals das Haupt der Protestanten, ward zu einer dauernden Versöhnung nach Paris gelockt, die Schwester des Königs Carls IX. sollte seine Gemahlin werden und ward es; der Admiral von Coligny, ein ehrwürdiger Greis, und viele andre der vornehmsten Häupter der Protestanten, begleiteten ihn nach Paris, als plötzlich auf das Geheiß der Guisen, und der Königin Mutter, in der Nacht des 24. Aug. 1572 die Sturmglocke ertönte, zum Zeichen der Ermordung aller Protestanten. Viele Tausende fielen unter den Dolchen der Meuchelmörder, Coligny einer der ersten, und selbst sein Leichnam ward auf das unwürdigste gemißhandelt. Nur Heinrich von Navarra ward verschont. Befehle

*) Man nannte und nennt wohl noch jetzt die Protestanten in Frankreich Huguenots, Hugenotten, wahrscheinlich eine Verstümmelung von Eidgenossen, d. h. Schweizer, weil die Meinungen der Reformatoren zuerst von der Schweiz aus nach Frankreich kamen.

waren nach allen Provinzen geschickt, dort ein ähnliches Blutbad zu veranstalten, welches jedoch von einzelnen christlichen Bischöfen und Commandanten gehindert ward. Doch rechnet man, daß in dieser Schreckensnacht, die Pariser Bluthochzeit genannt, in Paris und in den Provinzen an 30000 Protestanten dem Fanatismus zum Opfer fielen. In Rom ließ der Papst Gregor XIII. diese Nachricht durch Abfeuern der Kanonen und durch Processionen feiern und diese Begebenheit durch eine Denkmünze verewigen, welche auf der einen Seite sein Bildniß, auf der andern einen Würgengel mit der Umschrift: strages Hugonottorum 1572, darstellt. Diese Schandthat konnte die Macht der Protestanten nicht brechen; Carl starb bald darauf in der Blüthe seiner Jahre an einer entsetzlichen Krankheit, in welcher ihm das Blut aus allen Theilen der Haut herausdrang, und sein letzter Bruder Heinrich III., den die Polen zu ihrem König erwählt hatten, entfloh auf diese Nachricht von Warschau und eilte seinen Thron einzunehmen. Schwächer, aber eben so grausam als sein Bruder, konnte er doch den Uebermuth der Guisen nicht ertragen, und sah sich bald genöthigt, sich in die Arme seines Feindes Heinrichs von Bourbon zu werfen. Beide vereint belagerten Paris, worin die Guisen sich hartnäckig vertheidigten, und hier war es, wo Heinrich III., der letzte Valois, 1589 von der Hand des Meuchelmörders Jaques Clément fiel. Die Krone fiel nun auf das Haupt Heinrichs IV., welcher indeß noch 4 Jahre um den Besitz derselben kämpfen mußte. Die Guisen und ihre Anhänger hatten unter dem Beistande Philipps II. von Spanien eine Verbindung unter dem Namen der Ligue geschlossen, um den protestantischen König vom Throne zu entfernen, und bildeten eine mächtige Partei im Reiche. Um ferneres Blutvergießen zu verhüten, war Heinrich endlich 1593 schwach genug, sich zur katholischen Religion zu bekennen, und nun erst unterwarfen sich ihm nach und nach alle Städte seines Reiches. Um seine treuen Freunde die Protestanten zu versöhnen, gab er 1598 das berühmte Edict von Nantes, worin ihnen völlige Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den katholischen Unterthanen eingeräumt wurden: eine Wohlthat, der sie indeß nur so lange vollkommen genossen, als dieser edelste und beste aller französischen Könige lebte. Seine ritterliche Tapferkeit, seine ungeheuchelte Liebe für sein Volk, sein heiteres, einfaches, leutseliges Wesen, seine Bemühungen, den gesunkenen Wohlstand der niederen Volksklassen zu heben, haben sein Andenken in Segen erhalten, und noch jetzt haben die Pariser seine in der Revolution gestürzte Statüe mit der höchsten Begeisterung wieder errichten helfen. Nur dem finstern Fanatismus blieb sein Uebertritt zur katholischen Kirche verdächtig; und ein Ungeheuer, Ravaillac, dessen Anstifter und Mitschuldige man nie erfahren hat, ermordete mit 2 Messerstichen den Liebling des Volks auf öffentlicher Straße in seinem Wagen

1610. Die Regierung seines schwachen Sohnes und Nachfolgers Ludwig XIII. war voll bürgerlicher Unruhen, welche der Ehrgeiz seiner Mutter Maria von Medicis, der Großen des Reichs und die Bedrückung der Protestanten hervorriefen. Das innere Glück Frankreichs, durch Heinrich IV. und seinen großen Minister Sully begründet, verfiel immer mehr und mehr, aber eine Reihe großer Minister erhoben dagegen die Macht Frankreichs auf den Gipfel, welchen sie unter Ludwig XIV. eine Zeitlang behauptete. Sully hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Ackerbau und die Finanzen gerichtet und durch Ordnung und weise Sparsamkeit das Land erleichtert und bereichert. Der allmächtige Cardinal Richelieu unter Ludwig XIII. brachte durch Verschwendung und Kriege die Finanzen zwar in Unordnung, aber seine Strenge und seine großen Talente unterdrückten nicht nur die noch unruhigen Großen, zertrümmerten die Macht der Protestanten und begründeten aufs neue die unumschränkte Macht der Könige, sondern stets darauf bedacht, die Macht Oestreichs zu brechen, nahm er durch Geld und Truppen einen thätigen Antheil an dem 30jährigen Kriege, welcher damals Deutschland verwüstete, und legte den ersten Grund zu dem Vergrößerungssystem Frankreichs, welches sich unter Ludwig XIV. vollkommen ausbildete. Die Regierung Ludwigs XIV. 1643—1715 ist als das Zeitalter des höchsten Glanzes für Frankreich berühmt, aber nur der geringste Theil des Verdienstes fällt davon auf ihn selbst zurück. Er herrschte unumschränkt und ohne Widerstand zu finden, aber Richelieu hatte die Macht der Könige begründet, und Mazarin, welcher bis 1661 das Staatsruder führte, sie befestigt. Seine Armeen erfochten glänzende Siege, aber nur so lange, als Condé und Turenne sie führten; die letzten Kriege liefen höchst unglücklich für Frankreich ab. Er hat Frankreich und besonders Paris mit den schönsten Gebäuden und Denkmälern verziert, aber 4500 Millionen Schulden hinterlassen. Künste und Wissenschaften blühten unter ihm, wie nie vorher, er zog viel bedeutende Gelehrte und Dichter an seinen Hof, ja er ließ sogar ausländischen Gelehrten Pensionen zahlen; er selbst aber war höchst unwissend und daher oft sehr ungeschickt in der Wahl derer, die er begünstigte. Sein Zeitalter heißt das goldene der französischen Litteratur, aber er selbst war so wenig gebildet, so sehr von Maitressen und Beichtwätern beherrscht, daß er 1685 das wohlthätige Edict von Nantes aufhob und durch schändliche Verfolgung und Grausamkeiten 50000 Familien der fleißigsten betriebsamsten seiner Unterthanen zur Auswanderung zwang, welche unter dem Namen Réfugiés in Deutschland, England und den Niederlanden mit offenen Armen aufgenommen wurden. Er hatte das Glück zu einer Zeit zu leben, wo nach den Unruhen langer bürgerlicher Kriege große Talente jeder Art emporgekommen und sich gebildet hatten; diesen unendlich mehr als seinen persönlichen Eigenschaften verdankt

Frankreich den Glanz jener Zeit, und den ausgebreiteten Einfluß, welchen seitdem französische Sprache, Ansichten, Gebräuche und Moden über ganz Europa, leider über Deutschland am meisten, ausgeübt haben. Deutschland war gerade damals durch den 30jährigen Krieg über alle Vorstellung verwüstet und verarmt, seine Einheit und Kraft durch den westphälischen Frieden aufgelöst und gebrochen; kein Wunder wenn unter solchen Umständen die übermüthigen Anmaßungen Frankreichs in seiner höchsten Kraft, schwächlich geduldet, ja dieses selbst als das höchste Muster der Bildung der Wissenschaft und der Kunst verehrt wurde. Ludwig XIV. fand beim Antritt seiner Regierung 1661, wo er sich für volljährig erklärte, nachdem die unbedeutenden Unruhen während seiner Minderjährigkeit, unter dem Namen der Fronde bekannt, beigelegt waren, ein zahlreicheres Heer, als irgend ein Monarch damals hatte, treffliche Feldherren und einen nach Kriegsruhm dürstenden, übrigens ganz unterjochten Adel; für Ordnung und Wohlstand im Innern sorgte der große Colbert, dem Frankreich seine Fabriken und seinen Handel verdankt. Anreizungen genug für einen jungen und eitlen Monarchen, seine Macht nach außen zu wenden. Die spanischen Niederlande, auf welche er einige unbedeutende Ansprüche vorgab, waren das erste Ziel seiner Kriege. Siegreich zwar mußte er sich doch im Aachener Frieden 1668 mit einigen festen Gränzplätzen begnügen, weil Holland und England sich mit Spanien verbunden hatte. Ein neuer Krieg sollte Holland dafür strafen und brachte diesen damals zu Lande beinahe wehrlosen Staat an den Rand des Verderbens. Die Franche-Comté und der größte Theil vom Elsaß waren die Früchte dieser Feldzüge, welche der Friede zu Nimwegen 1678 endete. Bald darauf wurden mitten im Frieden eine Menge Ortschaften an der deutschen Gränze in Besitz genommen, unter dem Vorwande, daß sie zu dem im letzten Frieden abgetretenen Landestheilen gehörten. Das ohnmächtige Spanien und Deutschland, von den Türken bedroht, mußten diese unerhörten Gewaltthaten dulden. So ward auch Straßburg ohne irgend einen Schein des Rechts in Besitz genommen. Der aufs neue mit dem deutschen Reiche, Holland, England und Spanien ausgebrochene Krieg 1688—97 ward von Frankreich im Ganzen siegreich, aber mit solcher Grausamkeit geführt, daß die Pfalz zweimal auf das furchtbarste verwüstet und viele Städte und Dörfer auf Befehl des Kriegministers Louvois mit kaltem Blute eingeäschert wurden. Der Ryswicker Friede 1697, der diesen Krieg beendigte, ließ Frankreich im Besitz von ganz Elsaß und bezeichnet überhaupt den höchsten Gipfel der Macht in der Regierung Ludwigs XIV. Desto verderblicher für Frankreichs Wohlstand, wenn auch seiner Ausdehnung nicht nachtheilig, war der letzte, durch das Absterben Carls II. von Spanien 1700 veranlaßte Krieg über seine Erbfolge, 1702—1713. Carl II. hatte den Enkel Ludwigs, Phi-

lipp von Anjou, zum Erben eingesetzt, und Oestreich, von England unterstützt, focht für die näheren Rechte des Erzherzogs Carl. Colbert war gestorben; Kriege, Hoffeste und Verschwendungen aller Art hatten die Finanzen in Unordnung gebracht, die Widerrufung des Edicts von Nantes das Land entvölkert; Condé und Turenne waren nicht mehr, Weibergünstlinge vertraten ihre Stelle, und Marlborough und Eugen führten die verbündeten Heere. Daher war dieser Krieg nur eine Reihe von Niederlagen der Franzosen in den Niederlanden, in Deutschland und Italien. Das Elend des Landes stieg aufs höchste, als Uneinigkeit unter den Verbündeten und andre günstige Umstände auch diesmal noch Frankreich retteten: der Utrechter Friede veränderte nichts an den Gränzen Frankreichs, und Philipp V. blieb König von Spanien. Noch erlebte der unglückliche Ludwig den Tod beinahe aller seiner Kinder und Enkel, so daß, als er **1715** starb, sein Urenkel Ludwig XV., ein Kind von 5 Jahren, sein Nachfolger wurde. Was der Regierung Ludwigs XIV. den meisten Glanz verlieh und den bedeutenden Einfluß Frankreichs auf ganz Europa am meisten begründete, war das Aufblühen der Litteratur und das Zusammenwirken vieler ausgezeichneten Gelehrten und Dichter, welche diesem Zeitraum den Namen des goldenen Zeitalters der französischen Litteratur erworben haben. Die französische Sprache hat sich später als die meisten übrigen europäischen Sprachen gebildet. Von der Ursprache der Gallier hat sich vielleicht noch das **Bas-Breton** erhalten; im übrigen Lande hatte das Lateinische die Herrschaft unter den Römern erworben, und als bei der Völkerwanderung die verschiedenen deutschen Stämme Gallien durchzogen und eroberten, bildete sich nach und nach aus dem Deutschen und dem verdorbenen Lateinischen eine äußerst rohe und mangelhafte Sprache, so unvollkommen, daß man zu allen öffentlichen Verhandlungen sich des Lateinischen bedienen mußte. Erst im 11ten Jahrhundert entstand etwas dem jetzigen Französischen ähnliches, und auch dies blieb noch in der Barbarei, während im südlichen Frankreich das Provenzalische im 12ten und 13ten, in Italien das Italiänische sich schon im 13ten und 14ten Jahrhundert vollkommen ausgebildet hatte. Die Natur hat dem nördlichen Frankreich die Gabe der Poesie von jeher spärlich ertheilt, und die rohen **Fabliaux** der französischen **Trouvères** verdienen keine Erwähnung neben den zarten Dichtungen der provenzalischen **Troubadours** und deutschen Minnesinger. Der **Roman de la rose**, ein rohes, allegorisches Gedicht aus dem 14ten Jahrhundert, erhielt jedoch damals eine große Berühmtheit. Die französische Litteratur im eigentlichen Sinne entstand erst unter Franz I. im 16ten. Unter ihm lebten **Clément Marot**, geb. 1495, gest. **1544**, von dem man viele kleine Gedichte in einer Art von Knittelversen hat, die man noch jetzt den **genre marotique** nennt. Um dieselbe Zeit lebte der berühmte **Rabelais**, geb. **1483**, gest.

1553, dessen satirischer Roman in Prosa, **Gargantua et Pantagruel**, unter dem Schleier abenteuerlicher Fratzen, große Menschenkenntniß und eine edle, gebildete Gesinnung verbirgt. Bald nachher erscheint die Sprache schon viel veredelter in den geistvollen philosophischen Essais von Montaigne 1533—92. Eine Menge jetzt vergessener Dichter füllten die Zeit von Marot bis auf Ludwig XIV. aus, worunter nur Malherbe, geb. 1555, gest. 1628, zuweilen der Vater der französischen Poesie genannt, schon darum die meiste Aufmerksamkeit verdient, weil man in ihm zuerst das ängstliche Streben nach einer pedantischen Correctheit wahrnimmt, welche eben seitdem das Ziel aller französischen Schriftsteller gewesen ist. Die unter Ludwig **XIII.** von Richelieu **1635** gestiftete Académie françoise machte es sich zum eifrigsten Geschäft, durch eine Grammatik und ein Lexikon den noch immer schwankenden Sprachgebrauch festzustellen und hemmte dadurch für immer jede freiere Ausbildung der französischen Sprache. Seitdem erlangte diese Sprache schnell den höchsten Gipfel ihrer einseitigen Vollendung, trat aber damit auch beinahe in die Reihe der todten Sprachen ein. Eine bedeutende Anzahl vortrefflicher Schriftsteller und Dichter, die nun auftraten, setzten die Welt in Erstaunen und begründeten das bei den Franzosen durchaus eingewurzelte Vorurtheil, daß ihre Litteratur ohne Vergleich die vollkommenste sey. Unter diesen nennen wir zuerst **Boileau**, geb. 1636, gest. **1711**, den vollendeten Verskünstler, der aber von allem poetischen Geist entblößt, durch sein dürres, pedantisches Urtheil einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die litterärischen Ansichten der Franzosen gehabt hat. Sein art poétique galt lange Zeit und gilt zum Theil noch jetzt bei ihnen als die ewige Regel des Geschmacks. Unendlich größer als er, waren **P. Corneille**, geb. 1606, gest. **1684**, und vorzüglich **Racine**, geb. 1639, gest. 1699, wohl unstreitig der erste französische Dichter. Beide haben nur für das Theater geschrieben. Aus der rohen, oft unanständigen Darstellung religiöser Gegenstände, Mystères genannt, im 14ten und 15ten Jahrhundert, hat sich bei allen Nationen Europa's das Theater entwickelt. Bald traten ihnen zur Seite und verdrängten sie ganz die allegorisch moralischen Stücke und die reinen Possen, **moralités** und farces von den clercs de la bazoche, einer Verbrüderung lustiger Advocaten und Gerichtsschreiber, und von den **enfans sans souci**, im 16ten Jahrhundert aufgeführt. Endlich als die Kenntniß des Alterthums wieder erwachte, versuchte man Nachahmungen der Alten, wie dies besonders Jodelle am Ende des 16ten that, gerieth aber bald, durch Mißverstand der Aristotelischen Regel der 3 Einheiten, der Handlung, der Zeit und des Orts, auf jene peinliche und beschränkte Form, wovon sich das französische Theater erst jetzt loszumachen ringt. Die Bekanntschaft mit den großen spanischen Dichtern, wovon man noch in Corneille's herrlichem Cid

einige wohlthätige Spuren wahrnimmt, hätte heilsam wirken können, aber diese Bahn ward bald auf immer verlassen, und eine höchst mangelhafte und manierirte Nachahmung der Alten trug den entschiedensten Sieg davon. Höchst vortrefflich in dieser Art ist **Racine**, der die edelste Sprache, die wohlklingendsten Verse, mit einem innigen Gefühle vereinigt. Nur Schade, daß man seinen Stücken allzusehr ansieht, daß sie nicht für ein Volk, denn das gab es ja damals nicht, sondern für den Hof geschrieben sind. Unter seinen Nachfolgern kann man nur noch **Voltaire**, geb. **1694**, gest. **1778**, nennen, dem die Bekanntschaft mit den Engländern manche neue Ansicht verschaffte und der sich in vielen Fällen über das süßliche und fade, politische oder Liebesgeschwätz in seinen Tragödien erhob. Zugleich mit jenen ersteren lebte der ausgezeichnete Komiker **Molière**, geb. **1622**, gest. **1673**, der freilich manche seiner Späße den Spaniern und Italiänern verdankt, doch aber von keinem seiner zahlreichen Nachfolger ist erreicht worden. Neben diesen Dichtern kann man nur noch den berühmten Fabeldichter **La Fontaine**, geb. **1621**, gest. **1695**, nennen, und den etwas spätern Lyriker **Jean Baptiste Rousseau**, geb. **1669**, gest. **1741**. In der epischen Poesie haben die Franzosen nichts als die **Henriade** von Voltaire aufzuweisen, die aber unpoetisch und langweilig keinen Vergleich mit den großen Epikern andrer Nationen aushält. — Das älteste Werk französischer Prosa sind die **Mémoires des Sire de Joinville**, eines Zeitgenossen und Waffengefährten Ludwigs **IX.** des Heiligen, der ihn auf dem unglücklichen Kreuzzuge in Aegypten **1248** begleitete. Die Sprache in diesem interessanten Werke ist freilich noch sehr roh, und bis auf Ludwig **XIV.** findet sich kein einziger ausgezeichneter Prosaiker, wohl aber mehrere Verfasser solcher historischen Denkwürdigkeiten oder Memoiren, woran überhaupt die französische Litteratur reich ist und unter welchen man vorzüglich die **Mém. de Philippe de Comines**, die Regierung des abscheulichen Ludwigs **XI.** betreffend, auszeichnet. In der eigentlichen Geschichte besitzt die französische Litteratur kein einziges ausgezeichnetes Werk aus der Zeit vor der Revolution. Auch die Prosaisten des Zeitalters Ludwigs **XIV.** gelten als ausgezeichnete Muster, doch ist nicht zu läugnen, daß der wissenschaftlichere Geist, der erst später erwachte, tiefer gedachte und gründlichere Werke hervorgebracht hat. Unter den Zeitgenossen Ludwigs **XIV.** zeichnen sich in der Prosa vorzüglich aus: der edle fromme **Fénélon**, Verfasser des **Télémaque**, geb. **1652**, gest. **1715**; **Bossuet**, geb. **1627**, gest. **1704**, der noch bei Vielen für den ersten französischen Kanzelredner gilt, obgleich er dem beinahe gleichzeitigen **Massillon**, geb. **1663**, gest. **1742**, an Innigkeit und frommen Sinn unendlich nachsteht. Unter den späteren verdienen die ehrenvollste Erwähnung: **Montesquieu**, geb. **1689**, gest. **1755**, dessen **Esprit des loix** und **Considérations sur la grandeur et la décadence**

des **Romains** das Tiefste sind, was die Franzosen in dieser Art besitzen; **Buffon**, geb. **1707**, gest. **1788**, mehr geschätzt wegen seiner herrlichen Sprache, als wegen der Gründlichkeit seiner Forschungen in seiner **Histoire naturelle. Dalembert** und **Diderot**, jener geb. **1717**, gest. **1783**; dieser geb. **1713**, gest. **1784**, jener mehr Philosoph und Mathematiker, dieser durch mehrere Werke über die Künste und einige Romane, beide als Herausgeber der berühmten **Encyclopédie** bekannt; endlich **J. J. Rousseau**, geb. **1712**, gest. **1778**, ein Genfer von Geburt, dessen **Emile, Nouvelle Heloise** und **Contract social** mehr Tiefe des Gemüths zeigen, als man sonst bei französischen Schriftstellern findet. Durch eine vielseitige Bildung, seltene Bekanntschaft mit der ausländischen Litteratur und Erhebung über Nationalvorurtheile, wie durch eine glänzende Sprache, hat sich in der neuesten Zeit die Frau v. **Stael**, geb. **1768**, gest. **1817**, eine Tochter des berühmten Necker, ausgezeichnet. —

Nach dieser kurzen Uebersicht des Wichtigsten aus der französischen Litteratur kehren wir zur Geschichte zurück. Sie zeigt uns in dem Zeitraume von **1715** bis zur Revolution das unaufhaltsame Forteilen zum gänzlichen Umsturz der bisherigen Ordnung der Dinge. Die Schuldenlast von **4500** Millionen, die Ludwig **XIV.** hinterlassen, vermehrt sich von Jahr zu Jahr durch unsinnige Verschwendung, gränzenlose Unsittlichkeit des Hofes, Untüchtigkeit und Unredlichkeit der Minister. Von der andern Seite verbreitet sich zwar das Licht der Wissenschaften nach allen Richtungen, aber der unwürdige Gang der Regierung, die Sittenlosigkeit der Vornehmen, der Druck des Adels und das Elend des Volks wecken immer mehr die Stimmen des Unwillens aller Besseren, und alles reift einer Revolution entgegen, deren Ursachen in der ganzen frühern Geschichte, nicht aber, wie Kurzsichtige wohl behaupten, in diesem oder jenem Fehler der letzten Minister Ludwigs **XVI.** gesucht werden müssen. So stirbt der Mensch sein ganzes Leben hindurch, und ein einzelner Fehler in der Diät im höhern Alter kann den Tod höchstens um einige Tage beschleunigen. — Ludwigs **XIV.** Nachfolger war sein Urenkel Ludwig **XV.**, ein Kind von **5** Jahren; an seiner Statt führte bis **1723** der Herzog von Orleans sein Vetter, bekannter unter dem Namen der Regent, die Regierung. Die niedrigste Sittenlosigkeit und die tollste Verschwendung bezeichnen diesen Zeitraum. Ludwig **XV.** war ein durchaus unfähiger in die gemeinste Sinnlichkeit versunkener Mensch. Seine Maitressen, die Pompadour und später die Dubari, verschwendeten ungeheure Schätze, besetzten alle Stellen, und die kostspielige, wenn gleich schwache Theilnahme an den schlesischen und dem 7jährigen Kriege in Deutschland stürzten vollends alles in die schrecklichste Verwirrung. So betrat der gutmüthige, redliche, aber untüchtige Ludwig **XVI. 1774** den wankenden Thron. Sein bester Wille, seine

Sparsamkeit vermochten nicht das sinkende Gebäude zu stützen. Ueberall herrschten Verwirrung und Mangel bei der Regierung, Elend und Unzufriedenheit beim Volke, und die Theilnahme Frankreichs an dem Kriege, wodurch Nordamerika seine Freiheit errang, trug nicht wenig dazu bei, den Wunsch nach einer freien Verfassung in Frankreich zu verbreiten. Es blieb endlich kein anderes Mittel übrig, als dem allgemeinen Wunsche nachzugeben und die seit Jahrhunderten nicht versammelt gewesenen Reichsstände, etats generaux, bestehend aus Deputirten der Geistlichkeit, des Adels und des Bürger- oder dritten Standes, **tiers etat**, zusammenzuberufen. Es geschah; sie versammelten sich zum ersten Male den **5.** Mai **1789** zu Versailles; weil aber Adel und Geistlichkeit hartnäckig auf ihren Vorrechten bestanden, sich jedem Opfer zum allgemeinen Besten entziehen wollten, so erklärten die Deputirten des dritten Standes, von der ganzen Macht der öffentlichen Meinung unterstützt, sich zu einer ungetheilten National-Versammlung, an welche sich viele Bessergesinnte oder Furchtsame der beiden ersten Stände anschlossen. Dies kann man als den ersten Schritt und den Anfang der Revolution betrachten, die nun bald unaufhaltsam ihre zerstörenden Wirkungen nach allen Seiten äußerte und eine so unübersehbare Masse von Begebenheiten herbeiführte, daß wir uns hier begnügen müssen, nur die wichtigsten derselben anzuführen. Indeß waren in Paris unruhige Auftritte ausgebrochen, die Bastille war erstürmt worden, und der Pöbel eilte nach Versailles und zwang die königl. Familie, ihm nach Paris zu folgen. Auch die National-Versammlung kam dahin, und ein Decret, eine Neuerung folgte nun rasch der andern. Mehrere der königl. Prinzen und viele Adelige wanderten aus, in der Hoffnung, durch die Unterstützung der übrigen Mächte Europens die Unruhen zu dämpfen. Auch der unglückliche König, dem man kaum noch einen Schatten von Macht gelassen, versuchte zu entfliehen, **1791**, ward aber zu Varennes in der Champagne erkannt und unter lauten Verwünschungen des Volkes nach Paris zurückgebracht. Oestreich, Preußen und das deutsche Reich hatten nach und nach sich zum Kriege gerüstet, die National-Versammlung aber erwartete den Angriff nicht, sondern erklärte diesen Mächten **1792** den Krieg, worauf sogleich die Verbündeten in Frankreich einrückten, mehrere Gränzfestungen einnahmen und bis **Chalons sur Marne** vordrangen, von wo aber üble Witterung, Krankheiten und Mangel sie im Spätherbst zu einem verderblichen Rückzuge nöthigten. Dieser Angriff ward dem unglücklichen Ludwig verderblich; schon am **10.** August **1792** stürmte das Volk die Tuilerien, ermordete die Schweizergarde, die allein dem Könige treu geblieben war, und schleppte die königliche Familie in das Gefängniß des **Temple**. Der National-Convent, denn diesen Namen führte nun die National-Versammlung, ward immer mehr

von einer wüthenden Partei, den Jakobinern, beherrscht, die königliche Würde ward abgeschafft, und schon im folgenden Jahre fiel die königl. Familie als Opfer ihrer Wuth. Ludwig XVI. ward am 21. Jan. 1793, seine Gemahlin Marie Antoinette von Oestreich den 16. October, seine Schwester Madame Elisabeth den 10. Mai 1794 guillotinirt, und sein einziger Sohn der Dauphin, Ludwig XVII., starb 1795 an empörender Behandlung und Kerkerluft. Ein furchtbarer Despotismus lastete jetzt auf Frankreich: Robespierre und seine Gehülfen vergossen Ströme des Bluts; zu Hunderten wurden ohne Unterschied des Standes, des Geschlechts, des Alters, Reiche, Gelehrte, Vornehme, jeder irgend Ausgezeichnete zum Tode geführt. Mehrere Provinzen, die Vendée, die Bretagne, die bedeutendsten Städte, Lyon, Marseille, Toulon, griffen zu den Waffen gegen diese unsinnige Tyrannei, und während an den Gränzen, vorzüglich in den Niederlanden, die republikanischen Heere überall unterlagen, wüthete der Bürgerkrieg im Innern mit unerhörter Grausamkeit. Eine revolutionnaire Regierung, d. h. die absolute Despotie des sogenannten **Wohlfahrts-Ausschusses**, trat an die Stelle des Convents, alle waffenfähige Mannschaft ward aufgeboten, ganz Frankreich verwandelte sich in eine Waffenwerkstatt, und von Carnots Talenten geleitet erhielten bald die ungeübten, aber an Zahl und Begeisterung überlegenen Heere überall das entschiedenste Uebergewicht. Robespierre fiel 1794, und das **Directorium**, aus 5 Mitgliedern bestehend, mit etwas gemäßigteren Gesinnungen, trat an seine Stelle. Die Hinrichtung des Königs hatte alle übrige Mächte, England, Spanien, Sardinien, gegen Frankreich bewaffnet, aber nach allen Seiten siegte die Republik: schon 1795 ward Holland in einem strengen Winter erobert und republikanisirt, Deutschland bis an Rhein war verloren, und Preußen, wegen der polnischen Unruhen besorgt, trat leider zuerst, durch den Baseler Frieden 1795, vom Kampfplatz zurück. Die Jahre 1796 und 97 sind durch große Siege der Republik ausgezeichnet. Bonaparte, aus Ajaccio in Corsika, in der Kriegsschule von Brienne erzogen, hatte sich zuerst bei der Belagerung von Toulon durch Kenntnisse und Tapferkeit ausgezeichnet; er leistete dem Convent in Paris blutige Dienste gegen die besser gesinnten Bürger und erhielt zum Lohn die Führung der Armee in Italien. Seine raschen Siege ersetzten reichlich die Niederlagen Jourdans in Deutschland, der vom Erzherzog Carl vernichtet wurde. Er drang bis ins Herz der östreichischen Staaten vor und erzwang in einer höchst mißlichen Lage den Frieden von Campo Formio 1797, wodurch das ganze linke Rheinufer verloren ging und ganz Italien, bis auf Venedig, welches an Oestreich fiel. Nun entstanden rasch in dem ausgeplünderten und gebrandschatzten Italien eine Cisalpinische Republik, welche den größten Theil des nördlichen Italiens, eine Ligurische, welche das Genue-

sische, und eine Römische, welche den Kirchenstaat umfaßte. Der Papst Pius VI. ward nach Frankreich geführt, wo er 1799 zu Valence in der Gefangenschaft starb. Dieser Friede konnte nicht von langer Dauer seyn; überall erlaubte sich das Directorium die gewaltsamsten Anmaßungen, die Schweiz ward revolutionnirt, Genf abgerissen und zu Frankreich geschlagen, eben so das Bisthum Basel. England war jetzt noch allein auf dem Kampfplatze geblieben, und wahrscheinlich um es in seinen ostindischen Besitzungen anzugreifen, ward der tollkühne und räthselhafte Zug nach Aegypten, 1798, unter Bonaparte unternommen. Glücklich entging er der englischen Flotte, Malta ward ihm durch Verrätherei übergeben und er landete bei Alexandrien in Aegypten. Hier aber erreichte ihn Nelson und vernichtete vom 1. bis 3. Aug. die ganze französische Flotte in der Rhede von Abukir. Das Jahr 1799 war reich an großen Begebenheiten. Oestreich mit Rußland vereint hatte den Krieg aufs neue begonnen, und Souwarow, Kray, Melas in Italien, der Erzherzog Carl in Deutschland erfochten die glänzendsten Siege; ganz Italien, mit Ausnahme Genua's, welches Massena aufs äußerste vertheidigte, waren in den Händen der Verbündeten. Indeß war Bonaparte am 9. Oct. in Fréjus gelandet. Nachdem er Aegypten leicht erobert, auf seinem Zuge nach Syrien aber bei der Belagerung von St. Jean d'Acre gescheitert war und abgeschnitten von Frankreich den Untergang seiner Armee voraussah, kehrte er heimlich nach Frankreich zurück, wo er als ein Retter empfangen wurde. Klug benutzte er diese Stimmung, und schon am 9. Nov. (18. Brümaire) war das Directorium gestürzt und Bonaparte zum ersten Consul mit zweien ihm ganz untergeordneten Collegen auf zehn Jahre ernannt. Sogleich dachte er nur auf die Bildung neuer Armeen, ging Anfang 1800 durch die Schweiz über die Alpen, überraschte die von dorther keinen Feind erwartenden Oestreicher, und die blutige, lange zweifelhafte Schlacht bei Marengo am 14. Juni brachte das ganze nördliche Italien in seine Gewalt. Aehnliche Unfälle in Deutschland nöthigten das erschöpfte Oestreich 1801 zum Frieden von Lüneville, welchem endlich 1802 auch die Engländer zu Amiens beitraten. Auch dieser Friede, wie alle nun folgenden, war nur ein längerer Waffenstillstand; unmöglich konnten die Mächte Europa's die beispiellosen Anmaßungen und Ungerechtigkeiten dulden, welche sich Bonaparte mitten im Frieden erlaubte. Schon 1803 brach der Krieg mit England wieder aus. Oestreich brauchte längere Zeit, um sich zu erholen. Bonaparte fuhr indeß fort, Länder an sich zu reißen, kleinere Fürsten in Italien zu verdrängen und seine Macht auf eine wahrhaft furchtbare Höhe zu erheben. Im Jahre 1804 ließ er sich vom Papst Pius VII. zum Kaiser krönen und vereinigte zugleich auf sein Haupt die eiserne Krone des Königreichs Italien, denn die dortigen Republiken hatte er aufgehoben, und vermuth-

lich um den Bourbons jede Hoffnung der Versöhnung zu benehmen, ließ er den talentvollsten unter ihnen, den Herzog von Enghien, auf deutschem Boden, in der Nähe von Straßburg, mitten im Frieden überfallen, nach Vincennes bei Paris schleppen und dort in den Schloßgräben bei Nacht erschießen. Ein neuer Krieg mit Oestreich, dem sich Rußland anschloß, brach **1805** aus; Preußen rüstete sich zwar, blieb aber dennoch unthätig, obwohl es durch Verletzung seines Gebiets mehr als zuviel Ursache zum Kriege gehabt hätte. Drei Monate entschieden das Schicksal Oestreichs. Ein bedeutender Theil der Armee wird bei Ulm den **14—19.** Oct. geschlagen, abgeschnitten und gefangen genommen; rasch eilt der Sieger durch die wehrlosen Provinzen; Wien fällt ohne Schwerdtstreich, und nach der entscheidenden Schlacht bei Austerlitz am **2.** Dez. wird ein übereilter Friede geschlossen, in welchem Oestreich Venedig und ganz Tyrol aufgeben muß. Rasch schreitet nun Napoleon auf seiner Bahn vorwärts. Baiern und Würtemberg werden für ihre Dienste durch Länderzuwachs und den Königstitel belohnt. Neapel wird ohne Mühe erobert und Napoleons Bruder, Joseph, zum König eingesetzt, Holland in ein Königreich für einen andern Bruder, Ludwig, umgeschaffen, endlich die meisten deutschen Fürsten zu einem Vereine, dem Rheinbund, unter dem Beschützer Napoleon verbunden; Oestreich legte die deutsche Kaiserkrone nieder. Zu spät versuchte nun Preußen allein sich der Uebermacht Frankreichs zu widersetzen. Die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt am **14.** Oct. **1806** entschied über sein Schicksal; Preußen hatte damals nur eine Armee. Diese ist so gut als vernichtet, alle Festungen fallen durch Feigheit und Verrath, mehrere beim ersten Anlauf, viele nach unbedeutendem Widerstande, das Land ist in wenigen Wochen bis an die Weichsel vom Feinde überschwemmt. In Preußen sammeln sich die schwachen Trümmer des Heeres, und vereint mit den zu spät erschienenen Russen wird die blutige aber nichts entscheidende Schlacht bei Preußisch Eylau, am **7.** und **8.** Febr., geliefert. Mit neu gesammelten Kräften siegt Napoleon noch einmal bei Friedland, **14.** Juny, und Preußen muß den unglücklichen Frieden von Tilsit, **9.** July **1807**, annehmen, wodurch es die Hälfte der Monarchie, alle Länder bis zur Elbe verliert, unerschwingliche Contributionen bezahlt und die Oder-Festungen Glogau, Küstrin und Stettin in französischen Händen läßt. Aus den abgetretenen preußischen Provinzen, Hannover, Braunschweig und Hessen wird ein neues Königreich, Westphalen, für den jüngsten Bruder Napoleons, Hieronymus, gebildet; der preußische Antheil von Polen, unter dem Namen des Herzogthums Warschau, dem nunmehrigen Königreiche Sachsen einverleibt. Oestreich fiel **1805** ohne preußische Hülfe, Preußen **1806** ohne östreichische. — England blieb nun abermals allein auf dem Kampfplatze; da es aber wegen der längst vernichteten

Marine für Frankreich unangreifbar war, so beschloß Napoleon durch gänzliche Ausschließung der Engländer von den europäischen Häfen, ihren Handel zu vernichten, und leicht war es ihm, alle Mächte zur Annahme dieses Continentalsystems zu vermögen. Nur Portugal unter unmittelbarem englischen Schutz nahm keinen Theil daran, französische Heere sollten es dafür züchtigen, und dies gab die erste Veranlassung zu den schändlichen Auftritten in Spanien und zu dem hartnäckigen Kriege, von welchem wir schon bei Spanien geredet haben. Joseph Bonaparte mußte den Thron von Neapel gegen den von Spanien vertauschen, und Napoleons Schwager, Murat, erhielt Neapel. Auch Rom ward unter mancherlei Vorwänden erst besetzt, dann dem französischen Reiche einverleibt und der Papst Pius VII. als Gefangener nach Savona geschleppt. Noch einmal versuchte Oestreich den langen Kampf zu erneuern und Deutschland von dem immer schwerer lastenden Joche zu befreien. Zahlreicher als je traten seine Heere 1809 auf, und der wackere Sinn der Tyroler wie die Stimmung in einem großen Theile von Deutschland ließen einen bessern Ausgang erwarten. Aber von der ganzen Macht des Rheinbundes nur allzu sehr unterstützt, gelang es Napoleon in den blutigen Tagen bei Tann, Abensberg, Eckmühl und Regensburg, vom 19—23. April die Oestreicher zu überwältigen und sich den Weg nach Wien zu öffnen, welches auch diesmal nach einer leichten Vertheidigung am 12. Mai seine Thore öffnen mußte. In Böhmen hatte der Erzherzog Carl das Heer wieder gesammelt und siegte in der blutigen Schlacht bei Aspern, 22. Mai. Nach Zerstörung der großen Donaubrücke, auf der Insel Lobau eingeschlossen, war Napoleon verloren, wenn man ihm nicht Zeit ließ die italiänische Armee an sich zu ziehen. Man zögerte, und als er zum zweiten Male über die Donau hervorbrach, beendigte die zweitägige Schlacht bei Wagram, 5. und 6. Jul., den Krieg. Oestreich verlor einen Theil von Galizien, Salzburg und einen breiten Küstenstrich am adriatischen Meere, welcher unter dem Namen der Illyrischen Provinzen dem französischen Reiche einverleibt wurde. Die Tochter des Kaisers, die Erzherzogin Marie Louise, ward die Gemahlin Napoleons. Jetzt, 1810, nachdem auch Holland, dessen König die Krone niedergelegt hatte, weil er seine Unterthanen nicht länger schützen konnte, und ein bedeutender Theil vom nordwestlichen Deutschland bis nach Lübeck dem Kolosse des französischen Reiches einverleibt, wo Deutschland vollkommen unterjocht war, stand Napoleon auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Der nächste Schritt sollte ihn hinabstürzen. Nur unwillig hatte Rußland bisher sich dem Continentalsystem gefügt und Napoleon ihm mehr als eine gegründete Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben. Gegenseitige Rüstungen begannen, und verblendet von seinem bisherigen Glück wies Napoleon jede friedliche Annäherung von sich, in der Hoffnung, Rußland, die letzte

Macht auf dem festen Lande, zu vernichten. Eine halbe Million Krieger, Franzosen, Italiäner, Deutsche, (selbst Oestreich und Preußen mußten Hülfsvölker stellen), wälzte sich im Sommer 1812 nach Rußlands Gränzen und am 24. Juny ward der Niemen überschritten. Raschen Laufes, obwohl schon unter manchen Beschwerden und Entbehrungen, eilte Napoleon ohne alle Vorsicht nur immer vorwärts; Smolensk fiel nach einem blutigen Kampfe, 18. Aug., halb eingeäschert in seine Gewalt, und die ungeheure Schlacht bei Mosaisk, 7. September, öffnete ihm die Straße nach Moskwa, wo er am 14. einzog. Er wähnte den Krieg beendigt und nun erst sollte er beginnen. Moskwa, von beinahe allen seinen Einwohnern verlassen, gerieth die nächsten Tage in Brand, wohl ohne Verdienst der Russen und ohne Absicht der Franzosen, und in seinen rauchenden Trümmern erlosch die letzte Hoffnung des Heeres. Bis zum 18. October bleibt Napoleon mit der ihm eignen, diesmal verderblichen Hartnäckigkeit in Moskwa stehen und läßt beim Abzuge, aus kleinlicher Rache, den Kreml, die alte Residenz der Czaren, sprengen. Nun begann jener in der Geschichte ewig denkwürdige Rückzug, der nach wenigen Wochen und einigen Gefechten, durch die mit ungewöhnlicher Strenge einbrechende Kälte, den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, die unablässige Verfolgung der Russen, bald in eine wilde Flucht ausartete, in welcher, weniger durch das Schwerdt der Feinde als durch Hunger und Kälte, Hunderttausende umkamen, und alle Beute, alles Geschütz in die Hände der Sieger fiel. Wenige Tausende, und auch diese elend und verstümmelt, entkamen, und schon am 5. Jan. 1813 rückten die ersten Russen in Königsberg ein. Napoleon, wie einst in Aegypten, hatte auch hier sein Heer in der höchsten Noth verlassen und war nach Frankreich geeilt, um neue Hunderttausende mit unerhörter Schnelligkeit aufzubieten. Die Oestreicher zogen sich in ihr Land zurück und Preußen schloß sich schon im Februar an Rußland an, um zum letzten Male für sein Daseyn zu kämpfen. Denn noch war Frankreichs Macht nicht gebrochen, und mit wahrhaft bewundernswürdiger Thätigkeit erschien Napoleon schon Ende Aprils mit einer den Verbündeten weit überlegenen Macht in Sachsen. Die Schlacht bei Lützen oder vielmehr bei Groß-Görschen, am 2. Mai, blieb unentschieden; doch mußten die Verbündeten, zu schwach auf die Länge zu widerstehen, sich hinter die Elbe zurückziehen. Napoleon folgte ihnen mit gewohnter Schnelligkeit, doch ohne auch nur Ein Geschütz erbeuten zu können. Mörderischer noch war die Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai, welche mehr abgebrochen als verloren, dennoch die Verbündeten zwang, sich tiefer nach Schlesien zu ziehen. Beide Theile hatten viel verloren; es kam ein Waffenstillstand vom 5. Juny bis 10. Aug. zu Stande, welchen beide zu ihrer Verstärkung benutzten und welcher Napoleons Untergang entschied. Der Uebermuth, womit er

auch die billigsten Friedensbedingungen auf dem Congreß zu Prag verwarf, bestimmten endlich Oestreich, am 27. July, sich an die Sache Deutschlands anzuschließen. Eine Reihe von Siegen begleitete für die Verbündeten den Wiederanfang der Feindseligkeiten. Zwei bedeutende Abtheilungen der französischen Heere wurden, das eine von Bülow bei Groß-Beeren, in der Nähe von Berlin, am 23sten, das andre von Blücher in Schlesien an der Katzbach, am 26. Aug. aufgerieben. Noch einmal lächelte Napoleon das Glück: er warf die Verbündeten, nicht ohne großen Verlust, von Dresden, am 27sten, nach Böhmen zurück, aber schon 3 Tage nachher war das Vandamme'sche Corps, welches zu unvorsichtig verfolgte, vernichtet. Ein neuer Versuch auf Berlin ward von Bülow bei Dennewitz am 6. Sept., mit sehr ungleichen Kräften, höchst verderblich für die Franzosen zurückgewiesen. Von allen Seiten war nun Napoleon umstellt, und genöthigt, sich von Dresden nach Leipzig zurückzuziehen. Hier, in einer im Fall des Unglücks höchst nachtheiligen Stellung, wollte er noch einmal sein Glück versuchen, und die Riesenschlacht bei Leipzig, vom 14. bis 19. October, vernichtete alle seine Hoffnungen in Deutschland. Mit den Trümmern seines gewaltigen Heeres zog er nun ohne Rast nach dem Rhein; die indeß zur deutschen Sache übergetretenen Baiern fochten, wenn auch nicht glücklich, doch ausgezeichnet bei Hanau, am 29. Oct., so daß etwa nur 40000 Franzosen, und auch diese größtentheils erschöpft und krank, das linke Rheinufer wiedersahen. Im raschen Siegeslaufe ward noch im November und Dezember Holland erobert. Auch jetzt war Napoleons Starrsinn noch nicht gebrochen, unwillig verwarf er jede Bitte um Frieden, welche ihm sein ganzes Volk durch den Senat und das gesetzgebende Corps vortrug; neue gewaltsame Aushebungen sollten den ungeheuern Menschenverlust decken; sie gingen aber diesmal nur langsam und höchst unvollständig von statten. Die Verbündeten hatten indeß schon im Dezember und Januar den Rhein überschritten, ohne Widerstand zu finden, und drangen von mehreren Seiten auf Paris los. Nicht unwürdig seines alten Feldherrn-Ruhms, stellte sich ihnen Napoleon, besonders zwischen der Seine und Marne entgegen. Am 2. Februar bei Brienne von den Oestreichern und Russen geschlagen, gelang es ihm doch, den etwas zu vereinzelt vorrückenden Preußen und Russen bei Montmirail am 11ten, und bei Champeaubert am 14. Februar empfindlichen Verlust beizubringen. Bald hierhin bald dahin in geschlossener Masse sich wendend, trieb er nun auch die Hauptmacht der Oestreicher und Russen an der Seine zurück. Noch einmal bei Laon von den Preußen und Russen am 9. März geschlagen, wendete er sich nach Lothringen, um in Verbindung mit den Besatzungen der dortigen Festungen die große östreichische Armee im Rücken zu bedrohen. Hier aber hatte er falsch gerechnet. Die Verbündeten eilten mit vereinten Kräften nach

nach Paris, und die Schlacht von Paris am 30. März öffnete ihnen am folgenden Morgen die Thore der Stadt. Eine provisorische Regierung erklärte Napoleon für abgesetzt, die Verbündeten verweigerten mit ihm zu unterhandeln, und von seiner Hauptstadt und dem Heere selbst verlassen, mußte er am 11. April seine Entsagung unterzeichnen. Die Insel Elba, an den Küsten von Toskana, wurde ihm als Eigenthum, mit Beibehaltung des Kaisertitels eingeräumt; die Bourbons wurden zurückberufen, und Ludwig XVIII., der Bruder des unglücklichen Ludwigs XVI., hielt am 3. Mai seinen Einzug in Paris. Der am 30sten geschlossene Friede ließ Frankreich seine alten Gränzen wie vor der Revolution, ja bei Landau und in Savoyen erhielt es sogar noch einigen Zuwachs. — Die Freude über den wiederhergestellten Frieden währte nicht lange in Frankreich; zu tief fühlte das Volk die Demüthigung, die es erfahren; zu groß war die Zahl der nun unbeschäftigten, an Krieg und Beute gewöhnten Krieger; zu unvorsichtig ließen sich zurückgekehrter Adel und Geistlichkeit die Hoffnung merken, wieder zum Besitz ihrer Güter und verlornen Vorrechte zu gelangen. Unzufriedenheit und Mißtrauen herrschten überall. Napoleon, wenn auch nicht durch eine Verschwörung zurückberufen, doch von der ihm günstigen Stimmung vollkommen unterrichtet, verließ mit etwa 1100 Mann seiner ihm treu gebliebenen Garde die Insel Elba und landete am 1. März bei Cannes. Vergebens waren alle Gegenanstalten der von allen verlassenen und verrathenen Bourbons; Napoleons Marsch glich einem Triumphzuge; alle gegen ihn gesendete Truppen gingen freudig zu ihm über, und ohne daß auch nur Ein Schuß gefallen wäre, langte er am 20. März in Paris an, nachdem der König es mit wenigen Treuen Tags vorher verlassen und sich nach Gent begeben hatte. Zum Glück waren die Monarchen Europa's noch auf dem Wiener Congreß versammelt, die Heere noch nicht allzu sehr zerstreut und konnten rasch nach der französischen Gränze beordert werden. Auch Napoleon war nicht unthätig, von der Armee höchst bereitwillig, von den wichtigsten Personen und Behörden weniger unbedingt begünstigt, bereitete er sich, unter Versicherung mäßigerer Grundsätze und eines bald zu erringenden Friedens, zum Kampfe vor. Die Russen und Oestreicher waren noch im Anmarsch, Preußen und Engländer hatten sich in den Niederlanden und an der Gränze gesammelt. Napoleon, der die Vortheile eines raschen Angriffs wohl erkannte, griff den 15. Juny 1815 die preußischen Vorposten an und drängte sie mit ungeheurer Uebermacht zurück; am folgenden Tage gelang es ihm jedoch nur nach dem hartnäckigsten Kampfe, die Preußen bei Ligny ein paar Meilen zurückzuwerfen. Sie vernichtet glaubend, eilte er nun über die indeß gesammelten Engländer unter Wellington am 18ten bei Waterloo herzufallen. Auch hier fand er ungeachtet seiner Uebermacht einen unbezwinglichen

Widerstand, doch hätte die Ueberzahl wohl endlich gesiegt, wenn nicht gegen Abend die Preußen unter Blücher ihn in der Seite und im Rücken stürmisch angegriffen hätten. Schrecken und Verwirrung ergriff die schon erschöpften und sich des Sieges gewiß glaubenden Franzosen und riß sie nach wenigen Stunden in einer beispiellosen Flucht fort. Kaum 20 Geschütze, von vielen hunderten wurden gerettet und Napoleon selbst entkam mit genauer Noth in der Dunkelheit; sein Wagen, ja sein Hut, Mantel und Degen fielen den verfolgenden Preußen in die Hände. Schon am 20sten war er in Paris und am 21sten mußte er abermals seine Entsagung unterzeichnen. Da diesmal an keine Unterhandlung und Schonung von den Verbündeten zu denken war, eilte er nach Rochefort, in der Hoffnung sich dort nach Amerika einzuschiffen. Die den Hafen beobachtende englische Flotte machte dies unmöglich, und um nicht den Preußen oder Russen in die Hände zu fallen, begab er sich am 8. July an Bord des englischen Kriegsschiffs Northumberland, von wo er, auf den Beschluß der Verbündeten, nach St. Helena gebracht wurde, wo er nach beinahe 6jähriger harten Gefangenschaft, am 5. Mai 1821, an einem krebsartigen Geschwüre im Magen, starb, und auf der Insel an einer von ihm selbst früher bezeichneten Stelle begraben ward. Paris mußte nach einigen unbedeutenden Gefechten am 7. July 1815 seine Thore den Siegern öffnen, am 8ten kehrte auch Ludwig XVIII. dahin zurück. Die Trümmer der französischen Armee mußten sich hinter die Loire zurückziehen, wo sie nach und nach entlassen wurden. Der in Paris am 2. October geschlossene Friede gab nur Landau mit seinen Umgebungen an Deutschland, einige kleine Gränzfestungen an die Niederlande und Savoyen an Sardinien zurück. Frankreich machte sich anheischig, eine Kriegssteuer von 700 Millionen zu bezahlen, und zur Sicherung dieser Summe und der Ruhe im Lande blieben 150,000 Mann verbündeter Truppen in Frankreich, welche indeß schon im Herbste 1818 wieder abzogen. So waren nun die Bourbons zum zweiten Mal auf den Thron gesetzt, allein es war eine schwere Aufgabe für sie, sich darauf zu erhalten. Der unendlich größte Theil des Volks war ihnen entschieden abgeneigt, weil sie durch fremde Mächte zurückgeführt worden, weil mit ihrer Rückkehr Frankreich allen seinen in so vielen Kriegen erworbenen Ruhm und alle seine Eroberungen verloren hatte, und mehr als dies alles weil man immer fürchtete, daß sie der neuen Ordnung der Dinge nicht redlich zugethan, vielmehr heimlich darauf bedacht wären, die alten Zeiten der Adels- und Priesterherrschaft und der Willkühr wieder herbeizuführen. Die unbesonnenen Aeußerungen der ehemaligen Emigranten, der Höflinge, der Priester trugen nicht wenig dazu bei, Argwohn und Widerwillen im Volke zu erhalten. Nur mit Mühe gelang es der Klugheit des wohlgesinnten Ludwigs XVIII., bis zu seinem Tode 1824 Ruhe und Ordnung im

Lande zu erhalten; obgleich der Mord des Herzogs von Berry im J. 1820 deutlich genug zeigte, welcher Haß heimlich unter dem Volke gährte. Der Nachfolger Ludwigs, sein Bruder, bisher Herzog von Artois, bestieg unter dem Namen Carl X. den Thron, und glaubte durch seine feierliche Krönung zu Rheims sein königliches Ansehen und seine Macht zu befestigen. Ein Mann von so beschränkten Fähigkeiten, von so eisernem Starrsinn, und dabei gänzlich dem Einfluß seiner jesuitisch gesinnten Umgebung hingegeben, war wenig geeignet, in so schwierigen Zeiten den Thron zu behaupten. Die immer deutlicher hervortretende Begünstigung des alten Adels, die ungerechte Zurücksetzung aller derer, welche unter Napoleon sich rühmlich ausgezeichnet hatten, der immer entschiedener sich zeigende Einfluß der Jesuiten, die kaum noch schlecht verhehlte Absicht, die von Ludwig XVIII. gegebene Verfassungs-Urkunde (Charte) bei erster Gelegenheit umzustoßen, verbreiteten eine unglaubliche Erbitterung unter alle Stände des Volks. Vergebens suchte die Regierung durch ihre Theilnahme an der Schlacht von Navarin 1827, und durch die Sendung eines Truppencorps nach Morea 1828, um dies unglückliche Land von den ägyptischen Horden zu befreien, die Stimmung des Volkes zu gewinnen: selbst die mit großen Kosten unternommene und rühmlich in kurzer Zeit, vom Mai bis July 1830, vollendete Eroberung von Algier, machte keinen der Regierung günstigen Eindruck auf die Gemüther. Die Hofpartei dagegen stolz auf diese Siege glaubte nun entscheidendere Schritte thun zu dürfen. Die Deputirten-Kammer war, weil sie sich den allgemein verhaßten Ministern feindlich gezeigt, im Anfang des J. 1830 aufgelöst worden; allein die neuen Wahlen fielen, trotz aller Mittel die man angewendet hatte, wenig nach dem Wunsche des Hofes aus. Da erschienen plötzlich am 25. July 1830 mehrere königliche Verordnungen (Ordonnances), wodurch die Freiheit der Presse aufgehoben, das Wahlgesetz verändert und die Wahlen der Deputirten in die Hände einer geringen Zahl von Wählern gelegt wurde, und die neu gewählte Kammer, noch ehe sie zusammengetreten war, wieder aufgelöst wurde. Diese Befehle, offenbare Verletzungen der bestehenden Verfassung, erregten schon am folgenden Tage eine dumpfe Gährung und Aufläufe in Paris; am 27sten aber begann der blutige Kampf. Die Garden, einige Schweizerregimenter und mehrere Regimenter Linientruppen, vom Marschall Marmont befehligt, suchten vergebens die Hauptpunkte von Paris gegen die immer zahlreicher heranstürmenden Volkshaufen zu vertheidigen. In allen Straßen, worin gefochten wurde, hatte das Volk, von ehemaligen Soldaten, Offizieren und von den Jünglingen aus der polytechnischen Schule geleitet, das Pflaster aufgerissen, Bollwerke (barricades) in den Straßen errichtet und warf und schoß aus den Fenstern und von den Dächern auf die Truppen, denen es bald auch an Lebensmitteln und an Muni-

tion gebracht. Mehrere Regimenter gingen nach und nach zum Volke über, so daß endlich, am Abend des 29sten, alle angegriffene Punkte, das Stadthaus, das Louvre, zuletzt auch die Tuilerien vom Volke besetzt waren und die Trümmer der königlichen Truppen sich nach St. Cloud zogen, wohin der Hof schon am 28sten gegangen war. Zu gleicher Zeit war die 1827 aufgelöste Nationalgarde, unter dem alten General Lafayette, zum Theil wieder zusammengetreten, eine provisorische Regierung hatte sich gebildet und der Herzog von Orleans war zum Generallieutenant (stellvertretenden Verwalter) des Königreichs ernannt worden. Schon am 30. verließ der Hof mit einigen Truppen St. Cloud und zog sich nach Rambouillet; als aber viele Tausende von Paris dahin aufbrachen, entschloß sich der König am 2. August, in seinem und seines Sohnes des Dauphins bisherigen Herzogs von Angouleme, Namen zu Gunsten des Herzogs von Bourdeaux, des nachgebornen Sohnes des ermordeten Herzogs von Berry, dem Throne zu entsagen. Diese Erklärung ward nicht angenommen, und es blieb dem unglücklichen Greise nichts übrig als um sicheres Geleit für sich und seine Familie nach den Küsten zu bitten. Von wenigen Schwadronen der Garde du corps begleitet zog nun die königliche Familie langsam, unbeschimpft, aber auch ohne irgendwo Theilnahme zu finden nach Cherbourg, wo sie sich am 10. August nach England einschiffte. Aber auch hier zeigte sich die Volksstimmung dem vertriebenen Könige so ungünstig, daß er mit den Seinigen bald nach Edinburg ging, um das nemliche Schloß Holyrood wieder zu beziehen, wo er schon früher in der Verbannung gelebt hatte. Nach zwei Jahren, 1832, hat er auch diese Wohnung verlassen und sich vorläufig in Prag niedergelassen. In Paris herrschte indeß eine furchtbare Aufregung, welche die wildesten Gräuel der Anarchie befürchten ließ. Um diesem äußersten Unglück zu steuern, ward schon am 7ten August der Herzog von Orleans, **Louis Philippe**, von der Deputirten-Kammer und den Pairs zum König erwählt, und er leistete am 9ten als König der Franzosen den Eid auf die wesentlich veränderte Verfassungs-Urkunde. Mit Blitzes Schnelle verbreitete sich die Nachricht von diesen Begebenheiten durch alle Provinzen und bis nach Algier, und überall wurden mit Jubel die alten Nationalfarben an die Stelle der weißen Fahne der Bourbons aufgepflanzt; nur im Süden, namentlich in Nimes, entstanden einige Unruhen, welche indeß mehr einen religiösen als einen politischen Charakter trugen und ohne bedeutendes Blutvergießen gedämpft wurden. Auf diese allgemeine Freude sind indeß neuerdings vielfältige Unruhen gefolgt. Die vertriebene Dynastie zählt noch viel Anhänger in der Vendée und in den südlichen Provinzen, deren Aufstände und Räubereien noch keineswegs haben völlig unterdrückt werden können. Brodtlosigkeit der Arbeiter hat in Lyon sehr blutige Auftritte veranlaßt: die noch im

Jahre 1830 erfolgten Umwälzungen in Belgien und in Polen haben die Gemüther der Hauptstadt in eine gewaltsame Gährung gebracht und die Regierung in die peinlichste Verlegenheit gesetzt, und bei der geringsten Veranlassung sind mehr als einmal, und noch in diesem Jahre, 1832, höchst gefährliche Aufstände in Paris erfolgt; so daß noch gar nicht abzusehen ist, ob und wann endlich ein Zustand gesicherter Ruhe und gesetzlicher Ordnung wieder eintreten wird.

Wie im Politischen, so haben die letzten 15 Jahre auch in der Litteratur mancherlei Unruhe, Gährung und neue bisher unerhörte Erscheinungen hervorgebracht. Merkwürdig genug hatten weder die ungeheuren Begebenheiten der Revolution noch die kriegerisch glänzende Periode Napoleons irgend eine wesentliche Veränderung in den litterärischen Ansichten der Franzosen erzeugt. Erst mit der Rückkehr der Bourbons beginnt eine wahrhaft neue Epoche für die französische Litteratur. Die vielen Berührungen, in welche durch die letzten Kriege Frankreich mit Deutschland und England gerathen, mögen wohl auch das Ihrige dazu beigetragen haben, bei weitem mehr aber scheint auf Rechnung der Abneigung gegen die veralteten Ideen gesetzt werden zu müssen, als deren Repräsentanten die Bourbons erschienen. So wie diese durch ihr unablässiges Streben, die alten Feudalverhältnisse zurückzuführen, den Unwillen und die Protestation des ganzen Volkes gegen sich erregten, so erwachte auch, vorzüglich in den jüngeren Talenten, eine entschiedene Opposition gegen die veralteten Ideen in der Litteratur. Diejenigen, welche die Legitimität der Bourbons bestritten, konnten auch die bisherige Vergötterung der für klassisch geachteten Muster, welche dem Hofe zusagten, nicht ertragen, und wie in der Politik so suchte man auch in der Litteratur neue Bahnen auf. So entstand, vorzüglich in der Poesie, eine neue Schule, welche man im Gegensatz der Anhänger des Klassischen die romantische nannte, und zu welcher jetzt beinahe alle bedeutenden Talente Frankreichs gezählt werden müssen. Das Theater, sonst der Stolz Frankreichs, sollte die ersten und gefährlichsten Angriffe erfahren. Man hatte Shakespeare, Göthe, Schiller kennen gelernt; man versuchte sich in Uebersetzungen und Nachbildungen, welche großes Glück auf dem Theater machten; ja, eine englische Truppe konnte sogar mit Beifall englische Stücke, in englischer Sprache, in Paris darstellen. Das alte System der französischen Tragödie ward nicht bloß angegriffen, sondern durch Aufstellung von geistreichen Werken, in der Manier von England und Deutschland, welche den allgemeinen Beifall des Publikums ärnteten, so gut wie gänzlich über den Haufen geworfen, und jetzt ist es dahin gekommen, daß, während sonst wöchentlich mehrere Male die sogenannten Meisterstücke Corneille's, Racine's und Voltaire's bei stets vollem Hause gegeben wurden, es jetzt zu den Seltenheiten gehört, wenn noch eins

oder das andere dieser Stücke, und dann doch immer ohne Theilnahme des Publikums, gegeben wird. Als die Häupter dieser neuen Schule, die, wenn sie auch in der That noch nicht vollendete Meisterwerke geliefert hat, doch unleugbar sich auf dem Wege der Wahrheit und Natur befindet, können wir nur nennen: **Alfred de Vigny** und **Emile Deschamps**, als geistreiche Uebersetzer und Bearbeiter des Shakespear; **Alexandre Dumas**, der es zuerst gewagt eine Tragödie in Prosa zu schreiben; **Casimir de la Vigne**, der glückliche Nebenbuhler des mehr royalistisch gesinnten **Alphonse de Lamartine**; endlich der ausgezeichnetste und genialste von allen, **Victor Hugo**. Auch andre Gattungen der Poesie haben eine ähnliche Regeneration erfahren, und die lyrischen Producte der vorhin erwähnten **de Lamartine**, **de la Vigne**, **Dumas**, **Hugo** u. a. zeichnen sich höchst vortheilhaft vor allen älteren Dichtungen dieser Art aus. Der beliebteste Volksdichter war und ist **Béranger**, dessen **Chansons** (Volkslieder) nicht wenig dazu beigetragen haben, die Bourbons verhaßt und verächtlich zu machen. — Selbst die deutsche Philosophie, sonst in Frankreich unbekannt oder verspottet, ist durch **Cousin**, den Uebersetzer des Plato, zu Ehren gekommen. Die Geschichte, welche vor der Revolution niemals mit rechtem Ernst und Wahrheitsliebe war bearbeitet worden und welche unter Napoleon entweder schwieg, oder nur knechtisch sein Lob durfte ertönen lassen, hat in der neuern Zeit eine Menge ausgezeichneter Namen aufzuweisen, zu denen vorzüglich **Sismondi**, **Michaud**, **Guizot**, **Ségur**, **Barante**, **Mignet**, **Thiers** u. a. gehören.

III. Das Britische Reich.
(Britannia, Albion.)

Das britische Reich, im gemeinen Leben Großbritannien, auch wohl bloß England, in der poetischen Sprache zuweilen Albion genannt, besteht aus zwei großen Inseln, im Norden von Frankreich und im Westen von Holland, Dänemark und Norwegen. Sie werden umflossen von dem atlantischen Ocean, der östlich von diesen Inseln die Nordsee, südlich der Kanal oder **la Manche**, und wo er am schmalsten ist, **Straits of Dover** oder **Pas de Calais (Fretum Gallicum)** genannt wird. Der Kanal, welcher beide Inseln trennt, heißt die Irländische See (**Mare Hibernicum**), und der südliche Theil desselben, der Ka-

nal von St. Georg. Sie liegen zwischen dem 50sten und 60sten Grad N. Breite und dem 7—20° O. L. Die östliche, die größte dieser Inseln, führt eigentlich allein den Namen Großbritanien, im Gegensatz der Provinz Bretagne in Frankreich, und umfaßt die beiden Königreiche England im Süden und Schottland im Norden; die westliche Insel ist das Königreich Irland, Ireland (Eirlend). Beide Inseln zusammen enthalten an 5700 □ M., wovon auf England an 2700, auf Schottland an 1500 und einige dreißig, und auf Irland 1500 kommen. Die Bevölkerung beträgt im Ganzen nahe an 23 Millionen, wovon in England 13, in Schottland 2 1/2 und in Irland 7 1/2 Million wohnen. Die herrschende Sprache in beiden Inseln ist die englische, doch wird noch in der Provinz Wales, im westlichen und nördlichen Schottland, auf den Inseln an diesen Küsten und in Irland die gälische oder keltische, auch wohl die ersische, irische oder hibernische Sprache genannt, vom Volke geredet, wovon ein Mehreres in der Geschichte gesagt werden soll.

Klima.

Das Klima der britischen Inseln ist für ihre Lage ausgezeichnet milde. Wenn man bedenkt, daß der südlichste Punkt derselben unter 50°, der nördlichste unter 60° liegt, so sollte man hier ein Klima wie das zwischen Dresden und Stockholm vermuthen; so ist es aber keinesweges. Die höheren Berggegenden des nördlichen Schottlands etwa abgerechnet, sind die Winter zwar lang, aber durchaus nicht kalt. London hat nicht so kalte Winter als Paris; Edinburgh unter 56° nicht so kalte als Berlin unter 52; selten nur friert die Themse zu, selten bleibt der Schnee länger als einige Tage liegen. Nebel und Regen sind hier ungleich häufiger als Schnee und Frost. Aber auch die Sommer sind nicht so heiß, nicht so heiter als in andern Gegenden unter gleicher Breite, daher die Vegetation zwar äußerst frisch und üppig, aber Früchte, die eine bedeutende Hitze erfordern, hier doch nicht zur Reife gelangen. Der sicherste Beweis des milden Klima ist der, daß man sich auf beiden Inseln durchaus nur des Kaminfeuers im Winter bedient. Nebel und Regen sind hier ungleich häufiger als auf dem benachbarten festen Lande, ein vollkommen heiterer Sommertag gehört in England, und noch mehr in Irland, zu den schon seltenen Erscheinungen. Dieser Beschaffenheit des Klima schreibt man von der einen Seite die ausgezeichnet schöne Hautfarbe der Engländer, besonders beim weiblichen Geschlechte, von der andern aber auch die unter ihnen häufige Melancholie, hier Spleen (Splihn) genannt, zu.

Boden.

Der Boden beider Inseln kann im Ganzen fruchtbar genannt werden, obwohl es in England bedeutende Strecken unfruchtbaren Haidelandes giebt, in Schottland beinahe der ganze Norden dürr, gebirgig und mit Haidekraut bewachsen ist, und auch in Irland Moräste, Sümpfe und Torfmoore bedeutende Räume einnehmen. Die englische Landwirthschaft ist im Auslande berühmt, und in der That wird auch auf Ackerbau und noch mehr auf Viehzucht großer Fleiß verwendet; das Land, vorzüglich England, ist außerordentlich bevölkert, und dennoch finden sich in England und noch mehr in Irland große Strecken des besten Ackerlandes unangebaut, die namentlich in England beinahe $^1/_5$ des ganzen nutzbaren Bodens ausmachen, so daß jährlich für ungeheure Summen Getreide aus Deutschland, den Ostsee-Ländern und andern eingeführt werden müssen. Dies erklärt sich daraus, daß theils die Abgaben in England so hoch sind, daß sie beinahe den Ertrag der Aecker verschlingen, viele daher den leichtern Erwerb durch Handel und Fabriken dem weniger lohnenden und mühsamern Ackerbau vorziehen; theils aber auch die ungeheure Zahl der englischen Schiffe eine weit größere Menge von Lebensmitteln erfordert, als wenn die Mannschaft derselben sich auf dem festen Lande befände.

Gebirge.

Großbritannien ist im Ganzen genommen ein ebenes oder hügeliges Land; nur im Westen und Norden sind eigentliche Gebirge, doch auch diese nur von mäßiger Höhe, so daß die höchsten Gipfel nicht viel über 4000 Fuß hoch sind. In England selbst sind die Gebirge des Fürstenthums Wales, ferner das **Peak** (Pihk)-Gebirge in Derbyshire und die Gebirge in den Grafschaften Westmoreland und Cumberland die bedeutendsten. Auf der Gränze von Schottland ist das **Cheviot** (Tschiwiot)-Geb., welches sich in das **Pentland**-Gb. verlängert. Durch das mittlere Schottland streicht das **Grampian**-Geb. Das nördliche und westliche Schottland sind durchaus gebirgig; nirgend aber sieht man in Großbritannien so schöne Waldgebirge wie in Deutschland. Die Berge sind meistens kahl und in Schottland besonders ganz mit Haidekraut bewachsen, welches ihnen ein ödes, trauriges Ansehen giebt. Unter den vielen Vorgebirgen zeichnet man aus: die VGb. **Landsend (Bolerium)** und **Lizard (Damnonium)**, die südwestlichen Spitzen der Provinz Cornwall in England; das VGb. **Wrath** (Rādt), die nördlichste Spitze von Schottland, und das VGb. **Clear** (Klihr), die südlichste Spitze von Irland.

Gewässer.

An Gewässern bemerken wir in England, die **Themse** (**Thames**, spr. Tähms) (**Tamesis**), sie entspringt im westlichen England in Glocestershire, fließt nach Osten, wo sie sich unterhalb London zu einem Meerbusen erweitert und in die Nordsee fließt. Bis London kann sie Seeschiffe aufnehmen und bis Lechlade ist sie überhaupt schiffbar. Die **Ouse**, spr. Ause (**Abus?**), ein kleiner Fluß, der sich in den Meerbusen der Nordsee **the Wash** ergießt. Der **Trent**, entspringt in der Mitte der Insel am Fuße der Peak-Gebirge und bildet, nach einem nordöstlichen Laufe, bei seiner Mündung, wo er eine andre von Norden herabkommende **Ouse** aufnimmt, den Meerbusen **Humber**, spr. Homber. Die **Tweed** (Twihd), welche in die Nordsee, die **Esk**, welche in die irländische See mündet, bilden zum Theil die Gränze gegen Schottland. In das irische Meer ergießen sich die kleinen Flüsse **Mersey** (Merßi) (**Belisana**), **Dee** (Dih) (**Deva**) und die ansehnliche **Savern** (Sewern) (**Sabrina**), sie entspringt im Innern von Wales und nimmt in ihrem südlichen Laufe, von Osten her, den **Avon** (Aewen) (**Antona?**), von Westen die **Wye** (Uei) (**Juctius**) auf, und bildet bei ihrer Mündung den großen Meerbusen, **Kanal von Bristol** genannt. An Seen hat England nur einen einigermaßen bedeutenden, das durch die Schönheit seiner gebirgigen Ufer und vieler darauf zerstreuten, mit Landhäusern bedeckten Inseln berühmte **Winander** (Weinender) **Meer**, nicht weit von der westlichen Küste, in der Grafschaft Westmoreland. Von den Gewässern Schottlands und Irlands wird bei der Beschreibung dieser Länder geredet werden. Obgleich England eigentlich nur 2 bedeutende Flüsse hat, die Themse und die Severn, so ist doch die Wasserverbindung im Innern in keinem Lande der Welt so vortrefflich, als in England. Durch unzählige Kanäle sind die größeren Flüsse verbunden und kleinere schiffbar gemacht. Nur die wichtigsten können hier genannt werden. Der **Kanal von Bridgewater**, nach seinem Erbauer dem Herzog v. B. also genannt, geht über Berge, Thäler und Flüsse, daher zuweilen in einer 38 Fuß hohen Wasserleitung, und verbindet die bedeutende Fabrikstadt Manchester mit der Seestadt Liverpool. Der **great trunk** (greht tronk) (große Stamm) durchschneidet die Insel von Liverpool bis Nottingham an dem Trent und verbindet so das irische Meer und die Nordsee. Von diesem geht ein Arm nach Süden, theilt sich nachher in zwei, wovon der eine der **Oxford-Canal** nach Oxford an der Themse, der andre die **grand junction** (grând dschonkschen) (große Verbindung) oberhalb London in die Themse fällt und also eine doppelte Verbindung des irischen Meers mit der Themse und der Nordsee bildet. Eine dritte Verbindung dieser Meere entsteht durch den **Kanal von Ox-**

ford, welcher nach Glocester an der Severn geht. Unzählige andre sind zur Bequemlichkeit einzelner Städte und ihrer leichtern Verbindung mit dem Meere oder unter einander vorhanden.

Chausseen. Reisen.

Noch mehr aber wird diese Verbindung durch die das ganze Land nach allen Richtungen durchschneidenden und vortrefflich unterhaltenen Chausseen befördert. Sie machen das Reisen höchst angenehm und zugleich wohlfeil in dem übrigens so theuern England, weil man so unglaublich schnell fortkommt. Fußreisen sind hier durchaus nicht Sitte, und der Fußgänger würde beinahe überall für einen verdächtigen Landstreicher angesehen und kaum in dem schlechtesten Dorfwirthshause aufgenommen werden. Es giebt hier 3 vorzügliche Arten zu reisen. Mit Extrapost, **in a post chaise**, welches aber außerordentlich theuer und weil man allein fährt langweilig ist. Anständig, bequem und äußerst schnell zugleich reist man mit der fahrenden Briefpost, **mail coach** (mähl kohtsch). Sie trifft beinahe auf die Minute in den bestimmten Gasthöfen ein, wo man das Essen bereit findet und in 1/4 höchstens 1/2 Stunde weiter fährt. Sie legt in der Regel 1 2/5 deutsche Meilen in 1 St. zurück, d. h. eine englische Meile in etwa 8 Minuten. Eben so schnell beinahe, viel wohlfeiler, aber oft in höchst unbequemer Gesellschaft reist man mit den unzähligen **stage** (stehdsch) **coach**, Landkutschen, die Privatunternehmern gehören, und wo nicht allein oft 12 bis 14 Menschen im Innern, sondern beinahe noch eben so viele, oben auf der Kutschendecke, **up the outside** (autsseit), in freier Luft sitzen. Die Annehmlichkeit des Reisens wird noch durch die vortrefflichen Gasthöfe, die man überall, selbst auf Dörfern findet, erhöht, wo freilich die höchste Reinlichkeit, aber nicht immer die Wohlfeilheit herrscht. Lästig sind die vielen Trinkgelder, welche die von den Wirthen nicht besoldeten Aufwärter als ein ihnen mit Recht gebührendes fordern. Nicht überall reist man sicher in England: manche Gegenden, besonders in der Nähe von London, wie die **Hounslow**-Haide, etwa 1 1/2 Meile von der Hauptstadt, waren und sind wegen häufiger Räubereien berüchtigt. Die Räuber treiben oft ihr Gewerbe zu Pferde und heißen dann **Highwaymen** (heihwehmen); sie begnügen sich gewöhnlich mit vorgehaltener Pistole Geld und Uhren der Reisenden zu fordern. Gefährlicher sind die Fußräuber **Footpads** (fuhtpädds), welche, da sie nicht wie jene sich so schnell entfernen können, aus Furcht verrathen zu werden, nicht selten morden oder doch mißhandeln.

Producte.

Das britische Reich hat zwar einen großen Reichthum an Producten, er reicht aber weder zur Erhaltung der Einwohner, noch für die unendliche Mannigfaltigkeit der Fabriken zu. Daß jährlich viel Getreide im Auslande gekauft werden müsse, haben wir schon erwähnt. Das Obst ist gut und so häufig in England, daß man Aepfelwein, Cyder, und Birnenwein, Perry, davon macht. Der Wein gedeiht hier nur noch als seltene Ausnahme und nur im Einzelnen bei besonderer Pflege. Frankreich und vorzüglich Portugal versehen das Land damit. Die Rindviehzucht ist sehr bedeutend und wird von vielen Großen mit verschwenderischer Liebhaberei zum Nachtheil des Ackerbaues betrieben. Die englischen sehr zahlreichen veredelten Schafe geben eine Wolle, die an Güte nur der spanischen nachsteht; doch muß für die unermeßliche Fabrication noch viel Wolle aus Spanien und jetzt auch aus Deutschland, besonders aus Sachsen, eingeführt werden. Die englischen Pferde sind mehr wegen ihrer Schnelligkeit als wegen ihrer Dauer berühmt. Die Reichen verschwenden große Summen, um sich die schnellsten Läufer, **Racehorses**, zu verschaffen, und die Pferde-Wettrennen, **Horseraces**, gehören zu den Lieblingsvergnügen der Engländer. Nicht die Eigenthümer, sondern besonders dazu eingelernte Reitknechte, **Jockeys**, pflegen die Pferde bei solchen Gelegenheiten zu reiten. Die Reiter sowohl als das Sattelzeug werden vorher sorgfältig gewogen, denn nach dem Alter der Pferde wird bestimmt, wie viel es tragen muß; ist der Jockey zu leicht, so wird ihm Blei in die Tasche gegeben, um das volle Gewicht herauszubringen. Tausende von Menschen strömen zu einem solchen Wettrennen, wobei oft ungeheure Summen verwettet werden. Ehemals mehr als jetzt gehörten auch die Hahnenkämpfe zu den beliebtesten Volksbelustigungen, wozu man eine besondre Art starker und muthiger Streithähne erzog, die man noch durch eiserne Stacheln, die an die Füße befestigt wurden, bewaffnete. Wild kann es nur wenig in England geben, weil das Land keine Wälder hat. Sogenanntes Hochwild, als Hirsche, Rehe u. s. w. giebt es im wilden Zustande gar nicht; nur in den Parks der Großen werden einige, besonders Damhirsche, gehalten; und um sie zu schonen, ist es nichts ungewöhnliches, daß man einen einzelnen Hirsch herausläßt, hetzt, aber nicht tödtet, damit er noch öfter gebraucht werden könne. Die Hauptjagd der Engländer besteht in Hasen und Füchsen, die aber alle mit Hunden gehetzt werden müssen, da Treibjagen, wo man die Treiber bezahlen müßte, und das Wild sehr selten ist, allzu kostbar würden. Die Fischerei an den Küsten ist höchst wichtig, besonders der Heringsfang an den nördlichen Küsten. Die englischen Austern gehören zu den besten in der Welt.

Der Mineral-Reichthum Englands ist sehr bedeutend. Steinsalz findet sich vorzüglich in der Grafschaft Chester. Blei, beinahe überall und in großer Menge, vorzüglich in der Grafschaft Cumberland. Kupfer, vorzüglich auf der Insel Anglesea und in Wales. Das englische Eisen ist weder vorzüglich noch hinreichend; die Fabriken versehen sich daher meistens aus Schweden. Zu den England mehr eigenthümlichen Producten dieser Art gehören: das Zinn, ein in Europa überhaupt seltenes Metall, in England findet es sich von vorzüglicher Güte in den Provinzen Cornwall und Devonshire, außerdem beinahe nur noch im Erzgebirge in Deutschland und in Böhmen: das beste aber und meiste kommt aus Ostindien und China. Die Alten kannten schon dies Metall, und die Phönizier, die zuerst damit handelten, holten es wahrscheinlich aus England; denn die Cassiterischen Inseln (Zinninseln), woher es kommen sollte, hält man gewöhnlich für die Inseln **Scilly** oder **Sorlingues**, an der südwestlichen Spitze von England; wahrscheinlicher indeß bezeichnete man mit diesem Namen die Küste von Cornwall selbst. Das Reißblei oder der Graphit, ein eigenthümliches brennbares Fossil, wovon die Bleistifte gemacht werden; das englische aus Cumberland ist von vorzüglicher Güte: man muß es nicht mit dem Wasserblei, einem zwar äußerlich ähnlichen, aber durchaus verschiedenen Fossil verwechseln. Der Flußspath ist zwar ein beinahe in allen Gebirgen nicht selten vorkommendes Fossil, das englische aus der Provinz Derbyshire zeichnet sich aber durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farben aus, so daß man Vasen, Leuchter und andre zierliche Geräthe davon verfertigt. — Ohne allen Vergleich wichtiger als dies alles zusammengenommen, sind für England die Steinkohlen, die sich beinahe in allen westlichen Provinzen, wie auch im südlichen Schottland und in Irland, vorzüglich aber im nördlichen England, in einem Striche von Westen nach Osten, zwischen Whitehaven und Newcastle in ungeheurer Menge finden; die Gruben bei Newcastle, der Hauptort für diesen Gegenstand, beschäftigen allein an 30000 Menschen. Ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Wohlstand, die Vollkommenheit der Fabriken und folglich auch der Handel Englands durch dieses unschätzbare und in so unendlicher Fülle vorhandene Brennmaterial bedingt sind. In älteren Zeiten gab es in England, wie überall in Europa, bedeutende Wälder, und noch zur Zeit der Königin Elisabeth klagten einige Mitglieder des Parlaments, daß Färber, Brauer und Schmiede anfingen sich der Steinkohlen statt des Holzes zu bedienen und dadurch die Luft in London verdürben. Der immer zunehmende Holzmangel, die Ueberzeugung die man bald von der Unschädlichkeit und Vortrefflichkeit der Steinkohlenfeuerung erlangte, haben seitdem den Gebrauch des Holzes zum Brennen gänzlich verbannt; und jetzt wo die Bevölkerung so außerordentlich zugenommen, die Wälder aber

beinahe gänzlich verschwunden sind, könnte England schon in dieser Hinsicht nicht ohne die Steinkohlen bestehen. Der Verbrauch und die Wichtigkeit derselben hat aber in neueren Zeiten noch unendlich zugenommen, seitdem man nicht allein gelernt hat sie als Feuerung bei jeder Art von Fabrikation anzuwenden, sondern wo auch die Steinkohlen zugleich die bewegende Kraft für tausend verschiedene Maschinen hervorbringen müssen. Dies geschieht vermittelst der Dampfmaschinen (Fig. 10.), deren wesentliche Beschaffenheit eben so leicht zu begreifen ist, als es schwer seyn würde sie in der Vollkommenheit, wozu man sie gebracht hat, zu beschreiben. Das Wesentlichste einer Dampfmaschine besteht in Folgendem. In einem starken, wohl verschlossenen Kessel **ABCD** wird Wasser durch darunter angemachtes Feuer zum Sieden gebracht und, weil es eingeschlossen ist, zum Theil in Dämpfe verwandelt. Diese dringen mit ungeheurer Gewalt durch die Röhre **N** in den metallenen Cylinder **EFGH** und treiben den darin genau schließenden Kolben **I** in die Höhe. Nun wird die Verbindung zwischen Kessel und Cylinder für einen Augenblick durch den Hahn a unterbrochen, zu gleicher Zeit läßt man seitwärts durch die Röhre b etwas kaltes Wasser in den Cylinder spritzen, wodurch die Dämpfe augenblicklich niedergeschlagen und ein beinahe luftleerer Raum entsteht, und der Kolben **I** wird nun durch den Druck der Atmosphäre wieder hinabgetrieben, das eingespritzte Wasser fließt durch die Röhre c wieder ab. Im nächsten Augenblick öffnet sich der Hahn a wieder, die Dämpfe treiben den Kolben wieder in die Höhe u. s. w. Der Kolben steht in Verbindung mit einem Hebel **KL**, welcher durch ihn in Bewegung gesetzt wird, und am Ende **L** des Hebels befindet sich eine Kette oder Tau, wodurch Pumpen in Bewegung gesetzt, Wasser gehoben oder andre Maschinen getrieben werden. So etwa waren die ersten Dampfmaschinen beschaffen, welche zwei ungelehrte Männer in England, **Newcomen** ein Eisenkrämer, und **Cawley** ein Glaser, **1705** erfanden und **1711** zu Stande brachten, nachdem man schon früher noch viel unvollkommnere Versuche, die Kraft der Wasserdämpfe zur Bewegung von Maschinen anzuwenden, gemacht hatte. Den vielen Mängeln dieser ersten Einrichtung und besonders dem großen Aufwande von Brennmaterial, den sie verursachte, ist durch die sinnreichen Verbesserungen von **Boulton** und **Watt** seit **1773** abgeholfen worden, die aber viel zu künstlich sind, als daß sie hier beschrieben werden könnten. Schnell ward nun diese Erfindung auf alle mögliche Gewerbe angewandt, wobei man großer Kräfte bedurfte, und was bisher Menschen oder Pferde, ja Wind und Wasser gethan hatten, das verrichten jetzt die Dampfmaschinen; sie pumpen das Wasser aus dem tiefsten Schachte, sie fördern zugleich das Erz, oder setzen auch tausende von Spindeln in den Spinnmaschinen, ja Nadeln in Bewegung, wodurch Stickmuster ausgeführt werden. Kleinere

Dampfmaschinen hat man seitdem auf Schiffen erbaut, wo sie an beiden Seiten des Schiffes Wasserräder in Bewegung setzen und so die ununterbrochene Wirkung vieler Ruder thun und das Schiff gegen Strom und Wind, nach jeder beliebigen Richtung treiben: das sind die Dampfböte, die sich seit kurzem in England, Nordamerika und selbst in Deutschland, wo es nur allzusehr an Brennmaterial fehlt, unglaublich vermehrt haben. Ja noch mehr, man hat noch kleinere Maschinen dieser Art auf besonders dazu eingerichtete Wagen gesetzt, wo sie die Räder, die in einer Eisenbahn laufen, in Bewegung setzen. Ein solcher Wagen wird nun statt der Pferde vor ein Dutzend andrer schwer beladener Wagen gespannt und führt sie meilenweit fort, von einem einzigen Aufseher geleitet. So beleben in England die Steinkohlen die unzähligen Fabriken, ersetzen die kostspielige Unterhaltung vieler Menschen und Pferde, und setzen ihre Besitzer in den Stand, ihre Waaren in dem theuersten Lande zu den wohlfeilsten Preisen zu liefern. Die Steinkohlen thun noch mehr, sie erleuchten wie sie wärmen. Eine Quantität Steinkohlen in einem wohlverschlossenen Gefäße erhitzt, entwickelt eine Luftart, welche im gemeinen Leben brennbare Luft (Hydrogen) genannt wird, diese sammelt man, leitet sie durch Röhren in die Werkstätte, Zimmer, Straßen, läßt sie aus einer sehr kleinen Oeffnung hervordringen, zündet sie an und beleuchtet so Häuser und Straßen; diese Gasbeleuchtung hat seit wenigen Jahren außerordentlich schnell in England zugenommen. Dabei sind die abgeglühten Kohlen keinesweges verloren, sie sondern zu gleicher Zeit noch einen Theer ab, der zum Bestreichen der Schiffe besser ist, als der aus Kiefernholz bereitete; und diese abgeglühte, oder abgeschwefelte Kohle selbst, wie man sie nennt (engl. coaks, kohks), sind noch immer ein vortreffliches Brennmaterial; Schmiede und andre Handwerker bedienen sich ihrer mit Vortheil statt der Holzkohlen, und zum Schmelzen in den Hohenöfen sind sie ganz unentbehrlich. Dieses Verfahren, die Steinkohlen in Coaks zu verwandeln, wendet man besonders mit Vortheil bei den vielen kleineren, sogenannten klaren Steinkohlen an, welche man, weil sie mit den gleichen Abgaben belastet wie die großen Stücke und in Kaminen nicht brauchbar waren, ehemals beinahe ganz unbenutzt liegen ließ. Jetzt werden sie in eigens dazu eingerichteten Oefen geglüht oder geröstet, wodurch sie zu großen Massen zusammenfließen und dann als Coaks verkauft werden. Um sich einen Begriff zu machen von dem ungeheuern Steinkohlenverbrauch in England, darf man nur wissen, daß deren jährlich in London allein über **1200,000** Fuder verbraucht werden; viele werden indeß auch nach Dänemark, Holland, Deutschland und den Colonieen verfahren.

Betriebsamkeit.

Kein Volk in der Welt hat aber auch jemals alle Hülfsquellen seines Bodens und seiner Lage mit einer solchen rastlosen Betriebsamkeit benutzt, wie die Engländer. Tausende von Fabriken aller Art findet man in England, fast in allen Theilen des Landes; sie vermehren, vereinfachen, vervollkommnen sich täglich, so daß jede Beschreibung und Aufzählung derselben nur für den Augenblick gilt, wo sie entworfen. Die wichtigsten Gegenstände der englischen Fabricatien sind: wollene Zeuge aller Art, worin jedoch Franzosen, Niederländer und Deutsche den Engländern mindestens die Wage halten. In den seidenen Zeugen kommen sie den Franzosen nicht gleich; weil hier unstreitig das Klima einen unersetzlichen Einfluß auf die Güte der Arbeit hat. Aber unübertroffen sind sie bis jetzt in ihren baumwollenen Zeugen, Metall- und Glaswaaren aller Art, in der Zubereitung und Bearbeitung des Leders, des Steinguts und der Fayence. Die rohen Stoffe zu diesen Fabriken holt der Engländer aus allen Theilen der Welt. Holz, Eisen, Kupfer, Hanf u. s. w. aus Rußland, Schweden und den übrigen Ostseeländern, Wolle aus Spanien und Deutschland, Baumwolle und Farbestoffe aus Ost- und Westindien. Handel und Fabriken sind hier Eins. Die nämlichen Schiffe, welche die rohen Materialien einführen, verfahren die verarbeiteten in alle Welttheile, und versorgen überdies noch Europa mit Thee aus China, mit Kaffee, Zucker, Gewürzen aller Art aus beiden Indien. Man kann annehmen, daß über 30000 Schiffe mit dem auswärtigen und dem Küstenhandel beschäftigt sind, ohne die königliche Seemacht zu rechnen.

Schiffe.

Wer kein größeres Seeschiff gesehen hat, würde Mühe haben auch nach der sorgfältigsten Beschreibung sich einen Begriff davon zu machen. Indeß ist vielleicht eine sich auf das Wesentlichste der Sache beschränkende Beschreibung, wie wir sie überall nur haben geben wollen, auch hier nützlicher, als eine ganz genaue Schilderung, die selbst mit den besten Zeichnungen doch immer nur ein verworrenes Bild giebt. Riesenschritte mußten alle Wissenschaften gemacht haben, ehe man von dem rohen, aus wenigen verbundenen Baumstämmen bestehenden Flosse, oder dem aus einem einzelnen ausgehöhlten Baumstamm verfertigten Canot zum Bau eines jetzigen Linienschiffes gelangte. Griechen und Römer, obwohl im Seehandel und Seekriege nicht unerfahren, kannten doch keine andre Fahrzeuge, als die mit Rudern bewegten, unsern Galeeren und Böten nicht unähnlich, womit sie größtentheils sich an den Küsten halten und die hohe See so viel als möglich vermeiden muß-

ten; unmöglich hätten sie, auf so kleinen Fahrzeugen, ohne Compaß, und mit geringer astronomischer Kenntniß das große Weltmeer nach allen Richtungen mit Sicherheit durchschneiden können. — Jedes Schiff ist wesentlich ein hohles, hölzernes Gefäß, bestimmt, auf dem Wasser zu schwimmen und Menschen und Waaren zu tragen. Damit es nicht leicht von Wind und Wellen umgeworfen werde, mußte es ziemlich tief ins Wasser gehen und nach unten scharf zulaufen; (Flußkähne werden der flachen Ufer wegen auch flach gebaut und gehen weniger tief); damit es sich schneller bewegen, das Wasser durchschneiden und seine Richtung leichter bestimmt werden könne, mußte es länglich, an beiden Enden zugespitzt gebaut werden: mit einem Worte, die Gestalt der meisten Wasservögel mußte wesentlich zum Muster dienen. Um dies zu erreichen, wird der Grund zum ganzen Gebäude durch ein verhältnißmäßig langes Stück Holz, (bei größeren Schiffen besteht es aus mehreren zusammengefügten Stücken), der Kiel genannt, gelegt: es ist am Schiffe, was der Rückgrath am Menschen ist. Hieran werden zu beiden Seiten gebogene Hölzer, die Spanten, befestigt, gleich den Rippen am menschlichen Körper. An beiden Enden des Kiels werden senkrecht stehende Balken, die Steven, errichtet und an diese und die Spanten die Planken oder Bretter befestigt, die den Rumpf des Schiffes bilden. Um das Eindringen des Wassers zu verhindern, werden alle Fugen dieser Bretter mit Werg, Theer, Pech u. s. w. gekalfatert, d. h. zugestopft, und das ganze Schiff überdies noch auswendig getheert, auch wohl mit Kupfer= oder Zinkplatten beschlagen. Entsteht trotz dieser Vorsicht eine Oeffnung, wodurch das Wasser eindringt, so heißt dies ein Leck, und es befinden sich auf jedem Schiffe Pumpen, um das eindringende Wasser wieder fortzuschaffen. Das Innere dieses großen hohlen Kastens ist wie ein Gebäude in mehrere Stockwerke, die durch Treppen verbunden werden, eingetheilt; jedes dieser Stockwerke, deren bei den größeren Schiffen 3 sind, wird ein Verdeck genannt, weil der gedielte Boden das ganze Schiff nach oben verschließt. Der unterste Theil des innern Schiffes, zwischen dem Kiel und dem nächsten Verdecke heißt der Raum, und dient nur zur Aufbewahrung ganz schwerer, sonst wenig brauchbarer Dinge, gewöhnlich Steine, diese heißen der Ballast, und dienen dazu, das Schiff, welches mit der ganzen Ladung und Bemannung doch noch zu leicht seyn würde, zu beschweren, damit es tief genug ins Wasser gehe. Das untere Verdeck dient zum Behälter für Waaren, Mund= und Kriegsvorräthe, Segel, Taue und Anker u. s. w., die oberen Verdecke zur Wohnung für die Mannschaft, die hier gewöhnlich in Hangematten, an Seilen an der Decke hängende Matratzen, oder in Kojen, an den Seiten des Schiffes befestigten Betten, schläft. Die Offiziere und Reisenden wohnen etwas bequemer und haben eigne kleine Zimmer, Kajü=

jüten. Die Seitenwände des Schiffes haben Oeffnungen, die aber auch beim Sturm verschlossen werden können, die Pforten genannt, hinter welchen das Geschütz steht, dessen es so viel Reihen oder Batterieen giebt, als das Schiff Verdecke hat. Das schwerere Geschütz steht immer in der untersten Reihe. — So weit wir es jetzt beschrieben, würde das Schiff wohl Menschen und Waaren fassen und sich auf dem Wasser schwimmend erhalten; es soll aber auch von der Stelle bewegt und nach Willkühr gelenkt werden. Größere Schiffe werden allein vom Winde in Bewegung gesetzt, den man in großen ausgespannten Tüchern, die Segel, auffängt. Zu ihrer Aufstellung gehören wesentlich die Masten, dies sind senkrecht aufgerichtete Bäume von verschiedener Höhe, oft 80 bis 100 Fuß, daher auch die größeren aus mehreren zusammengefügten Bäumen bestehen. An den Masten sind wagerechte Bäume oder Stangen befestigt, die Rahen oder Segelstangen, und an diesen hängen die Segel. Ein größeres Seeschiff hat gewöhnlich 4 Masten: den großen Mittelmast, der große Mast; den vordern oder Fockmast; den hintern oder Besaansmast, und das Bugspriet, ein am Vordertheile des Schiffes schräg vorwärts geneigter Mast. An den Spitzen der Masten läßt man Fahnen und Bänder, Wimpel genannt, flattern, theils als Zierath, theils um damit in der Ferne Befehle, Signale ꝛc. zu geben. Am vordern und hintern Theile oder auf dem großen Maste führen die Schiffe die Flagge, eine größere Fahne, deren Farben die Nation anzeigen, der das Schiff gehört. Nur das Hauptschiff einer Flotte führt die Flagge am großen Maste. Die Flagge streichen, oder schlechthin streichen, heißt die Flagge herunternehmen, zum Zeichen, daß das Schiff sich im Gefecht ergiebt. An jedem Maste sind mehrere Segel über einander befestigt. Die Masten selbst werden nach allen Richtungen von starken Tauen gehalten, um sich gegen das Schwanken zu schützen. Alles Tauwerk, Segel und Masten zusammengenommen, heißt die Takelage eines Schiffes. Die Segel können nach allen Seiten gewendet werden, um so auch einen minder günstigen, seitwärts wehenden Wind zu benutzen. Gelenkt wird das Schiff durch das Steuerruder, welches ungefähr eben so beschaffen ist, wie das auf den Flußkähnen. Das Schiff an den Orten, wo es still liegen soll, zu befestigen, dienen die Anker, welche an starken Tauen, Kabel- oder Ankertaue genannt, auf den Grund herabgelassen werden. Die Anker lichten, heißt die Anker wieder emporwinden, wenn das Schiff unter Segel gehen soll; kann dies nicht geschehen, weil irgend eine Gefahr augenblickliche Abfahrt nothwendig macht, so wird das Ankertau gekappt, d. h. abgehauen, wobei denn freilich der Anker verloren geht. Den Lauf des Schiffes aber zu bestimmen, zu wissen wo es sich in jedem Augenblicke auf den unabsehbaren Ocean befinde, wie viel Raum es in einer bestimmten Zeit

durchsegele: dies alles erfordert sehr mannigfaltige Kenntnisse, welche die Schifffahrtskunde oder die Seewissenschaft oder Nautik lehrt. Der Compaß, die Beobachtung der Gestirne, sehr genau gearbeitete Uhren, Chronometer genannt, und gute Seecharten sind die gewöhnlichen Hülfsmittel. — Die Seeschiffe führen nach ihrer verschiedenen Größe, Bauart und Bestimmung sehr verschiedene Namen. Im Allgemeinen unterscheidet man Kauffahrdeischiffe und Kriegsschiffe, erstere meistens ohne Kanonen oder nur mit kleinen Stücken versehen, und vorzüglich zum Transport von Waaren und Menschen eingerichtet; letztere mit mehr oder weniger Geschütz und mit bewaffneter Mannschaft besetzt. Kriegsschiffe, welche von 60 bis 100 und 120 Kanonen führen, heißen Linienschiffe, weil sie in einer Seeschlacht die eigentliche Schlachtlinie bilden. Schiffe von 20 bis 50 Kanonen heißen Fregatten. Noch kleinere Kriegsschiffe werden Corvetten, Brigs, Cutter, Schooner u. s. w. genannt. Jedes größere Schiff pflegt mehrere Böte und eine Schaluppe, zum Rudern und Segeln eingerichtete kleine Fahrzeuge, am Bord zu führen. Solcher Kriegsschiffe jeder Art hat England in den letzten Jahren an 1000 gehabt, wovon freilich nur immer ein Theil im Dienst ist; im Frieden hingegen der größte Theil davon abgetakelt, d. h. ohne Segel, Tauwerk und Bemannung, in den Häfen liegt. Zur Bemannung dieser Flotte gehören in Kriegszeiten über 100,000 Matrosen und einige 30000 Mann Seesoldaten. Die Offiziere der königlichen Flotte führen nach den Rangstufen die Titel: Admiral, Vizeadmiral, Contreadmiral; diese sind Anführer von ganzen Flotten oder größeren Geschwadern. Jede dieser Stufen hat noch eine dreifache Rangordnung: es giebt Admirale von der rothen, von der weißen und von der blauen Flagge; eben so Vizeadmirale und Contreadmirale. Die Befehlshaber kleinerer Geschwader aus einigen Fregatten oder einem Linienschiffe und mehreren Fregatten bestehend, oder auch nur einzelner größerer Kriegsschiffe, heißen Capitains, Comodors; unter ihnen stehen die Lieutenants, Masters u. s. w. Letztere stehen an Rang und Sold viel höher als die gleichbenannten Offiziere der Landmacht. — Die Last, die ein Schiff tragen kann, wird nach Tonnen bestimmt; eine Tonne beträgt 20 Centner; ein Schiff von 100 Tonnen kann also eine Ladung von 2000 Centner oder von 200,000 Pfd. aufnehmen. — Das Erbauen der Schiffe geschieht an einem besonders dazu eingerichtetem Orte, das Schiffswerft, am Ufer eines Flusses oder Hafens. Während der Arbeit ruht es auf einem Gerüste, der Stapel genannt; wenn es fertig ist, läßt man es von diesem Gerüste mit Vorsicht ins Wasser hinabgleiten, dies heißt vom Stapel laufen, und nun erst wird es mit der Takelage versehen, oder ausgerüstet. — Da nach den englischen Gesetzen niemand weder zum Land- noch zum Seedienst verpflichtet

ist, so würde die Bemannung der Kriegsflotte, bei plötzlich ausgebrochenem Kriege, durch freiwillig Angeworbene oft nicht schnell genug gehen. Man erlaubt sich daher in diesem Falle eine Ausnahme von dem Gesetze, und bewaffnete Matrosen rauben mit Gewalt auf den Straßen, in den Wirthshäusern, ja selbst von den Kauffahrdeischiffen, die ihnen zum Dienste tauglich scheinenden Menschen. Dies Verfahren, wozu man jetzt seltener als ehemals schreitet und wobei oft blutige Händel vorfallen, heißt das **Matrosenpressen**.

Reichthum.

Wenn man den Welthandel Englands, die Zahl und Vortrefflichkeit seiner Fabriken, die Größe seiner Seemacht betrachtet, so sollte man glauben, es wäre das reichste und glücklichste Land auf Erden. Und das ist es freilich in einem gewissen Sinne, denn nirgends findet man wohl eine so große Anzahl außerordentlich reicher Privatleute, einen so weit verbreiteten Wohlstand und einen so hoch gesteigerten Luxus: in keinem Lande aber ist auch der Gegensatz des Reichthums und der bittersten Armuth so groß und zugleich so furchtbar, als in England. Die Unterhaltung der Flotten und Armeen in langwierigen Kriegen hat seit einer Reihe von Jahren die englische Nationalschuld, d. h. die Summen, welche die Regierung nach und nach von Privatleuten hat erborgen müssen, auf die ungeheure Summe von wenigstens **1000** Millionen Pfund gebracht, wovon die jährlich auszuzahlenden Zinsen über **40** Millionen Pfd. betragen. Bedenkt man, daß zu dieser an sich schon ungeheuern Ausgabe noch die gewöhnlichen Ausgaben für die Land- und Seemacht, die Civilbeamten, den Hofstaat *) u. s. w. kommen, daß die englische Geistlichkeit ihre Einnahmen größtentheils von den Zehnten des Landes bezieht; daß also alle diese Summen alljährlich nur durch Auflagen und Abgaben gedeckt werden können: so wird man sich nicht wundern, daß es auch dem Fleißigsten schwer wird, so viel zu erwerben, als er bedarf, in einem Lande, wo eben diese

*) Vorzüglich hat man sich in der neuesten Zeit über den Mißbrauch der Sinecures beklagt. Dies sind Stellen, womit durchaus keine Geschäfte verbunden sind und welche doch ungeheure Gehalte eintragen. Jüngere Söhne vornehmer Familien, ja Weiber und Kinder, Freunde und Verwandte der Minister pflegen sie zu erhalten. Die Aemter des Aufsehers der sogenannten 5 Häfen, des Siegelbewahrers von Irland; oder auch an sich niedrige und lächerliche, wie das des Schleppenträgergehülfen beim Großkanzler, eines Pack- und Krahnmeisters in irgend einem bedeutenden Hafen, ja selbst das der Auskehrerin der Park-Allee, sind solche reich besoldete Sinekuren, die zusammen jährlich mehrere Millionen verschlingen.

Abgaben die Wohnungen und alle Lebensbedürfnisse außerordentlich vertheuern. Dazu kommt noch, daß die Vervollkommnung der Fabriken beinahe einzig darin besteht, durch Maschinen zu verrichten, wozu sonst Menschenhände nöthig waren, daß also der Aermere nicht einmal immer Arbeit findet, oder im günstigsten Falle für einen spärlichen Lohn ganz in die Gewalt des Fabrikherrn geräth. Wenn man dies alles erwägt, so wird man die gewöhnliche Vorstellung von der glücklichen Lage des englischen Volkes sehr herabstimmen müssen, und sich nicht wundern die Zahl der von Unterstützung ganz oder zum Theil lebenden Armen so groß zu finden, daß die Armentaxe, eine Abgabe, die jeder Einwohner eines Ortes zur Erhaltung der dort befindlichen Armen zahlen muß, in England allein an 60 Millionen Thaler, d. h. etwas mehr als die sämmtliche Einnahme des preußischen Staates, beträgt.

Verfassung. Orden.

Die englische Verfassung, obgleich nicht frei von manchen drückenden Mängeln, gehört schon deshalb zu den vorzüglichsten in der Welt, weil sie nicht von der Willkühr eines Fürsten, oder von gewaltsamen Bewegungen des Volkes plötzlich ausgegangen, sondern in einer langen Reihe von Jahrhunderten sich nach den Bedürfnissen und Verhältnissen des Landes gebildet hat. Nach dieser Verfassung ist der König das geheiligte Oberhaupt des Volks, seine Person unantastbar und für keine seiner Handlungen ist er verantwortlich; wohl aber sind es die Minister, auch wenn sie auf ausdrücklichen Befehl des Königs gehandelt hätten. Der König hat allein die vollziehende Gewalt, er kann nach Willkühr Standeserhöhungen vornehmen und Verbrecher begnadigen. Er entscheidet allein über Krieg und Frieden, er ernennt zu allen geistlichen, Civil- und Militär-Aemtern. Seine persönlichen Einkünfte bestehen einzig und allein in einer ein- für allemal festgesetzten Summe, die Civilliste genannt; doch genießen auch die erwachsenen Kinder des Königs eigene Einkünfte. In allem aber, was die innere Regierung, die Gesetzgebung und die Erhebung von Abgaben betrifft, kann der König nicht eigenmächtig verfahren, hierzu gehört die Einwilligung des Parlaments. Das Parlament, diese Schutzmauer der Freiheit, besteht im Ganzen genommen aus den Stellvertretern des Volks: es theilt sich aber in 2 Abtheilungen. Die erste, Chamber of Peers (pihrs), die Kammer der Pairs, gewöhnlich das Oberhaus genannt, besteht aus Mitgliedern des hohen Adels und aus den Erzbischöfen und Bischöfen. Da der König jedem die Pairswürde verleihen kann, auch sämmtliche geistliche Würden vergiebt, womit Sitz und Stimme im Oberhause verbunden ist, so hat er einen bedeutenden Einfluß auf die Mitglieder dieses Hauses; ihre Zahl beträgt über 300; der Lord-Großkanzler

führt den Vorsitz. Gesetzlich, wenigstens ganz unabhängig von dem Könige, ist die zweite Kammer, das **Unterhaus** oder das **Haus der Gemeinen**, **House** (hause) oder **Chamber of commons.** Es besteht aus den Deputirten der Grafschaften und der Städte. Bei den Wahlen der Mitglieder des Unterhauses herrschten bisher die ärgsten Mißbräuche. Die Städte und Flecken, welche vor Jahrhunderten blühend und volkreich das Recht gehabt hatten Deputirte ins Parlament zu schicken, hatten dies Recht behalten; allein manche von diesen Städten waren bis auf wenige Häuser herabgekommen, daraus entstand nun, daß die wenigen Bewohner solcher verfallener Flecken, **rotten boroughs**, mehrere Deputirte ernannten, während Städte, wie Manchester, Birmingham, welche jetzt Hunderttausende von Einwohnern zählen, nicht Einen ernannten; es geschah, das mächtige Familien großer Landeigenthümer durch ihren Einfluß mehrere Deputirte ernennen ließen; daß bei geringen Städten die Stimmen geradezu durch Bestechung erkauft wurden: mit einem Worte, daß von **513** Repräsentanten, welche England und Wales ins Parlament schicken, kaum **70** durch wirkliche Volkswahl ernannt wurden. Vergebens hatten rechtlich gesinnte Männer seit mehr als **60** Jahren häufige Versuche gemacht, diesen schreienden Mißbräuchen zu steuern; erst jetzt, **1832**, ist es nach langen und hartnäckigen Kämpfen im Parlament zu einer sogenannten Parlaments-Reform gekommen, wodurch die Zahl der Mitglieder des Unterhauses zwar die nemliche geblieben, aber **56** Flecken ihr bisheriges Wahlrecht verloren, welches auf andre wichtigere Städte übergegangen ist. Die Folgen dieses ersten Schrittes zu einer gründlichen Verbesserung der englischen Verfassung, sind zwar nicht abzusehen, werden aber ohne Zweifel höchst bedeutend seyn. Das Unterhaus zählt **658** Mitglieder, nemlich **513** aus England und Wales, **45** aus Schottland und **100** aus Irland; der **Sprecher**, **Speaker** (spihker), den das Haus selbst wählt, führt den Vorsitz darin, und jede Rede eines Mitgliedes, auch wenn es im Streite mit einem andern begriffen ist, wird an ihn gerichtet. Das Parlament wird vom König zusammenberufen und entlassen. Jedes Mitglied des Parlaments hat das Recht einen Antrag oder Gesetzesvorschlag, **motion** (moschen), zu machen; dieser muß schriftlich abgefaßt und an **3** verschiedenen Tagen verlesen werden, dann erst heißt er **Bill**, und es wird darüber berathschlagt. Hat das eine Haus den Vorschlag angenommen, so geht er ans andre: nimmt auch dieses ihn an, so kommt er an den König, der ihn bestätigt oder verwirft; nur erst wenn der König einen solchen vom Parlament angenommenen Vorschlag genehmigt, erhält er Gesetzeskraft und heißt nun eine **Parlamentsacte**, **act of parliament** (pahrliment). In England kennt man das Heer von besoldeten Regierungsbeamten nicht, welche man in den übrigen Ländern, vorzüglich aber in Deutschland antrifft. Sieben hohe

Kronbeamten, die königl. Prinzen, die beiden Erzbischöfe und der Sprecher des Unterhauses bilden den **geheimen Rath**, **the privy council** (caunßil), des Königs, doch kann er noch andre Personen dazu ernennen, wie er auch die Minister ernennt und nach Willkühr entläßt; die **Schatzkammer**, **Exchequer**, das Finanzcollegium; und die **Admiralität**, das Collegium des Seewesens, sind die einzigen Collegia dieser Art im ganzen Lande. Alle übrige Angelegenheiten werden an jedem Orte durch die Gemeinde selbst abgemacht, an deren Spitze der von der Bürgerschaft gewählte **Mayor** (mähr), zuweilen auch **Bailiff** (behliff) genannt (Bürgermeister oder Schulze), mit einigen Beisitzern, **Aldermen**, steht. Jede Grafschaft hat außerdem noch einen **Sherif**, der zugleich eine polizei- und richterliche Person ist. Die englische Gerichtsverfassung empfiehlt sich zwar durch ihre äußerliche Einfachheit und die Oeffentlichkeit ihrer Formen, ist aber besonders in peinlichen Fällen darin sehr mangelhaft, daß sie Todesurtheile auf den Eid weniger Zeugen, ohne vollständigen Beweis, zuläßt. Außer dem Admiralitätsgericht, welches nur in Schifffahrtsangelegenheiten entscheidet, ist das höchste Gericht das Kanzleigericht, **Court** (kohrt) **of Chancery**, das einzige, welches fortdauernd in Thätigkeit ist und ohne Zulassung von Geschwornen, **Jurys**, entscheidet. Die übrigen höheren Gerichte sind: die **königliche Bank**, **Kings Bench**, für peinliche Fälle; das **Schatzkammergericht**, **C. of the exchequer**, für die Finanzsachen; und der **Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel**, **C. of common pleas** (plihs). Jedes dieser 3 letzteren Gerichte besteht aus 4 Richtern und zugezogenen Geschwornen, und versammelt sich nur viermal im Jahre zu London. Außerdem reisen diese **12 Richter von England** zu Zweien in die verschiedenen Gerichtsbezirke und halten zweimal jährlich Gerichtssitzungen, **Assizes** (äßeihs), über die vorgefallenen Angelegenheiten. Die ordentlichen Richter im Lande sind zuerst die Friedensrichter, **justice of peace** (pihs), die unter Zuziehung der Geschwornen die erste Entscheidung geben, und zugleich durch ihre Gerichtsdiener, **Constables**, Polizeigewalt üben. Alle Vierteljahre versammeln sich die Friedensrichter einer Grafschaft, rufen die Geschwornen zusammen und halten Gericht, **sessions** oder **great inquests**, über bürgerliche und peinliche Sachen. Von diesen kann dann die Sache an die höheren Gerichtshöfe gebracht werden. Einen hohen Werth für die persönliche Freiheit hat die sogenannte **Habeas corpus-Acte**, ein Gesetz, wonach jeder ohne Anzeige der Ursach Verhaftete befugt ist zu verlangen, sogleich freigelassen oder verhört und vor Gericht gestellt zu werden. In bedenklichen Zeiten ist aber dies Gesetz schon oft auf gewisse Zeit suspendirt worden.

Jeder Engländer ist persönlich frei und jeder trägt nach seinen Verhältnissen zu den Staatslasten bei; die Gesetze sind gleich für

jedermann. Jeder ist befugt, seine Meinung schriftlich oder mündlich öffentlich zu äußern, (Preßfreiheit), und ist nur den Gesetzen, vor den ordentlichen Gerichtshöfen, dafür verantwortlich. Jeder, so wie jede Gemeinde, die sich zu diesem Behufe öffentlich versammeln darf, kann über Staatsangelegenheiten sprechen, berathschlagen und dem Parlamente in dieser Hinsicht Bittschriften überreichen. In Hinsicht des Standes erkennt das Gesetz in England nur den Unterschied von Adel und Volk; jener, **Nobility**, begreift das, was wir den höhern Adel nennen würden, nemlich Herzöge, Marquis, Grafen (**Earl**) (ärl), **Viscount** (weikaunt) (**vicomte**) und Barone; alle diese werden **Lords** genannt, haben Sitz und Stimme im Oberhause und können nur von diesem in peinlichen Fällen gerichtet werden, übrigens aber durchaus keine Vorrechte. Diese Titel verleiht der König, und man behält immer noch die Namen alter längst ausgestorbener Geschlechter bei, die seitdem auf manche andre Familien übergegangen sind. Der Titel erbt nur auf den ältesten Sohn, so daß wenn ein Herzog mehrere Söhne hat, der älteste bei Lebzeiten des Vaters nur Marquis, der zweite Earl u. s. w. heißt; der jüngste heißt dann oft nur **Esquire** oder **Squire** (skweir) (eigentlich **ecuyer**, Schildknapp), eine Benennung, die man auch jedem höhern Staatsbeamten giebt. Der Gebrauch, nicht das Gesetz, hat aber zwischen dem höhern Adel und dem geringen Volke noch verschiedene Abstufungen eingeführt. So giebt es **Knights** (neits) (Ritter) und **Baronets**, bloße Ehrentitel, die der König verleiht. Ferner der weitumfassende Ausdruck **Gentry**, den man den niedern Adel nennen möchte, wenn nicht auch jeder Gelehrte, Gebildete, Wohlhabende, jeder der kein Handwerk treibt, den Titel **gentleman** forderte und erhielte. Die eigentlichen Bauern sind entweder **Freeholders** oder **Yeomen**, freie Grundeigenthümer, oder **Farmers**, Pächter, doch ist dies die gewöhnlichere Benennung jedes Landmannes. — Jede männliche Person, vom König bis zum Geringsten, wird mit **Sir**, unser Herr, angeredet; steht aber **Sir** vor dem Taufnamen, so ist es Ehrentitel der höheren Stände; gewöhnliche Gentlemens werden durch **Master**, abgekürzt **Mr.** (spr.: mister) vor dem Familiennamen bezeichnet. Vornehme Damen werden mit **Lady** (lehdi), alle verheirathete mit **Mistress** (mißis) und alle unverheirathete mit **Miss** angeredet.

Die Krone von England ist erblich in männlicher und weiblicher Linie; der König führt den Titel König von Großbritannien und Irland, Beschützer des Glaubens; der älteste Sohn heißt bei seiner Geburt Herzog von Cornwall und wird vom Könige zum Prinzen von Wales ernannt. Die übrigen Söhne des Königs erhalten verschiedene Titel, als Herzog von York, von Cumberland u. s. f.

Man zählt 4 Ritterorden in England. Der Orden des blauen Hosenbandes, the garter, von Eduard III. 1349 gestiftet, er wird um das linke Knie getragen; nur fürstliche und Personen vom höchsten Adel können ihn erhalten. Der Bathorden, von Heinrich IV. 1399 gestiftet: seit 1815 sind die Ritter in 3 Klassen getheilt und die dritte Klasse vielen verdienten Offizieren ertheilt worden. Der schottische Andreas- oder Distelorden, von Jakob V. 1540 gestiftet. Der irländische des heiligen Patrik, von Georg III. 1783 gestiftet, wird nur an irische Pairs gegeben.

Religion.

Die herrschende Religion in England ist die protestantische, die aber hier unter mancherlei abweichenden Formen und verschiedenen Benennungen besteht; nur in Irland ist die Mehrheit der Einwohner katholisch. Seit 3 Jahrhunderten bestanden in England die härtesten und ungerechtesten Gesetze gegen die Katholiken. Sie waren nicht allein von allen Aemtern ausgeschlossen und durften gesetzlich keine Grundstücke besitzen, sondern waren selbst wegen Ausübung ihres Cultus den härtesten Strafen unterworfen. Natürlich waren solche Verordnungen wohl eigentlich nie zur Ausführung gekommen, indeß war doch der Haß des Volks noch vor kurzem so heftig gegen die Katholiken, daß, als 1780 unter Georg III. jene Gesetze nur etwas gemildert wurden, darüber mehrere Tage lang in London wüthende Volksaufläufe entstanden. Noch mehr geschah 1790 zur Erleichterung der Katholiken und sie blieben nur noch vom Parlament und den höchsten Staatsämtern ausgeschlossen. Auch diese Einschränkung ward endlich, nach langen und heftigen Streitigkeiten im Parlament, 1829 aufgehoben, wo die sogenannte Emancipations Bill (Befreiungs-Gesetz) den Katholiken den Sitz im Parlament und den Zutritt zu fast allen Staatsämtern gewährte, mit Ausnahme einiger wenigen, welche ihrer Natur nach nur von Protestanten bekleidet werden können. Die Staatsreligion in England und Irland ist die sogenannte Hohe Kirche, high church (heih tschortsch), auch die bischöfliche oder die anglikanische Kirche genannt; der König ist das Oberhaupt derselben. Sie ist in ihren Lehren durchaus protestantisch, namentlich nähert sie sich in der Lehre vom heil. Abendmahl am meisten der reformirten Kirche; dabei aber hat sie doch manches von der katholischen Kirche in ihren äußeren Formen und in den Grundsätzen über die Kirchengewalt beibehalten, und die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen dieses Systems, welches man in Deutschland und in der Schweiz weislich vermieden hat, zeigen sich auch hier. Die höhere Geistlichkeit, die 2 Erzbischöfe (von Canterbury und von York), die Bischöfe und viele Rectoren,

die eigentlichen Besitzer der Pfarreien, haben meistens sehr bedeutende Einkünfte; die Hauptquelle derselben ist der Zehnte, welcher von allen Erzeugnissen des Landes, aber nicht in natura, sondern, nach einer jedesmaligen Uebereinkunft, in Gelde bezahlt wird. Viele von ihnen haben mehrere Pfarreien und beziehen außerdem noch, als Dechanten, Domherren u. s. w., reiche Besoldungen. Aber viele Rectoren sind Laien, welche die reichen Einkünfte ziehen und einen armen Geistlichen, Vicar, mit einem äußerst spärlichen Lohn für die eigentliche Amtsführung besolden. Auch die Rectoren, die wirklich Geistliche sind, halten sich, da sie meistens aus wohlhabenden Familien stammen, mehrere Pfründen zugleich besitzen und große Einkünfte haben, einen Stellvertreter, Curate, und kommen oft nur äußerst selten in ihre Pfarrei. Man wirft ferner noch der hohen Kirche vor, daß sie, wie einst die katholische, sich den Cultus zum einzigen Geschäft mache, als ein besonderer Stand sich zu sehr von ihren Gemeinden entfernt halte und besonders den Unterricht der Jugend verabsäume; wie es denn auch nicht leicht ein Land giebt, wo die Kinder der Aermeren so gänzlich verwahrloset würden und in der Rohheit aufwüchsen. Der Pfarrer hat außer dem sonntäglichen Gottesdienste wenig mit seiner Gemeinde zu thun, keinen Unterricht zu ertheilen, keine Schule zu besuchen. Nach dem vierzehnten Jahre werden alle Kinder, ohne Unterschied und ohne Prüfung, vom Bischof, der deshalb alle 3 Jahre seinen Sprengel bereist, durch Auflegung der Hände und einen Segensspruch confirmirt. Diese Mängel, die man schon längst gefühlt, haben die große Menge kleinerer Religionsparteien erzeugt, die sich in England finden, die zwar alle, bei der herrschenden Gewissensfreiheit, geduldet, aber von Staatsämtern ausgeschlossen und gezwungen sind zur Erhaltung der bischöflichen Kirche gleich den Mitgliedern derselben beizutragen. Alle diese kleineren Religionsparteien werden unter dem Namen Dissenters (Andersdenkende) oder Noncorformists begriffen. Unter diesen sind die bedeutendsten die Presbyterianer (nicht mit den Presbyterianern in Schottland zu verwechseln), auch wohl Puritaner genannt; sie haben sich wie alle Dissenters von der Kirche getrennt, weil sie die Kirchengewalt und die liturgischen Formen als etwas Unchristliches und Geistloses verabscheuen. Gesang und Predigt machen wie bei uns die Hauptbestandtheile ihres Gottesdienstes aus, und beides, besonders der Gesang, wird in der hohen Kirche beinahe ganz vernachlässigt, die Predigt aber ist in der Regel, wegen der Länge der vorgeschriebenen Liturgie, äußerst kurz und wird allemal abgelesen; wo es denn nichts seltenes seyn soll, daß geistlose oder nachlässige Prediger Arbeiten andrer borgen oder kaufen, ja aus gedruckten Sammlungen welche abschreiben und vorlesen. Die Baptisten kommen in der Lehre beinahe ganz mit den Reformirten überein, nur haben sie die Taufe der

Erwachsenen eingeführt, weil alles, auch der Zutritt zur Gemeine, frei seyn soll. Die Quaker (Zitterer), sie selbst nennen sich: christliche Gesellschaft von Freunden. Ihr Stifter war Georg Fox und einer ihrer eifrigsten Verbreiter der bekannte William Penn. Sie entstanden um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, als religiöse Streitigkeiten gegenseitigen Haß und Verfolgung in der Kirche erzeugt hatten. Nach ihren Ansichten bedarf es weder besonders dazu bestimmter Geistlicher, noch irgend eines äußern Gebrauches. Sie erwarten daher in ihren Versammlungen schweigend, ob der Geist einen zum Reden erwecke, Mann oder Weib gleichviel, und weil sie in den ersten Zeiten ihres Eifers ihre Reden mit Zuckungen begleiteten, so haben sie den Spottnamen Quaker erhalten. Die große Strenge ihrer Sitten, ihr Haß gegen jedes weltliche Vergnügen, die Einfachheit ihrer Kleidung, daß sie vor niemand, nicht einmal in ihren Versammlungen, das Haupt entblößen, jedermann duzen, keinen Eid leisten und Kriegsdienste verweigern, ist bekannt genug. — Die zahlreichsten und bedeutendsten von allen aber sind die Methodisten von Wesley und Whitefield, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gestiftet. Sie weichen durchaus nicht von der Lehre der hohen Kirche ab und haben selbst lange Zeit die Liturgie derselben beibehalten. Der Eifer ihrer Stifter für das Heil besonders der rohen niedern Volksklassen, um welche die hohe Kirche sich zu wenig bekümmert, ist die Veranlassung ihrer Entstehung gewesen. Von der Kirche ausgestoßen, haben sie sich eine eigne Verfassung gebildet. Ihr Gottesdienst ist dem der Reformirten ganz ähnlich; ihre Prediger werden nicht besonders ordinirt, und die meisten von ihnen sind beständig auf Reisen von einer Gemeinde zur andern. Sie zeichnen sich durch nichts aus, als durch eine größere Strenge, ja Pedanterie der Sitten, und daß sie unaufhörlich auf Buße und Bekehrung dringen. Man zählt ihrer in England an 290,000 und in Amerika über 150,000. — In Schottland ist die Landeskirche die Presbyterianische, in ihren Lehren, Grundsätzen und Gebräuchen nach der reformirten Genfer Kirche gebildet. Sie verwirft daher jede Art von Hierarchie, und die geistlichen Angelegenheiten werden allein durch die von den Gemeinden gewählten Prediger und Presbyter (Aeltesten) in Synoden verhandelt. Der bessere Geist dieser Kirchenverfassung zeigt sich auffallend in dem bessern Jugendunterricht und in der daraus fließenden sittlichern Bildung der ärmern Volksklasse.

Unterrichts-Anstalten.

Bei allem Reichthum Englands sind die Unterrichts-Anstalten höchst mangelhaft und unzureichend. Für die bemittelten Stände giebt es zwar die beiden Universitäten zu Oxford und Cam-

bridge, die sich aber keineswegs mit den deutschen messen können: alte Sprachen und ein höchst beschränkter geistloser Unterricht in der Theologie und Philosophie, sind alles was man dort findet. Medizin, Jurisprudenz kann man nur in den Spezial-Schulen zu London erlernen. Der Versuch, welchen man vor einigen Jahren in London gemacht, eine neue Universität, nach Art der deutschen, zu gründen, scheint bis jetzt nicht sonderlich gelungen zu seyn. Die wenigen königlichen Schulen, colleges, beschäftigen sich ebenfalls ausschließlich mit den philologischen Studien, und außerdem giebt es nur noch eine Menge Privat-Schulen und Pensions-Anstalten ohne alle öffentliche Aufsicht. Vornehme halten daher lieber eigene Erzieher für ihre Kinder. Für die unendliche Mehrheit des Volks aber ist so gut als gar nicht gesorgt. Keine Dorfschulen, keine Schulen bei den Kirchen; wo Dorfschulen sich finden, sind es Privat-Einrichtungen, wo bezahlt werden muß und also dem Armen unnütz, der seine Kinder wohl schon in dem zartesten Alter in die Fabriken schicken muß. Das Uebel war und ist noch so groß, daß nach dem letzten Parlamentsbericht 1816 in London allein 90000 Kinder ohne allen Unterricht aufwuchsen. In den letzten Jahren ist denn doch einiges in dieser Hinsicht geschehen; man hat, besonders in den Fabrikstädten, freie Sonntag-Schulen für die ärmeren Kinder eingerichtet; aber selbst die Mittel, die man anwendet und als vorzüglich anpreist, namentlich die nach der Methode des Quakers Josua Lancaster eingerichteten Schulen, wo Ein Lehrer mit Hülfe der schon etwas unterrichteten Schüler und einer pedantischen Disciplin, über tausend Kindern einen freilich sehr dürftigen Unterricht ertheilt, beweisen mehr als alles andre, zu welchem Uebermaaß die Vernachlässigung der ärmern Jugend gediehen war. In dieser Hinsicht zeichnet sich Schottland höchst vortheilhaft aus.

Münzen, Maaß.

Man rechnet in England nach **Pound** (paund) **sterling, Shilling** und **Penny**. Ein **Penny** beträgt etwa 7 $^1/_2$ Pfennig, **12 Pences** machen einen **Shilling** = 7 ℋ 6 ₰, und **20 Shillings** machen ein **Pound**; dies letztere ist aber nur eine eingebildete Münze und beträgt etwas über 6 ℛ. An wirklichen Münzen sind vorhanden: a) kupferne, **Farthing** = $^1/_4$ **penny**, also noch nicht ganz 2 Pfennig, und **Halfpenny** = $^1/_2$ **penny**; b) an silbernen: **Sixpence** oder $^1/_2$ **Shilling, Shilling, Krown** (kraun), ganze Kronen = **5 Shillings**, und halbe Kronen; c) an goldenen die **Guinee** (ginni) = **21 Shillings** oder etwa 6 ℛ 8 ℋ; auch hat man halbe und Drittelguineen. In neuerer Zeit werden nur noch **Sovereigns** (soverins), Goldmünzen von etwa 6 ℛ an Werth, geschlagen. Im Ganzen sieht man wenig baares Geld in England, und bedient sich ungleich häufiger des Papiergeldes, oder der so-

genannten Banknoten. — Die Entfernung wird in England nach Meilen, Mile (meil), gemessen, wovon $69\frac{1}{16}$ auf einen Grad des Aequators gehen; also eine englische Meile = $\frac{1}{5}$ einer deutschen; die irländischen Meilen von $54\frac{1}{2}$ und die schottländischen von $49\frac{3}{4}$ auf einen Grad, sind also etwas größer. Zur See rechnet man aber nach Leagues (lihks), Seemeilen, wovon 20 auf einen Grad gehen. — Das gewöhnliche Längenmaaß ist das Yard (jahrd), Elle von 3 Fuß; ein Yard land oder eine Hufe ist von sehr unbestimmtem Umfang von 15 bis zu 40 acres oder Morgen.

Eintheilung.

Das britische Reich besteht aus 3 Haupttheilen, England, Schottland und Irland.

A) Das Königreich England.

England selbst umfaßt das eigentliche England und das Fürstenthum Wales (Uäls). Das eigentliche England wird in 40 Grafschaften, shires oder counties (kauntihs), eingetheilt, die theils von dem Hauptort ihren Namen führen, z. B. Yorkshire, Staffordshire, theils Namen ehemaliger Fürstenthümer und Königreiche sind, wie Essex, Kent, Northumberland. Sie alle einzeln zu beschreiben, würde eine unnütze Weitläuftigkeit veranlassen, um so mehr als England an Merkwürdigkeiten der Natur und der Kunst weniger reich ist, als die bisher beschriebenen Länder, und die überall verbreitete Betriebsamkeit des Handels und der Fabriken den Städten eine größere Einförmigkeit giebt, als in andern Ländern. Wir werden daher, nach einer genauern Beschreibung Londons, die übrigen Städte des Reichs in gewisse Klassen theilen, und so nach einander die See- und Handelsstädte, die Fabrikstädte, die Universitäten, die Badeörter und andre von Alters her oder sonst berühmte Orte beschreiben.

London (Londinium), an beiden Ufern der Themes, unter 51° 30′ nördl. Br., die Hauptstadt des britischen Reiches und eine der größten Städte in der Welt. Ihre Länge von Osten nach Westen beträgt $1\frac{1}{2}$ deutsche Meile, ihre Breite von Norden nach Süden beinahe 1 Meile. Die Gränzen der Stadt lassen sich, da sie weder Mauern noch Thore hat und sich täglich vergrößert, nicht genau angeben. Der Fluß trennt sie in eine ungleich größere nördliche und eine kleinere südliche Hälfte. Der nördliche Theil zerfällt wiederum in zwei, östlich die eigentliche alte Stadt the city (sitti), und westlich Westminster, früher eine besondere Stadt, die aber wie viele andre Flecken und Dörfer nach und nach mit der Stadt verschmolzen worden sind. Der südliche Theil heißt Southwark.

Dieser macht einen Theil der Grafschaft **Surrey** aus; das linke Ufer hingegen gehört zur Grafschaft **Middlesex**. Die Zahl der Einwohner übersteigt vielleicht **1,400,000**; eine genaue Angabe ist nicht möglich, theils wegen der Tausenden von Fremden, die täglich ab- und zuströmen; theils auch weil die meisten wohlhabenden Einwohner nur einen Theil des Jahrs in der Stadt, **in town** (taun), sich aufhalten, den Herbst und Winter aber auf ihren Landgütern, **in country** (contri), zubringen. — Die Themse ist bei London schon ein mächtiger Strom, und da sie nur **12** Meilen davon sich ins Meer ergießt, wo sie sich beträchtlich erweitert und die Fluth bis zur Stadt dringt, so finden hier die größten Kauffahrdeischiffe den bequemsten und sichersten Hafen von der Welt. Sechs Brücken führen über die Themse, wovon **4** von Stein und **2** von Eisen. Wenn wir von Westen beginnen, so treffen wir zuerst die **Vauxhall** (wahkshall) **bridge**, in einer geringen Entfernung oberhalb der Stadt; sie ist von Gußeisen, ruht auf steinernen Pfeilern und wurde **1813** angefangen und **1816** beendigt. Auf sie folgt die **Westminster br.** von Stein, **1223** F. lang und **44** breit; sie ist in den Jahren von **1739 — 1750** erbaut. Von dieser kommen wir zu der neuen prächtigen **Waterloo br.** oder **Strand br.**; sie ist ganz aus Granit-Quadern erbaut, mit so flachen Bogen, daß die Oberfläche der Brücke eine gerade Linie bildet: ihre Länge beträgt **1242** F., die Breite **42**; sie ward **1811** angefangen und am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den **18.** Juny **1817**, zuerst eröffnet. Die darauf folgende ist die **Blackfriars** (bläckfreiers) **br.** (schwarze Brüder- d. h. Dominikaner-Br.), **995** F. lang und etwa **40** breit, und ward von **1760** bis **1768** von Stein erbaut. Auf diese folgt die **Southwark br.**, die in Hinsicht auf die Weite ihrer Bogen nicht ihres Gleichen in der Welt hat; sie besteht aus Gußeisen und ruht auf steinernen Pfeilern; von den **3** Bogen der Brücke, welche eine Länge von **708** F. hat, messen die beiden Seitenbogen jeder **210** F., der mittlere aber **240** F.; sie ward **1814** angefangen und **1819** beendigt. Die östlichste und älteste von allen war die **London br.**; sie war von Steinen erbaut, mit gothischen, ziemlich engen Bogen, worunter nicht zwei gleiche waren. Ehemals war sie zu beiden Seiten mit Häusern überbaut, welche den Fahrweg außerordentlich verengten; in der Mitte stand ein Thurm, welcher die Brücke schloß und an welchem ehemals die Häupter hingerichteter Staatsverbrecher zur Schau ausgestellt wurden. Häuser und Thurm wurden **1756** abgebrochen. Da sie baufällig geworden war und ihre engen Bogen die Schifffahrt behinderten und gefährlich machten, so wurde **1823** vom Parlament die Erlaubniß zum Bau einer neuen Brücke gegeben. Diese **New** (nju) **London br.**, in geringer Entfernung westlich von der alten, ward **1825** angefangen und **1830** beendigt; sie ist von Stein, hat **5** Bogen, wovon der mittelste **150** F. weit

ist, und ist **785** F. lang und **55** breit. Die alte Brücke wird abgebrochen. Diese Brücke bildet die Gränze, wie weit die großen Schiffe gehen können, und der eigentliche Hafen ist östlich derselben; aber auch oberhalb ist der Fluß mit kleineren Fahrzeugen bedeckt, welche größtentheils mit Lebensmitteln aus dem Innern des Landes kommen; man zählt allein an **10000** kleine Ruderkähne, zum Uebersetzen, Spatzierenfahren, Ausladen der größeren Schiffe u. s. w. bestimmt. Oestlich von der Londner Brücke wurde zwar das Bedürfniß eines Ueberganges über den Fluß schon längst gefühlt, allein da die Schifffahrt die Anlegung einer Brücke nicht gestattete, so kam man auf den riesenhaften Gedanken, eine unterirdische Verbindung der beiden Ufer anzubringen. Fast am östlichsten Ende der Stadt ward **1825** der Anfang damit gemacht. Zwei nebeneinander herlaufende gewölbte Gallerieen, jede **20** F. hoch, **14** F. breit und **1300** F. lang, in der Mitte des Flusses noch **15** F. unter seinem Bette, sollten die Fahrwege bilden, neben welchen sich noch Raum für Fußgänger befände, das Ganze sollte mit Gaslicht erleuchtet werden. Um zu diesen unterirdischen Gängen zu gelangen, sollten schneckenförmig hinabführende Wege sowohl für Wagen als für Fußgänger erbaut werden. Beinahe $^2/_3$ dieses unterirdischen Weges, Tunnel (tonnel) genannt, sind wirklich zu Stande gekommen, allein da die Themse zu verschiedenen Malen ihr Bett durchbrach und das Ganze mit Wasser füllte, so überstiegen die Kosten zu sehr alle früheren Berechnungen und der Bau ist bis jetzt unvollendet geblieben. Zur Bequemlichkeit des Handels sind seit mehreren Jahren, am äußersten östlichen Ende der Stadt, auf beiden Ufern, vornehmlich aber auf dem linken, mehrere sogenannte Docks oder Becken angelegt worden. Dies sind wahre kleine Landseen, dicht am Ufer und mit dem Flusse durch Kanäle verbunden. Durch Oeffnen der Schleusen werden sie mit Wasser gefüllt, und die beladenen Schiffe aus Ost- und Westindien können hier einlaufen. Sie sind von prächtigen Schalungen (Quais) eingefaßt und mit großen Waarenlagern umgeben, in welche die Güter unmittelbar aus den Schiffen gebracht werden. Sollen die Schiffe ausgebessert werden, so schafft man das Wasser durch Pumpen aus dem Becken, und die Schiffe stehen nun auf dem Trocknen. Die größten dieser Docken können über **200** der ansehnlichsten Kauffahrdeischiffe aufnehmen. Schade nur, daß man das unbeschreibliche Gewühl und Leben auf dem Flusse nur von sehr wenigen Punkten und auch da nur theilweise überschauen kann; die Ufer des Flusses sind nirgend frei, sondern mit dicht an einander gedrängten Häusern bedeckt, was freilich den Besitzern den großen Vortheil gewährt, die Schiffe unmittelbar an ihre Häuser anlegen zu lassen. — Es ist unmöglich, von dem Total-Anblick der Stadt ein passendes Bild zu geben; Volksgewühl, unglaubliche Regsamkeit, Wohlstand und Nettigkeit zeigen sich zwar überall,

doch aber hat jeder von den drei Hauptheilen der Stadt einen durchaus verschiedenen Charakter. Die City, der älteste Theil, zeigt neben mehreren geraden und breiten Straßen freilich auch viel enge, winklige und krumme Gassen; Westminster im Gegentheil hat beinahe durchaus nur herrliche, gerade, in rechten Winkeln sich durchschneidende Straßen; Southwark endlich mit seinen unordentlich zusammengehäuften Häusern hat mehr das Ansehen einer alten Fabrikstadt. Auch ist die Lebensart durchaus verschieden. Die City ist der Sitz des großen Handels, der wohlhabenden mittlern Bürgerklasse; die östlicheren Theile derselben sind dem Großhandel ganz ausschließlich eigen: hier sieht man nichts als ungeheure Waarenlager, Docken und ziemlich ärmliche Häuser, von Matrosen, Seilern und allen den Handwerkern und Arbeitern bewohnt, die der Handel und die Schifffahrt beschäftigen. Westminster ist der ausschließliche Aufenthalt des Hofes, der Großen, der reichen Gutsbesitzer, kurz aller derer, die zur vornehmen und glänzenden Welt gehören. In ganz London ist die Ordnung der Tageszeiten mehr oder weniger verkehrt, die Nacht zum Tage gemacht. Vor **8** bis **9** Uhr sind selbst die Straßen der City einsam, erst um **10** Uhr giebt Westminster einige Lebenszeichen, und für die eigentlich vornehme Welt bricht der Tag nicht vor **11** Uhr an. Natürlich wird nun der Abend und die Nacht die Zeit des eigentlichen Lebens für die Bewohner von Westminster, und eben dies nöthigt auch den betriebsamen Bürger der City, seinen Laden bis spät in die Nacht hinein zu erleuchten. Eben diesem Umstande ist es vielleicht mit beizumessen, daß keine Stadt in der Welt so vortrefflich erleuchtet ist als London; die Hauptstraßen vorzüglich, wo ein glänzender Laden sich an den andern drängt, bieten jeden Tag ein Schauspiel dar, welches man nur mit den prachtvollsten Illuminationen andrer Städte einigermaßen vergleichen könnte. Auch die eigentliche Beleuchtung der Straßen durch Gaslicht ist vortrefflich. Das Pflaster ist durchweg ausgezeichnet, und überall sind an den Seiten für die Fußgänger breite mit flachen Steinen gepflasterte Nebengänge, so daß der mittlere Raum einzig von Pferden und Wagen benutzt wird. Ein Versuch, den man kürzlich gemacht hat, die Straßen mit Fliesen von Gußeisen zu belegen, ist als unzweckmäßig zwar wieder aufgegeben worden, zeugt aber doch für den ungeheuern Aufwand, den man in England in solchen Dingen nicht scheut. Ein andrer Versuch, den Fahrweg einiger Straßen und Brücken mit kleingeschlagenen Steinen von ziemlich gleicher Größe zu überschütten, so daß sie nach und nach eine treffliche Chaussee bilden, scheint bessern Erfolg gehabt zu haben; man nennt diese Art die Fahrwege zu befestigen nach dem Erfinder, (**M'Adam**) macadamisiren. Wer sich, von dem Reichthume des Landes auf die Pracht der Gebäude schließend, eine große Vorstellung von den Pallästen der Hauptstadt gemacht hätte, der

würde sich in London sehr getäuscht finden. Keine andre große Stadt hat wohl so wenig ausgezeichnete Privatgebäude als London. Beinahe alle Häuser ohne Ausnahme sind von Backsteinen, ohne Bewurf und werden in kurzer Zeit von dem ewigen Steinkohlendampfe geschwärzt; dabei sind sie selten über 3 Stockwerke hoch, nur 3 höchstens 4 Fenster breit, und nur für Eine Familie eingerichtet; denn der Engländer, dem Freiheit und Bequemlichkeit über alles gehen, scheut es, mit irgend jemand anders unter einem Dache zu wohnen. Das untere Stockwerk enthält oft nichts mehr als den Laden. Auch die Häuser der Reichsten und Vornehmsten zeichnen sich äußerlich durch nichts aus; aber in diesen kleinen, unscheinbaren Häusern herrscht eine Reinlichkeit, eine Bequemlichkeit, ein Luxus und eine Verschwendung, wovon man sich anderswo schwerlich einen Begriff machen kann. Die meisten Häuser in London, und in England überhaupt, haben eben so wenig Dauerhaftigkeit, als äußere Pracht. Die Wände werden ganz unglaublich dünn gemacht; die Hauptwände oft nur 6 Zoll stark, die Zwischenwände nur zwei. Auch ist es gar nichts seltenes, daß man die Häuser sich contractmäßig nur auf **40 — 50** Jahre erbauen läßt. Der Grund dieser auffallenden Gewohnheit liegt darin, daß meistens der Grund und Boden irgend einem reichen Gutsbesitzer gehört, welcher ihn zum Behuf des Hausbaues nicht verkauft, sondern auf gewisse Jahre verpachtet, nach deren Verfluß das Grundstück an ihn zurückfällt. Hieraus erklärt sich zum Theil die unglaubliche Leichtigkeit, womit sich London von Jahr zu Jahr verändert und an Umfang zunimmt. Reiche Privatleute erbauen hier nicht selten auf Speculation ganze Straßen, um die Häuser einzeln zu vermiethen. So ist seit wenigen Jahren im Nordwesten von Westminster ein ganz neuer, höchst glänzender Stadttheil entstanden, welcher den **Regent's Park** umgiebt. Prachtgebäude muß man also in London nicht suchen, dafür aber geben die unzähligen glänzenden Laden und die Reinlichkeit und Nettigkeit der Straßen und Häuser einen Anblick, wie ihn keine andre Stadt der Welt gewährt. Vorzüglich reizend in dieser Hinsicht sind die **Squares** (stwärs), meist viereckige Plätze, von zierlichen Häusern eingefaßt und in der Mitte ein von einem eisernen Gitter umschlossener Rasenplatz mit Bäumen, zu welchem jeder angränzende Hausbesitzer den Zutritt hat. Die **Squares** sind vorzüglich häufig in Westminster, wo **Grosvenor - Soho - Leicester -** (lester) und **New Carlton square** die glänzendsten sind. Und solcher **Squares** zählt London **71**; außerdem noch **34** öffentliche Plätze, meist als Marktplätze benutzt. — Was dem Fremden am meisten in die Augen fällt, ist freilich die unglaubliche Zahl und der ungewohnte Glanz der Kaufladen, wie sie in den Hauptstraßen: **Bond - Street** (striht), **Piccadilly, Straud, Oxford - Street, Hollborn, Cheapside** (tschiepßeit) und vielen andern dicht an einander gedrängt

drängt sich finden: und in der That besitzen auch die englischen Kaufleute ein eigenthümliches Talent, ihre Waaren, gleichviel ob Obst, Hüte oder die herrlichsten Stoffe, Stahl- und Glasarbeiten, auf eine eben so geschmackvolle als glänzende Art aufzustellen und vorzüglich des Abends zu beleuchten. Indeß wie bedeutend auch dieser Handel anderwärts scheinen würde, so ist dies doch nur der Londner Kleinhandel, mercery; der wahre, ungeheure Reichthum des Großhandels fällt bei weitem weniger in die Augen. Oft in den engsten Gassen ist das finstere Comptoir eines Großhändlers, und nur ein solcher heißt hier merchand (märtschend), — wer einen offenen Laden hat, ist nur ein shopkeeper (schopkieper), Krämer —, der über Millionen gebietet und dessen Schiffe beide Indien besuchen. Er selbst wohnt vielleicht, doch auch nur in einem bescheidenen Hause, in Westminster, und kommt nur täglich zu seinem Geschäft in die City.

London besitzt nur äußerst wenige ausgezeichnete Werke der Baukunst; bei weitem die meisten öffentlichen Gebäude sind durch ihre Bestimmung ungleich bedeutender als durch ihre Schönheit; ja viele derselben sind selbst ihrer großen Wichtigkeit ganz unwürdig. Wir wollen jetzt die merkwürdigsten derselben kennen lernen, und zwar zuerst in der City, oder im östlichen Theile der Stadt überhaupt. Hier finden wir, beinahe am östlichen Ende der Stadt und am Ufer der Themse, den Tower (Tauer) oder Thurm, eine alte Burg, die viele Gebäude enthält und mit einem Wassergraben umgeben ist. Wilhelm der Eroberer soll hier einen festen Thurm erbaut haben, um London im Zaum zu halten; nachmalige Erweiterungen haben ihm seine jetzige Gestalt gegeben. Bis auf Elisabeth wohnten hier die Könige von England. Man findet jetzt darin ein sehr reich versehenes Zeughaus, nebst einer Sammlung alter Waffen, worunter sich auch Beutestücke von der 1588 vernichteten spanischen Armada befinden; ferner die Reichskleinodien, die aber nur hinter einem eisernen Gitter in einem dunkeln Gewölbe gezeigt werden; eine unbedeutende Menagerie wilder Thiere, mehrere Archive, Staatsgefängnisse u. s. w. Der Tower hat von jeher zum Staatsgefängniß gedient, daher auch manche bedeutende Personen aus der englischen Geschichte, Könige und Königinnen hier ihr Leben geendigt haben und in der Kirche, die sich hier befindet, begraben liegen. Die Thorwächter dieser Burg tragen noch die alterthümliche Kleidung, wie sie zur Zeit der Königin Elisabeth üblich war.

Das große Zollhaus, the custom house (kostom hause), nahe am Tower und am Ufer des Flusses, ist in den Jahren 1813—1817, nachdem das alte unansehnliche abgebrannt war, sehr schön und meist von Werkstücken wieder aufgebaut worden. Es steht ganz frei, damit man in Feuersgefahr mit den Spritzen besser zukommen könne.

Die Münze, the Mint, ein neues und eines der schönsten Gebäude in London, liegt nordöstlich dicht am Tower. Ehemals war die Münze im Tower selbst.

Die Börse, the royal exchange (reuel ertschänje), ist ein sehr großes, schönes Gebäude, fast in der Mitte der City. Schräg gegenüber ist die Bank, the bank of England, eins der größten aber auch der unregelmäßigsten Gebäude von London.

Etwas östlich von diesen liegt das schöne East (ihst) India house, oder das Haus der Ostindischen Compagnie, mit einer an ostindischen Manuscripten reichen Bibliothek.

In der Nähe der Bank befindet sich das Mansion (mendschen) house, die Amtswohnung des jedesmaligen Lord Mayor von London. Der Lord Mayor ist die erste Magistratsperson der ganzen Stadt und beinahe als der König der City anzusehen. Alle Jahre wird er von der Bürgerschaft aus ihrer Mitte gewählt; es gehört aber ein bedeutendes Vermögen zur Annahme dieser viele Unkosten verursachenden Ehrenstelle. Der Lord Mayor tritt sein Amt in einem etwas nördlicher gelegenen Gebäude, Guildhall (gildhahl), das eigentliche Rathhaus der Stadt, an; wo in einem schönen alterthümlichen Saale, welcher mit Denkmählern zu Ehren Nelsons, der beiden Pitt und andrer geschmückt ist, öffentliche Versammlungen der Bürgerschaft und Feste gehalten werden. — Ferner sind noch zu bemerken: das schöne, neue, erst 1825 erbaute, general Post-office, unweit der Paulskirche; das große Gefängniß für die Verbrecher der Stadt und der Grafschaft Middlesex, Newgate (njugät), dessen einer Flügel für die Männer, der andre für die Weiber bestimmt ist; auch ist das Innere so abgetheilt, daß jede Klasse von Verbrechern von der andern abgesondert ist.

St. Luke's (Lukas) hospital, im Norden der City, ein Irrenhaus, welches 300 Kranke aufnehmen kann. Die Gründung und Unterhaltung dieser schönen Anstalt ist lediglich das Werk der Privat-Wohlthätigkeit. Bis 1814 stand im nördlichen Theil der City das königliche Irrenhaus Bethlem, welches nach dem Plane der Tuilerien in Paris erbaut war, aber wegen Baufälligkeit abgebrochen und nach Southwark verlegt worden ist.

Im Grunde besitzt die City nur 2 ausgezeichnete Werke der Baukunst, die Paulskirche und das sogenannte Monument (monnjument). Die Paulskirche liegt beinahe im Mittelpunkt der Stadt auf einer Anhöhe, auf welcher früher eine schöne gothische Kirche stand, welche in der großen Feuersbrunst 1666 zu Grunde ging. Sie wurde größtentheils nach dem Muster der Peterskirche in Rom, in einem Zeitraum von 35 Jahren, von 1675 —1710, von dem berühmten Architekten Christoph Wren erbaut und ist unstreitig das herrlichste Denkmahl der neuern Baukunst in England. Sie hat 500 F. Länge, 250 F. Breite und eine Höhe

von **340** F. Die herrliche Kuppel, die sie ziert, hat **145** F. im Durchmesser. Sehr Schade ist es, daß dies herrliche Gebäude von den naheliegenden Häusern zu eng umbauet ist. Das Innere dieser Kirche ist wie in allen englischen Kirchen höchst einfach, und da sie keine Pfarrkirche ist, so wird sie wenig besucht; eine Abtheilung, die kaum $^1/_{10}$ ihres Umfangs ausmacht, dient jetzt zum Gottesdienst. In der neuesten Zeit hat man angefangen, auch in dieser Kirche einige Denkmähler berühmter Männer zu errichten, wie dies namentlich mit Nelson und dem Erbauer der Kirche der Fall ist. Die übrigen Kirchen in London sind mit wenigen Ausnahmen in architektonischer Hinsicht unbedeutend. Man zählt in London an **500** gottesdienstliche Gebäude, davon **246** für die Hohe Kirche, **207** für Dissenters und **33** für Fremde, als deutsche und französische Protestanten, Katholiken, Griechen u. s. w. Nur die der bischöflichen Kirche werden hier wie überall in England auf öffentliche Kosten erhalten. Die Zahl der eigentlichen Pfarrkirchen ist viel zu unbedeutend für den gegenwärtigen Umfang der Stadt: der Grund und Boden nemlich, auf welchem die neuen Häuser bei den Erweiterungen errichtet werden, gehört zu irgend einem Dorfe, dessen Kirche aber theils zu entlegen, theils auch für die stets wachsende Zahl der Einwohner höchst unzureichend ist. In einem solchen Fall erbaut nun jemand auf Speculation eine Kapelle, läßt sie bequem einrichten, auch wohl im Winter heizen, besoldet dafür irgend einen guten Prediger und vermiethet nun mit großem Vortheil die Plätze an die Bewohner des neuen Stadtviertels. So sind sehr viele Kapellen in London entstanden. Trotz dem ist nicht Raum genug für die Bewohner, und vor kurzem hat daher das Parlament große Summen zur Erbauung neuer Kirchen, versteht sich allein für die bischöfliche Kirche, bewilligt.

Das **Monument** ist eine über **200** F. hohe, dorische, cannelirte Säule, von dem Baumeister der Paulskirche, Wren, von **1671—77** ausgeführt und zum Andenken der großen Feuersbrunst errichtet, welche **1666** über **13000** Häuser in Asche legte und an der Stelle, wo die Säule steht, in der Nähe der Londner Brücke, ihren Anfang nahm. Im Innern der Säule geht eine Treppe hinauf und oben ist das Capital mit einer Gallerie umgeben.

In Westminster bemerken wir vor allem die herrliche Westminster-Abtei unweit des Ufers, eins der größten und zugleich zierlichsten Ueberbleibsel der gothischen Baukunst, deren vollendetster und schönster Theil die von Heinreich **VII. 1502** angebaute Kapelle ist, worin sein Begräbniß, das der Elisabeth und der Maria Stuart und mehrerer Könige und Königinnen von England sich befinden. Das Innere der eigentlichen Westminster-Abtei ist durch eine doppelte Reihe von Grabdenkmählern aller Art, in der buntesten Unordnung neben einander aufgestellt, mehr entstellt als geziert. Hier ruhen auf der einen Seite, im sogenannten **Poet's**

corner (Kahrner oder Poeten=Ecke) die ausgezeichnetsten Dichter, Schriftsteller und Künstler, auf der andern eine große Anzahl von Helden und Staatsmännern Britanniens. Aber alle diese Monumente, von denen nur sehr wenige wahre Kunst verrathen, viele hingegen die gröbste Geschmacklosigkeit zeigen, machen in ihrer bunten, oft höchst contrastirenden Mischung, einen lästigen und widrigen Eindruck. Der Gedanke ist vortrefflich, die Ausführung aber mußte unangenehm ausfallen, weil keine leitende Idee das Ganze ordnete. An schönen Werken der Bildhauerei ist überhaupt London sehr arm. Außer den wenigen wahrhaft gelungenen Denkmählern in der Westminster=Abtei giebt es nur wenig Vortreffliches der Art in London. Zu dem Schönsten gehören die eherne Statue Carls I. zu Pferde auf dem Platze Charingcross, und die vortreffliche Statue Jakobs II. in einem Hofe eines der schönsten Gebäude von Westminster, Banquettinghouse oder Whitehall genannt, vor welchem Carl I. enthauptet ward. Das Fenster, aus welchem er das davor errichtete Blutgerüste bestieg, ist zugemauert worden. Ganz abscheulich ist dagegen die Statue der Königin Anna, mit Zepter, Krone und einem gewaltigen Reifrock, welche den Eingang zur herrlichen Paulskirche verunziert. Nicht viel besser ist die eherne Statue des verstorbenen Königs Georgs III. auf dem Berkeley Square. In neuerer Zeit ist dem berühmten Fox eine Statue auf dem Bloomsbury Square im nördlichen Theile der Stadt, und dem Herzog v. Wellington zu Ehren eine Statue des Achilles aus eroberten Kanonen gegossen, im südöstlichen Theil des Hyde=Park errichtet worden.

Der Westminster=Abtei gegenüber, am Ufer der Themse, liegt Westminster Hall, ein schönes, altes gothisches Gebäude, welches einen der größten Säle in der Welt enthält, worin ehemals oft große Hoffeste gegeben, Parlamentssitzungen gehalten worden und noch jetzt die Könige gekrönt zu werden pflegen. In andern Theilen des Gebäudes halten verschiedene Gerichtshöfe ihre Sitzungen. Am südlichen Ende von Westminster Hall liegen die beiden unansehnlichen Gebäude, in welchen die beiden Häuser des Parlaments sich versammeln. Das House of Commons (Unterhaus) stößt an Westminster Hall selbst; es ist eine ehemalige Kapelle und so klein, daß es kaum die Mitglieder und auf den Gallerieen höchstens 150 Zuschauer fassen kann. Dem Eingange gegenüber ist der Sitz des Sprechers, vor ihm ein grün behangener Tisch, an welchem 2 Schreiber sitzen; diese und der Sprecher sind wie die englischen Richter gekleidet, d. h. sie tragen einen schwarzen Mantel mit einem weißen Ueberschlag und eine große Perücke. Die übrigen Mitglieder sitzen auf Bänken in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Durch einen gothischen Säulengang hängt dies Gebäude mit dem südlicher gelegenen House of Lords (Oberhaus) zusammen. Der Raum ist hier fast noch enger als im Unterhause, und das Innere nur

durch einen schönen Thron für den König geschmückt. Die Wände sind mit alten Tapeten, welche den Sieg über die Spanische Armada darstellen, behangen. Der Lord Kanzler, als Sprecher des Oberhauses, sitzt auf einem Wollsack.

Eins der unansehnlichsten Gebäude in ganz London ist die ehemalige Residenz des Königs, **St. James's palace**, ein altes, finsteres, von Backsteinen erbautes und von der Zeit sehr angegriffenes Gebäude, worin die Könige, seitdem 1695 der größte Theil des Whitehall-Pallastes abgebrannt war, wohnten. Ehemals stand auf diesem Platze ein Hospital, dem h. Jakob, **St. James**, geweiht; daher der Name. Seine Lage, am westlichen Ende der Stadt, ist desto angenehmer. Hier befinden sich, unter einander zusammenhängend, die 3 einzigen Spaziergänge der Stadt. An den Pallast selbst stößt der **St. James's Park**; westlicher von diesem der **Green** (grihn) **Park** und nordwestlich von diesem der **Hyde** (heide) **Park**. Diese bestehen alle nur aus großen, unregelmäßig mit Bäumen bepflanzten Wiesen, in deren Mitte sich ein Wasserbecken befindet. Die das Ganze umgebenden Alleen, so wie auch die ganz in der Nähe befindlichen königlichen Gärten von **Kensington** werden häufig von Londner Spaziergängern besucht. Der jetzige königliche Pallast, früher **Buckinghamhouse**, jetzt **the king's palace**, liegt nicht weit davon. Das ältere Gebäude ist seit 1825 bedeutend erweitert worden, ohne dadurch an Schönheit gewonnen zu haben. Vor demselben steht ein Triumphbogen, welcher den Namen **Waterloo monument** führt. **York house**, dem alten St. James-P. gegenüber, 1825 erbaut, ist ein schönes aber schwerfälliges Gebäude. **Carlton-house**, wo der letzte König als Prinz Regent wohnte, ist jetzt abgebrochen worden. — Endlich **Somerset house**, ein großes, prächtiges, aber schwerfälliges Gebäude am Ufer der Themse, wo die Gesellschaft der Wissenschaften, **royal society**, und die der Alterthumsforscher ihre Versammlungen halten. Nach Norden zu hat sich Westminster in den letzten Jahren durch die Anlage des **Regent's Park** ansehnlich vergrößert. Dies ist ein öffentlicher Spaziergang von der Größe des Hyde-Parks, wie dieser mit Baumgruppen, Alleen und Wasserpartieen geschmückt, um welchen herum eine Menge der schönsten und größten neuen Häuser erbaut worden ist. Unweit davon östlich liegt das sehr großartige aber noch unvollendete Gebäude der neuen Londner Universität.

Im südlichen Theile der Stadt, oder in Southwark, befinden sich nur 3 bedeutende Gebäude. 1) **Lambeth palace**, ein altes, in verschiedenen Zeiten aufgeführtes und daher unförmliches Gebäude, am äußersten westlichen Ende, am Ufer des Flusses, die Wohnung des Erzbischofs von Canterbury. Hier, wie häufig in England, tritt der Fall ein, daß die Bischöfe nicht an dem Orte wohnen, wovon sie den Titel führen, sondern da, wo sie ursprüng-

lich Pfarrer sind. So war das ehemalige Dorf **Lambeth** die eigentliche Pfarre des Erzbischofs von Canterbury. 2) Das große Gefängniß **Kingsbench** blos für Zahlungs unfähige Schuldner, welche darin oft mit ihren Familien wohnen und alle mögliche Freiheit genießen, so daß Bälle und Concerte darin gegeben werden. 3) Das **New-Bethlem-Hospital**, wovon oben (S. 274.) die Rede gewesen.

Der Fremde, der nicht ganz vorzügliche Empfehlungsschreiben mitbringt, wird den Aufenthalt in London und in England überhaupt sehr langweilig finden. Geselligkeit und bereitwillige Aufnahme der Fremden gehören keinesweges zu den National-Tugenden der Engländer; vielmehr macht das von Natur etwas finstere, ungesellige, mißtrauische Wesen des Engländers es dem Fremden sehr schwer, Eingang in die Familien zu finden. Zwar wird er bei genauerer Bekanntschaft wahre Theilnahme und biedere Freundschaft finden, aber es ist nicht leicht dies zu erlangen. Die große Geschäftigkeit von der einen und die Liebe zum ungestörten häuslichen Leben, welche die besseren Familien auszeichnet, von der andern Seite, machen den Engländer mißtrauisch und verschlossen; nur ungern und nur für wahre Freunde opfert er seine Zeit und seine Bequemlichkeit. Auch an öffentlichen Vergnügungen ist London ärmer als manche viel kleinere Stadt in Frankreich oder Deutschland. Die Zahl und die Größe der Schauspielhäuser steht in gar keinem Verhältniß zu der ungeheuern Bevölkerung. Man zählt zwar im Ganzen hier **13** bis **14** Theater, wovon indeß die meisten und vornehmsten nur im Winter geöffnet sind. Der Engländer ist bei weitem nicht so schauspiellustig als der Franzose, ja selbst als der Deutsche. Im Winter, d. h. vom **15.** September bis zum **15.** Mai, wird auf allen Theatern gespielt. Die größeren sind: **The king's theatre** oder die italiänische Oper, seit **1818** nach der Art der neapolitanischen Theater erbaut, mit Logen, welche durch Vorhänge zu verschließen sind: ein Hauptversammlungsort der feinen Welt. **Drury-lane**, ein schwerfälliges, seit **1811** errichtetes Gebäude, welches über **3500** Zuschauer fassen kann. **Covent-garden**, ein schönes Gebäude, welches seit **1809** steht und über **3000** Menschen enthalten kann. Diese beiden größeren Theater geben zwar noch vorzüglich die Shakespearischen Stücke, allein meist mit großen Veränderungen und zur Belustigung der Menge kommen dann noch Pantomimen, Possen und andre Dinge dieser Art vor. Beide spielen nur im Winter. Kleinere Theater sind: **Haymarket**, seit **1821** erbaut. **Royal Circus** oder **Surrey theatre** in Southwark; **Coburg th.** ebendaselbst; **Sadler's wells**, im nördlichsten Theile der Stadt, worin außer den Pantomimen, Possen und Balletten auch sogenannte Naumachien oder Schiffkämpfe auf dem Wasser gegeben werden. **The royal amphitheatre**, sonst Astley's Amphitheater in Southwark, wo vor-

züglich Seiltänzer- und Pferdekünste dargestellt werden. Alle diese letzteren spielen nur im Sommer. Uebrigens hat kein Londner Theater eine stehende Truppe, sondern die Schauspieler werden immer nur für eine Theaterzeit, season, angenommen, gehen daher oft von einem zum andern und bereisen in der Regel während des Sommers die Provinzen. England hat viele ausgezeichnete Schauspieler gehabt: der größte von allen, dessen Ruhm alle überstrahlt, ist **Garrick**, gestorben **1779**, eben so ausgezeichnet im Tragischen wie im Komischen. — Eine andre gewöhnliche Zuflucht für Fremde in großen Städten, die Kaffeehäuser, tragen hier ebenfalls das Gepräge des ungeselligen Nationalcharakters. Es sind meist große, tiefe und daher finstere Säle. An den Seitenwänden entlang stehen eine Menge kleiner Tische, jeder mit 2 Bänken; diese Bänke haben aber sehr hohe Lehnen, an welchen sich Vorhänge befinden, so daß die Gesellschaft, die an einem dieser Tische sitzt, von der am benachbarten nicht gesehen werden kann; häufig bilden auch Bretterwände die Abtheilung dieser kleinen Behältnisse, boxes. Eine Folge davon ist, daß man an einem solchen Orte das tiefste Stillschweigen, höchstens nur ein dumpfes Gemurmel wahrnimmt. Die Zeitungen, deren in London eine unglaubliche Zahl täglich erscheinen, machen die einzige Unterhaltung aus. Das berühmteste von allen ist das bekannte **Lloyds**-Kaffeehaus im Gebäude der Börse, der gewöhnliche Sammelplatz der großen Kaufleute, Mäkler ꝛc., wo auch die Nachrichten aus entfernten Ländern zuerst ausgebreitet werden.

Zu den beliebtesten Vergnügungsörtern sowohl der bemittelten Bürgerklasse, als selbst der höheren Stände, gehört der **Vauxhall**-Garten am rechten Ufer der Themse, unweit der Vauxhall-Brücke, in welchem eine prächtige Rotunde von vielen tausend Lampen erleuchtet, und viele Zimmer im Sommer ein häufig besuchter Sammelplatz der vornehmen Welt sind. Hier werden Concerte und kleine Schauspiele gegeben, Feuerwerke abgebrannt, optische Darstellungen u. s. w. gegeben, hier wird gegessen, getrunken, getanzt. Die geringere Bürgerklasse sucht mit ihren Familien eine Erholung in den vielen Theegärten, wo in Lauben, die gewöhnlich einen schönen Rasenplatz umgeben, Thee und Wein gereicht wird. Bierschenken und **Alehouses** (ählhauses) für die geringere Klasse, sind unzählige in London. Die vornehme Welt hat wie überall ihre Concerte, Schauspiele, Bälle und eine in London ganz eigenthümliche Art von großen Versammlungen, **Routs** (rauts) (d. h. Verwirrung und Gedränge) genannt, wozu viele hundert Gäste eingeladen und mit Erfrischungen bedient werden, so weit es nemlich die unglaubliche Ueberfüllung der Zimmer erlaubt. An Sitzen, an Gespräch ist hier nicht zu denken; mit Mühe sich aus einem Zimmer in das andre drängen und halb erdrückt wieder in den Wagen steigen, das ist das Vergnügen eines glänzenden **Routs**. In der neuesten Zeit

sind die sogenannten Almacks Bälle, welche in einem Hause am St. James Square gehalten werden, besonders dadurch berühmt geworden, daß mit unerbittlicher Strenge alles davon abgehalten wird, was nicht zur feinsten modischen Welt gehört.

Nicht ganz so sehr als in Frankreich, aber doch mehr als irgendwo in Deutschland, sind auch hier die wissenschaftlichen Anstalten, Gesellschaften und Sammlungen in der Hauptstadt zusammengedrängt. An der Spitze aller gelehrten Gesellschaften Englands steht durch Alter und Ruhm ausgezeichnet die royal society (reuel soßeieti) (königl. Gesellschaft), gestiftet 1645, deren zahlreiche Mitglieder einen ansehnlichen Geldbeitrag bei ihrer Aufnahme und sonst noch Beiträge zahlen. Sie versammelt sich in dem prächtigen Somerset house. In eben diesem Pallaste hat auch die Gesellschaft der Alterthumsforscher ihre Säle. In einem andern ähnlichen Gebäude am Strande, Adelphi genannt, hat die Gesellschaft der Künste ihren Sitz. Andre gelehrte Gesellschaften, als: die royal institution und die London institution, haben vorzüglich zum Zweck, chemische, physikalische und mechanische Kenntnisse zu verbreiten. Da die englischen Universitäten sich beinahe ausschließlich auf Theologie und Philologie beschränken, so waren für andre Zweige der Wissenschaften Spezial-Schulen ein wesentliches Bedürfniß, und solcher giebt es viele in London, besonders für Medizin, Jurisprudenz und Seewissenschaften. Am ausgezeichnetsten durch ihr Alter und manche Sonderbarkeit ihrer Einrichtungen sind die Institute zur Bildung der Juristen. Sie heißen Inns of Court und besitzen jedes sehr ansehnliche Gebäude, unter welchen der sogenannte Tempel (einst den Tempelherren zugehörig) an der Themse, in der City, an der Gränze von Westminster, das berühmteste ist. In diesen Gebäuden wohnen die Studenten, um unter der Leitung der Lehrer, hier Benchers, die Rechtswissenschaft theoretisch und praktisch zu studiren; doch genießen sie einer völligen Freiheit, niemand bekümmert sich um ihre Fortschritte, daher auch viele junge Leute sich in diese Collegien bloß zu ihrem Vergnügen aufnehmen lassen. Was diese Institute so wichtig macht, ist die Befugniß, ihren Zöglingen den Titel Barristers und damit das Recht der Advocatur zu ertheilen. — Das ganze Schulwesen liegt in England noch sehr im Argen: nur die Universitäten und diejenigen Spezial-Schulen, die zu einem bestimmten Berufe vorbereiten sollen, stehen unter Aufsicht der Regierung; alle allgemeinere Bildungsanstalten, die wir Schulen und Gymnasien nennen würden, sind Privatunternehmungen, um deren Beschaffenheit sich niemand bekümmert; daher findet man ihrer unzählige in den Städten und selbst auf Dörfern; sie heißen gewöhnlich boarding schools (bohrding skuhls) (Kostschulen), weil durchgängig in England die Schüler in der Schule wohnen, nehmen aber auch wohl den Titel Academy an. Eine strenge Disciplin ist das, was man

noch am meisten von ihnen rühmen kann, doch auch hierin zeigt sich das Gepräge des Nationalcharakters. Nur Fehler des Ungehorsams oder Uebertretungen der eingeführten Gesetze bestraft der Lehrer, und zwar mit unerbittlicher Strenge und ohne Unterschied des Alters seiner Schüler; diese aber bilden wiederum unter sich eine kleine Republik, worin Tadel und Auszeichnung allein durch die Meinung der Mitschüler ertheilt und Gerechtigkeit geübt wird; denn in die Privat-Angelegenheiten und Streitigkeiten seiner Schüler mischt der Lehrer sich nie. Auch für Mädchen giebt es ähnliche Schulen, denn häusliche Erziehung ist höchst selten in England. Von diesen Schulen gehen die Knaben im 12ten oder 14ten Jahre in Spezial-Schulen, oder nach einigem häuslichen Unterricht auf die Universitäten. — Für die so zahlreiche Klasse der ärmeren Kinder ist so gut als gar nicht gesorgt; von Schulen bei den Kirchen weiß man hier nichts, und wenn auch in London und in einigen Fabrikstädten seit kurzem viele Sonntags- und Freischulen angelegt worden sind, besonders seitdem die Bell-Lancastersche Methode eingeführt worden, so reicht dies doch noch bei weitem nicht hin, der unglaublichen Verwilderung der niedern Jugend zu steuern.

Unter den vielen Bücher- und Kunstsammlungen, wovon die meisten jedoch Privateigenthum sind, nimmt das Britische Museum unbestritten den ersten Rang ein. Es ist aus Geschenken und Ankauf mehrerer Privatsammlungen im vorigen Jahrhundert entstanden, hat sich seitdem und besonders noch in der neuesten Zeit außerordentlich vermehrt, und umfaßt außer einer sehr ansehnlichen Bibliothek, die an 60000 Manuscripte zählt, sehr reiche Sammlungen von Alterthümern, indischen Seltenheiten und Naturgegenständen. Alles dies ist in einem weitläuftigen Gebäude, in dem nördlichen Theile von Westminster, in great Russel street, aufgestellt, und wird, was in England als Merkwürdigkeit aufgeführt zu werden verdient, jedermann an mehreren Wochentagen unentgeldlich geöffnet. Wie groß aber auch die hier aufgehäuften Schätze seyn mögen, so machen sie doch nur einen kleinen Theil von den Kunst- und Naturschätzen aus, welche in England zerstreut sind. Beinahe in allen den prächtigen Landhäusern, womit England übersäet ist, findet man die herrlichsten Gemälde, Antiken und andre Gegenstände dieser Art, die aber durch ihre Zerstreutheit und die nicht selten ungefällige Sinnesart der Besitzer, für das Studium so gut als verloren sind.

Die wohlthätigen Stiftungen in London kann man ausgezeichnet nennen, und obwohl sie nicht im Stande sind dem Elende und dem Verbrechen ganz zu steuern; (denn welche Mittel könnten ausreichen in einer Stadt, wo täglich 30000 Menschen erwachen, ohne zu wissen wovon sie den Tag über leben sollen); so zeigt sich doch in der großen Zahl und Vortrefflichkeit der meisten die Wohl-

thätigkeit des englischen Volkes im schönsten Lichte. Mit Ausnahme einiger wenigen sind alle Hospitäler und sonstige Versorgungsanstalten in London theils von einzelnen Privatleuten gestiftet und reichlich ausgestattet, theils werden sie von freiwilligen Beiträgen erhalten. Unter den vielen Londner Hospitälern zeichnen sich durch ihre Größe das Bartholomäus-Hospital in der City und das Thomas-Hospital in Southwark aus. In diesen wie in allen übrigen herrscht eine wahrhaft bewundrungswürdige Reinlichkeit. Unter den Erziehungshäusern für arme Kinder sind die bedeutendsten das große Christus-Hospital nahe beim Bartholomäus-Hospital, worin über 1000 Knaben erzogen werden, (für die Mädchen ist ein ähnliches eingerichtet), und das große Findelhaus, welches ungefähr 400 Kinder erzieht. Außerdem giebt es in London noch über 100 Versorgungsanstalten für Alte, Arbeitsunfähige u. s. w. Am merkwürdigsten in ihrer Art sind: das Erziehungs-Institut für Kinder grober Verbrecher, deren Zahl leider in London jährlich sehr groß ist *), und das Magdalenen-Hospital zur Besserung der verworfensten Klasse des weiblichen Geschlechts: beide liegen in Southwark.

Die vielen Gesellschaften, die es sich zum Zweck gemacht haben, die Kenntniß des Christenthums unter die Heiden zu verbreiten und auch die deutschen Missionarien thätig unterstützen, sind ein redender Beweis der frommen Gesinnung eines großen Theils des englischen Volks. In der neuesten Zeit haben die sogenannten Bibelgesellschaften die größte Theilnahme in England, wo sie entstanden, erweckt. Große Summen werden fortdauernd auf den Druck der Bibel in mehreren asiatischen Sprachen verwendet und ähnliche Unternehmungen in andern Ländern kräftig unterstützt. Unleugbar aber ist dieser an sich löbliche Eifer aus der beispiellosen Vernachlässigung des Jugendunterrichts der ärmeren Klassen in England hervorgegangen, und wenn daher die Bibelgesellschaften bei uns eine weniger lebendige Theilnahme zu finden scheinen, so liegt der Grund wohl nur darin, daß das Bedürfniß bei uns nicht in dem Maaße vorhanden ist, als in England.

Der Handel der Stadt London, der viele tausend Menschen beschäftigt, ist so bedeutend, daß er $^3/_5$ des ganzen britischen Handels ausmacht. Man kann rechnen, daß täglich 40 Schiffe in der Themse ankommen. Von den größeren Kaufmannsverbindungen ist die bedeutendste in London und folglich in der Welt die berühmte ostindische Compagnie. Sie besteht aus einer Anzahl Kaufleuten, welche das ausschließliche Recht haben nach Ostindien zu handeln; an der Spitze derselben stehen 24 Directoren, die von

*) Man rechnet im Durchschnitt jährlich über 1000 Verbrecher aller Art in London, in ganz Schottland hingegen nur einige 80.

der Gesellschaft selbst gewählt werden. Sie ward im Jahre 1600 von der Königin Elisabeth gestiftet, blieb lange Zeit ziemlich unbedeutend, hat aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Einmischung in die Streitigkeiten der indischen Fürsten und durch glückliche Kriege, an Länderbesitz so ungeheuer zugenommen, daß ihr Gebiet den Umfang des europäisch-britischen Reiches wohl 5mal übersteigt. Sie zählt in Indien an 60,000,000 Unterthanen; doch ernennt der König den dortigen Gouverneur, der mit einer sehr ausgedehnten Macht bekleidet ist. Erst seit wenigen Jahren ist für Indien eine kirchliche Einrichtung zu Stande gekommen und ein Bischof hingesendet worden.

Die Londner Fabriken liefern eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, wie sich von einer solchen Stadt und bei einem so lebhaften Handel wohl denken läßt. Zu den bedeutendsten Gewerben gehört vorzüglich die Bierbrauerei. Bier ist das Hauptgetränk der Engländer; der Wein ist mit zu starken Abgaben belastet und daher so theuer, daß man auch in den besten Bürgerhäusern bei der Mahlzeit nur Bier trinkt und den Wein für das Nachessen aufspart, wo sich dann die Frauen vom Tische entfernen, um in einem andern Zimmer den Thee zu bereiten, während die Männer oft noch stundenlang sitzen und trinken, wobei häufige Toasts (tohsts) oder Gesundheiten und Trinksprüche ausgebracht werden. Man hat zwei Hauptarten von Bier: das gewöhnliche, der Porter, ein schönes stark gehopftes Bier, welches eben so gesund als wohlschmeckend ist, und das Ale (ähl), ein stärkeres und daher sehr erhitzendes und berauschendes Bier ohne Hopfen. Unter den Londner Brauereien sind einige wahrhaft riesenhaft zu nennen. Außer den Menschen und Pferden, welche das Verfahren des Biers beschäftigt, sieht man im Innern der Anstalt wenig Menschen. Eine Dampfmaschine ist der unsichtbare Hebel, der alles, das Getreide, das Wasser, die Tonnen, in Bewegung setzt. Das fertige Bier wird in den Kellern in so ungeheuern Fässern aufbewahrt, daß die größeren beinahe ½ Million Maaß fassen und das Zerspringen eines derselben vor einiger Zeit einige Häuser zerstörte und überschwemmte.

Die Gegend um London, ohne besondere Naturschönheiten, ist begreiflicher Weise außerordentlich angebaut. Vorzüglich an der Themse, oberhalb und unterhalb der Stadt, drängen sich Städte und Dörfer so an einander, daß es kaum möglich ist die Gränzen der Stadt gegen die zunächst liegenden Ortschaften zu bestimmen. Verfolgen wir die Themse östlich, nach ihrem Ausflusse zu, so finden wir den von den Londnern häufig in Gondeln besuchten Flecken Greenwich (Grinitsch), dessen Park einen lieblichen Spaziergang darbietet und dessen prachtvolles Hospital für Seeleute und die königl. Sternwarte bekannt genug sind. Das Hospital für nahe an drei tausend invalide Matrosen ist eins der schönsten Gebäude in

England, ursprünglich ein von Carl II. erbautes Schloß; unter Wilhelm und Maria und der Königin Anna wurden noch 3 ähnliche Gebäude, welche die Namen ihrer Stifter führen, hinzugefügt, und auf dem freien Platz zwischen den 4 Gebäuden steht eine Marmorstatüe Georgs II. Die Reinlichkeit im Innern, die vortreffliche Verpflegung und Bekleidung der Invaliden, die jeder ein eignes kleines Kabinet bewohnen und außer der sehr guten Kost noch ein kleines Taschengeld erhalten, haben wohl ihres Gleichen nicht in der Welt. Außerdem erhalten 32000 Expectanten jeder jährlich von $4\frac{1}{2}$ bis 27 Pf. Stl. bis zu ihrer Aufnahme. Die 150 Aufwärterinnen müssen sämmtlich Wittwen von Seeleuten seyn. Mit dieser Anstalt ist eine Schule für verwaisete Kinder von Seeleuten verbunden, wo sie zum Seedienst vorbereitet werden. Auf einem Hügel im Park steht die große Sternwarte, von welcher man eine herrliche Aussicht über die Themse hat. Die englischen Geographen nehmen den Meridian dieses Orts für den ersten an. — Westlich von London drängen sich die Ortschaften nicht weniger an einander; hier liegen die königl. Lustschlösser und die Landsitze einer großen Menge reicher Privatleute. Wir bemerken hier:

Chelsea, am linken Ufer der Themse, mit mehr als 20000 Einwohnern, hat sich in der neuern Zeit so erweitert, daß es bald nur als ein Theil von London wird zu betrachten seyn. Hier befindet sich das große Invalidenhaus für die Landtruppen; es ist eben so vorzüglich eingerichtet, als das zu Greenwich, faßt aber nur an 400 Personen.

Das prächtige Dorf Richmond, am rechten Ufer der Themse, von dessen Hügel man eine entzückende Aussicht über den Strom und die reich bebaute Gegend genießt. Richmond ist der Lieblings-Sommeraufenthalt der feinen Welt und besitzt ein gutes Theater. An den Park von Richmond stoßen die königl. Gärten von Kew (kju). Das Schloß ist ein sehr unbedeutendes Gebäude und der Garten mit geschmacklosen Pavillons, Pagoden, Ruinen ꝛc. überladen, aber der eigentliche botanische Garten einer der besten und reichsten in der Welt.

Einige Meilen weiter gegen Westen am rechten Ufer der Themse liegt das berühmte Schloß Windsor, früher der gewöhnliche Sommeraufenthalt der königlichen Familie. Das Schloß besteht aus mehreren nicht zusammen passenden Gebäuden aus sehr verschiedener Zeit, wovon das älteste, im gothischen Style, mit Thürmen versehen ist. Die Parks und Gärten sind sehr weitläuftig, alles aber zeugt von der edelsten Einfachheit, und alles Steife und Lästige des gewöhnlichen Hoflebens war aus diesem Aufenthalte verbannt. Windsor gegenüber am linken Ufer liegt der berühmte Schulort Eton oder Eaton (It'n). Die Schule oder das Collegium zu Eton ward von Heinrich VI. 1440 gestiftet und hat im Wesentlichen seine erste Einrichtung bis jetzt behalten. Ein Probst



und 7 **Fellows**, oder Gehülfen, bilden das Collegium, oder eigentlich ein Domherrn-Capitel, denn mit dem Unterrichte haben sie gar nichts zu schaffen, genießen aber außer freier Wohnung und Tisch noch ansehnliche Einkünfte. Zur Stiftung gehören 70 Schüler, die unentgeldlich erhalten werden und unter zwei Lehrer vertheilt sind. Außerdem aber wird die Schule von mehreren Hunderten reicher Knaben besucht, welche in mehreren, unter Aufsicht des Collegiums stehenden Häusern wohnen. Der Aufenthalt auf dieser Schule ist ziemlich theuer, und Latein, Griechisch und etwas Geographie, sind die einzigen Gegenstände des gewöhnlichen Unterrichts; für andre Gegenstände müssen besondere Lehrer bezahlt werden. — Dicht bei Eton liegt das Dorf **Slough** (sleh), wo der berühmte Astronom Herschel wohnte und 1822 gestorben ist. — Außerdem ist die ganze Gegend zwischen Windsor und London mit Landsitzen der Reichen und Großen übersäet.

Nach unserer weiter oben angekündigten Eintheilung werden wir nun die bedeutendsten Städte Englands anführen, und zwar zuerst die Handels- und Seestädte. Kein Land in der Welt hat eine für den Handel so günstige Lage und eine verhältnißmäßig so große Zahl vortrefflicher Häfen, vorzüglich an der südlichen Küste; hier finden wir, von Westen an gerechnet:

Falmouth (falmauds), in dem Herzogthum **Cornwall**, einer gebirgigen und besonders an Zinn, Kupfer und Kobalt reichen Provinz, mit einem vortrefflichen Hafen, aus welchem die Packetboote nach Spanien, Portugal und Amerika abgehen, und etwa **10000** Einw. An der südwestlichen Spitze dieser Provinz liegen die **Scilly**-Inseln, **les Sorlingues**, bei den Alten **Silures** oder **Cassiterides** genannt, **145** an der Zahl, wovon nur **6** bewohnt sind. Die Hauptinsel heißt **St. Mary.**

Plymouth (plimmauds), in **Devonshire**, oder vielmehr die **3** Orte **Plymouth, Stonehouse** und **Dock**; letzteres, die Schiffswerfte enthaltend, ist der bedeutendste von ihnen; zusammen zählen sie über **70000** Einw. Plymouth ist stark befestigt, und der treffliche Hafen, bei welchem sich die nöthigen Magazine und Zeughäuser befinden, nimmt in Friedenszeiten einen Theil der Kriegsflotte auf. Einige Meilen vom Hafen hat man auf einen nur wenig aus der See hervorragenden, und daher höchst gefährlichen Felsen, **Eddystone**, einen schönen **80** F. hohen Leuchtthurm erbaut, der zu den herrlichsten und kühnsten Werken dieser Art gehört; ein früher dort errichteter wurde von den Wellen verschlungen.

Southhampton (saudshämpten), in der Grafschaft gleiches Namens, auch **Hamp**- oder **Hantshire** genannt, an einem tief ins Land gehenden Meerbusen; die Gegend um diesen Ort ist so schön und fruchtbar, daß man sie den Garten von England zu nennen pflegt. In einiger Entfernung südlich von der Stadt findet

man am östlichen Ufer des Meerbusens die herrlichen Ruinen der alten Abtei **Netley** (netli). Auf dem westlichen Ufer liegt der bedeutende Wald **New** (nju) **forest**, welchen Wilhelm der Eroberer, nach Vernichtung von **36** Dörfern und Vertreibung ihrer Einwohner, anlegte, um hier der Jagd zu pflegen; zwei seiner Söhne und einer seiner Enkel fanden hier auf der Jagd den Tod. Der Wald bei Windsor ist auf die nemliche Weise entstanden.

Portsmouth (**Portus magnus**), Hauptkriegshafen und Hauptfestung Englands; sie liegt auf dem westlichen Ufer der Halbinsel **Portsea**, am Eingange eines tiefen Meerbusens, der über **1000** Schiffe aufnehmen kann. Ihr gegenüber, am westlichen Ufer des Meerbusens, liegt die Stadt **Gosport**, mit einem Hafen für Kauffahrdeischiffe und einem Seehospital. Zwischen beiden Städten und der davor liegenden Insel Wight ist die berühmte Rhede von **Spithead** (— hedd), eigentlich der Name einer spitz auslaufenden Sandbank, wo oft große Kriegs- und Handelsflotten sich vor dem Auslaufen zu versammeln pflegen. Portsmouth allein hat über **50000** Einw. und Gosport **16000**.

Die Insel **Wight** (ueit) (**Vectis**), mit etwa **24000** Einw., hat ein so mildes Klima, ist so schön augebaut und gewährt so viele liebliche und großartige Aussichten, daß sie sehr häufig von Reisenden besucht wird und seit mehreren Jahren sich auch viele Reiche und Vornehme hier Landhäuser erbaut haben. Die Insel ist beinahe überall, besonders auf der westlichen Seite, von schroffen Kreidefelsen begränzt, deren zackige Spitzen am westlichsten Ende den Namen **Needles** (niddls), Nadeln, führen. Der Hauptort **Newport**, ein niedlicher Flecken, liegt in der Mitte der Insel, und nicht weit davon das jetzt verfallene, ehemals feste Schloß **Carisbrook** (kährisbruhk), wo Carl **I.** eine Zeitlang gefangen saß und einen vergeblichen Versuch zu entfliehen machte.

Brighthelmstone, gewöhnlich nur **Brighton** (breitn) genannt, in der Grafschaft **Sussex**, ursprünglich ein kleiner, unbedeutender, in einer traurigen und öden Gegend am Meere gelegener Ort, den aber die Mode zu einem berühmten Badeort erhoben hat, jetzt ist es eine hübsche Stadt mit **25000** Einw. Man badet hier auf eine besondere Weise. In andern Seebädern werden bedeckte zweiräderige Karren ins Meer geschoben, aus welchen der Badende ins Wasser steigt: hier aber legt man sich am Ufer nieder und läßt sich so von dem Wellenschlage bespülen. Uebrigens ist Brighton der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Dieppe.

Der sonst unbedeutende Hafen **Pevensey** ist berühmt, weil hier Wilhelm der Eroberer zuerst ans Land stieg und bald darauf den **14**, Oct. **1066** bei dem Flecken **Hastings** die entscheidende Schlacht gewann, in welcher sein Nebenbuhler Harald fiel. Zum Andenken dieses Sieges erbaute er, in der Nähe von Hastings

die Abtei **Battle** (Schlacht), jetzt ein kleiner Ort, mit der schönen Ruine der Abtei.

Dover (Dubrae), in der Grafschaft **Kent**, ein kleiner Ort mit einem unbedeutenden Hafen und etwa **12000** Einw. Von hier gehen die Packetboote nach Calais und Ostende. Die Citadelle liegt auf einer Höhe bei der Stadt. Hier befindet sich auch der berühmte schroffe Kreidefelsen am Ufer, welchen Shakespeare im Lear beschreibt und welcher daher Shakespeares Felsen genannt wird.

An der östlichen Küste bemerken wir:

Deal (dihl), den sogenannten Dünen (**Downs**) (dauns) gegenüber, wo die Schiffe Lebensmittel einzunehmen pflegen.

Ramsgate und **Margate**, beide auf der Insel **Thanet**, sind viel besuchte Seebäder.

Chatam (tschettem) und **Rochester** liegen nahe an einander, an der Mündung des Fl. **Medway** (— weh). Die Austern von Rochester sind berühmt, und bei Chatam liegt ein großer Theil der königl. Flotte; daher befindet sich auch hier ein großes Seemagazin.

Bei **Gravesand** (grehwsend), am Ausfluß der Themse, sind unzählige Küchengärten, welche London und die Flotten mit Gemüse versehen.

Harwich (herritsch), an der Mündung der **Stour** (staur), in der Grafschaft **Essex**, mit **18000** Einw.; gewöhnlicher Ueberfahrtsort nach Holland, Hamburg und Schweden.

Yarmouth in **Norfolk** (norfock) **shire**, an der Mündung der **Yare**, mit **19000** Einw. Sie treibt starken Handel, besonders mit Heringen, die hier in großer Menge gefangen werden; dieser Fang allein beschäftigt an **150** Schiffe. Dem Lord Nelson zu Ehren hat die Stadt eine **78** F. hohe Säule errichten lassen.

Hull, oder vielmehr **Kingston upon** (opan) **Hull**, in **Yorshire**, am kleinen Flusse **Hull**, an der Mündung des **Humber**, eine sehr bedeutende Handelsstadt, mit **50000** Einw., Schiffswerften und Docks. Hier wird seit **1815** ein Theil der Güter aus Ostindien ausgeladen. Der Wallfischfang beschäftigt einige **50** Schiffe.

Newcastle (njukahsl) in **Northumberland** (nortömber —), **am Tyne** (tein), hat mit ihrem nahe gelegenen Hafen **Shields** an **80000** Einw. In ihrer Nähe befinden sich die wichtigsten Steinkohlengruben von England, deren Ausbeute so ungeheuer ist, daß allein **400** Schiffe mit dem Verfahren derselben beschäftigt sind, und dieser Theil der Schiffahrt für die beste Schule gehalten wird, woraus England seine Seeleute zieht. Der Ueberfluß an Steinkohlen hat die ganze umliegende Gegend mit Fabriken übersäet, vorzüglich in Metall und Steingut. Von Newcastle bis Carlisle (karleil) findet man quer durch das Land noch Spuren

des **Pictswall**, einer ehemals 8 F. dicken und wohl 12 F. hohen Mauer, welche die Römer als Schutzwehr gegen die häufigen Einfälle der wilden Picten, damals Bewohner Schottlands, unter Hadrian und später unter Septimius Severus aufführten.

An der westlichen Küste:

Liverpool (liwwerpuhl), in der Grafschaft Lancaster, am Ausfluß des Mersey, nach London die größte Handelsstadt in England, mit 150,000 Einw., während sie in älteren Zeiten kaum einige Hunderte zählte. Ihre Lage ist sehr schön und mehrere öffentliche Gebäude und Anstalten verdienen Aufmerksamkeit: dazu gehören vorzüglich das schöne Stadthaus und die dahinter liegende Börse; letztere, mit einer schönen Kuppel geziert, bildet ein im Innern mit Säulenhallen umgebenes Viereck; vor derselben steht ein Denkmahl dem Lord Nelson zu Ehren. Ferner der Hafen mit 13 Docks, die schönsten in England, und großen Schiffswerften. Ein vortrefflicher botanischer Garten und das Athenäum, eine Anstalt, welche alle englische Zeitschriften und eine bedeutende Bibliothek besitzt, sind durch freiwillige Beiträge der Einwohner gestiftet, so wie auch die erste Blinden-Unterrichtsanstalt in England. Der Hauptgegenstand des Handels waren ehemals die Negersklaven, und noch jetzt ist der Handel nach Afrika und Westindien sehr bedeutend, mit Elfenbein, Farbehölzern, Taback, Zucker u. s. w. Auch wird größtentheils hier das Steinsalz, aus den nicht sehr entfernten Gruben von **Northwich** (norritsch), mit Seewasser vermischt versotten und versendet. Von hier nach dem betriebsamen Manchester führt eine 1830 fertig gewordene Eisenbahn, auf welcher Dampfwagen, mehrere schwer beladene Frachtwagen nach sich ziehend, den Weg von 7 Meilen in wenigen Stunden zurücklegen. Diese Anlage bot unermeßliche Schwierigkeiten dar; es mußten hohe Dämme durch tiefe Moräste und mehrere Thäler gezogen werden, um den Weg fast vollkommen wagerecht zu machen; mehrere Hügel mußten durchstochen werden, worüber wieder Brücken geschlagen werden mußten, um die alten schon vorhandenen Straßen nicht zu unterbrechen. Das schwierigste aber war zum Hafen von Liverpool selbst zu gelangen; zu diesem Ende wurde durch den Hügel, auf welchem die Stadt liegt, ein Tunnel oder unterirdischer Weg, unter der Stadt weg, über 6700 F. lang, gebrochen, und da er auf diese Länge über 120 F. ansteigt, so mußten wieder eigne Dampfmaschinen angelegt werden, um die Wagen bis da hinauf zu ziehen, wo die Straße wagerecht nach Manchester fortläuft.

Chester (tschestr) (**Deva**), in der Grafschaft gleiches Namens, am Ausfluß des **Dee** (di), mit etwa 20000 Einw. in einer sehr fruchtbaren und lachenden Gegend. Die Stadt gehört zu den ältesten in England, sie hat daher noch zum Theil herrliche alte Mauern, die breit und wohl unterhalten zum Spaziergang dienen, und ein altes, auf einer Höhe gelegenes, etwas verfallenes Castell.



Castell. Die Bauart der Häuser ist ganz von der in England üblichen verschieden. Die Häuser sind alle von Holz, mit Fachwerk, die Giebel nach den Straßen zu, wie in alten Städten in Deutschland, gewöhnlich 4 Stock hoch; das zweite aber tritt stark zurück und bildet also Gallerieen, zu welchen man durch eine Treppe von außen gelangt, und wo die Kaufladen angelegt sind. Einen sonderbaren Contrast mit diesen alterthümlichen und schlechten Häusern bildet das neue, im ägyptischen Style höchst solid aufgeführte Gefängniß, das prächtigste in England. Die Hauptgegenstände des Handels sind die in dieser Gegend gemachten berühmten Käse, und Leinwand aus Irland.

Bristol (bristl), in der Grafschaft **Somerset**, unweit der Mündung des Avon in die Severn, die hier einen Meerbusen bildet, die dritte Handelsstadt des Landes, mit über **98000** Einw. Sie liegt schön, auf mehreren Hügeln, hat aber nur wenige gut gebaute Straßen, die meisten sind eng, düster, schmutzig und werden von armen Fabrikarbeitern bewohnt. Die Nähe bedeutender Kohlengruben hat hier und in der Gegend die Anlage von vielen Glashütten, Kupfer-, Messing-, Eisen- und Bleiwerken, Steingutfabriken, Zuckersiedereien, Brauereien u. s. w. veranlaßt. Der Handel verschlingt hier alles, an Künste und Wissenschaften wird nicht gedacht, selbst die Schulen sind höchst elend. Die Methodisten sind hier überaus zahlreich; das nemliche bemerkt man beinahe in allen Fabrikstädten Englands. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt in einem engen Felsenthale, durch welches der Avon strömt, die Bristoler heiße Quelle **Hotwell**, deren jedoch nur lauwarmes Wasser häufig von Kranken genossen wird. Die Enge des Raums hat nur die Anlage weniger Häuser gestattet; das neue Brunnenhaus liegt auf einem Felsen und hat eine schöne Aussicht.

Fabrikstädte.

Der ausgebreitete und in den letzten Jahrzehenden beinahe ausschließliche Handel Englands hat die Fabriken zu einer unglaublichen Höhe gebracht, und der an immer neuen Erfindungen fruchtbare Scharfsinn der Engländer, ihre rastlose Thätigkeit und ihre großen Reichthümer haben sie in dieser Hinsicht über alle ihre Nebenbuhler erhoben. Es giebt beinahe keine Stadt in England, wo nicht irgend ein Erwerbzweig auf eine ausgezeichnete Weise betrieben würde, und die vor kurzem noch unbedeutendsten Oerter sind dadurch zu ansehnlichen und volkreichen Städten angewachsen. Freilich aber, weil Mode und Zufall, Krieg und Friede einen oft plötzlichen und entscheidenden Einfluß auf den Absatz gewisser Artikel haben, hat auch die Zahl der verarmten Fabrikarbeiter, die der öffentlichen Unterstützung bedürfen, unglaublich zu-

genommen. Wir begnügen uns hier die größten und bedeutendsten Fabrikstädte zu erwähnen.

An der Spitze von allen steht jetzt **Birmingham** (börminghem) in Warwikshire, an einem Arm des großen Kanals, der die Stadt mit Liverpool und London in Verbindung setzt. Sie zählt über **115,000** Einw. Sie bietet nichts weniger als einen erfreulichen Anblick dar, hohe und weitläuftige Fabrikgebäude, kleine unansehnliche Häuser und alles von ewigen Rauchwolken eingehüllt und geschwärzt, ärger noch als in London. Kein einziges öffentliches Gebäude, das Theater etwa ausgenommen, fällt in die Augen. Auf dem Markte ist indeß Nelson eine Statue errichtet. Und eben so sieht es in der Gegend weit und breit aus, überall einzelne Häuser, Kohlendampf und Maschinengerassel. In der großen Mannigfaltigkeit der Fabriken aller Art zeichnen sich die in Stahl und Eisen, Kupfer, Blech, plattirten und lackirten Waaren vorzüglich aus. Leider ist seit mehreren Jahren jedem Fremden der Zutritt in die Werkstätte unerbittlich untersagt, weil man allzu häufig die Erfahrung gemacht hatte, daß die sinnreichsten Erfindungen durch die frühere Gefälligkeit dem Auslande mitgetheilt wurden.

In dem nahe gelegenen Orte Sohó sind außer sehr bedeutenden Eisen- und Stahlfabriken die großen Fabrikanlagen der berühmten Unternehmer **Boulton** und **Watt**, wo besonders die schönsten plattirten Waaren verfertigt werden und eine Münzwerkstätte sich befindet, auf welcher selbst die englische Regierung ihre Kupfermünze prägen läßt. Nicht viel weniger bedeutend sind die Metallfabriken von **Sheffield**, **45000** Einw., in **Yorkshire**.

Unter den Steingutfabriken nimmt den ersten Rang ein die von dem **1793** verstorbenen **Wedgwood** (— wuhd) angelegte Anstalt **Etruria**, unweit **Newcastle under Line** (lein), in **Staffordshire**. Sowohl die Schönheit der Form als die Leichtigkeit und Dauer des sogenannten Wedgwood haben es in der ganzen Welt beliebt gemacht. Auch viel gemeines Steingut wird in dieser Gegend gemacht und heißt daher in England **Staffordshire ware**.

Unter den Baumwollen- und andern Zeugfabriken sind die zahlreichsten die von **Manchester** (**Mamucium**) in **Lancasshire**, am Irwell, einer Stadt von über **160,000** Einw. Sie gehört ebenfalls zu denen, welche sich in kurzer Zeit unbeschreiblich erweitert haben; aber auch hier ist in der letzten Zeit der Fall häufig eingetreten, daß die unglücklichen Fabrikarbeiter, durch eine augenblickliche Stockung des Handels brodtlos geworden, häufig Unruhen erregt haben. Die sich stets vermehrenden Maschinen, wodurch so viele Hände entbehrlich werden, sind vorzüglich dann ein Gegenstand ihrer Wuth gewesen. Solche Unglückliche nennt man in England **Ludditen**. Uebrigens sind die Fabriken nicht in der Stadt

allein, sondern in allen Theilen dieser und der benachbarten Grafschaften zerstreut. Manchester ist einfach aber freundlich gebaut.

Von den vielen andern Fabrikstädten nennen wir nur noch: **Derby**, am Flusse und in der Grafschaft gleiches Namens, wo außer den Seiden-, Porzellan- und Steingutfabriken, besonders der in der Gegend brechende buntfarbige Flußspath verarbeitet wird. **Bradley** (— li) in **Staffordshire**, wo große Eisenwerke mehrere tausend Arbeiter beschäftigen. **Nottingham**, in der Grafschaft gleiches Namens, am Trent, mit **40000** Einw., wo die größten englischen Strumpfwebereien sich befinden. **Leeds** (lihds), in **Yorkshire** am Aire, mit **90000** Einw., hat große Tuch-, Casimir- und Leinwandfabriken. **Keswik**, in Cumberland, wo die besten Bleifedern gemacht werden. Die Grube, woraus das Reißblei genommen wird, beym Dorfe **Borrowdale**, pflegt man nur alle 7 Jahre zu eröffnen; dennoch soll sie jetzt beinahe erschöpft seyn.

Bradford, in **Wiltshire**, mit **10000** Einw., wo die feinsten englischen Tücher gemacht werden. Die bedeutendsten Eisenfabriken für gröbere Waaren befinden sich in **Northumberland**, zu **Crawleys** (kralihs), **New Deptford**, **Swalwell** u. s. w., wo die Nähe der Newcastler Kohlengruben die Verarbeitung sehr erleichtert.

Universitäten.

England hat nur zwei Universitäten alter Stiftung, zu Oxford und zu Cambridge; die Entstehung beider verliert sich in das höchste Alterthum: schon im 13ten Jahrhundert waren sie wahrscheinlich vorhanden, wenn gleich nicht in der Form und Ausdehnung, welche sie späterhin erhielten. Die Verfassung dieser Universitäten ist etwas höchst verwickeltes und weicht gänzlich von der der deutschen Universitäten ab. Sie sind weder vom Staate, noch von Königen, sondern größtentheils von Privatleuten gestiftet, sind daher von der Regierung völlig unabhängig, regieren sich nach ihren eigenen Gesetzen, und zerfallen jede in mehrere Collegien, oder Stiftungen, die wieder jedes seine besondre Verfassung hat. Jedes Collegium hat seine eigenen Gebäude, Kapelle u. s. w. An seiner Spitze steht ein Vorsteher, der über die eigentlichen Mitglieder, **Fellows** (fellohs), eine gewisse Aufsicht führt. Diese Fellows haben haben alle eine anständige Wohnung im Collegio, einen gemeinschaftlichen Tisch und noch mehr oder minder bedeutende Einkünfte. Wer 4 Jahre im Collegio gewohnt hat, kann es verlassen, behält seine Einkünfte, die von Jahr zu Jahr zunehmen, vermiethet seine Wohnung, und lebt wo er will: er verliert seine Stelle, **Fellowship**, nur wenn er heirathet oder eine Pfarrei annimmt. Manche bleiben zeitlebens im Collegio. Die eigentlichen

Mitglieder einer englischen Universität haben also wahre, lebenslängliche Pfründen, die selbst der Staat ihnen nicht rauben kann. Alle Schüler, die für ihr Geld leben, müssen im Collegio wohnen, und alle ohne Ausnahme, Fellows und andre, müssen täglich einem Gottesdienste in der Kapelle beiwohnen und dürfen keine Nacht außer dem Hause zubringen. Solcher Collegien oder Stiftungen sind in Oxford allein 24 und zählen zusammen über 1000 ordentliche Mitglieder, ohne die unabhängigen Schüler. Studenten im deutschen Sinne des Wortes giebt es in England nicht, sondern Schüler; jeder nemlich, der die Universität bezieht, muß in einem Collegio wohnen und steht unter der Leitung eines Tutors (tjut'r), der sein wahrer Lehrer ist und ihn 4 Jahre lang vorzüglich in den philologischen und mathematischen Wissenschaften Anleitung giebt. Nach diesen 4 Jahren wird der Schüler nach überstandenem öffentlichen Examen Baccalaureus der Künste, und nun erst hört er bei den Professoren Collegia über die Fakultäts-Wissenschaften, die aber hier äußerst kurz, gewöhnlich in 20 bis 30 Stunden, abgefertigt werden. So viel im Allgemeinen.

Oxford, eine der schönsten Städte Englands, liegt in der Grafschaft gleiches Namens, an der Isis, welche einige Meilen weiter unten, nachdem sie den Bach Thames aufgenommen, diesen letzten Namen führt. Sie zählt etwa 17000 Einw. Die Gebäude der Universität nehmen wohl die Hälfte der Stadt ein. Man zählt in Oxford 19 eigentliche Colleges (kolledschs) und 5 geringere Stiftungen oder Halls, Hallen. Unter diesen Gebäuden ist kein einziges schlecht, die meisten höchst ansehnlich, und einige, namentlich Christ College, gehören zu den herrlichsten Denkmählern gothischer Baukunst. Ein Gebäude verdient vor allen andern erwähnt zu werden, die public schools, es enthält außer vielen öffentlichen Hörsälen die große gemeinschaftliche Universitäts-Bibliothek, welche auch die Bodleyanische, von ihrem Stifter Bodley † 1612, genannt wird; sie enthält einige hunderttausend Bücher und an 30000 Manuscripte; doch wird kein Buch außer dem Hause verliehen. Außerdem hat noch jedes Collegium seine eigene oft sehr bedeutende Bibliothek. In demselben Gebäude befinden sich noch: eine Antiken-Sammlung, besonders reich an Inschriften; eine unbedeutende Gemälde-Gallerie und eine Münzen-Sammlung. Das sogenannte Sheldonsche Theater ist ein in Gestalt der römischen Theater, von dem berühmten Wren erbautes, zu öffentlichen Verhandlungen und Promotionen bestimmtes Gebäude. Die Universitäts-Druckerei befindet sich in einem sehr schönen Gebäude, welches von seinem Stifter den Namen Clarendonsche Druckerei führt. Aus der Erbschaft des im Anfange des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Doctor Radcliff ist hier ein prächtiges Gebäude, mit einer ansehnlichen Bibliothek, errichtet; und eine Sternwarte, die an Schönheit des Gebäudes und der

Instrumente die erste in der Welt ist. Die Zahl der in Oxford Studirenden soll an 5000 betragen.

Cambridge (Camboricum), in der Grafschaft gleiches Namens, am Bache Cam, mit **14000** Einw., ist sowohl als Stadt wie als Universitat minder glänzend und reich als Oxford; hat übrigens ganz die nemlichen Einrichtungen und **17** Collegien, wovon aber nur **13** diesen Namen führen, die übrigen heißen Hallen. Unter den Gebäuden steht die berühmte Kapelle des **King's College** oben an. Selbst der große Wren erstaunte vor der Kühnheit dieses gothischen Gebäudes, dessen Schönheit, Größe und Leichtigkeit nicht seines Gleichen in England hat. Unter den andern Gebäuden zeichnen sich aus: das Senat-Haus, im edelsten Styl erbaut; und die public schools (skuhls), in deren unteren Räumen Vorlesungen gehalten werden und in deren oberen sich die öffentliche Bibliothek befindet.

Bäder.

Außer den verschiedenen Seebädern, wovon wir die berühmtesten schon angemerkt haben, besitzt England mehrere viel besuchte Heilquellen. Der glänzendste Badeort von allen ist **Bath** (bahds), in der Grafschaft **Somerset**, am Avon, einige Meilen oberhalb **Bristol**. Auch diese Stadt hat in der neuern Zeit bedeutend zugenommen, und zählt jetzt nahe an **40000** Einw. Auf dem linken Ufer des Avon ist eine neue Stadt entstanden, die aber mit Bath zusammenhängt; sie wird, von der Erbauerin, **Miss Pulteneys town** genannt. Sie hat eine schöne Lage in einem ziemlich engen Thale, so daß die verschiedenen Theile der Stadt terrassenförmig über einander emporsteigen. Die beliebteste Bauart in allen englischen Badeörtern, und vorzüglich hier, ist die, daß man eine Anzahl Häuser mit architektonischer Gleichförmigkeit in einem Halbkreise, **Crescent** (kressent), erbaut, die einen Rasenplatz einschließen. Solcher **crescents** giebt es mehrere zu Bath, welches sonst, als eine meist neu erbaute Stadt, eben keine ausgezeichneten Gebäude hat. Die gewöhnliche Badezeit ist hier der Frühling und Herbst, bis in den Januar, weil die Sommermonate wegen der eingeschlossenen Lage des Orts zu heiß sind; übrigens, was man in England kaum erwarten sollte, ist der gesellschaftliche Ton hier sehr steif und nach den strengsten Regeln des Standes-Unterschiedes abgemessen. Die Zahl der Badegäste steigt hier oft auf **8000**. Die Quelle ist eine heiße Schwefelquelle. Das Baden geschieht in großen für viele Personen gemeinschaftlichen Bädern. Das Wasser wird auch in dem prächtigen Versammlungssaale, **pump room** (pomp ruhm) (Pumpenzimmer, weil das Wasser hinaufgepumpt und hier aus einem Hahne gelassen wird), getrunken. Schon die

Römer kannten und benutzten diese Heilquelle unter dem Namen **aquae calidae.**

Von der warmen Quelle bei Bristol haben wir schon gesprochen. Andre Badeörter sind: **Cheltenham**, in **Gloucester**(gloster)shire; **Buxton** und **Matlock**, am Fuße des Peak-Gebirges, in **Derbyshire**; **Woodfort**, in der Grafschaft **Essex**, und mehrere andre.

Das Emporblühen des Handels und der Fabriken in den letzten Jahrhunderten hat, wie schon bemerkt, eine Menge ehemals unbedeutender Oerter zu Städten erster Größe emporgehoben; andre, in älteren Zeiten ansehnliche und berühmte Städte, sind dagegen, weil sie dem Handel nicht günstig lagen, beträchtlich gesunken; von diesen und einigen andern sonst merkwürdigen Orten haben wir noch zu reden.

Canterbury (kentrbri) (**Cantabrigia** oder **Durovernum**), in der Grafschaft **Kent**, am **Stour** (staur), mit etwa **14000** Einw. Der Erzbischof v. C. ist Primas des Reichs und erster Pair, er residirt aber in London in Lambethhouse. Die schöne Kathedralkirche ist die einzige Merkwürdigkeit der Stadt.

York, in der Grafschaft gleiches Namens, an der Ouse, jetzt mit etwa **23000** Einw. Ehemals war sie viel bedeutender. Im Alterthum hieß sie **Eboracum**, und die römischen Kaiser Septimius Severus und Constantinus Chlorus sind hier gestorben. Die Kathedralkirche, im **12**ten Jahrhundert angefangen und erst im **14**ten beendigt, gilt für das größte und schönste Gebäude dieser Art in England. Sie hat zwar **1828** durch Brand im Innern sehr gelitten, ist aber seitdem wieder hergestellt worden. Der Erzbischof von York ist der zweite im Reiche. Eben so alt und eben so berühmt ist die Kathedrale von **Ely**, an der Ouse in der Grafschaft **Cambridge**; der Ort ist übrigens ganz unbedeutend.

Noch ausgezeichneter als diese letztere ist die prachtvolle Kathedrale von **Salisbury** (sählsbri), in **Wiltshire**, am Zusammenfluß des Avon mit einigen kleineren Bächen. Diese Stadt verfällt von Jahr zu Jahr mehr und zählt jetzt kaum **9000** Einw.; doch liefert sie einige Stahlwaaren, die selbst in England gerühmt werden. Auf einem Hügel in der Nähe der Stadt befindet sich jetzt eine Meierei mit wenigen Häusern; dies sind die Ueberreste von **Old Sarum**, das **Sorbiodunum** der Alten, ehemals ein großer berühmter Ort. Mangel an Wasser bewog die Einwohner im **12**ten Jahrhundert, sich im Thale, wo jetzt Salisbury, anzubauen, welches daher auch **New Sarum** heißt; eben daher sendete auch bisher jene Meierei zwei Deputirte ins Parlament, Salisbury aber nicht. Ein paar Stunden von Salisbury in einer baumlosen hügeligen Gegend liegt auf einem kahlen Hügel das berühmte und räthselhafte Denkmahl des Alterthums, **Stonehenge** genannt. Es besteht aus **4** concentrischen Kreisen, oder vielmehr Ellipsen, wo-

von jede aus senkrecht stehenden und zum Theil noch durch querüber liegende ungeheure Steine, verbundenen rohen Pfeilern gebildet wird. Im äußern Umfange sind die niedrigsten, im dritten Kreise die höchsten; erstere sind etwa 5 Fuß, letztere 20 bis 25 Fuß hoch. Die Engländer halten es für Reste eines Druidentempels. Ein ganz ähnliches Denkmahl findet man in der Gegend von Cork in Irland, welches aber nur 3 Kreise zählt; auch soll es noch mehrere ähnliche in Irland geben. In der Gegend findet man, wie so häufig in unsern Gegenden, eine Menge alter Grabhügel. Ungleich interessanter, wenn gleich viel weniger berühmt, ist das sogenannte weiße Pferd, unweit Cherhill in Wiltshire. Es ist dies ein mit großer Kunst, in den besten Verhältnissen, in einem Kalkhügel ausgehauenes Pferd, von so riesenhafter Größe, daß es 160 □Ruthen einnimmt; es ist galloppirend dargestellt und die Zeit seiner Anfertigung ganz unbekannt; die Volkssage schreibt es dem König Alfred zu.

Nur wegen der Pferderennen, die hier im April und October gehalten werden, ist der sonst ganz unbedeutende Flecken Newmarket, halb in Cambridge- halb in Suffolkshire gelegen, berühmt. Im Auslande weniger bekannt aber ebenfalls sehr besucht sind die Pferderennen zu Manchester, zu Ipswich (ipsitsch) in Suffolk, zu Epsom in der Grafschaft Surry, und zu Ascot in der Nähe von London.

Aus der Geschichte der unglücklichen Maria Stuart sind berühmt das Schloß Chatsworth in Derbyshire, wo Maria 16 Jahre gefangen saß, und wo noch das Zimmer, welches sie bewohnte, in seinem damaligen Zustande erhalten wird; und Fotheringay Castle in Northamtonshire, wo sie ihre letzten Jahre zubrachte und 1587 enthauptet ward. Von der eigentlichen Burg sind kaum noch einige Spuren vorhanden; Maria's Sohn, König Jakob, ließ sie, nachdem er den Thron von England bestiegen, dem Erdboden gleich machen. In dem nahen Peterborough (piterborof) (Petuarium) zeigt man ihr Grab im Dome.

Eine vorzügliche Zierde Englands sind mehrere zum Theil vortrefflich erhaltene Ueberbleibsel älterer Baukunst, und wenn England weniger Ruinen dieser Art aufzuweisen hat, so liegt der Grund wohl nur darin, daß viele solcher Gebäude, namentlich Kirchen, aus einem hohen Alterthume hier so sorgfältig unterhalten wurden, daß sie noch jetzt zum gottesdienstlichen Gebrauche dienen, viele aber auch schon unter Heinrich VIII. absichtlich niedergerissen, oder in den Bürgerkriegen unter Cromwell verwüstet worden sind. Von den Ruinen der Netley Abbey haben wir schon gesprochen. Das Herrlichste in dieser Art sind die Ruinen der Tintern Abbey in Monmouthshire, in einem wilden Felsthale, am Ufer des Wye. Nur die Kirche ist übrig geblieben, die sehr weitläuftigen Klostergebäude sind gänzlich verschwunden. Nur

das Dach und die Fenster fehlen, aber Säulen und Mauerwerk, überall üppig von Epheu umschlungen, geben Zeugniß, daß diese Kirche einst zu den Meisterwerken der gothischen Baukunst gehörte. — Von andrer Art, aber nicht minder merkwürdig, ist das herrliche Stammschloß der Grafen von Warwick, auf einem Felsen, bei der Stadt gleiches Namens. Es soll zum Theil aus dem 10ten Jahrhundert seyn, und ist noch in allen seinen Theilen wohl erhalten, bewohnbar, und enthält eine vorzügliche Gemäldesammlung.

Zu den berühmtesten Naturmerkwürdigkeiten gehört die Höhle von Castleton in Derbyshire, in dem Peak-Gebirge. Sie ist eine Kalkhöhle voller Stalaktiten wie die Baumannshöhle im Harz, aber von viel bedeutenderm Umfange. Moritz Reise durch England liefert eine schöne Beschreibung derselben.

Endlich bemerken wir noch die kleine Stadt Stratford, in Warwickshire, wo Shakespeare am 23. April 1564 geboren ward; er starb am nemlichen Tage 1616. Man zeigt noch das Haus und das Zimmer, wo er zur Welt kam.

Es bleibt uns noch von dem Fürstenthum Wales (Uähls) zu reden.

Das Fürstenthum Wales liegt im Westen des eigentlichen Englands, von dem Bristoler Kanal und der irischen See umflossen; es enthält 350 □ Meilen und an 700,000 Einw. Es wird in 12 Grafschaften eingetheilt. Das ganze Land ist gebirgig, besonders der nördliche Theil, daher Viehzucht hier besser gedeiht als Ackerbau; auch enthält es viel reiche Eisengruben und im Süden viel Steinkohlen. Die Severn und die Wye, die sich mit jener verbindet, entspringen in dieser Provinz; die Wye ist wegen ihrer überaus reizenden Felsenufer berühmt, wie denn überhaupt ganz Wales seiner Naturschönheiten wegen stark von reisenden Engländern besucht wird. Die nördlichen Gebirge sind die höchsten und wildesten und werden daher auch wohl die britischen Alpen genannt. Hier zeichnet sich durch wilde Felsen und herrliche Wasserfälle das Thal von Capel Cerrig aus, in welchem der kleine Fluß Wenol fließt und einige Stunden vom Dorfe einen prächtigen, 40 Fuß breiten und 70 F. hohen Wasserfall, Rhaiadr y Wenol genannt, bildet. Die südlichen Gegenden sind zwar ebenfalls bergig, aber milder und angebauter. Unter den vielen schönen Burgruinen in Wales ist die von Carew Castle, eine starke Meile von Pembroke, die ausgezeichnetste. Die Einwohner von Wales, die Welschen oder Wallisen, sind die Abkömmlinge der alten Briten, welche, vor der Unterjochung der Angelsachsen weichend, in diesen Bergen eine Zuflucht fanden. Lange behaupteten sie ihre Unabhängigkeit unter eigenen Fürsten und waren den Engländern oft sehr lästige Nachbarn, bis sie 1282 von Eduard I. besiegt, lange noch nach Unabhängigkeit strebten und erst unter Heinrich VIII. 1536 ganz mit England vereinigt wurden. Sie haben aber dennoch viel von

ihren alten Sitten und großentheils, namentlich in den nördlichen Gegenden, noch ihre Sprache, die kymrische, erhalten. Noch findet man häufig umherwandernde Sänger, welche zur Harfe alte welsche Lieder singen. Diese Sprache soll sehr wohllautend und anmuthig seyn. Das Land ist größtentheils arm, daher Städte und Dörfer gar sehr gegen den Wohlstand und die Nettigkeit in England abstechen. Das Volk ist, wie jedes unterjochte Volk, unwissend, träge und schmutzig; auch in der körperlichen Bildung weicht es sehr von den Engländern ab und hat mehr Aehnlichkeit mit dem niederländischen Volksstamme. Unter den wenigen bemerkenswerthen Orten nennen wir **Pembroke**, in der Grafschaft gleiches Namens, mit **5000** Einw. Sie liegt an einer Bucht eines weitläuftigen Meerbusens, der tief ins Land hinein geht und mit seinen Verzweigungen den geräumigsten und schönsten Hafen in der Welt bildet; er wird, von dem daran liegenden Flecken **Milford**, Milford-Hafen genannt. Da er unbefestigt ist, so dient er blos für Kauffahrdeischiffe. Von hieraus fährt man gewöhnlich nach Irland über. — **Neath in Glamorganshire**, mit sehr wichtigen Steinkohlengruben, vermittelst welcher hier ein großer Theil des Eisens und Kupfers aus Wales verarbeitet wird.

Zum Fürstenthume Wales gehört die nördlich davon gelegene, und nur durch einen schmalen Seearm, der Menay genannt, vom festen Lande getrennte Insel **Anglesea** (— ßih). Sie ist besonders wegen ihrer reichen Kupfergruben bekannt. Am westlichen Ufer liegt das kleine Felseneiland **Holyhead**, welches durch eine Brücke mit Anglesea verbunden ist. Auch **Holyhead**, ein elender Flecken, ist ein Ueberfahrtspunkt nach Irland. Um aber von Wales nach Anglesea zu gelangen, mußten die Reisenden bisher den immer reißenden, zuweilen sehr stürmischen Menay mit großer Gefahr in Fähren überschiffen. Deshalb unternahm man **1819** das Riesenwerk, über diese Meerenge eine in Ketten hängende Brücke zu schlagen, welche hoch genug wäre um die Schifffahrt nicht zu hindern. Es ward über 6 Jahre daran gearbeitet und Ende Januars **1826** ward sie glücklich vollendet. Sie ist zwischen den Endpfeilern, auf welchen die Ketten ruhen, **560** F. lang, hängt **100** F. über dem höchsten Wasserstande, und hat auf eine Breite von **32** F. zwei Fahrwege und einen Fußweg in der Mitte.

Zum eigentlichen England werden noch einige Inseln gerechnet, nemlich:

a) zwischen England und Irland, in der irischen See die Insel **Man**, die als ein Theil der Grafschaft **Westmoreland** betrachtet wird. Sie enthält etwa **10** □ M. mit **40000** Einw. Die Ufer sind überall felsig und der Boden mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet. Die Manken, die Bewohner dieser Insel, nachdem sie im höhern Alterthum gleich den Galliern und den alten **Britten**, ihre eigenen Oberhäupter gehabt, wurden im **10**ten Jahr-

hundert von den Dänen unterjocht, welche im 11ten wiederum den Normannen unterlagen. Die Insel Man führte damals den Namen eines Königreichs, zu welchem meistens noch mehrere der Hebriden gehörten. Im 13ten Jahrhundert eroberte Alexander **III.** von Schottland diese Insel, welche aber im **14**ten den Schotten von den Engländern wieder abgenommen wurde. Verschiedene Familien wurden nun mit dieser Insel belehnt, bis endlich unter Heinrich **IV.** die Familie Stanley, späterhin Grafen von Derby, den Besitz der Insel mit dem Königstitel erhielten. Sie führten diesen Titel bis ins 16te Jahrhundert und blieben im Besitz bis zum Jahre **1765**, wo die englische Regierung die Insel an sich kaufte, um den dort völlig eingerichteten Schleichhandel zu vernichten. Indeß haben die Manken ihre alte Verfassung bewahrt, welche durch **24 Keys** (kihs) oder Repräsentanten aufrecht erhalten wird. Der Sitz der Regierung ist in **Castleton**; der bedeutendste Ort aber wegen des Handels und der Fischerei, besonders des Heringsfangs, ist **Douglas**, mit **6000** Einwohnern.

b) An der Küste der Normandie eine Inselgruppe, welche aus folgenden **4** Inseln besteht: **Jersey** (djersi), **Guernsey**, **Alderney** (franz. **Aurigny**) und **Sark** oder **Serke**. Die beiden ersteren sind durch Natur und Kunst befestigt. Auf Jersey ist der Hauptort **St. Helier** mit einem Hafen; auf Guernsey, **St. Pierre**. Die Einwohner, etwa **50000** auf allen Inseln, reden ein Gemisch von Englisch und Französisch, und nähren sich vom Schleichhandel, vom Obstbau, vom Fischfang und vom Stricken wollener Strümpfe.

B) Das Königreich Schottland.

Schottland, **Scotland**, bei den Alten **Caledonia** oder **Scotia**, nimmt den nördlichen, kleinern Theil der Insel Großbritannien ein. Es wird also in Süden von England begränzt; der Fluß **Tweed** nach Osten und der **Esk** nach Westen fließend, nebst dem dazwischen liegenden **Cheviot** (tschiwwiot)-Gebirge machen die Gränze; das atlantische Meer und die Nordsee umfließen die übrigen Seiten. Seine Größe beträgt **1460** □ M., die Zahl seiner Einwohner **2,400,000**. Schottland ist ein beinahe durchaus gebirgiges Land, besonders in seinen nördlichen Theilen, die daher auch Hochland, **Highland** (heiländ), genannt werden; hier liegt das **Grampian**-Gebirge und der **Ben** (d. h. Berg) **Newis**, der höchste Berg der ganzen Insel, über **4000** F. hoch. Auch an Flüssen, Seen und Meerbusen, die sich tief ins Land hinein erstrecken, ist Schottland reich. Unter den Flüssen sind zu bemerken, der **Tweed**, und der **Tay** (teh) der größte von allen, er ergießt sich in die Nordsee. Der **Clyde** (kleihd) und der **Forth**

sind an sich unbedeutend, an ihrer Mündung aber bilden sie lange Meerbusen, die Schottland zum Theil in seiner halben Breite durchschneiden; der eine, **Frith** (frids) **of Forth**, mündet in die Nordsee, der andre, **Frith of Clyde**, in den Kanal von Irland. Beide sind durch den Glasgowschen Kanal, **7** Meilen lang, verbunden, wodurch also ganz Schottland von W. nach O. durchschnitten wird. Eine zweite, noch bedeutendere Wasserstraße dieser Art, quer durch das Land, bildet der Caledonische Kanal, **10** M. lang, welcher nördlicher in nordöstlicher Richtung, mit Hülfe der Seen L. Lochy und L. Neß, von Fort William in S. W. nach **Inverness** im N. O. sich erstreckt. Unter den größeren Landseen, die aber doch mit dem Meere zusammenhängen, bemerkt man den **Loch (Lacus) Lochy** und **Loch Ness** im nördlichen, und den **Loch Lomond** im südlichen Schottland, der letztere ist mit vielen lieblichen Inseln übersäet. Das südliche Schottland hat ungefähr die Beschaffenheit und Fruchtbarkeit Englands, nur ist das Klima etwas rauher, dabei aber auch heiterer, als dort. Das nördliche Schottland ist ein fast baumloses, ödes, wenig bevölkertes Land, auf dessen vielen Gebirgen beinahe nichts als Haidekraut wächst. Das Klima ist hier zwar rauh, doch mehr feucht, stürmisch und nebelig, als kalt. Selbst hier bleibt der Schnee selten einige Tage liegen. Die südlichen Gegenden sind reich an Steinkohlen und Eisen; die nördlichen müssen sich aus Mangel an Holz und Steinkohlen mit Torf zur Feuerung behelfen. Der Ackerbau ist hier unbedeutend, an Obst nicht zu denken, und etwas Viehzucht und Fischfang die einzigen Erwerbquellen der höchst armen Einwohner.

Einwohner.

Die Schotten, die Einwohner des Landes, sind ursprünglich ein eigenthümliches Volk, durch Sprache und Sitten von den Britten verschieden. Seit einer Reihe von Jahrhunderten haben aber englische Sprache und Bildung diesen Unterschied, wenigstens im südlichen Theile, gänzlich verwischt, und man erkennt jetzt den Schotten in England nur noch an der etwas breiten Aussprache. Anders verhält es sich mit den nördlichen und westlichen Gegenden; hier hat das Volk noch großentheils seine alten Sitten, Kleidung u. s. w., beibehalten. Gewöhnlich nennt man diese nördlichen Gegenden die **Hochlande**, und ihre Einwohner **Hochländer** oder **Bergschotten**; sie selbst aber kennen diesen Namen nicht. Sie nennen sich **Gael** oder **Cael**, und ihr Land **Caeldoch**, woher vielleicht **Caledonia**. Ihre Sprache, die mit der englischen durchaus nichts gemein hat, wird die ersische oder gälische genannt, sie ist mit der Sprache des Volks in Irland verwandt, wie denn überhaupt die Einwohner beider Länder in den ältesten Zeiten viel Verkehr in Krieg und Frieden mit einander hatten. Nur wohlhabendere und

vornehme in jenen Gegenden verstehen Englisch. Die Hochländer sind ein ausgezeichnet kühnes Volk; noch bis zum Jahre **1746**, wo die letzten Unruhen zu Gunsten der Stuarts unterdrückt wurden, und das Volk entwaffnet und zu manchen Aenderungen in seinen Sitten und seiner Verfassung gezwungen wurde, ging jeder Schotte bewaffnet. In viele kleine Stämme getheilt, hielt jeder Stamm mit unerschütterlicher Treue an seinem **Laird** (lehrd) (was **Lord** in England) und half ihm die vielen kleinen Fehden mit benachbarten Stämmen ausfechten. Noch jetzt ist diese mehr patriarchalische als feudalistische Verfassung nicht ganz verschwunden, wo nur der Laird selbst den einfachen Sitten seiner Väter treu geblieben ist. Die Habsucht und der Despotismus vieler Lairds haben aber in andern Gegenden dieses Band längst gelöst und veranlassen noch immer die vielen Auswanderungen der Schotten nach Amerika. Die Hochländer hatten bis in die neueste Zeit ihre alte, von der europäischen ganz abweichende Kleidung beibehalten, und tragen sie auch jetzt noch zum Theil, obgleich die Regierung auch dies zu verhindern sucht. Diese Kleidung besteht wesentlich aus folgenden Stücken. Das Unterkleid besteht aus einer Jacke, gewöhnlich vierfarbig, roth, grün, blau und weiß gewürfelt, hieran ist eine Art von faltigem Weiberrocke befestigt, **Philibeg** genannt, der aber nur bis ans Knie reicht und die Stelle der Beinkleider vertritt. Ueber diesem Anzuge wird ein weiter Mantel, der **Plaid** (plähd), getragen, der aber nur auf der linken Schulter befestigt ist; er ist vom selben Zeuge als das Unterkleid und dient bei übelm Wetter, oder beim Schlafen, um sich darein zu hüllen. Im Gürtel wird ein Dolch getragen, der **durk** (dork) oder **dirk** (derk); oft auch 2 Pistolen. Den Kopf deckt eine blaue Mütze, mit einer vierfarbigen Einfassung und einer einzigen langen fliegenden Feder. An den Füßen trägt der Hochländer kurze Strümpfe, die nur bis zur Wade reichen, und sehr roh gearbeitete Schuhe, **brogues**, die mit Riemen befestigt werden. Der Weiberanzug hat nichts sehr abweichendes; die ärmeren gehen größtentheils barfuß. Ehemals gab es in jeder Lairdsfamilie einen Sackpfeifer, **Bag-piper** (peiper), dessen Amt erblich und der im Kriege beim Angriff und im Frieden zur Ergötzung besonders bei Tische blies. Noch jetzt giebt es deren in Schottland und sie halten zu Edinburgh jährliche Versammlungen, wo um einen Preis geblasen wird. Ihre Melodieen, die einem Fremden höchst wunderlich scheinen, sind selten von neuerer Erfindung; die meisten sind sehr alt und beziehen sich auf alte Kriege, Unglücksfälle, Heldenthaten u. s. w. Der Moment hatte sie damals eingegeben und noch jetzt dienen sie als geschichtliche Erinnerungen. Ehemals hielten die Hochländer viel auf ihre alten Gesänge, worin die Thaten ihrer Helden verherrlicht waren, und Jahrhunderte lang mögen sie sich, ohne aufgeschrieben zu seyn, von Mund zu Mund fortgepflanzt haben, bis endlich im Jahre **1760**

der Schotte **Macpherson** eine Sammlung von Heldengedichten in englischer Sprache bekannt machte, welche er für das Werk des Barden **Ossian** ausgab, und behauptete, sie in den Hochlanden theils aus alten Manuscripten, theils aus dem Munde des Volks gesammelt zu haben. Diese sogenannten Gedichte Ossians sind in alle Sprachen übersetzt, viel bewundert werden, obgleich ihre Aechtheit mehr als zweifelhaft ist. Das Wahrscheinlichste ist, daß Macpherson allerdings alte Gedichte, Balladen 2c. gesammelt, sich aber große Veränderungen und Umschmelzungen damit erlaubt hat, wodurch sie erst ihre jetzige Gestalt bekommen haben. Mit dem Namen Ossians verhält es sich wahrscheinlich wie mit dem Homers, d. h. daß man die Dichterwerke einer ganzen Periode einem berühmten Namen zugeschrieben. Uebrigens stehen die Namen **Ossian** und **Fingal**, seines Haupthelden, in der That im Hochlande in großer Verehrung, und das Volk nennt Fingal als den Urheber jeder riesenhaften Trümmer des Alterthums.

Geschichte.

Auch Schottland lernen wir, wie so viele andre Länder, zuerst durch die Römer kennen, welche England erobert und an den Einwohnern Schottlands, den Picten und Scoten, die sie uns als rohe Wilde beschreiben, stets zu Einfällen geneigte, räuberische Nachbarn hatten, gegen deren Angriffe sie sich durch den noch zum Theil vorhandenen Pictenwall zu schützen suchten. Als bei dem Verfall des römischen Reichs die Römer England als eine der entlegensten Provinzen, im Anfange des 5ten Jahrhunderts, freiwillig verließen, erneuerten die Picten und Scoten ihre verderblichen Angriffe, und die unter dem römischen Joche unkriegerisch gewordenen Briten riefen die Sachsen zu Hülfe gegen diese Barbaren. Jahrhunderte vergingen nun in unberühmten Kämpfen gegen Sachsen, Dänen und Normannen, und der schottischen Völkerstämme unter sich. Schon im 6ten Jahrhundert drang von Irland aus das Christenthum nach Schottland; im 9ten erlagen die Picten den Scoten und verschwinden seitdem aus der Geschichte. Das Haus Kenneth herrschte, während häufiger Kriege mit England, vom 9ten bis ins **13te** Jahrhundert, wo es **1289** mit Alexander **III.** ausstarb. Die beiden mächtigen Häuser Baliol und Bruce stritten nun mit einander um die Krone, die zum Theil durch französische Hülfe dem Hause Bruce endlich verblieb, bis sie **1371** auf des letzten Königs David Bruce Schwester Sohn, Robert Stuart, überging. Das Haus Stuart beschließt die Reihe der eigenen schottischen Könige, und nicht leicht giebt es in der Geschichte ein Haus, welches unglücklicher gewesen wäre. Beinahe alle Könige dieses Stammes, bis auf Maria Stuart, starben eines gewaltsamen Todes, selbst Maria's Vater Jakob V. starb vor Kummer über einen unglück-

lichen Krieg mit England. Maria, in Frankreich erzogen und mit dem jungen Könige Franz II. vermählt, brachte nach dessen frühzeitigem Tode einen großen Eifer für den Katholizismus und die Liebe zu den verfeinerten Vergnügungen des französischen Hofes mit nach Schottland. Beides trug zu ihrem Unglück bei; ihr Religionseifer machte sie dem größten Theil ihrer Unterthanen, die sich zum Protestantismus und zwar zur strengen Calvinischen Lehre bekannten, verhaßt; und ihre Vergnügungssucht, ihr Leichtsinn und die nicht zu läugnenden Fehler, zu welchen eine allzu sinnliche Liebe sie verleitete, vollendeten ihr Unglück. Schon ihre erste Ehe in Schottland mit dem Lord Heinrich Darnley war unglücklich durch den Mord des Sängers Rizzio, welcher die Eifersucht ihres Gemahls aufgeregt hatte. Kurz darauf ward das Haus, worin der König schlief, bei Nacht in die Luft gesprengt, und die öffentliche Stimme beschuldigte den Lord Bothwell als den Mörder, und eben diesen heirathete Maria unmittelbar nachher. Eine allgemeine Empörung war die Folge dieses Frevels; Bothwell entfloh und Maria mußte der Krone entsagen zu Gunsten ihres unmündigen Sohnes, Jakobs VI. Sie suchte Schutz bei ihrer Verwandtin Elisabeth von England, und hier büßte sie auf die furchtbarste Weise für die Fehler ihrer Jugend. Vom Jahre 1568 an verschiedenen Orten mit stets wachsender Strenge, zuletzt zu Fotheringay-Castle in gänzlicher Abgeschiedenheit gefangen gehalten, ward sie endlich nach 19 Jahren, den 8. Febr. 1587, auf die falsche Beschuldigung, den Tod der Elisabeth durch Meuchelmörder gesucht zu haben, zum Tode verurtheilt und enthauptet. Ihr schwacher Sohn begnügte sich durch Vorstellungen und Bitten für seine Mutter zu wirken. Auch auf den Thron von England, wohin die Stuarts nach dem Tode Elisabeths gelangten, verfolgte sie das Unglück. Die beiden Reiche England und Schottland wurden nun zwar 1603 mit der Thronbesteigung Jakobs VI. von Schottland, in England Jakob I., vereinigt; Schottland aber behielt noch sein eigenes Parlament. Aber schon Jakobs Sohn und Nachfolger, Carl I., wie alle Stuarts dem Katholizismus heimlich zugethan, verlor das Leben in den darüber entstandenen Unruhen und ward den 30. Jan. 1649 enthauptet. Sein Sohn Carl II. ward zwar von den Schotten anerkannt und gekrönt, mußte aber bald dem siegenden Cromwell weichen und entkam nur mit großer Gefahr nach Frankreich. Nach Cromwells Tode ward Carl II. zurückgerufen und erhielt sich trotz seiner Schwäche und Laster auf dem Thron; sein Bruder Jakob II. aber, der sich öffentlich zum Katholizismus bekannte, mußte bald seiner eigenen mit Wilhelm von Oranien verheiratheten Tochter weichen und nach Frankreich entfliehen. Vergebens versuchte er mit französischer Hülfe eine Landung in Irland; die verlorne Schlacht am Flusse Boyne 1690 vernichtete alle seine Hoffnungen; er war der letzte Stuart auf dem englischen Throne. Seine Nachkommen,

die man mit dem Namen Prätendenten bezeichnet, und welche stets wiewohl unzulängliche Hülfe bei den katholischen Mächten fanden, machten noch einige vergebliche Versuche auf den englischen Thron, seitdem er dem Hause Hannover zugefallen war, den letzten 1746, wo der junge Prätendent Carl Eduard, nachdem er einigen Erfolg in Schottland gehabt, in der Schlacht bei Culloden gänzlich besiegt wurde. Er lebte seitdem in Rom, wo er 1788 ohne Erben starb; sein Bruder, der Kardinal von York, welcher sich eben daselbst aufhielt und seit 1799 eine Pension von England bezog, ist als der letzte Stuart, in Rom 1807 gestorben. — Seit 1706 haben England und Schottland sich zu Einem Parlament vereinigt, und um den Streit, welcher Name voranstehen solle, zu vermeiden, ward seitdem der Name Großbritannien als ein gemeinschaftlicher beider Reiche gewählt. In das gemeinsame Parlament sendet Schottland 16 Pairs für das Oberhaus, (es ist kein Geistlicher dabei, weil es in Schottland keine Bischöfe giebt), und 45 Deputirte ins Unterhaus.

Eintheilung.

Das Königreich Schottland wird gewöhnlich in Süd-, Mittel- und Nord-Schottland getheilt; eine natürlichere, weil sie auf dem Unterschied der Sprache im Volke und auf der Beschaffenheit des Landes beruht, und auch nicht ungewöhnliche, ist die in Nieder-Schottland und Hochland, wo denn das erstere den mehr südöstlichen, das Hochland aber den nordwestlichen Theil begreift. Ganz Schottland wird übrigens noch in 33 Shires oder Stewartrys (Stjuärtries), Grafschaften oder Landschaften eingetheilt.

Im südöstlichen Theile bemerken wir: Edinburgh, unweit des Frith of Forth, unter 55° 57′ N. B., in der Grafschaft Midlothian oder Edinburgh, die Hauptstadt des Königreichs, mit 120,000 Einw. Sie zerfällt in 2 Theile, die Altstadt und die Neustadt. Die Altstadt, der südlichere Theil, hat viele enge und krumme Gassen, und nur zwei bedeutend lange und ziemlich gerade Straßen, wovon die eine von S. nach N., die andre von W. nach O. geht. Um die großen Unebenheiten des Bodens auszugleichen, sind in der von S. nach N. gehenden Straße über 2 tiefe Thäler herrliche Brücken geschlagen, welche auf beiden Seiten mit Häusern besetzt sind, sie heißen die Süd- und die Nord-Brücke; die letztere ist besonders von ansehnlicher Höhe, und über 1100 F. lang. Die Süd-Brücke geht über eine im Thale liegende Querstraße weg. In der Altstadt bemerken wir ganz am östlichen Ende der Stadt das ehemalige Residenzschloß der Könige, Holyrood (heil. Kreuz) House, ein altes, ein regelmäßiges Viereck bildendes Gebäude mit Thürmen an den Ecken. Man zeigt darin noch

die Zimmer welche Maria Stuart bewohnte, das Bett worin sie schlief, das kleine Speisezimmer in welchem ihr Liebling **Rizzio** in ihrer Gegenwart ermordet wurde. Während der französischen Revolution wurde dies Schloß von dem damaligen Grafen von **Artois** (Carl X.) und seinen Söhnen bewohnt, welche von **1830** bis **1832** es zum zweiten Male bezogen. Neben dem Schlosse stehen noch die Ruinen einer alten Kirche. Die Gegend um das Schloß, mit schönen Gartenanlagen geschmückt, ist eine Freistätte für zahlungsunfähige Schuldner. Unmittelbar hinter dem Schlosse im S. erhebt sich der kahle, **822** F. hohe Hügel **Arthur's seat** (ßiht), von welchem man eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt hat. Am entgegengesetzten, westlichen, Ende der Stadt liegt auf einem an **400** F. hohen Felsen die alte Feste **Edinburgh Castle**, in welcher manche Könige von Schottland gewohnt haben, und wo man noch die alten Kronjuwelen, Krone, Scepter und Schwerdt zeigt. Ferner liegen in der Altstadt: die Haupt-Kirche **St. Giles's church**, ein altes, sehr großes aber eben nicht ausgezeichnetes Gebäude; daran stößt das alte Parlaments-Gebäude, worin jetzt mehrere Gerichtshöfe sich befinden; vor dem Gebäude steht eine schöne Reiterstatue Carls **II.** Weiter südlich nach dem Mittelpunkt der Altstadt zu liegt das sehr große schöne Gebäude der Universität, woran seit **1789** bis vor kurzem gebaut worden ist; etwas weiter östlich das große königliche Krankenhaus. Mehrere andre bedeutende Hospitäler liegen am südwestlichen Ende der Stadt. Die Neustadt, **New Town**, nördlich von der Altstadt breitet sich mit ihren herrlichen breiten geraden und langen Straßen in der Ebene aus. Hier sieht man, wie im Westende von London, die schönsten Häuser, neue zum Theil im gothischen Styl erbaute Kirchen, herrliche Square's u. dergl. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die St. Georgenkirche in kleinerm Maßstabe nach der Paulskirche in London erbaut; das **Register office**, ein prächtiges neues Gebäude, worin Archive aufbewahrt werden. Gegenüber liegt das unansehnliche Theater. Auf einem schönen Platze dieses Stadttheils steht eine **136** F. hohe, mit der Statue des Lord Melville geschmückte Säule: eine Treppe im Innern derselben führt zur Statue. Um die schöne, die südliche Gränze der Neustadt bildende Prinzenstraße mit dem an ihrem östlichen Ende liegenden Hügel **Calton Hill** zu verbinden, ist in den J. **1815 — 19** eine prächtige auf beiden Seiten mit Gebäuden besetzte Brücke, **Regent's bridge**, erbaut worden. Auf dem über **350** F. hohen Hügel selbst liegt die **1818** erbaute schöne Sternwarte; unweit davon steht eine **108** F. hohe, Nelson zu Ehren errichtete Säule und zwischen beiden soll sich ein prachtvolles, nach dem Muster des Parthenon zu Athen erbautes Nationaldenkmahl, zur Erinnerung an die Thaten der Schotten in den letzten Kriegen, erheben. Der Grundstein dazu ist **1822** gelegt worden. Dieser nördliche Theil der Stadt ist

in

in schnellem Anwachs begriffen, und schon sind in den benachbarten Feldern Straßen und Plätze abgesteckt, welche sich bald mit Häusern bedecken werden. Edinburgh ist reich an wissenschaftlichen Anstalten. Die berühmteste ist die 1582 durch Jakob VI. gegründete und seitdem sehr erweiterte Universität; sie hat von jeher einen ausgezeichneten Rang unter ihren Schwestern behauptet, und zeichnet sich jetzt von den englischen Universitäten besonders dadurch vortheilhaft aus, daß hier über ungleich mehr wissenschaftliche Fächer gelesen wird: namentlich ist die medizinische Fakultät berühmt. Edinburgh ist die einzige Universität in Großbritannien, wo die Studenten und Lehrer keine vorgeschriebene Kleidung tragen. Auch hat Edinburgh ein berühmtes Gymnasium, high school (heih skuhl). Unter den gelehrten Gesellschaften sind die royal society, die antiquarische Gesellschaft und die Wernerian soc. (zu Ehren des deutschen Mineralogen benannt) die bekanntesten. — Die Fabriken Edinburghs sind sehr bedeutend und beschäftigen sich vorzüglich mit Seife, Glas, Papier, Nadeln, Knöpfen, Leder u. s. w. Man zählt an 2000 Branntweinbrennereien, wo vorzüglich der von den armen Hochländern geliebte Whisky aus Gerste zubereitet wird. Der bedeutende Handel der Stadt hat seinen Sitz vorzüglich zu Leith (lihd), einem in der Entfernung einer ½ St. von der Stadt, am Forth gelegenen Orte mit etwa 27000 Einw.; eine schöne, mit Häusern und Gärten besetzte Landstraße führt dahin. Die Glashütten und Seifensiedereien von Leith sind berühmt.

Ein paar Meilen östlich von Edinburgh liegt am Forth der Flecken und Hafen Prestonpans, wo die größte Vitriolsiederei Großbritanniens sich befindet und vortreffliche Austern gefangen werden.

Glasgow, am Clyde, in der Grafschaft Lanark oder Clydesdale, mit 160,000 Einw. Die Universität, von Jakob II. 1451 gestiftet, die zweite in Schottland, besitzt ein, wenn auch nicht prächtiges, doch sehr weitläuftiges Gebäude. Zu ihr gehört das Huntersche Museum, welches naturhistorische, anatomische u. a. Sammlungen, vortreffliche Gemälde und eine bedeutende Bibliothek enthält; es ist, nebst dem prächtigen Gebäude, die Schenkung eines Privatmanns William Hunter. Der Handel der Stadt ist in der neuern Zeit außerordentlich gestiegen; auch ist ihre Lage dazu besonders günstig, da sie durch einen Kanal, welcher den Clyde mit dem Forth verbindet, mit zwei Meeren in Berührung steht. Unter den Fabriken sind die in Baumwolle die überwiegendsten. Auch Glasgow hat Nelson ein Denkmahl, einen 142 F. hohen Obelisk, errichtet. Mit dem steigenden Wohlstande hat die Stadt in den letzten Jahren sich sehr verschönert, und das Rathhaus, die Börse, das Theater und das öffentliche Gefängniß sind prächtige sehenswerthe Werke. Unter den Kirchen verdienen die außerordentlich große Kathedrale aus dem 13ten Jahrhundert und,

die im gothischen Styl neu erbaute katholische Kirche erwähnt zu werden.

Schottland hat außerdem noch 2 Universitäten, die eine zu **St. Andrews** in der Grafschaft **Fife** (feif) gestiftet **1412**. Diese Stadt war vor der Reformation der Sitz eines Erzbischofs, Primas des Reichs; jetzt ist sie sehr herabgekommen und nur die Menge Trümmer von Kirchen und Kapellen zeugt von ihrer ehemaligen Herrlichkeit. Hier im Sitz der Hierarchie brach auch die Wuth des Pöbels gegen dieselbe am furchtbarsten aus. Mit unsäglicher Mühe wurde besonders die herrliche Kathedralkirche verwüstet, die noch jetzt in ihren Ruinen Ehrfurcht einflößt. Die Universität hat 9 Professoren für Humaniora und Medizin und außerdem noch ein College mit 3 Proff. für Theologie. Die Stadt liegt auf einem schroffen Felsenufer des Meeres. — Die andre Universität ist die zu **Aberdeen**, in der Grafschaft gleiches Namens. Unter diesem Namen werden 2 Städte, **Old Aberdeen** (àberdihn) nördlich und **New Aberdeen** südlich in einer kleinen Entfernung von einander, begriffen. In jeder derselben befindet sich eine sogenannte Universität. Old-Aberdeen, ehemals der Sitz eines Bischofs, ist jetzt ein ganz unbedeutender Ort. New-Aberdeen dagegen, welches dem Handel günstiger liegt, zählt jetzt über 30000 Einw.

Zu den bedeutenderen Städten Schottlands gehören ferner: **Paisley** (pàsli), in der Grafschaft **Renfrew** (— fru), mit 50000 Einw. und ansehnlichen Fabriken. **Perth**, am Tay, in der Grafschaft gleiches Namens, mit 20000 Einw. **Dundee** (dòndi), an der Mündung des Tay, mit 30000 Einw. Alle diese Orte, früher wenig bekannt, sind durch Handel und Fabriken emporgekommen. An der Mündung des Tay liegt im Meere der Leuchtthurm **Bellrok** (Glockenfels), der merkwürdigste von Großbritannien. Er ist mit unsäglicher Mühe auf einer Klippe erbaut, welche nur zur Ebbezeit und höchstens 3 — 4 Stunden vom Wasser entblößt ist. Im Jahre 1808 ward der erste Grund gelegt und 1811 ward er vollendet. Er ist 115 F. hoch, wovon 70 F. massives Gemäuer ohne Oeffnung, oberhalb desselben ist der Eingang, nur vermittelst Strickleitern oder Winden zugänglich. Im obern Theile, der sogenannten Laterne, drehen sich, vermittelst eines Mechanismus, verschiedene Lampen im Kreise, und dieselbe Kraft setzt auch Glocken in Bewegung, um die Schiffe bei starkem Nebel zu warnen.

Endlich haben wir noch zu bemerken die beiden großen Eisengießereien, die eine zu **Carron**, in der Grafschaft **Stirling** am Fl. Carron, woher die auf den Schiffen gebräuchlichen C a r r o n a d e n, ein kurzes Geschütz von großem Caliber, ihren Namen haben; die andere, **the Clyde iron (eirn) works** (die Eisenwerke am Clyde) genannt, in **Clydesdale**.

Der bequemste Ueberfahrtsort nach Irland ist der kleine Flecken **Port Patrick**, in der Grafschaft **West Galloway** oder

Wigton, wo die Entfernung von Irland nur etwa 5 Meilen beträgt.

Der nordwestliche Theil von Schottland, oder das Hochland, wird von dem südöstlichen durch eine Linie getrennt, die sich von der Mündung des Clyde, bei Dumbarton bis zum Ausflusse des Loch-Neß erstreckt. Alles jenseits derselben gelegene Land ist eine gebirgige, baumlose Haide, wo der Ackerbau nur äußerst spärlich betrieben wird. Hier herrscht die gälische Sprache beinahe ausschließlich; hier nimmt der Reisende Abschied von der englischen Reinlichkeit, von dem Wohlstande, guten Wirthshäusern, Landstraßen u. s. w. Mit Ausnahme der Häuser reicher Lairds, findet man hier nur Hütten, d. h. kleine von Steinen ohne Mörtel aufgeführte Wohnungen, ohne Fußboden, ohne Fenster und Kamine, mit einem elenden Dache aus Haidekraut. Das in der Mitte brennende Torffeuer sendet seinen Rauch durch die Thür und eine Oeffnung im Dache. So elend wie die Wohnung, sind auch die Nahrungsmittel: Milch, Kartoffeln, Fische sind die gewöhnlichsten, dazu kommt, aber nicht häufig, Haferbrodt, welches zu dünnen, harten Kuchen gebacken wird. Der Whisky ist das allgemeine Lieblingsgetränk. Kühe, Schafe und Ziegen machen den einzigen Reichthum aus; Geld ist wenig vorhanden und es giebt abgelegene Inseln an der Westküste, wo es beinahe unbekannt ist. Handel und Gewerbe sind hier nicht zu finden und die Folgen davon sind Armuth und ein hartnäckiges Festhalten alter Gewohnheiten und Einrichtungen. Hier, und noch mehr auf den westlichen Inseln, finden sich noch häufige Spuren der ältesten Verfassung. Das Volk ist in viele kleine Stämme getheilt, wovon jeder ein Oberhaupt oder einen Laird hat, nach welchem der ganze Stamm benannt wird, und zwar so, daß alle Individuen Eines Stammes den nemlichen Namen führen und nur durch ihre Taufnamen oder den Namen des Aufenthaltortes unterschieden werden. So giebt es ganze Gegenden, wo alle Einwohner Macdonald, Macleod, Mackinnon u. s. w. heißen. Der Laird ist zugleich der einzige Grundbesitzer; er verpachtet bedeutende Theile des Ganzen an ärmere Glieder seiner Familie, die ebenfalls von dem Volke mit Ehrfurcht betrachtet werden; ein solcher großer Pachter heißt hier ein **Tacksman**, dieser hat wieder Unterpächter u. s. w. In neueren Zeiten haben aber die Habsucht und die Bedrückungen vieler Lairds theils Auswanderungen veranlaßt, theils die Zuneigung und Verehrung ihrer Stammgenossen sehr geschwächt. Nur auf einigen Inseln ist dieses patriarchalische Verhältniß noch in seiner alten Reinheit geblieben.

Der einzige einigermaßen bedeutende Ort in den Hochlanden ist **Inverness**, am Ausfluß des Loch Neß, mit 12000 Einw., und einem guten Hafen, der durch 2 Forts, **F. George** und **F. Rose**, geschützt wird. Die Einwohner sind großentheils englischer

20 *

Abkunft, daher auch hier noch Englisch gesprochen wird. Dieser Ort ist der Hauptmarkt für die Hochländer, die hier ihr Vieh, Fische, Tauwerk, Häute u. s. w. verkaufen.

An den Küsten von Schottland befinden sich verschiedene Inselgruppen, wovon besonders die an der Westküste, und daher Western Islands (eiländs) auch Hebriden (Ebudes) genannten, eine Erwähnung verdienen. Hier haben Sprache und Sitten sich noch am meisten in ihrer alterthümlichen Weise erhalten. Alle diese Inseln, an 300, sind baumlos, mit Haidekraut bedeckt, und von einem beinahe beständig stürmischen und sehr gefährlichen Ocean umgeben, daher man zu einigen von ihnen nur selten gelangen kann. Viehzucht, wenig Ackerbau, Fischfang sind die Hauptnahrungszweige, wozu noch das Einsammeln der Eier und Daunen vieler Wasservögel gehört, welche in den unzugänglichsten Klippen nisten. In neuerer Zeit hat man auch gelernt, aus dem Seegrase Pottasche, hier Kelp genannt, zu bereiten. Auf der größten dieser Inseln, Lewis (luis), befindet sich der einzige Ort Stornaway, den man eine Stadt nennt; sonst findet man nur einzelne zerstreute Hütten, und höchstens an den Landungsplätzen mehrere beisammen. Zu den größeren dieser Inseln gehören Skye (skeie), mit 20000 Einw., Mull mit 10000, Ila oder Isla (eila) mit eben so viel. Berühmter als alle diese ist die kleine Felseninsel Staffa, westlich von der Insel Mull. Sie besteht wie alle Hebriden aus Basaltfelsen, welche hier die berühmte Fingalshöhle bilden. Man denke sich zwei Wände aus senkrechten Basaltsäulen bestehend, 237 F. lang, am Eingange 117 F. hoch, im Hintergrunde 70, am Eingange 53 F. von einander entfernt, im Hintergrunde 20, überwölbt von einer Decke aus eben solchen Säulen; der Boden der Höhle besteht ebenfalls aus dicht an einander stehenden Basaltsäulen, wird aber beständig von einem unruhigen Meere bespült, so daß man nur mit Mühe an einer Seite, wo sich eine Art von Damm entlang zieht, zum Hintergrunde gelangt. Die häufig vorkommenden Zeichnungen dieser Höhle sind im Ganzen vollkommen genau. Der Name der Höhle ist neu. Die Einwohner der Gegend nennen sie: An ua vine, d. h. die melodische Höhle, weil die sich brechenden Wegen im Innern einen bald lieblichen, bald furchtbaren Ton hervorbringen. Der Name Fingal aber, auf Ersisch Fion, hat im Genitiv Fine, dessen Verwechselung mit vine, melodisch, den jetzigen Namen, den sich der Nationalstolz der Hochländer gern gefallen läßt, veranlaßt hat. — Ein anderes in der Nähe gelegenes kleines Eiland, Icolmkill oder Jona, soll, einer Sage nach, in älteren Zeiten ein Sitz der Wissenschaften und der Frömmigkeit gewesen seyn. Man zeigt noch die Trümmer einiger Kirchen und Klöster und viele Gräber, die man für Gräber alter schottischer Könige ausgiebt. Sie ist die fruchtbarste der Hebriden. An der Nordküste von Schottland liegt eine

andre Inselgruppe, die **Orkney** (—ni) oder Orkadischen Inseln (**Thule?**), zusammen 67, wovon aber nur 29 bewohnt sind. Die übrigen sind entweder bloße Klippen, oder werden doch nur der Weide und des Fischfangs wegen vorübergehend bewohnt. Die Beschaffenheit dieser Inseln ist ungefähr wie die der Hebriden; nur daß die Einwohner, an 30000, etwas mehr Betriebsamkeit zeigen. Viehzucht, Fischfang, besonders der hier außerordentlich ergiebige Heringsfang, Kelpbrennerei, sind die Hauptnahrungszweige. Die größte Insel wird hier wie in andern Inselgruppen **Mainland** (män—), d. h. Hauptland, sonst auch wohl **Pomona** genannt. Der Hauptort **Kirkwall** zählt 2500 Einw. Der Kanal, der diese Inseln von Schottland trennt, heißt der **Pentland Frith.**

Noch nördlicher, unter dem 60sten und 61sten Grade, liegen die Shetländischen Inseln, 86 an der Zahl, mit etwa 20000 Einw., welche zum Theil von Norwegen herstammen und auch die alte nordische Sprache noch nicht ganz aufgegeben haben. Diese Inseln sind vollkommen baumlos, stürmisch und beinahe immer in Nebel gehüllt; doch ist das Klima bei weitem nicht so strenge, als die Lage vermuthen läßt. Die Hauptinsel **Shetland** auch **Mainland** enthält den Flecken **Lerwick** mit 1200 Einw. Zwischen beiden Inselgruppen, in der Straße, welche alle Schiffe durchsegeln, welche um Schottland herumgehen, liegt die kleine Insel **Fair**, an deren Felsen einst das Admiralschiff der berühmten Armada scheiterte.

C) Das Königreich Irland.

Irland, **Ireland** (eirländ), von den Einwohnern selbst **Eirin** oder **Erin** genannt, woraus die schon den Alten bekannten Namen **Ierne**, **Inverna**, **Overnia**, am gewöhnlichsten aber **Hibernia**, gemacht worden, ist die zweite der beiden großen britischen Inseln, von England und Schottland durch das irische Meer, oder den Kanal von St. Georg getrennt. Sie enthält 1514 □ M. und über 7 Millionen Einw., wovon mehr als $^4/_5$ Katholiken sind. Nur im Süden, Westen und Norden befinden sich einige nicht bedeutende Gebirgszüge; bei weitem der größte Theil der Insel ist flach und sumpfig, daher auch hier die Feuchtigkeit des Klima den höchsten Grad erreicht, und dennoch soll es in Irland weder Schlangen noch andre giftige Thiere oder Insekten geben. An Mineralien liefert Irland nur Blei, Eisen und Kupfer; Steinkohlen sind zwar vorhanden, aber nicht zureichend, und bei der großen Armuth der meisten Einwohner wird der leichter zu gewinnende und überall vorhandene Torf vorgezogen. Der Ackerbau steht noch sehr gegen den englischen zurück und war ehemals noch mehr vernachlässigt; Kartoffeln werden dagegen in großer Menge gebaut und sind beinahe

die einzige Nahrung der Armen. Außerdem beschäftigen sich die Einwohner vorzüglich mit Viehzucht, mit dem Bau des Flachses und Hanfs, daher auch Leinwand das Haupterzeugniß der dortigen Betriebsamkeit, und endlich mit dem Fischfang, der besonders an Lachsen in den Flüssen und an Heringen an den nördlichen Küsten sehr ergiebig ist. Irland ist reich an Gewässern, sowohl Seen als Bächen, worunter in neuerer Zeit der See Killarney in der Grafschaft Kerry, wegen seiner reizenden Umgebungen berühmt geworden ist; der einzige bedeutende Fluß ist der Shannon (shennen), der von Norden nach Süden durch mehrere Landseen fließt und sich in das atlantische Meer ergießt; er ist durch einen Kanal, der nach Dublin geführt ist, mit dem irischen Meere verbunden. Ein anderer Kanal verbindet den großen Landsee Neagh (nihg) mit eben dem Meere.

Einwohner und Geschichte.

Die ursprünglichen Einwohner Irlands sind mit den schottischen Hochländern verwandt und reden ebenfalls die ersische Sprache, nur in einem abweichenden Dialect. Die Irländer werden von den Engländern gern als Leute von schweren und verworrenen Begriffen verspottet, und man wirft ihnen häufig die sogenannten irish (eirisch) bulls (irische Stiere) d. h. widersinnige und lächerliche Redensarten vor. Der Irländer dagegen haßt den Engländer und hat bei vielen Veranlassungen gezeigt, daß es ihm nur an Macht fehlt das englische Joch abzuschütteln. Der Hauptgrund dieses Hasses ist die Verschiedenheit der Religion und die daraus entstehenden Bedrückungen, die, obwohl gemildert, noch immer die Gemüther erbittern. Vorzüglich klagen die Irländer darüber, daß sie, obwohl Katholiken, doch den Pfarrern und Bischöfen der anglikanischen Kirche, in deren Sprengel sie wohnen, den Zehnten bezahlen müssen. Die kürzlich erfolgte Emancipation oder Gleichstellung der Irländer mit den Engländern in bürgerlichen Rechten ist nur ein schwacher Anfang zur Aussöhnung beider Völker. Nur in einigen großen Städten hat der Handel Wohlstand verbreitet, der größte Theil der Einwohner aber schmachtet in der bittersten Armuth und ihrem gewöhnlichen Gefolge, der rohesten Unwissenheit und dem entsetzlichsten Schmutze. Irland war den Alten nur dem Namen nach bekannt; nie kamen die Römer dahin, und wir haben daher keine Kenntniß des Landes vor dem 5ten Jahrhundert. Im Anfange desselben brachten Palladius und sein Nachfolger Patricius das Christenthum dahin; letzterer ist daher noch der Schutzheilige der katholischen Irländer. Wie überall, so auch hier, kamen Friede und Bildung im Gefolge des Christenthums; es entstanden Kirchen und Schulen, und von Irland gingen wiederum Apostel des christlichen Glaubens nach Schottland und selbst nach

nach Deutschland. Dieser glückliche Zustand ward durch die seit dem Anfange des 9ten Jahrhunderts sich häufig wiederholenden Einfälle der Normannen unterbrochen und zerstört; Irland fiel nach und nach in seine alte Verwilderung zurück, bis endlich den ewigen Fehden der vielen kleinen Oberhäupter unter sich die Eroberung des Landes durch die Engländer unter Heinrich **II. 1172** ein Ziel setzte. Viele englische Colonisten wurden nach Irland gesendet, um durch sie den Anbau und die Bildung des Landes zu befördern. Von der Zeit an folgte Irland ziemlich ruhig dem Schicksal Englands, bis die Reformation neue Unruhen erregte. Die Irländer beharrten bei den Ansichten ihrer Väter, und bald entspann sich zwischen ihnen und den protestantischen Engländern jener bittere Haß, welcher seitdem oftmals blutige Auftritte veranlaßt hat. Die katholischen Irländer waren natürlich dem Hause Stuart eifrig ergeben, und da ihr Haß oft in Empörung ausbrach, namentlich **1641**, wo mehr als **20000** friedliche Protestanten in Irland ermordet wurden, so mußten auch die Maßregeln zu ihrer Unterdrückung immer mehr geschärft werden. Wie wenig dieser Haß in der neuern Zeit nachgelassen, zeigten die Begebenheiten, welche die französische Revolution in Irland veranlaßte. Ueberall zeigte sich Unzufriedenheit und Empörung, räuberische Banden durchstreiften das Land, und ein kleines französisches Corps, welches **1798** bei Killala landete, fand eifrige Unterstützung. Auch diese Unruhen wurden indeß durch Waffengewalt gedämpft, und zugleich die Verfassung des Landes verändert. Bisher hatte Irland ein eigenes Parlament gehabt und ward von einem Vizekönig regiert; seit dem **1.** Jan. aber **1801** ist auch das irische Parlament mit dem englischen vereinigt und die Würde eines Vizekönigs abgeschafft. Irland sendet **4** geistliche und **28** weltliche Pairs ins Oberhaus und **100** Deputirte ins Unterhaus des Parlaments.

Eintheilung.

Irland wird in **4** Provinzen, **Leinster** (lenster), **Ulster** (olster), **Connaught** (—naht) oder **Conaght** und **Munster** oder **Mounster**, und diese zusammen in **32** Countys oder Grafschaften eingetheilt.

In der Provinz **Leinster** liegt die Hauptstadt des Königreichs, **Dublin**, in der Grafschaft gleiches Namens, am Ausfluß des **Liffey** (fi). Ihr irischer Name ist **Balacleigh**. Sie ist nach London die größte Stadt im britischen Reiche und zählt an **250,000** Einw. Die Stadt ist beinahe zirkelförmig gebaut und wird vom Liffey, über welchen **7** Brücken führen, in **2** Theile getrennt und nördlich vom Königs-Kanal und südlich vom großen Kanal umflossen. Ein schöne Allee (**Circular road**, rohd) umgiebt die Stadt. Die östlichen, neueren Theile der Stadt sind vortrefflich gebaut, die

inneren und älteren Theile bestehen dagegen aus elenden Hütten. Die öffentlichen Gebäude sind schöner und geschmackvoller als die von London und Edinburgh. Zu bemerken sind, im nördlichen Theile der Stadt, am östlichsten Ende, bedeutende Docken oder Schiffsbassins, neben welchen am Ufer des Flusses, welches durchaus mit steinernen Schalungen versehen ist, das prächtige Custom house, Zollhaus, liegt, das schönste in Großbritannien. Etwas weiter westlich trifft man die 180 F. breite Sackvillestraße, worin eine 108 F. hohe mit der kolossalen Statue Nelsons geschmückte Säule steht und das schöne neue Postgebäude liegt. Im südlichen Theile der Stadt bemerken wir: ziemlich im Mittelpunkt the Castle, ein weitläuftiges aber schönes Gebäude aus verschiedenen Zeitaltern, mit einer im gothischen Style neu erbauten Kapelle und einem daran stoßenden Garten, die Residenz der königlichen Statthalter. Nahe dabei liegt the royal Exchange, die Börse, eins der schönsten Gebäude der Stadt. Weiter südlich liegt die alte Hauptkirche St. Patricks, aus dem 14ten Jahrhundert, mit vielen Denkmählern berühmter Männer aus älterer und neuerer Zeit. Weiter östlich ist der überaus große Stephansplatz mit der Reiterstatue Georgs des II. Nördlich, dem Flusse näher, liegt die Universität, Trinity college, ein prachtvolles, großes Gebäude, welches 3 Höfe umschließt. Die Universität wurde 1311 zuerst gestiftet, aber nachdem sie in Verfall gerathen, unter Elisabeth 1591 aufs neue gegründet. Gegenüber liegt die prachtvolle Bank, früher der Versammlungsort des irischen Parlaments. Nicht weit davon ist das neue 1821 eröffnete Theater. Außer der Universität giebt es in Dublin eine königl. Akademie der Wissenschaften und andre gelehrte Anstalten. Dublin ist auch der Sitz eines Erzbischofs, Primas des Reichs. Die Fabriken sind, obgleich mannigfaltig, nicht ausgezeichnet; desto bedeutender ist der Handel, wovon Dublin für Irland den Mittelpunkt ausmacht. Der Hafen ist wegen seiner vortrefflichen steinernen Schalungen oder Quais und eines eine englische Meile ins Meer hinauslaufenden, 30 F. breiten Steindammes berühmt. Eine kleine Stunde von dem Flecken Drogheda, am Ufer des Flusses Boyne, ist auf einem Felsen eine viereckige, 150 F. hohe Pyramide errichtet, zum Andenken des Sieges, welchen Wilhelm III. den 1. Juli 1690 hier über seinen Schwiegervater Jakob II. erfocht.

In der Provinz Ulster bemerken wir außer den beiden Handelsstädten, Belfast mit 40000 und Londonderry mit 12000 Einw., nur noch den berühmten Riesendamm, Giants causeway (djeients casewå), welcher an der nördlichen Spitze der Grafschaft Antrim sich ins Meer hinaus erstreckt. Er besteht aus meist senkrecht stehenden Basaltsäulen und ist bei niedrigem Wasser auf 600 F. lang, die Länge der Säulen beträgt zwischen 15 und 36 F.

Dieses Basaltufer hat die größte Aehnlichkeit und steht in der genauesten Beziehung mit den vielen Basaltmassen der Hebriden.

In der Provinz **Connaught** befindet sich außer der Seestadt **Gallway** mit 20000 Einw. kein bedeutender Ort.

In der Provinz **Mounster** endlich befinden sich 3 bedeutende Handelsstädte.

Limerick, in der Grafschaft gleiches Namens am Shannon, mit über 50000 Einw. Der Fluß, der hier eine Insel bildet, theilt die Stadt in 3 Theile, wovon der eine die englische, der andre die irische Seite, der dritte **Perrytown** oder **Newtown** genannt wird. Der Handel der Stadt beschäftigt sich vorzüglich mit eingepökeltem Fleisch, mit Häuten und Butter.

Cork, in der Grafschaft gleiches Namens, an der Mündung der Lee, die hier einen bedeutenden Meerbusen und guten Hafen bildet. Sie zählt über 100,000 Einw. Sie liegt in einer reizenden, mit Landhäusern bedeckten Gegend, zum Theil auf einer sumpfigen Insel im Flusse, so daß viele Kanäle durch die Straßen haben gezogen werden müssen, zum Theil am hügeligen Ufer. Sie ist die zweite Stadt in Irland und treibt einen starken Handel mit Fleisch, Talg, Leinwand u. s. w., womit sie vorzüglich die Colonieen versieht. Die englischen Flotten pflegen hier anzulegen, um Proviant einzunehmen.

Waterford, in der Grafschaft gleiches Namens, mit 30000 Einw. Sie liegt am südlichen Ufer der **Suire**, über welche eine hölzerne Brücke geht; unterhalb der Stadt erweitert sich der Fluß zu einem Meerbusen. Der Hafen ist bequem und hat vortreffliche Quais; der Handel ist der nemliche wie in den vorerwähnten Städten.

Die bis hierher beschriebenen Länder machen den Hauptkörper des britischen Reiches aus, zu welchem aber außerdem noch gehören:

A. In Europa.

1. Die Inseln **Malta**, **Gozzo** und **Comino**, zwischen Sizilien und Afrika; wovon bei Italien geredet werden soll.

2. Die Festung **Gibraltar**, deren Beschreibung man unter Spanien suche.

3. Die Insel **Helgoland**, in der Nordsee, den Mündungen der Elbe, Weser und Eyder gegenüber. Sie besteht aus zwei Theilen, dem hohen und dem niedern Lande. Dies letztere ist unbewohnt und wird immer mehr von dem Anspülen des Meers verringert; es soll ehemals viel beträchtlicher gewesen seyn und mit einigen jetzt davon getrennten Sandinseln zusammengehangen haben.

Das hohe Land besteht aus verhärtetem Thon, es hat 4200 Schritt im Umfange und ist 90 bis 160 F. über der Meeresfläche erhaben; man gelangt durch eine Treppe von 208 Stufen hinauf. Es leben dort 2 bis 3000 Menschen vom friesischen Stamme, die sich theils mit etwas Viehzucht, vorzüglich aber mit Fischfang und dem Lootsen-Handwerk beschäftigen. Die durch viele Sandbänke sehr gefährliche Einfahrt in die Elbe nöthigt beinahe alle Schiffe, bei irgend ungünstiger Witterung sich eines Helgolander Lootsen als Führer zu bedienen. Die Insel hat 2 Häfen, einen nördlichen für größere, und einen südlichen für kleinere Fahrzeuge. Auf ihr befindet sich ein Leuchtthurm. Ehemals gehörte diese Insel zu Dänemark; die Engländer besetzten sie 1807 und seit dem Pariser Frieden 1814 ist sie ihnen förmlich abgetreten worden. Sie haben diese natürliche Festung noch durch Batterieen verstärkt.

4. Die Jonischen Inseln, welche indeß nur unter englischem Schutze stehen; wir werden bei Griechenland davon reden.

5. Das Königreich Hannover, welches der in England jetzt regierenden Familie, nicht aber zum britischen Reiche gehört; als ein Theil von Deutschland wird es dort vorkommen.

B. In Afrika.

Mehrere Plätze und Inseln auf und an der Gold- und Sklavenküste; die Inseln St. Helena und Ascension, Isle de France, und das Vorgebirge der guten Hoffnung.

C. In Asien.

Die unermeßlichen Besitzungen der ostindischen Compagnie, auf der Halbinsel diesseits des Ganges, die Insel Ceylon, die Prinz-Wales-Insel, Niederlassungen auf Sumatra, Borneo u. s. w.

D. In Amerika.

Canada und die weitläuftigen nur wenig bekannten sogenannten Hundsonsbay-Länder. Die Colonieen Demerary, Essequebo, Berbice, auf dem festen Lande von Süd-Amerika; die Inseln Jamaica, Barbados, Trinidad, Granada, St. Vincent, Dominica, Antigua, Sta Lucia, Tabago, die Bahama-, die Lukayischen und Bermudischen Inseln.

E. In Australien.

Die bis jetzt einzigen europäischen Niederlassungen auf dem festen Lande von Neu-Holland, und mehrere Inseln.

Von allen diesen außereuropäischen Besitzungen, die zusammen über 100,000,000 Einw. haben, wird unter den Welttheilen, wozu sie gehören, geredet werden.

Geschichte und Litteratur.

Wenn wir die ungewissen und dunkeln Sagen von einem Handelsverkehr der Phönizier mit den britischen Inseln, von wo sie Zinn geholt haben sollen, wie billig abrechnen, so verdanken wir die älteste eigentliche Kunde von England abermals den Römern, deren Herrschsucht auch das entfernte Britannien nicht ganz entgehen konnte. Julius Cäsar war der erste Römer, welcher kurz vor Christi Geburt daselbst landete und einen Theil der wilden Einwohner, die zum großen Völkerstamme der Celten gehörten, unterjochte. Unter den Kaisern bildete und dehnte sich die Herrschaft über diese Gegenden während **400** Jahre immer mehr aus; jedoch überschritten sie nicht leicht die Gränzen des heutigen Schottland und suchten sich vielmehr gegen dessen kriegerische und wilde Bewohner, die Picten und Scoten, durch den sogenannten Pictenwall zu schützen. Mit dem Verfall des römischen Reichs beginnt die eigentliche englische Geschichte. Freiwillig verließen die Römer ums Jahr **427** das entlegene England, um ihre Waffen gegen mächtige sie bedrängende Feinde, die andringenden germanischen Stämme, zu richten. Wehrlos und durch lange Knechtschaft entartet, vermochten die Britten sich nicht gegen die jede Gelegenheit zum Raube benutzenden Picten und Scoten zu schützen und riefen ihre kriegerischen aber rohen Nachbarn der gegenüber liegenden Küsten Germaniens, die Sachsen, Jüten, Angeln und Friesen, zu Hülfe. Zwei Brüder, Hengist und Horsa, **449**, werden als die Anführer der ersten Haufen genannt. Ihr Glück gegen die Picten und Scoten lockte immer neue Schwärme ihrer Landsleute hinüber; aus den Beschützern wurden bald Unterdrücker, und nach wenigen Jahren einer verzweifelten Gegenwehr sahen sich die Britten unterjocht, oder in die noch unzugänglichen Gebirge von Wales zurückgedrängt. In diese Zeit fallen, wenn ihnen überall historische Wahrheit zum Grunde liegt, die Thaten jenes in den ältesten Dichtungen viel gefeierten Königs Arthur oder Arthus und seiner Ritter von der Tafelrunde, als der letzten britischen Helden. England war nun sächsisch geworden in Sprache und Sitten, und blieb es im Ganzen genommen bis ins **11**te Jahrhundert. Die germanischen Abkömmlinge waren von verschiedenen Stämmen und unter viele Anführer vertheilt; jeder versuchte sein Glück auf seine eigne Hand, und so entstand nach und nach in England die sogenannte sächsische Heptarchie, oder die **7** Königreiche: Kent, Northumberland, Ostangeln, Merey, Essex, Sussex und Westsex, welche nach Jahrhundert langen Fehden, durch Absterben und Unterjochung so zusammenschmolzen, daß sie endlich von Egbert, König von Westsex, **827** zu Einem Königreiche vereinigt wurden, welches den zahlreicheren Angeln zu Ehren von nun an den Namen **England, Anglia, erhielt. Das Christenthum war seit dem 6ten**

Jahrhundert durch den vom Papst Gregor dem Großen abgesandten Abt Augustin verbreitet und allgemein herrschend geworden. Der durch die Vereinigung zu einem Reiche entstandene friedlichere, der Bildung günstigere Zustand ward nur zu bald durch die verheerenden Einfälle jener nordischen Völker gestört, welche in Frankreich unter dem Namen der Normannen, hier unter dem der Dänen, bekannt sind. Das unselige Mittel der Schwäche, die Feinde durch Geschenke zu entfernen, lockte nur immer neue Abenteurer herbei, und bald war ganz England von ihnen überschwemmt. Auf kurze Zeit gelang es zwar dem heldenmüthigen Alfred, **871—878**, die Sachsen wieder zu ermannen und die Dänen nach mehreren Niederlagen theils zu vertreiben, theils in scheinbar friedliche Ansiedler zu verwandeln; aber sein Geist ging nicht auf seine Nachfolger über, die Dänen brandschatzten nach wie vor die Provinzen, und als die Sachsen in der Verzweiflung auf Befehl ihres schwachen Königs Ethelred **1002** viele tausend Dänen plötzlich überfielen und ermordeten, reizten sie dadurch nur die Rache des mächtigen Swen von Norwegen, der bis **1013** ganz England unterwarf und es **1017** seinem Sohne Kanut dem Großen als ein friedliches Erbe hinterließ. Die Herrschaft der Dänen in England war indeß von kurzer Dauer: Kanuts unbedeutende Söhne starben schnell nach einander, und Eduard der Bekenner, aus dem alten sächsischen Königshause, kam **1042** beinahe ohne Widerstand auf den Thron. In der Normandie erzogen, brachte er schon viel Normännisch-Französisches nach England hinüber und bereitete so die folgende Periode der englischen Geschichte vor. Als er **1066** ohne Erben starb, bewarben sich sein Schwager Harald Graf von Kent, ein Liebling des Volks, und Wilhelm Herzog von der Normandie um den Thron; beide behaupteten durch den Wunsch des letzten Königs dazu berufen zu seyn. Die Waffen entschieden bald für Wilhelm; er landete mit einem mächtigen Heere, an welches sich, nach dem Geiste der damaligen Zeit, viele tapfere Abenteurer freiwillig, von dem schon berühmten Namen Wilhelms gelockt, angeschlossen hatten, bei Pevensey, und siegte in der bald darauf erfolgten Schlacht bei Hastings, den **14. Oct. 1066**, in welcher sein Nebenbuhler blieb. Das Loos der Ueberwundenen war hart. Wilhelm, nun der Eroberer genannt, vertheilte ganz England in **60000** Lehne, wovon er die meisten seinen normännischen Rittern übergab; die meisten sächsischen Edlen verloren ihre Besitzungen oder mußten sie doch unter harten Bedrückungen als Lehn vom Könige nehmen; selbst den Kirchen und Klöstern erging es nicht besser, und nirgend zeigte sich das Feudalwesen in einer furchtbarern Gestalt, als hier. Diese gewaltsame Umwandlung der bisherigen Verfassung, die grausamen Jagdgesetze, die Strenge, womit die sächsische Sprache und Sitten von den französischen verdrängt wurden, reizten die unglücklichen Sachsen mehrere Male zu fruchtlosen Empörungen; ihr

Loos wurde dadurch nur härter. Aber diese unnatürliche Härte konnte unmöglich auf die Dauer bestehen, und der Widerstand des Volks, ja selbst der Edlen und der Geistlichkeit, ist der vorzüglichste Grund, weshalb in England so frühe schon und bald nach dem Tode Wilhelms, 1087, die Rechte des Volks gegen die Könige eifrig vertheidigt wurden und die ersten Spuren jener freien Verfassung sich zeigen, deren England sich jetzt erfreut. Die männlichen Nachkommen Wilhelms besaßen den Thron nicht lange und starben schon mit dem dritten Könige aus diesem Stamme, Heinrich I. 1100—35, aus. Heinrichs einziger Sohn war in einem Schiffbruche verunglückt, er ernannte daher seine Tochter Mathilde, Wittwe des deutschen Kaisers Heinrich V., zu seiner Nachfolgerin und vermählte sie mit Gottfried Plantagenet, Herzog von Anjou und Maine, aus welcher Ehe Heinrich II., der Stifter des englischen Hauses Anjou oder Plantagenet, entsproß, welcher nach 10jährigem Streit mit Stephan von Blois, Enkel Wilhelms des Eroberers, endlich 1154 den Thron bestieg. Heinrich II., ein Fürst von ausgezeichneten Talenten und Tapferkeit, besaß beim Antritt seiner Regierung, außer England, die Normandie und Bretagne, von väterlicher Seite noch Anjou, Touraine und Maine, und durch seine Ehe mit Eleonore, geschiedenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, Guienne und Poitou, wozu er durch eine leichte Eroberung noch 1172 Irland fügte. Diese weitläuftigen französischen Besitzungen aber verwickelten ihn und seine Nachfolger in ewige Fehden mit den Königen von Frankreich. Unglückliche Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, deren übertriebene Vorrechte er einzuschränken suchte, und die häufigen Empörungen seiner von ihrer Mutter Eleonore selbst aufgereizten Söhne, verbitterten besonders die letzten Jahre dieses ausgezeichneten Fürsten. Die Regierung seines heldenmüthigen Sohnes Richard Löwenherz 1189—99 ging in beständigen Unruhen vorüber. Der Kreuzzug, welchen er 1189 mit Philipp August von Frankreich unternahm, endete fruchtlos durch die Eifersucht der beiden Fürsten. Auf der Rückreise ward Richard von einem Herzoge von Oestreich gefangen genommen, mußte sich mit großen Summen lösen und seine Krone seinem treulosen Bruder Johann wieder entreißen. Er blieb bei der Belagerung einer kleinen Burg Chalûs in Frankreich. Seines jüngern Bruders Johann ohne Land elende Regierung 1199—1216 legte den ersten Grund zu der heutigen englischen Verfassung. Um sich des Thrones zu versichern, hatte er seinen Neffen Arthur, Sohn seines ältern Bruders Gottfried, ermordet und sich dadurch den Bannfluch des Papstes zugezogen. Feigherzig übergab er nun den Papst zu versöhnen seine Krone in die Hände des päpstlichen Legaten, um sie als ein Lehn des römischen Stuhls wieder zu empfangen. Diese unwürdige Erniedrigung empörte alle Stände des Reichs, welche schon seit längerer

Zeit durch unaufhörliche und willkührlich ausgeschriebene Auflagen erbittert waren, und sie nöthigten den elenden Johann eine Urkunde zu unterzeichnen, 1215, die magna charta libertatum, noch jetzt die Grundlage der englischen Freiheit, der erste Vertrag, in welchem die Zustimmung der Stände, damals freilich nur noch Geistlichkeit und Adel, zu den Steuern als Gesetz aufgestellt wurde. Auch die Freien vom Bürgerstande erhielten schon bedeutende Vorrechte. Gern hätte der König, vom Papste, der mindestens eben so oft den Despotismus als die Freiheit der Unterthanen in Schutz nahm, unterstützt, diesen Vertrag zurückgenommen, aber das Volk vertheidigte auch mit den Waffen seine Freiheit, und nur Johanns Tod kam einem Bürgerkriege zuvor, in welchem viele sich schon auf die Seite des gelandeten Dauphins, nachmaligen Ludwigs VIII., geschlagen hatten. Unter den nachfolgenden Fürsten des Hauses Plantagenet bildete sich die englische Verfassung mit raschen Schritten aus. Der schwache Heinrich III., Johanns Sohn, 1216—72, ein Spielball seiner Barone, gab Gelegenheit zu häufigeren Ständeversammlungen, welche nun schon den Namen Parlamente annahmen und zu welchen auch 1265 die Deputirten der Städte gezogen wurden. Sein trefflicher Sohn Eduard I., 1272—1307, eroberte zwar Wales und besiegte Schottland, welches nun eine Zeitlang von England abhängig blieb, bedurfte aber eben zu diesen Unternehmungen der häufigen Geldunterstützungen der Stände, zu deren Bewilligung von nun an auch die städtischen Abgeordneten nothwendig erachtet wurden. Eduard II., 1307—27, von Günstlingen beherrscht, ward nach einer elenden und unruhigen Regierung von seiner eigenen Gemahlin Isabella gefangen genommen und ermordet. Die Regierung seines Sohnes Eduard III., 1327—77, gehört zu den glänzendsten in der englischen Geschichte. Wir haben schon bei Frankreich gesehen, welche damals doch wohl weniger ungegründet scheinende Ansprüche Eduard an die französische Krone machte. Er und sein tapferer Sohn Eduard, gewöhnlich von seiner Rüstung der schwarze Prinz genannt, siegten in mehreren Schlachten in Frankreich: bei Crecy 1346, worauf das wichtige Calais sich ergeben mußte und bis ins 16te Jahrhundert bei England blieb, und bei Poitiers 1356, in welcher letztern der König Johann von Frankreich gefangen wurde und als Gefangener in London starb; zu gleicher Zeit siegte auch seine heldenmüthige Gemahlin, Philippe von Hennegau, über die Schotten und nahm den König David Bruce gefangen. Natürlich bedurfte der kriegerische Eduard häufig der Unterstützung des Parlaments, und dies erhielt unter seiner Regierung 1343 dadurch seine letzte Ausbildung, daß es, unter der Form der beiden Häuser, als gesetzgebendes Corps von England zusammentrat; der kleinere Landadel hatte sich schon früher, man weiß nicht genau wann, an die Städtedeputirten angeschlossen. Unter eben dieser Regierung

erhob sich auch der als ein früher Vorläufer der Reformation berühmte Johann Wiclef, eigentlich J. v. Wicliffe, nach seinem Geburtsorte so benannt, geboren 1324. Fromm und gelehrt, griff er zuerst die Mißbräuche des Mönchswesens und die angemaßten Vorrechte der Geistlichkeit an, und vertheidigte muthig sowohl in Schriften als mündlich zu Rom die Rechte des Königs gegen die Päpste; auch übersetzte er die Bibel in die Landessprache. So lange Eduard lebte, schützte er ihn kräftig gegen die Verfolgungen Roms; unter seinem schwachen Sohne ward Wiclef zwar als Ketzer verurtheilt, starb indeß ruhig 1384 oder 87; sein Leichnam ward auf Befehl des Papstes Martin V. 1428 ausgegraben und verbrannt. Eduard, der schwarze Prinz, war leider früh gestorben, 1376, und sein Sohn Richard II., der nun zur Krone gelangte, 1377 — 99, ließ sich von unwürdigen Günstlingen so sehr beherrschen, daß der erbitterte Adel mit Freuden den Herzog Heinrich von Lancaster, einen nahen Verwandten des Königs, in seiner Empörung unterstützte und ihn unter dem Namen Heinrich IV. auf den Thron setzte; Richard ward im Gefängniß ermordet. Mit dem Hause Lancaster beginnt eine wahre Heldenperiode der englischen Geschichte, welche bis zur Thronbesteigung Heinrichs VII. Tudor sich erstreckt, in den eigentlichen Geschichtsbüchern zwar genauer und ausführlicher, von niemand aber geistvoller und anschaulicher ist dargestellt worden, als von Shakespeare in der Reihe seiner historischen Stücke von Richard II. an bis auf Richard III. Nur 3 Könige zählt das Haus Lancaster auf dem englischen Throne: Heinrich IV. von 1399 — 1414, dessen Regierung von immerwährenden Empörungen der eifersüchtigen Großen, besonders des sich dem Throne eben so nahe verwandt glaubenden Hauses York, beunruhigt ward; Heinrich V., 1414 — 21, der nach einer wüst und leichtfertig verschwendeten Jugend das Muster eines ritterlichen Königs ward. Seine Siege in Frankreich, wo er zum Nachfolger des schwachen Carls VI., dessen Tochter er heirathete, ernannt ward, haben wir bei Frankreich erwähnt. Er starb leider zu früh, um seinen Thaten die Krone aufzusetzen, und sein Sohn und Nachfolger Heinrich VI., 1421 — 60, schien von der Natur zu ewiger Unmündigkeit bestimmt. Er bestieg als Kind von 9 Monaten 1421 den Thron von England und Frankreich und lebte bis 1471, um alle seine Besitzungen in Frankreich, mit Ausnahme von Calais, mehrere Male selbst die Krone Englands und endlich das Leben im Gefängniß auf gewaltsame Weise zu verlieren. Ein solcher König, schwach an Jahren und Gemüth, war nicht geeignet sich in einer Zeit zu behaupten, wo bei dem aufgeregten Kampfe aller Leidenschaften in den Großen des Reichs, der männlichste Fürst nur mit Mühe seine Würde bewahrt hätte. Richard, der tapfere Herzog von York, machte als Nachkomme Eduards III. Ansprüche auf die Krone, und erzwang

es als Protector des Reichs anerkannt zu werden; als er 1460 bei Wakefield blieb, ward sein Sohn Eduard VI. in London als König anerkannt. Furchtbare Kämpfe entspannen sich nun zwischen den beiden Häusern Lancaster, für welches die Königin Margaretha von Anjou, der tapfere Warwick und eine Zeitlang selbst Eduards Bruder, der Herzog von Clarence, fochten, und dem Hause York, welches mit Eduard IV. den Thron bestiegen hatte. Diese, wegen der Feldzeichen der beiden Häuser, die Kriege der rothen (Lancaster) und der weißen Rose (York) genannt, rafften auf dem Schlachtfelde, auf Schaffotten und in Kerkern die Blüthe des englischen Adels, die meisten alten und mächtigen Häuser, ja selbst die Häuser Lancaster und York bis auf wenige Personen dahin. Die Königin Margaretha hatte zuerst das Zeichen zu blutigen Hinrichtungen der Besiegten gegeben, und das Haus York folgte ihrem Beispiele mit unerhörter Grausamkeit. Eduard ließ seinen eigenen Bruder Clarence ermorden, und als er selbst nach einem ausschweifenden Leben 1482 gestorben war, schwang sich sein Bruder, der an Leib und Seele mißgeschaffene Richard III., 1483 auf den Thron, nachdem er seine beiden Neffen und Mündel Eduard V. und dessen Bruder, Söhne Eduards IV., im Tower hatte ermorden lassen. Nur 2 Personen waren noch, außer dem Könige, aus den streitenden Häusern am Leben: Elisabeth, eine Tochter Eduards IV, und Heinrich Lancaster genannt Tudor, weil er von väterlicher Seite von Owen Tudor, einem welschen Edelmann, abstammte, welcher die Wittwe Heinrichs V. geheirathet hatte. Heinrich war nach der Bretagne entflohen, von wo er mit einer geringen Macht, auf den Wunsch vieler mit den Grausamkeiten des finstern Richard unzufriedenen Großen, in Wales landete, großen Anhang fand und 1485 in der Schlacht bei Bosworth seinen Gegner besiegte, der nach einer tapfern Gegenwehr auf dem Schlachtfelde blieb. Heinrich VII. ward sogleich mit der leichten Krone, welche Richard in der Schlacht getragen, gekrönt, allgemein als König anerkannt, und vereinigte, wenigstens scheinbar, die streitigen Rechte der Häuser Lancaster und York durch seine Vermählung mit Elisabeth von York, Tochter Eduards IV. Hier enden die großen bürgerlichen Kriege Englands, während welcher zwar Frankreich verloren ging, der größte Theil der alten Heldengeschlechter ausgerottet ward, aber auch, bei so ungewisser Thronfolge, die Stimme des Parlaments außerordentlich an Gewicht zunahm, die bürgerliche Freiheit aufzublühen anfing, und so die nun folgenden Zeiten der Bildung und des Wohlstandes vorbereitet wurden.

Nur in so fern entsprach Heinrichs VII. Regierung 1485 — 1509 dem Bedürfniß der Zeit, daß er durch Unterdrückung des Adels die innere Ruhe erhielt; sein unersättlicher Geiz aber, sein Argwohn mit Grausamkeit verbunden, waren nicht geeignet, ihm die

die Liebe des Volks zu erhalten. Zweimal war er in Gefahr die Krone zu verlieren. Er hatte den jungen Grafen Eduard v. Warwick, Sohn des Herzogs v. Clarence, in den Tower gesetzt, und bald zeigte sich ein von den Anhängern des Hauses York unterrichteter Betrüger, eines Beckers Sohn, Lambert Simnel, welcher sich für den aus dem Gefängniß entflohenen Eduard ausgab, auch in Irland so großen Anhang fand, daß er in Dublin unter dem Namen Eduard VI. zum König ausgerufen wurde. Als er aber mit den Irländern in England landete, ward er 1487 geschlagen und, zum Beweis wie wenig man ihn fürchte, zum Küchenjungen in der königlichen Küche gemacht. Viel ernsthafter war der zweite Versuch dieser Art, der an vielen Höfen, besonders aber bei der Herzogin von Burgund, einer Schwester des letzten Königs, große Unterstützung fand, so daß noch immer ein Schatten der Ungewißheit geblieben ist, ob hier Wahrheit oder Betrug im Spiele war. Ein junger Mann, von welchem Heinrich VII. freilich beweisen zu können glaubte, daß er eigentlich Perkin Warbeck, der Sohn eines getauften Juden sey, zeigte sich am Hofe von Burgund und ward von der Herzogin selbst als ihr Neffe Richard Herzog von York empfangen, der, wie er behauptete, den von Richard III. gesendeten Mördern seines Bruders Eduards V. entsprungen sey. Von Frankreich und Burgund unterstützt, begab sich der angebliche Richard von York nach Schottland, wo er eine günstige Aufnahme fand. Von da durch Heinrichs Einfluß vertrieben, ging er nach Irland und landete endlich in Cornwallis, wo aber seine Anhänger bald zerstreut, er selbst gefangen und 2 Jahre darauf 1499 hingerichtet wurde, weil er auch im Tower noch Verschwörungen angezettelt haben sollte. — Seines Sohnes Heinrichs VIII. lange und tyrannische Regierung, 1509 — 47, fällt in die Zeiten der Reformation, die auch unter ihm die ersten, nur von der Laune und Herrschsucht des Königs gehemmten und verunstalteten Fortschritte machte. Zuerst eifriger Anhänger des Papstes, vertheidigte er selbst die katholische Lehre gegen Luther und erhielt dafür vom Papste den Titel: Beschützer des Glaubens; doch war diese Freundschaft nicht von langer Dauer. Unzufrieden mit seiner Gemahlin Isabelle von Spanien, Wittwe seines früher verstorbenen Bruders Arthur, wünschte er sich von ihr zu trennen, und als der Papst, aus Furcht vor Carl V., dessen Tante sie war, seine Einwilligung versagte, ging er in so fern zu den Grundsätzen der Reformation über, daß er sich für das Oberhaupt der englischen Kirche erklären ließ, alle Klöster aufhob, die Kirchengüter einzog, gewisse Sätze als unverbrüchlich zu haltende Lehren aufstellte und nun mit eben der tyrannischen Strenge gegen die ächten Katholiken, wie gegen die wahren Freunde der Reformation, mit Feuer und Schwerdt wüthete. Anna Boleyn (Mutter Elisabeths), die er, nachdem er sich von Isabellen, 1532, scheiden lassen, gehei-

rathet, ward 1536, als er ihrer überdrüssig, ohne allen Grund der Untreue beschuldigt und hingerichtet. Ihre Nachfolgerin Johanna Seymour, Mutter Eduards VI., starb nach der Entbindung 1537. An ihre Stelle trat bald Anna, Prinzessin von Cleve, von welcher er sich jedoch schon 1540 scheiden ließ, um sogleich eine andre, Catharina Howard, zu heirathen, welche, als der Untreue überführt, 1542 enthauptet ward. Seine letzte Gemahlin Catharina, Wittwe eines Lords Latimer, hatte das Glück ihn zu überleben. Eben so launenhaft wie in seinem Privatleben, war Heinrich auch in seinen öffentlichen Verhältnissen, und ließ sich von seiner Eitelkeit verführt zu den verschiedensten Bündnissen, bald mit Spanien, bald mit Frankreich und dem Kaiser, immer zum Vortheil andrer hinreißen. Sein Sohn und Nachfolger Eduard VI., 1547 — 53, war erst 9 Jahr alt, als er den Thron bestieg. Unter ihm, oder vielmehr unter der Regentschaft des Herzogs von Somerset, ward die Reformation vorzüglich durch den Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer, auf eine mildere und weisere Art verbreitet. Um sie auch in der Folge vor Gefahren zu sichern, überredete man den jungen, höchst schwachen König, dessen baldiger Tod vorauszusehen war, seine Schwester Maria, die Tochter Isabella's, weil sie eifrig katholisch war, von der Thronfolge auszuschließen, und diese einer jungen, höchst liebenswürdigen Verwandtin, Johanna Gray, zuzusichern. Es geschah; indeß betrat Maria nach des Königs Tode, 1553, den Thron ohne Widerrede, den Johanna wider ihren Willen zehn Tage lang inne gehabt und wofür sie bald nachher als Theilnehmerin einer Verschwörung hingerichtet wurde. Maria, deren blutiger Verfolgungseifer ihr den Zunamen der Tollen zugezogen, hatte nichts eiligeres, als mit der äußersten Strenge und unter blutigen Verfolgungen die Reformation auszurotten. Thomas Cranmer und viele andre wurden verbrannt, Tausende flüchteten außer Landes. Diese Grausamkeit, ihre von dem Volke verabscheute Ehe mit Philipp II. von Spanien, und der Verlust Calais's, welches die Franzosen mitten im Winter überrumpelten, trieben die Erbitterung aufs höchste, als ihr Tod 1558 die glänzende Regierung Elisabeths herbeiführte. Elisabeth, 1558 — 1603, würde mit Recht als die trefflichste Regentin und die größte Wohlthäterin ihres Landes in der Geschichte glänzen, wenn sie ihren Ruhm nicht durch die unwürdige Verfolgung und die Hinrichtung ihrer nahen Verwandtin, der unglücklichen Maria Stuart, befleckt hätte. Weibliche Eifersucht auf die Schönheit und Jugend Maria's, war wohl der Hauptgrund ihres Hasses; wozu noch kam, daß Maria, von den Herzögen von Guise ihren Verwandten verleitet, den Titel und das Wappen einer Königin von England angenommen und, als Katholikin, von einem Theile des englischen Volkes als die rechtmäßige Erbin des Reichs angesehen wurde, während eben diese Partei die Rechtmäßigkeit

Elisabeths, wegen der Hinrichtung ihrer Mutter, in Zweifel zu ziehen suchte. Die größten Verdienste hat sich Elisabeth erworben durch die feste Begründung des Protestantismus und die Begünstigung des Handels, der Fabriken und des Seewesens. In den Grundsätzen der Reformation erzogen und von dem allgemeinen Wunsche des Volks aufgefordert, führte sie mit weiser Mäßigung die jetzigen kirchlichen Verhältnisse Englands herbei. Freilich aber befriedigte sie damit nicht ganz die Ansichten vieler; sie ließ sowohl die bischöfliche Würde, als vieles von dem äußern Prunk im Gottesdienst der katholischen Kirche bestehen, und beides mißfiel höchlich den einst von Maria vertriebenen und jetzt zurückgekehrten Engländern, welche die freieren Grundsätze der Genfer Kirche angenommen hatten. Seitdem bildete sich, anfangs im Stillen, der in der Folge so blutig ausgebrochene Gegensatz der Episcopalen oder Conformisten, d. h. derer, die sich die bischöflichen Einrichtungen gefallen ließen, und der Nonconformisten, oder Presbyterianer, in der Folge vorzüglich Puritaner genannt, welche auf Gleichheit in der Kirche drangen, und die überflüssigen Cärimonien und die Gewalt der Bischöfe abgeschafft wissen wollten. — Eine große Gefahr und Elisabeths Muth erschufen die englische Seemacht. Philipp II. von Spanien, damals der mächtigste, oder doch der gefürchtetste Monarch in Europa, erbittert über den Tod Maria's und über die Unterstützung, welche Elisabeth seinen empörten Unterthanen in den Niederlanden zukommen ließ, beschloß England wo möglich zu erobern und rüstete 1588 die größte bis dahin gesehene Flotte von 150 großen Schiffen aus, welche 50000 Mann Landungstruppen nach England bringen sollte. Die Holländer schickten Elisabeth 30 Kriegsschiffe zu Hülfe, England selbst aber vermochte damals nur eine Menge kleiner Fahrzeuge zu stellen, welche der spanischen Macht wenig gewachsen gewesen wären, wenn nicht Stürme, Unwissenheit der Führer und der überlegene Muth und die Geschicklichkeit der englischen und niederländischen Anführer das große Unternehmen vernichtet hätten. Seitdem erst fing England an seine Macht zu kennen, und konnte schon 10 Jahre darauf unter dem großen Francis Drake, dem ersten englischen Weltumsegler, und dem Grafen Essex, Cadix erobern und die dortige Flotte und ungeheuere Vorräthe vernichten. Schon früher hatte zwar Cabot 1498 unter Heinrich VII. die Küsten von Newfoundland und Labrador entdeckt; sie waren aber unbenutzt geblieben, so wie auch die erste englische Niederlassung in Nordamerika unter Walther Raleigh 1585, welcher der jungfräulichen Königin zu Ehren das von ihm besetzte Land Virginien nannte, anfangs gänzlich scheiterte. Doch begann der Handel die Aufmerksamkeit der Engländer zu beschäftigen: die ostindische Compagnie, lange Zeit jedoch ohne bedeutenden Erfolg, ward 1600 gestiftet; und die aus den Niederlanden, durch die Grausamkeit des Herzogs von Alba

vertriebenen Protestanten belebten zuerst die englischen Manufacturen, besonders die feinere Verarbeitung der Wolle. Endlich begann unter der glücklichen Regierung Elisabeths auch die höchste Blüthe der englischen Poesie mit jenem einzigen **William Shakespeare**, geboren **1564**, gest. **1616**, der beinahe ohne Vorgänger, alle seine Nachfolger weit überstrahlte. **Ben Jonson** und **Beaumont** und **Fletcher**, seine jüngern Zeitgenossen, obgleich ihm nahe stehend, vermochten ihn nicht zu erreichen. — Die letzten Tage Elisabeths wurden durch tiefen Kummer getrübt; stets hatte sie jede eheliche Verbindung gemieden, so sehr auch das Parlament sie gebeten hatte, sich zu verheirathen; aber sie war nicht frei geblieben von Schwächen gegen meist unwürdige Günstlinge. Der letzte derselben, der Graf Essex, der durch die Unternehmung gegen Cadix sich einen unverdienten Ruhm erworben, den er in späteren Feldzügen, vorzüglich gegen irische Rebellen, schlecht bewährt hatte, ging im trotzigen Uebermuthe so weit, daß er, schon abgerufen vom Heere, in London selbst eine öffentliche Empörung zu erregen suchte. Im ersten Unwillen ließ ihn Elisabeth enthaupten, verfiel aber gleich nachher in so bittere Reue und tiefe Schwermuth, daß sie die letzten **10** Tage ohne Nahrung, auf dem Fußboden liegend, stumm zubrachte, und nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, den König von Schottland, ihren nächsten Verwandten, Jakob **VI.**, den Sohn der unglücklichen Maria, zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Sie starb im **70**sten Jahre **1603**.

Mit Jakob **VI.** von Schottland, in England Jakob **I.**, bestieg das Haus Stuart den englischen Thron, und behauptete sich darauf von **1603** bis **1714**, meist mit Unzufriedenheit des Volks. Geheime Vorliebe für den Katholizismus einiger, und entschiedene Neigung zum Despotismus vieler Glieder dieses Hauses, waren die Ursachen seiner Unglücksfälle. Unter Jakob **I.**, einem gelehrten aber unmännlichen und in despotischen Grundsätzen erzogenen Fürsten, ward zwar die Ruhe noch erhalten, doch zeigten sich schon deutliche Spuren der wüthenden Parteiungen, welche seinem unglücklichen Sohne das Leben kosteten. Von der einen Seite brach der Haß der Katholiken, die jede Hoffnung auf friedliche Wiederherstellung aufgegeben hatten, in die sogenannte Pulververschwörung aus; ein schändliches Complott, welches den teuflischen Anschlag geschmiedet hatte, den König und das Parlament mittelst Pulvertonnen, die man in einem Keller unter dem Versammlungssaale angehäuft hatte, in die Luft zu sprengen. Von der andern Seite waren auch die Protestanten mit der auffallenden Nachsicht unzufrieden, womit Jakob die Theilnehmer an dieser Schandthat behandelte, ja sie beinahe entschuldigte; vorzüglich aber waren die Presbyterianer erbittert, daß Jakob, der als König von Schottland in dieser Lehre erzogen war, ihre Hoffnungen

täuschte und sich mit großer Strenge für die Episcopalen, die seinen despotischen Meinungen mehr zusagten, erklärte. Noch mehr wuchs die Unzufriedenheit, als der König lange Zeit daran arbeitete, seinen ältesten Sohn mit einer spanischen Prinzessin und nachher mit einer französischen, beide katholisch, zu vermählen, und dagegen seinen unglücklichen Schwiegersohn, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und vertriebenen König von Böhmen, ohne Unterstützung ließ. So bildeten sich schon unter dieser Regierung die beiden entgegengesetzten Parteien der **Whigs**, oder Freunde der Freiheit, und der **Tories**, oder der Anhänger despotischer Grundsätze. (Beides sind Schimpfnamen, **Whig** bedeutet eigentlich Dünnbier, auch Molken, und **Tory** wurde von irischen Straßenräubern gebraucht). Carl I., Jakobs Sohn und Nachfolger, **1625 — 49**, war unstreitig ein Fürst, der Talente und viele gute Eigenschaften besaß; ein unbiegsamer Starrsinn und die unweisen Rathschläge seiner Freunde stürzten ihn ins Verderben. Sie reizten ihn, die Parlamente, die mit ihren Geldbewilligungen kärglich, dagegen reich waren an Beschwerden, besonders gegen den Herzog von Buckingham, aufzuheben und **11** Jahre ohne Parlament zu regieren, wodurch er, um der dringenden Geldnoth abzuhelfen, zu willkührlichen Taxen und Anleihen gezwungen wurde, welche eben so gesetzwidrig als verhaßt waren. Am meisten trug zu seinem Verderben der unbiegsame Eifer bei, die englische Kirchenverfassung auch in Schottland einzuführen. Hier brach zuerst die Flamme der Empörung aus, und Carl, statt nach dem Rathe seines einzigen treuen und weisen Freundes, des Grafen v. Strafford, die Empörer mit Gewalt zu züchtigen, ließ sich auf demüthigende Unterhandlungen ein. Ein endlich zusammenberufenes Parlament, meist aus wüthenden Puritanern zusammengesetzt, erzwang die Hinrichtung Straffords und behandelte den König auf das unwürdigste, der nun **1642**, aber zu spät, zu den Waffen griff. Eine Empörung der Katholiken in Irland, die **1641** viele tausend Protestanten ermordeten, ward ebenfalls dem Könige zur Last gelegt und vermehrte die Wuth seiner Feinde. Drei Jahre lang ward der Bürgerkrieg mit ziemlich gleichem Erfolge geführt; als aber Carl von der Armee des Parlaments unter Fairfax und Cromwell bei Naseby **1645** geschlagen ward, war seine Sache vernichtet. Er floh zu den Schotten, die ihn anfänglich gut aufnahmen; als er aber auch jetzt noch auf Einführung der englischen Kirchenverfassung drang, ward er an das Parlament für **800,000** Pfund Sterling ausgeliefert. Oliver Cromwell, geboren **1603** † **1658**, der sich mit tiefer Verschlagenheit zum Oberhaupt der wüthendsten Schwärmer unter den Puritanern erhoben hatte, wußte bald den König in seine Hände zu bekommen. Er ward nach London gebracht, vor ein unwürdiges Gericht gestellt, an dessen Spitze Cromwell stand, und von **13** Richtern zum Tode ver-

urtheilt. **Er starb mit edlem Gleichmuthe am 30. Jan. 1649.** Sein Blut schien von dem Augenblick an viele auch der wüthendsten Feinde zu versöhnen; mit Schrecken und Theilnahme erfuhr man seinen Tod in den Provinzen, und noch jetzt wird sein Todestag als ein Tag der allgemeinen Trauer in England gefeiert. Sein ältester Sohn Carl ward zwar in Irland und Schottland als König anerkannt, aber bald von Cromwell geschlagen mußte er nach Frankreich fliehen. England war nun eine Republik, vom Parlamente oder vielmehr von den Anführern der Armee beherrscht. Unter diesem nahm Cromwell durch wirkliche Talente, aber auch durch die furchtbare Strenge seines Charakters, von der tiefsten Heuchelei begleitet, den ersten Rang ein. Seine Vorschläge waren Gesetze, und bald ward er, nachdem er das Parlament auseinander gejagt, von seinen Offizieren zum Protector von England, Schottland und Irland ernannt. Die unumschränkte Macht, womit er über alle Hülfsmittel des Reichs verfügte, die Thätigkeit und Kraft, womit er sie benutzte, machten ihn allen benachbarten Staaten furchtbar. Holland, welches den vertriebenen Stuarts günstig war, ward zuerst durch die berühmte Navigationsacte, 1651, ein Gesetz, kraft welches auswärtige Producte nur in englischen Schiffen nach England gebracht werden dürfen und welches die rechte Grundlage der englischen Größe ausgemacht hat, tief in seinem Handel verwundet. Der Seekrieg, von 1652 — 54, ward von beiden Theilen mit unerhörter Erbitterung geführt, und im Ganzen zum entschiedenen Vortheil Englands. Spaniens westindische Besitzungen wurden verwüstet, Jamaika die wichtigste englische Insel unter den Antillen erobert, und Dünkirchen von Frankreich abgetreten. So glänzend aber die Lage des Protectors nach außen war, so traurig war sie im Innern. Das Volk fing an zur Besinnung zu kommen, alle Parteien sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht, alle haßten den Protector, der unter dem Namen der Freiheit ihnen ein unerträgliches Joch aufgelegt hatte, und diese Stimmung wohl kennend, sich von Feinden und Verschwörern umringt fühlend, brachte er seine traurigen Tage in beständiger Furcht hin, von Spionen und starken Wachen beständig umgeben. Seine Kräfte unterlagen endlich dieser ewigen Spannung, er starb 1658. Sein Sohn Richard ward zwar unweigerlich zum Protector ernannt, aber er hatte weder die Talente noch die Neigungen, die seine schwierige Lage erforderte; er legte daher schon 1659 seine Würde freiwillig nieder und kehrte unangefochten in den Privatstand zurück. Der General Monk, der ein Truppencorps in Schottland befehligte, hatte indeß die günstige Stimmung im Volke benutzt, die Anhänger der Stuarts gesammelt, und auf seinen Vorschlag ward Carl II. ohne Widerrede vom Parlamente unter höchst günstigen Bedingungen zurückberufen; er hielt an seinem Geburtstage, den 8. Mai 1660, seinen Einzug in London.

Weder gebessert noch belehrt durch das Unglück seines Hauses, kehrte Carl auf den Thron seiner Väter zurück. Ausschweifende Vergnügungssucht und Prachtliebe, despotisch grausame Grundsätze, Undankbarkeit und übel versteckte Rachsucht, endlich heimliche Anhänglichkeit an der katholischen Religion, zu welcher er sich auf dem Todbette bekannte, bezeichnen seinen Charakter und sein Leben. Gegen das Versprechen einer allgemeinen Amnestie (Vergebung) wurden nicht allein die noch lebenden Königsmörder hingerichtet, und die schon gestorbenen, worunter auch Cromwell, ausgegraben und die Gebeine an den Galgen gehenkt, sondern harte Verfolgung drückte alle Anhänger der republikanischen Grundsätze, vorzüglich die Puritaner, welche daher zahlreich nach Amerika auswanderten und den ersten Keim sowohl der künftigen Größe, als auch der Freiheitsliebe jener Gegenden dahin brachten. Von Weibern und nichtswürdigen Günstlingen beherrscht, vom französischen Einfluß gänzlich geleitet, (er soll selbst ein Jahrgehalt von Frankreich bezogen haben), immer zu eigenmächtigen Handlungen geneigt, verscherzte er bald die Liebe des Volks. Der Verkauf Dünkirchens an Frankreich und die unpolitische Theilnahme an dem Kriege Frankreichs gegen Holland, waren nicht geeignet ihm Achtung zu erwerben. Auch seine Vorliebe für die katholische Religion, zu welcher sein jüngerer Bruder und Nachfolger Jakob sich öffentlich bekannte, erregte die Besorgnisse des Volks und nöthigte selbst den letzten, eine Zeitlang nach Holland zu fliehen. Dennoch ging diese Regierung ohne Unruhe, wenn auch nicht ohne heftige Spannung vorüber, so tief fühlte das Volk noch das an Carl I. begangene Unrecht. Als aber sein Bruder, der bisherige Herzog von York, Jakob **II.**, **1685** den Thron bestieg, und auf die unbesonnenste Weise die Verfassung zu unterdrücken und den Katholizismus einzuführen bemüht war, auch den Grafen von Monmouth, einen natürlichen Sohn seines Bruders, welcher sich auf den Thron zu schwingen suchte, nach dessen Besiegung hinrichten ließ und bei dieser Veranlassung auf das grausamste gegen die Protestanten wüthete, wendeten sich die Blicke des ganzen Volks auf die beiden protestantischen Töchter des Königs, wovon die älteste Maria mit Wilhelm **III.** von Oranien, Statthalter der Niederlande, die jüngere Anna mit Georg, Prinzen von Dänemark, verheirathet waren; und als wider alle Erwartung die Königin **1688** einen Sohn gebar, erklärte diesen die öffentliche Stimme, wiewohl ohne allen Grund, für untergeschoben. Das ganze Volk rief Wilhelm und Maria auf den Thron; sie landeten **1688**, und der als Herzog von York durch seine Tapferkeit ausgezeichnete Jakob entfloh mit seiner Familie nach Frankreich, ohne nur den geringsten Versuch des Widerstandes zu wagen. Dieser unblutige Thronwechsel wird in England mit dem Namen der Revolution bezeichnet. Jakobs spätere Versuche, mit französischer Hülfe wieder

auf den Thron zu gelangen, wurden durch das Feldherrntalent Wilhelms, von der Liebe des Volks unterstützt, gänzlich vereitelt. Von den ferneren Schicksalen der vertriebenen Stuarts haben wir schon bei Schottland geredet. — Wilhelm III. brachte den bittersten Haß gegen Frankreich mit und führte den Krieg gegen diese Macht, selbst gegen den Wunsch des Volks, zur Unterstützung Hollands mehrere Jahre in Person, in den Niederlanden, und erwarb sich den Ruhm eines, wenn auch nicht glücklichen, doch ausgezeichneten Feldherrn. Bei seiner Thronbesteigung hatte er alle früher vom Volke erworbenen Rechte bestätigt; auch ward 1701 durch eine Parlamentsacte bestimmt, daß nur ein protestantischer Fürst den englischen Thron besteigen könne, wodurch in der Folge das Haus Hannover zur Krone gelangte. Wilhelm starb 1702 ohne Erben, die Königin Maria war schon 1695 gestorben; so gelangte ihre jüngste Schwester Anna, an den dänischen Prinzen Georg vermählt, auf den Thron. Unter dieser Regierung gelang es endlich, England und Schottland 1706 unter Einem Parlamente gänzlich zu vereinigen. Der spanische Successionskrieg (S. 157.) war ausgebrochen und der berühmte Feldherr Marlborough führte die englischen Heere in Deutschland und den Niederlanden, wo er in Verbindung mit dem kaiserlichen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, den Franzosen empfindliche Niederlagen beibrachte, bis er durch eine Hofcabale gestürzt vom Heere abgerufen ward. Schläfriger und unglücklich ward nun der Krieg in den Niederlanden und in Spanien fortgesetzt, bis endlich der Utrechter Friede 1713 ihm ein Ziel setzte. Mit der Königin Anna starb das Haus Stuart 1714 in England aus, und Georg Churfürst von Hannover, aus dem Hause Braunschweig Lüneburg, ward als der nächste protestantische Verwandte des Königshauses vom Parlament zum Throne berufen.

Die Regierung der Königin Anna pflegt von den Engländern als der Zeitpunkt der wieder aufblühenden Künste und Wissenschaften und als der rechte Anfang der englischen schönen Litteratur angenommen zu werden. Die größten englischen Dichter hatten indeß schon längst vorher geblüht: Geoffrey Chaucer (tschatzer) geb. 1328 und 1400 gestorben, der älteste bekannte englische Dichter; Edmund Spenser gestorben 1596, Verfasser eines großen allegorischen Gedichts, die Feen-Königin; Shakespeare schon 1616 unter Jakob I. gestorben, und John Milton, geboren 1608, der Dichter des verlornen Paradieses, der kühne Vertheidiger der Rechte seines Volks (defensio pro populo anglicano), war unter dem zurückgerufenen Stuart Carl II. 1674 in Dürftigkeit gestorben. Sein jetzt von den Engländern etwas über die Gebühr verehrtes Werk brachte ihm kaum 10 Pf. Sterl. ein und blieb lange Zeit unbekannt, bis spätere Litteratoren darauf aufmerksam machten. Eben so hatten die Philosophie und die Naturwissenschaft an Franz

Baco, geb. **1561** gest. **1626**, einen ihrer ersten und geistvollsten Bearbeiter gefunden. Die Zeit Cromwells, jene Zeit eines finstern, pedantischen Fanatismus, war wenigstens der heitern Poesie nicht günstig; alle Theater waren geschlossen und selbst Shakespeare schien vergessen. Mit Carl **II.** kehrte zwar die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften zurück; aber der sittenlose, ganz unter französischem Einfluß stehende Hof konnte auch nur einem verdorbenen unsittlichen Geschmack huldigen, wovon die dramatischen Werke **Ottway's** † **1685**, **Dryden's** † **1701** und vieler andern den Beweis liefern. Später und bis auf die neueste Zeit hat es England zwar nicht an dramatischen Dichtern gefehlt, ohne daß doch auch nur ein einziger sich entfernt dem großen Shakespeare vergleichen ließe. Zwar wurde der Ton auf der Bühne zur Zeit Anna's anständiger, aber dafür auch immer unpoetischer und flacher: **Congreve**, **Cibber**, **Steele**, **Garrik** und **Foote**, beide letztere als Schauspieler größer denn als Dichter, **Cumberland** und andre, gehören zu den bessern Komikern seit jener Zeit; unter den Tragikern verdienen **Rowe** † **1718** und **Glover** † **1785** die meiste Auszeichnung. In der neuesten Zeit haben Uebersetzungen Kotzebue's großen Beifall in England gefunden. Von den übrigen Dichtern nennen wir nur: **Butler** von **1612—1650**, Verfasser eines komischen Heldengedichts, Hudibras, welches die Engländer zwar bewundern, dem aber wohl wenige deutsche Leser Geschmack abgewinnen möchten; den zierlichen aber höchst unpoetischen **Pope**, **1688—1744**; den höchst correcten aber auch höchst peinlichen und steifen **Addison**, **1672—1719**; **Thomson**, **1700—1748**, den Verfasser des anmuthigen Gedichts die Jahrszeiten, the seasons, als die berühmtesten. In der neuesten Zeit hat der Lord **Byron**, geb. **1788** und in Griechenland zu Missolunghi **1824** gest., alle seine Nebenbuhler überstrahlt. Von noch lebenden Dichtern nennen wir: **Thomas Campbell**, **Robert Southey** und vor allen **Thomas Moore**. Wenn die Poesie seit Shakespeare nie wieder eine so herrliche Blüthe in England erlebt hat, so hat dagegen die Prosa und das Studium der ernsten Wissenschaften seit den Zeiten Anna's die ausgezeichnetsten Fortschritte gemacht. Als den größten Genius in den physischen und mathematischen Wissenschaften nennen wir hier nur **Isaak Newton** (njuten), geb. **1642** † **1727**, den Entdecker der Gesetze der Schwere und den Erfinder der Differenzialrechnung, obgleich Leibnitz ihm diese letztere Ehre streitig machte; als Philosoph aber den von Engländern und Franzosen weit über Verdienst geschätzten **Locke**, **1632—1704**. Der berühmteste Name unter den Naturforschern unsrer Zeit ist der des kürzlich gestorbenen **Humphry Davy**. Die Geschichte hat bis jetzt bei keinem neuern Volke Europa's eine so große Anzahl, auch von Seiten des Styls, ausgezeichneter Bearbeiter gefunden, als unter den Engländern. Als Meister in diesem Fache verdienen ge-

nannt zu werden: **David Hume, 1711—76**, auch als Philosoph nicht unberühmt, ungleich bewunderter aber in seiner englischen Geschichte; **Robertson, geb. 1721 † 1793**; unter seinen Werken nimmt die Geschichte Carls V. den ersten Rang ein, weniger geschätzt ist seine Geschichte von Schottland und die von Amerika; endlich **Gibbon, geb. 1737 † 1794**; sein großes Werk ist die Geschichte des Verfalls und Sturzes des römischen Reichs. — Im Fache des Romans besitzen die Engländer eine große Zahl berühmter Schriftsteller. Die ausgezeichnetsten sind: **Swift, 1667—44**, dessen bekannte Gulliwers Reisen und das Märchen von der Tonne eigentlich politische und religiöse Satiren sind; **Richardson, 1689—1761**, Verfasser der zu ihrer Zeit bewunderten Pamela, Clarissa, Grandison, wodurch er der Schöpfer des moralischen, oder vielmehr psychologischen Romans geworden ist; **Fielding, 1707—1754**, Verfasser des bekannten Tom Jones; **Sterne**, bekannter unter dem Namen **Yorik, 1713—68**, in seinen Empfindsamen Reisen, Tristram Shandy u. a. Schöpfer einer eignen empfindsamen, humoristischen und zugleich schlüpfrigen Gattung; er mag, jedoch zu seinem Nachtheil, mit unserm Jean Paul verglichen werden; **Smollet, 1720—71**, Verfasser vieler Romane, die sich durch Erfindung und Laune, aber auch oft durch grobe Unanständigkeit auszeichnen; **Goldsmith, 1728—74**, Verfasser des höchst anmuthigen Landpfarrers von Wakefield; viele neuere endlich, worunter auch mehrere Frauen, als die **Radcliff, Edgeworth** u. a. In der neuesten Zeit haben die zahlreichen historischen Romane **Walter Scott's, geb. 1771 † 1832**, fast alle frühere in Vergessenheit gebracht. Unter seinen noch lebenden Nachahmern scheint **Eduard Bulwer** den ersten Rang einzunehmen, da **Washington Irwing** und **Cooper** nicht England sondern Amerika angehören. Unter der Regierung der drei George (Georg **I. 1714—27**, Georg **II. 1727—60**, und Georg **III. 1760—1820**) aus dem hannöverischen Hause, hat die Macht und der Wohlstand Englands mit reißender Schnelle zugenommen. Die nur durch unbedeutende Auftritte und auf kurze Zeit gestörte Ruhe, welche seitdem im Innern der 3 Reiche geherrscht, hat das unvergleichliche Aufblühen aller Zweige menschlicher Betriebsamkeit und den beinahe ausschließlichen Besitz des Welthandels zur Folge gehabt. Die insularische Lage Großbritanniens hat es vor dem Kriege auf seinem Grund und Boden selbst zu einer Zeit glücklich bewahrt, wo kaum ein Dorf in Europa von Feinden unberührt geblieben; und seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten Europa's hat nicht allein seine Seemacht zur ersten in der Welt erhoben, sondern auch seinen Landtruppen den alten, eine Zeitlang verdunkelten und bestrittenen Ruhm kriegerischer Einsicht und Tapferkeit wieder erworben. Die stille Ausbildung und Befestigung der britischen Verfassung, so wie die nicht sehr bedeutende Theilnahme Englands an

dem 7jährigen Kriege, den es mehrentheils zur See und in Amerika ausgefochten, können in einem Werke, wie das vorliegende, nur angedeutet werden. Bedeutender ist der Kampf, in welchem England seit dem Jahre 1775 mit seinen nordamerikanischen Colonieen gerieth. Unbegränzter Freiheitssinn, durch vielfältige Begünstigungen und Schonung von Seiten des Mutterlandes auf der einen, und zu späte und ungeschickte Versuche, die blühend, mächtig und selbstständig gewordenen Colonieen gewaltsam wieder in Unmündigkeit zu versetzen, von der andern Seite, sind die wahren Ursachen jenes Krieges; die Einführung der Stempeltaxe in Amerika hingegen und das Thee-Monopol der ostindischen Compagnie, nur die zufälligen Veranlassungen zum Ausbruch der ersten Unruhen. Vergebens hatte der große Minister Graf Chatam (Pitt der Vater) gest. 1778, zur Mäßigung und Schonung gerathen, sein unbesonnener Nachfolger Lord North machte den Krieg unvermeidlich. Das erste Blut floß zu Lexington 1775, und die Freiheitsliebe der Amerikaner von Washingtons Feldherrntalenten geleitet, wurde bald den Engländern furchtbar. Die 13 Provinzen traten 1776 in einen Congreß zusammen und erklärten am 4. July die Unabhängigkeit der Nordamerikanischen Freistaaten. Die Siege Washingtons über den General Bourgoyne und die Gefangennehmung dieses letztern mit seinem ganzen Corps bei Saratoga 1777 verschafften nun auch den Amerikanern die Anerkennung Frankreichs und ansehnliche französische Hülfstruppen und Flotten. Die Engländer in ungeheurer Entfernung von ihrem Vaterlande, mit einer ganzen Volksmasse und zugleich mit allen Entbehrungen und mit den Schwierigkeiten eines noch wenig bevölkerten Landes kämpfend, mußten wohl unterliegen, und als auch General Cornwallis 1781 bei Yorktown von Washington eingeschlossen und sich zu ergeben gezwungen worden, verzweifelte England an dem Erfolge des Krieges, und die Friedensschlüsse von Paris 1782 und von Versailles 1783 bestätigten die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten. England hat indeß von diesem Verluste keinesweges die Nachtheile empfunden, die es anfänglich befürchtete, und die ungeheuern Eroberungen, die es zur nemlichen Zeit und seitdem in Ostindien gemacht hat, haben es reichlich dafür entschädigt. Die Begebenheiten der französischen Revolution haben England seit dem Jahre 1793 in einen nur auf kurze Zeit durch den Frieden von Amiens unterbrochenen Kampf verflochten, welchen es unter der weisen und kräftigen Leitung des jüngern Pitt, gest. 1806, von dem Muth und den Talenten seines Seehelden Nelson, geblieben in dem Siege bei Trafalgar 1805, und des großen Feldherrn Wellington unterstützt, auf allen Meeren, vorzüglich aber in Spanien und zuletzt in den Niederlanden, rühmlich ausgefochten hat. Der Besitz der Inseln Helgoland und Malta, nebst der Vormundschaft über die Republik der Jonischen Inseln, die Ge-

oberung des Vorgebirges der guten Hoffnung, der Insel Ceylon und mehrerer holländischen Besitzungen in Südamerika sind für England die höchst wichtigen Früchte dieses langen Kampfes gewesen. Der am 29. Jan. 1820, nach einer 60jährigen Regierung entschlafene, von dem Volke äußerst geliebte König Georg III. war seit 1810 in eine unheilbare Geisteskrankheit verfallen, wovon er schon früher vorübergehende Anfälle gehabt. Sein ältester Sohn, später König Georg IV., übernahm die Regierung unter dem Titel Prinz Regent. Als auch dieser 1830 gestorben, kam sein Bruder, der Herzog von Clarence, unter dem Namen Wilhelm IV., auf den Thron. Da er kinderlos ist, so wird die Krone auf die Tochter seines 1820 gestorbenen Bruders, des Herzogs von Kent, Alexandrine, geb. 1819, übergehen. Seit 1815 hat England keinen Krieg geführt, aber höchst wichtige Fragen, welche das innere Wohl des Landes betreffen, haben seitdem das Parlament und die Regierung beschäftigt. Die traurige Lage Irlands und die blutigen Unruhen, welche dies unglückliche Land besonders seit 1828 erschütterten, haben, wie schon erwähnt, 1829 die Emancipation der irländischen Katholiken herbeigeführt. Nicht weniger groß war in England selbst die Unzufriedenheit über die Art, wie bisher die Mitglieder des Parlaments gewählt wurden, und nach langen Kämpfen ist endlich 1832 die erste Reformbill durchgegangen, wodurch wenigstens einige der schreiendsten Mißbräuche abgestellt worden sind. Aber es ist klar, daß dies nur der erste Schritt zu vielen andern und weit tiefer greifenden Reformen ist, welche nächstens zur Sprache kommen müssen. Namentlich möchte die Verfassung der anglikanischen Geistlichkeit wohl zunächst wichtige Veränderungen erfahren.

IV. Die Niederlande.

Vorerinnerung.

Unter dem Namen: Königreich der Niederlande, war seit dem Pariser Frieden 1814 ein neues Reich gebildet worden, welches aus den ehemals vorzugsweise so genannten Niederlanden, der ehemaligen Republik Holland und einigen kleineren angränzenden Districten zusammengesetzt war. Durch die Revolution 1830, wovon nachher, ist dies Reich in zwei unabhängige Staaten zerfallen, wovon das nördliche jetzt das Königreich der Niederlande oder Holland, das südliche Belgien genannt wird. Die Verhältnisse und die Gränzen dieser beiden Staaten sind noch nicht vollkommen festgesetzt; wir lassen es daher vorläufig bei der in der ersten Auflage dieses Werks gegebenen allgemeinen Einleitung und werden nur in der topographischen Beschreibung beide Reiche, soweit es bis jetzt möglich ist, von einander trennen. Die genaueren Bestimmungen, welche etwa vor der Beendigung des Drucks eintreten sollten, werden wir nachträglich angeben.

Lage. Gränzen. Größe.

Beide Staaten erstrecken sich vom 49sten bis zum 53sten Grad N. B., vom 20sten bis zum 25sten O. L. und umfassen 1187 □ M. mit über 6 Millionen Einw., wovon 570 □ M. mit beinahe 3 Millionen auf Holland und über 600 □ M. mit beinahe 4 Millionen auf Belgien gerechnet werden; das Uebrige kommt auf das zwischen beiden Staaten noch streitige Großherzogthum Luxemburg. Das Ganze, welches seinen Namen seiner Lage am Ufer des Meeres und am Ausfluß großer Ströme verdankt, ist als die äußerste Abdachung und Verflachung der französischen und deutschen Gebirge und Höhen zu betrachten. Es liegt zwischen Frankreich im Süden, Deutschland im Osten und der Nordsee, die es im Norden und Westen begränzt.

Boden und Klima.

Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr verschieden, im Ganzen flach und eben, nur an der südlichen, französischen Gränze etwas gebirgig, übrigens im ganzen Lande kein Berg, kaum ein Hügel zu finden. Am niedrigsten liegen die nördlichen Provinzen, welche daher auch zum Theil nur mit großer Mühe und Kunst gegen das sie stets bedrohende Meer geschützt werden. An der Nordwest-

küste hat zwar das Meer selbst ein Bollwerk erhoben, die Dünen, eine Reihe Hügel, welche aus bloßem vom Meere ausgeworfenen Sande bestehen; andre Theile der Küste hingegen können gegen die Gewalt des Meers und der großen Ströme nur durch künstliche Dämme oder Deiche geschützt werden, deren Unterhaltung ungeheure Summen kostet. Weil aber ein großer Theil dieser Provinzen mit dem Meere in gleicher Höhe, ja stellenweise beträchtlich tiefer liegt, so wären sie dennoch, sich selbst überlassen, bald in unfruchtbare Moräste verwandelt. Um sie einigermaßen auszutrocknen, hat man daher unzählige Kanäle gezogen, welche, wie die Rippen eines Blattes, das Land in allen Richtungen durchschneiden. Da, wo diese Kanäle in das Meer oder in große Ströme münden, sind mächtige Schleusen angebracht, theils um das Eindringen des Seewassers bei der Fluth zu verhüten, theils auch um bei niedrigem Stande des Meers das überflüssige Wasser aus den Flüssen und dem Lande abzulassen. Kein Land in der Welt hat so viele Kanäle, als einige niederländische Provinzen, besonders Holland, Seeland, Friesland und Gröningen; in keinem Lande sind aber auch Kanäle zugleich nothwendiger und leichter anzulegen, weil bei der ganz flachen Beschaffenheit des Landes das Graben des weichen Bodens keine Schwierigkeit macht, die Flüsse nur wenig Fall haben und also um so leichter durch wenige Schleusen zu bändigen sind. Diese Kanäle sind zu gleicher Zeit eine Zierde des Landes, denn beinahe überall sind sie sauber gehalten, von Dämmen eingefaßt und mit den schönsten Lindenalleen bepflanzt, und sie gewähren überdies eine außerordentliche Bequemlichkeit für den Handel und die Verbindung aller Städte. Bei dem Ueberfluß an Wasser sind die meisten Kanäle tief und breit, so daß sie von sehr bedeutenden Kähnen und Schiffen können befahren werden. Die nördlichen Provinzen haben beinahe keine andre Landstraßen, alles Verkehr, alles Reisen geschieht auf den Kanälen, weil in einem Lande, wo es beinahe keine Steine giebt, der Boden aber überall feucht und tief ist, die Anlage von Chausseen beinahe unmöglich wird. Täglich gehen hier, von den bedeutenderen Städten mehrere Male, Fahrzeuge ab, hier **Treckschuyten** (—scheuten) (Ziehkähne) genannt, welche allein zur Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtet sind. Sie werden von Pferden gezogen und legen gewöhnlich eine deutsche Meile in einer Stunde zurück. Ihr Gang ist beinahe auf die Minute bestimmt, da Wind und Wetter gar keinen Einfluß darauf haben können. Auf größeren Gewässern, z. B. der Südersee, reiset man in größeren, segelnden Schiffen, hier Beurtschiffe (bört—) genannt. Freilich aber ist dieses Reisen, obgleich wohlfeil und höchst bequem, doch auch sehr langweilig, weil man sich beinahe beständig zwischen Dämmen eingeschlossen befindet und das flache Land ohnehin keine Abwechselung darbietet. — **In den nördlichen Provinzen ist der Boden nur**

theilweise fruchtbar, große Strecken hingegen sind morastig, oder sandige Haiden; auch wird hier bei weitem nicht so viel Getreide gewonnen, als die Einwohner bedürfen, und der fruchtbare Boden beinahe ausschließlich zu Viehweiden benutzt. Desto vortrefflicher ist der Boden in dem südlichen Theile oder Belgien; hier ist er eben, ohne doch moorig oder sandig zu seyn, und man wird wohl nicht leicht irgendwo ein Land finden, welches so vortrefflich angebaut wäre, als dies, namentlich Flandern und Brabant sind. Hier stehen Viehzucht, Getreide- und Gartenbau auf der höchsten Stufe und haben das Land in einen wahren Garten verwandelt. Das Klima beider Landestheile ist durchaus gemäßigt, im Süden etwas milder und freundlicher, im eigentlichen Holland wegen der unzähligen Gewässer sehr feucht, nebelig und oft stürmisch. In heißen Sommern ist die Ausdünstung der Kanäle oft unerträglich, obgleich man durch Mühlen dafür sorgt, das Wasser in Bewegung zu erhalten. Im Winter bieten die vielen zugefrornen Kanäle und überschwemmten Wiesen einen herrlichen Schauplatz für Schlitten und für das Schlittschuhlaufen, worin bekanntlich die Holländer Meister sind, und woran auch das weibliche Geschlecht häufig Theil nimmt. Das eigentliche Holland ist im Ganzen genommen kein sehr gesundes Land, und nicht blos Fremde, sondern selbst die Eingebornen leiden von der übermäßigen Feuchtigkeit der Luft; diese aber ist so groß, daß nur die höchste Sorgfalt alle metallene Sachen vor dem Anlaufen und Verrosten schützen kann, und die oft bespöttelte und in der That zuweilen übertriebene Reinlichkeitssucht der Holländer hat gewiß ihren Hauptgrund in dieser den Schmutz so sehr befördernden Eigenschaft ihres Landes.

Gewässer.

Die Hauptgewässer des ganzen Landes bestehen eigentlich in den 3 Hauptflüssen, Rhein, Maas (Mosa) und Schelde (Scaldis), welche aber theils bei ihren Ausflüssen sich in viele Arme theilen und verschiedene Namen führen, theils durch Kunst in unzählige Kanäle abgeleitet worden, theils endlich in Verbindung mit mächtigen Meeresfluthen große Theile des Landes verschlungen, neue Gewässer gebildet und dem Lande seine jetzige Gestalt gegeben haben. Dies letztere hat besonders der Rhein gethan und jenen großen Meerbusen bilden helfen, welcher jetzt die Südersee (Zuyder Zee) (Seuder-See) (Flevo lacus), im Gegensatz zur Nordsee, heißt. Nach den Beschreibungen der Römer floß ein mächtiger Arm des Rheins, etwa jetzt die Yssel (Fossae Drusianae), gerade nordwärts und bildete einen See, der eine Insel umschloß, wovon wohl die kleinen Inseln Urk und Schokland Ueberreste seyn mögen, sich aber nachher wieder zu einem Strome vereinigt in die Nordsee ergoß. Im 13ten Jahrhundert aber über-

schwemmten mächtige Fluthen des Meers die niedrigen Ufer des Flevo an seiner Mündung, schwemmten einen großen Theil des Landes fort, und bildeten so die jetzige Südersee. Die Spuren dieser Entstehung erkennt man noch deutlich in der geringen Tiefe eines großen Theils dieses Meerbusens, in welchem das nördliche Fahrwasser, **het lange Vliet**, oder **'t oude** (aude) **Vliet**, der Vliestrom, wodurch die Schiffe aus der Südersee zwischen den Inseln, Vlieland und Schelling hindurch in die Nordsee gelangen, noch in seinem Namen an den Flevo erinnert. Ein andres Fahrwasser, welches sich nordwestlich gebildet, der Texelstrom, führt zwischen der Insel Texel und der nördlichsten Spitze der Provinz Holland in die Nordsee. Die See ist aber noch tiefer ins Land gedrungen und hat im Innern der Provinz Holland einen ansehnlichen See gebildet, das sogenannte Haarlemer Meer, welches an 33000 Morgen Landes bedeckt und noch immer in einer bedenklichen Zunahme begriffen ist. Es ist nur höchstens 4 Ellen tief, an vielen Stellen noch seichter und hat meist trinkbares Wasser; nur nach Amsterdam zu, wo es mit dem Meere in Verbindung tritt, wird es salziger. Das Haarlemer Meer hängt mit der Südersee durch den Meerbusen **het Y** (ei) zusammen, dessen Verbindung mit der Südersee der **Pampus** heißt. Zwischen dem Haarlemer Meer und dem Y sind bei dem Dorfe Halfweg mächtige Schleusen angelegt, um das fernere Eindringen des Meers zu verhüten und bei niederm Wasserstande des Y dem Haarlemer Meer Abfluß zu verschaffen. Zwischen der Provinz Gröningen und der deutschen Provinz Ostfriesland liegt am Ausfluß der Ems der ebenfalls erst im 13ten Jahrhundert entstandene Meerbusen, der Dollart.

Der Rhein selbst theilt sich gleich bei seinem Eintritt in die Niederlande in 2 Arme, wovon der linke den Namen **Waal** (Vahalis) führt, ganz westlich fließt und sich bei Workum mit der Maas vereinigt. Der rechte Arm theilt sich bald nachher wieder in 2 Arme, von denen der rechte nördlich fließt und von dem aufgenommenen Flusse **Yssel** (eissel) (**Sala**) diesen Namen erhält und sich in die Südersee ergießt. Der linke, westlich fließende, behält den Namen Rhein bis Wyk by (weik bei) Duurstede, wo er sich abermals theilt und einen linken Arm westlich unter dem Namen **Leck** sendet, welcher oberhalb Rotterdam in die Maas fällt; sein rechter Arm fließt etwas nördlicher unter dem Namen **Kromme Rhyn** (rein) bis Utrecht, wo er sich zum letzten Male theilt und rechts **Vecht** genannt in die Südersee fließt, links aber **Oude** (aude) **Rhyn** (alte Rhein) genannt, sich ehemals unterhalb Leyden in die Sanddünen verlor, jetzt aber, seit 1807, bei Katwyk in die Nordsee abgeleitet worden ist.

Die Maas kommt aus Frankreich, nimmt links die **Sambre** bei Namur, rechts die **Ourthe** bei Lüttich, die **Roer** (ruhr) bei Roermonde auf, und erhält nach ihrer Vereinigung mit der Waal

den

den Namen Merwe. Als solche theilt sie sich in 2 mächtige Arme, wovon der südliche, linke, einen mit sumpfigen Inseln und Untiefen bedeckten Meerbusen, Biesbosch, bildet und sich alsdann in mehreren Armen, welche einige Inseln Seelands umschließen, in die Nordsee ergießt. Der Biesbosch (Binsenbusch) entstand 1421, als eine mächtige Fluth auf einmal 72 Dörfer und mehr als 100,000 Menschen begrub. Der rechte Arm theilt sich abermals, wovon die linke Verzweigung die oude Maas, die rechte blos Maas genannt wird, unter welchem Namen beide wiederum vereinigt sich unterhalb Briel in die Nordsee ergießen.

Die Schelde kommt ebenfalls aus Frankreich, nimmt links die Lys bei Gent, rechts die Donder bei Dendermonde und die Rupel (rüpel) auf, (letztere entsteht aus dem Zusammenfluß rechts der Nethe und links der Dyle), und theilt sich unterhalb Antwerpen bei ihrem Ausfluß in 2 Hauptarme, wovon der rechte die Ostschelde, der linke die Westschelde oder der Hond genannt wird; beide stehen aber durch mehrere Zwischenarme in Verbindung und bilden so die südlichen Inseln der Provinz Seeland.

Außer diesen großen Strömen bemerken wir nur noch die Vecht, (nicht mit einem Rheinarme gleiches Namens zu verwechseln), welche aus Deutschland kommt und westlich sich in die Südersee ergießt. Die übrigen Gewässer sind nur unbedeutende Bäche. Die Mosel berührt nur eben das Land, an der südöstlichen Gränze. Der größte unter den zahlreichen Kanälen Hollands ist der erst 1826 vollendete große Nordholländische Kanal, welcher 120 F. breit, 20 F. tief, 12 Meilen lang, von Amsterdam nach Helder, zu dem Hafen Nieuwediep, führt und die größten Schiffe aufzunehmen vermag.

Metalle. Torf.

Ein so durchaus ebenes, wahrscheinlich großentheils durch die Anhäufung des Schlammes und Sandes aus den Flüssen entstandenes, also aufgeschwemmtes Land muß nothwendig arm an Mineralien seyn. Nur die südliche Gränze, vorzüglich an der Sambre und Maas, ist gebirgig und liefert vortreffliche Steinkohlen, viel Kalk und Marmor, Eisen, Blei, Kupfer und Galmei. Dies letztere ist ein Fossil, woraus durch Schmelzung der Zink gewonnen wird, ein Metall, welches in Verbindung mit Kupfer das Messing liefert. Für sich allein wird der Zink erst seit kurzem zu Blechen gewalzt und in diesem Zustande theils zum Beschlagen der Schiffe, theils zur Dachbedeckung benutzt. Die nördlichen Provinzen entbehren dieses Reichthums ganz, und die Natur hat ihnen selbst die sonst gewöhnlichen Materialien zum Bauen und zur Feuerung versagt. Nur in den südlichen Provinzen findet man noch einige Waldungen, in den nördlichen gar keine; diese müssen daher

ihr Bauholz zu Schiffen und Häusern theils aus Deutschland, theils aus den nordischen Reichen beziehen. Als Brennmaterial wäre es aber viel zu theuer, und man ersetzt dies daher theils durch die hier häufig eingeführten englischen Steinkohlen, theils und viel allgemeiner durch den im Lande selbst in unglaublicher Menge vorhandenen Torf. Der Torf besteht aus dicht verfilzten Pflanzen und Wurzeln, die mehr oder minder von einem Erdharze durchdrungen sind: zuweilen ist dies letztere so sehr der Fall, daß der Torf sich dadurch an die Braunkohlen (Allgem. Einl. S. 74.) anschließt. Der Torf ist also ein Product der Vegetation, und wie das Verwesen der Blätter und Pflanzen an andern Orten die Dammerde erzeugt und mehrt, so erzeugt und mehrt sich der Torf in den Torfmooren; den Beweis dieser allmähligen Entstehung liefern zugehauenes Holz, ja ganze Kähne und andre Geräthschaften, welche man nicht selten im Torfe und zwar in beträchtlicher Tiefe antrifft. Diese vielleicht seit Jahrtausenden angehäuften Torfmassen werden in regelmäßigen Stücken ausgestechen, an der Luft getrocknet und geben dann ein der Braunkohle wenig nachstehendes Feuerungsmaterial. Guter Torf brennt mit einer schwachen Flamme, giebt aber eine zusammenhaltende, lange ausdauernde und daher sehr gleichförmig heizende Gluth. Im ganzen Lande brennt man übrigens sowohl Steinkohlen als Torf nur in Kaminen. In manchen Gegenden ruht das Torflager auf bloßem Sande, und giebt also, wenn es weggestochen worden, einen unbrauchbaren Fleck, meistens einen See. In Holland hingegen findet sich am häufigsten eine vortreffliche Dammerde unter dem Torfe. Sobald daher ein Torflager erschöpft ist und die Stelle sich nun begreiflicher Weise in einen See verwandelt hat, umgiebt man diesen mit Dämmen und pumpt das Wasser durch Windmühlen, hier Steertmühlen genannt, heraus. Der also gewonnene Fleck fruchtbaren Landes, welchen man noch durch viele Graben gegen die Anhäufung des Regenwassers schützt, heißt nun ein Polder und wird zu den vortrefflichsten Viehweiden benutzt. Solcher Polder sind unzählige, besonders in den Provinzen Holland und Friesland; sie liegen oft viel tiefer als die benachbarten Kanäle und müssen daher mit großer Sorgfalt gegen Ueberschwemmungen geschützt werden. Auch mancher kleinere Landsee ist auf diese Weise in fruchtbare Polder verwandelt worden.

Bauart.

Da es in den nördlichen Provinzen durchaus an Bruchsteinen fehlt, die aus dem Auslande eingeführten aber, ihrer Kostbarkeit wegen, nur zu öffentlichen Gebäuden, Schleusen u. s. w. gebraucht werden können, so baut man in den Niederlanden beinahe durchaus mit Backsteinen, die aus dem hier häufig genug vorhandenen

Thon, oder auch aus dem Schlamm mancher Flüsse, vorzüglich der kleinen Yssel, die bei Gouda vorbeifließt, geformt und dann gebrannt werden. Die dunkleren werden meist zum Häuserbau angewendet, und zwar so, daß die Wände nach außen nicht mit Kalk, der ebenfalls hier selten, beworfen, sondern nur die Fugen der Steine damit sehr sauber verklebt werden. Diese in dem ganzen Lande übliche Bauart giebt nicht allein den Städten, sondern selbst allen Dörfern ein Ansehen von Tüchtigkeit und Nettigkeit, welches man anderswo selbst an den Städten häufig vermißt. Freilich aber bringt auch eben dieser Umstand eine das Auge bald ermüdende Gleichförmigkeit hervor, welche noch dadurch sehr erhöht wird, daß in den Städten, die meistens an Kanälen und Flüssen liegen, jeder sich des Handels wegen an diese gedrängt hat, und die Häuser daher alle mit der schmalen oder Giebelseite an den Straßen liegen, welches auch für das Innere große Unbequemlichkeit hat, indem bei großer Tiefe die Häuser nur eine geringe Breite und daher wenig Licht haben. — Die blasseren, gelben Steine, hier Klinker genannt, werden vorzüglich zum Pflastern der Straßen und zum Wasserbau gebraucht. Aber auch der Kalk zum Mauern fehlt in den nördlichen Provinzen gänzlich. Man ersetzt ihn beim Häuserbau durch sogenannten Muschelkalk (nicht mit dem mineralogisch so benannten Muschelkalk zu verwechseln). Man sammelt die in ungeheurer Menge von dem Meere ausgeworfenen Muscheln oder Schalen der Austern und anderer Schalthiere, und brennt sie in eigens dazu erbauten Oefen, worin man abwechselnd immer eine Lage Torf und eine Lage Muscheln legt; nachdem sie ausgeglüht und abgekühlt, zerfallen sie bei der geringsten Benetzung in ein feines Mehl, welches mit Sand vermischt ein vortreffliches Bindemittel abgiebt. Zum Wasserbau, der in Holland, der vielen Schleusen und Kanäle wegen, so äußerst wichtig ist, bedient man sich eines andern Bindemittels, des Tras. Tras ist eine vulkanische Asche, die aber zu einer festen Masse von grau braunem Ansehen verbunden in ganzen Gebirgslagern, vorzüglich an den Ufern des Rheins, in der Gegend von Andernach gefunden wird. Der Tras wird auf eigenen Mühlen gemahlen und dann mit Kalk vermischt zum Wasserbau angewendet. In unsern Gegenden ersetzt man den Tras zu solchen Bauten durch das Ziegelmehl, d. h. durch klein gestoßene oder zermahlene Ziegel, welches man dann ebenfalls mit Kalk mischt.

Ja selbst der Grund, worauf Gebäude errichtet werden sollen, muß in den nördlichen Provinzen erst künstlich geschaffen werden; denn der morastige, aufgeschwemmte Boden würde nicht hinreichende Festigkeit gewähren. Daher ruhen in diesen Gegenden beinahe alle Gebäude auf Rosten. Man rammt in der Richtung der künftigen Mauern eine Menge mehr oder weniger langer Pfähle, nach Beschaffenheit des Grundes, ein; zuweilen, wenn er sehr tief

und morastig, werden große Masten gebraucht, ja wohl gar auf einen schon eingerammten noch ein zweiter aufgesetzt; diese eingeschlagenen Pfähle werden durch horizontal darüber befestigte Balken verbunden, und heißen nun der Rost, auf welchem dann erst das Mauerwerk angelegt wird. Am liebsten nimmt man dazu eichene Pfähle, weil sie in der Feuchtigkeit sich am längsten halten, ja selbst gänzlich verhärten. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war Holland von einer großen Gefahr bedroht; es fanden sich um das Jahr **1730** plötzlich Würmer ein, welche in kurzer Zeit die Wände der Schiffe und die Pfähle an den Dämmen durchbohrten und unbrauchbar machten. Schon fürchtete man, sie möchten auch die Pfähle angreifen, worauf Amsterdam, wie beinahe alle holländische Städte, ruht, als sie nach einigen Jahren sich wieder verloren. Wahrscheinlich waren sie mit Schiffen aus Indien gekommen und konnten dem europäischen Klima nicht lange widerstehen.

Producte und Industrie.

Für die südlichen Provinzen sind Hauptproducte: alle Getreidearten, vorzüglich schöner Weizen, alle Gartenfrüchte, ausgezeichnet guter Flachs und Hanf, und an den Ufern der Maas, Sambre und Mosel etwas Wein, doch aber kein ausgezeichnetes Gewächs. In den nördlichen Provinzen gestattet der Boden nur hie und da den Getreidebau, am meisten wird er noch in Seeland getrieben. Dafür aber haben sie Ueberfluß an vortrefflichen Weiden, so daß sie nicht allein selbst schönes Rind- und Schafvieh erziehen, sondern auch mageres Vieh aus andern Gegenden kommen lassen, um es fett zu machen. Daher der große Ruf des holländischen Käses, worunter der Leidner und Edammer der berühmteste ist; der sogenannte Limburger Käse wird von Schafmilch gemacht. Außerdem wird hin und wieder sehr feiner Flachs und in Seeland vorzüglich Krapp gebaut. Aus der Wurzel dieser Pflanze wird, nachdem sie getrocknet und gemahlen, eine schöne rothe Farbe bereitet, welche man daher auch wohl Färberröthe nennt. Der seeländische Krapp gilt nach dem von Smyrna für den besten. Die Gewässer der Niederlande und das angränzende Meer sind sehr reich an Fischen aller Art, an Austern und andern Schalthieren; daher auch Fischerei von den ältesten Zeiten her einen großen Theil der Einwohner beschäftigt hat. Unendlich wichtiger aber als diese inländischen Fischereien waren ehemals die jetzt freilich sehr gesunkenen Fischereien in entfernteren Meeren, besonders der Wallfischfang und der Heringsfang. Letzterer wird gewöhnlich an den Küsten von England, Schottland und Irland und bei den shetländischen Inseln betrieben, und war im Anfange des vorigen Jahrhunderts so bedeutend, daß jährlich **1500** Buysen (beusen) (Schiffe) auf diesen Fang ausliefen. Die Concurrenz der Engländer, Schwe-

den, Dänen, Preußen 2c. hat aber dies Geschäft außerordentlich vermindert. Der holländische Hering galt sonst für den besten, weil die Holländer die Zubereitung und Verpackung desselben am besten verstanden; auch soll ein Holländer, Wilhelm Beukelzom, das Einsalzen, nach ihm bökeln oder pökeln genannt, ums Jahr **1350** erfunden haben. Schlechtere Sorten Heringe, wie die in der Südersee und Ostsee gefangenen, werden nicht gesalzen, sondern getrocknet und geräuchert, und heißen dann Bücklinge. — Die Niederlande haben kein Salz; sie holen daher See- und Steinsalz aus Portugal, Spanien und England, wissen es aber sehr zu verfeinern (raffiniren), indem sie es noch einmal in Seewasser auflösen und die dadurch entstandene Soole versieden. Ueberhaupt bestand die Betriebsamkeit der Niederländer und vorzüglich der Holländer, zur Zeit als sie ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, bei der Armuth ihres eignen Landes, besonders darin, die rohen Producte andrer Länder herbeizuschaffen und sie dann auf mancherlei Weise verarbeitet und veredelt wieder auszuführen. So hatten sie große Branntweinbrennereien, ohne nur für sich selbst hinreichendes Getreide zu bauen; sie bleichten und bleichen noch eine Menge Leinwand, die bei weitem nicht alle im Lande gemacht ist; sie verfahren den von ihnen gemahlenen Tras in alle nördliche Gegenden. Sie lassen die Smalte, wovon nachher, aus Deutschland kommen und wissen sie so fein zu mahlen und zuzurichten, daß sie einen großen Gewinn davon haben. Sie hatten eine große Menge Schneidemühlen, um das aus Deutschland und dem Norden kommende Holz in Bretter zu verwandeln und Spanien und andre südliche Länder damit zu versehen u. s. w. Natürlich mußte dieser Gewinn aufhören, sobald andre Länder ihre Producte selbst verarbeiten lernten, und dies, die unendlich gestiegene Industrie in England, Frankreich und Deutschland, ist wohl ein Hauptgrund, weshalb jetzt die Fabriken in den Niederlanden nur noch ein Schatten sind von dem, was sie ehemals, vorzüglich im Anfange des vorigen Jahrhunderts, waren. Zu den bedeutendsten Fabriken gehörte damals die Papiermacherei, und obwohl auch diese sehr abgenommen, so gehört doch immer noch das holländische Papier zu dem schönsten. Zwei Umstände trugen früher am meisten dazu bei, diese Fabriken blühend zu erhalten. Die schöne Leinwand und die vortrefflichen holländischen Bleichen lieferten natürlich die feinsten und besten Lumpen, woraus bekanntlich das Papier gemacht wird. Dazu kam, daß, während man sich in andern Ländern um die Lumpen in Brei zu verwandeln, blos der von einem Wasserrade bewegten Stampfen bediente, die Holländer eine viel vortheilhaftere Methode erfanden. Sie ließen nemlich die Lumpen in einem festen Kasten durch eine mit eisernen, scharfen Zähnen bewaffnete und ebenfalls vom Wasser getriebene Welle ungleich feiner und gleichförmiger zermalmen. Jetzt ist aber diese Einrichtung,

nach ihren Erfindern „der Holländer“ genannt, in alle Papiermühlen längst eingeführt, und man bedient sich auch bei uns der Stampfen nur für die gröbere Waare. Mit der Papiermacherei stand früher der Buchhandel in genauer Verbindung. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts erschienen in Holland die schönsten, noch jetzt gesuchten Ausgaben, sowohl der alten Classiker als auch französischer Werke, welche letzteren die Holländer gleich nachdruckten so wie sie in Frankreich herauskamen, und dabei durch Wohlfeilheit, schöneres Papier und Druck den größten Absatz fanden. Ja es ist bewiesen, daß sie die von den Franzosen seit etwa 30 Jahren als eine Erfindung ihres Didot und Herhan so hoch gerühmten Stereotypen schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts gekannt, und es ist freilich unbegreiflich, daß sie diese Kunst so vernachlässigt, daß sie seitdem gleichsam hat neu müssen erfunden werden. Das Verfahren bei den Stereotypen besteht im Wesentlichen darin. Man setzt einen Bogen oder eine Seite, wie gewöhnlich, mit beweglichen Lettern und druckt diese in eine weiche, der Erhärtung fähige Masse ab, worin die Schrift also vertieft erscheint, und welche man die Matrize nennt. In diese gießt man, oder, nach einem andern Verfahren, welches man klatschen, abklatschen nennt, preßt man eine Metallmasse, in welcher nun die Schrift erhaben erscheint und welche zum Abdruck dient. Natürlich kann man, wenn diese Drucktafeln stumpf geworden, leicht vermittelst der Matrize neue Tafeln erhalten und so mit Ersparung neuer Setzkosten unzählige Exemplare eines Werkes abdrucken; wobei noch der wesentliche Vortheil ist, daß, wenn die Druckfehler einmal sorgfältig verbessert sind, man sicher ist, beständig fehlerfreie Abdrücke zu erhalten. Bei dem gewöhnlichen Druck ist dies deshalb nicht immer möglich, weil sich beim Abdruck einzelne Buchstaben verschieben, auch wohl herausfallen, nicht immer richtig wieder eingesetzt werden und dadurch selbst während des Drucks neue Fehler entstehen. — In neueren Zeiten, wo der Buchhandel Deutschlands und Frankreichs sich gehoben, ist der holländische ganz herabgekommen; in den eigentlichen Niederlanden oder Belgien, wo von jeher harter Religionszwang herrschte, ist dies Geschäft ohnehin nie bedeutend gewesen. — Die einzigen noch jetzt bedeutenden Fabriken sind in den südlichen Provinzen die Tuchfabriken. Die Niederländer sind die ersten gewesen, welche die Kunst verstanden, die feineren Tücher zu bereiten, und im 15ten und 16ten Jahrhundert waren sie noch die einzigen in Europa. Als aber die unsinnigen Grausamkeiten Philipps II. und seines Alba viele tausend Niederländer zwangen ihr Vaterland zu verlassen, brachten diese Flüchtlinge ihre Kenntnisse und ihre Betriebsamkeit nach England und Deutschland. Bald entstanden nun allenthalben ähnliche Fabriken, und wenn auch jetzt noch die niederländischen Tücher zu den gesuchtesten gehören, so hat doch dies

Gewerbe sehr beschränkt werden müssen, seitdem Engländer, Franzosen und Deutsche es mit gleichem Glück betreiben. — Sehr wichtig und bis jetzt noch an keinem Orte der Welt übertroffen sind die berühmten Spitzen- oder Kantenfabriken, deren Hauptsitz der nördliche Theil der eigentlichen Niederlande ist, obgleich sie gewöhnlich nur Brüsseler Kanten heißen. Es ist wahrscheinlich, daß nicht allein die Feinheit des Flachses, sondern auch die eigenthümliche Beschaffenheit des dortigen feuchten Klima's zu ihrer Güte beiträgt. — In den nördlichen Provinzen sind jetzt die Leinwandfabriken bei weitem die wichtigsten, ihr Hauptsitz sind die Provinzen Gröningen, Friesland und Oberyssel: Gleichheit des Fadens und Gewebes, vorzüglich aber die blendende Weiße, zeichnen die holländische Leinwand vor jeder andern aus. Andre weniger allgemeine Gegenstände der Fabrikation werden wir an den Orten erwähnen, wo sie vorzüglich betrieben werden.

Handel.

Der Handel, der mit den Fabriken in der innigsten Verbindung steht, hat auch ihr Schicksal theilen müssen, und ist selbst noch tiefer gesunken als diese. Im 15ten und 16ten Jahrhundert blühten die eigentlichen Niederlande durch Fabriken und Handel; beide wurden beinahe vernichtet durch das spanische Joch; der Handel insbesondere zog sich seit dem 16ten Jahrhundert immer mehr nach dem seine Freiheit behauptenden Holland, und im 17ten waren die Holländer in jeder Hinsicht was jetzt die Engländer sind. Ihre Seemacht war die erste in der Welt, ihr Handel umfaßte alle Welttheile. Damals hatten sie eben den Portugiesen beinahe alle ihre Besitzungen in Ostindien entrissen, und lange Zeit war der Handel mit Gewürzen, vorzüglich Pfeffer, Zimmt, Muskaten, ausschließlich in ihren Händen. Die von Cromwell gegebene Navigations-Acte 1651, wodurch ihnen die Einfuhr fremder Producte in England verboten wurde, gab ihrem Alleinhandel den ersten Stoß. Bald verloren sie in dem hartnäckigen Kampfe mit England ihre Uebermacht zur See; England trat ihnen auch in Ostindien immer mehr als mächtiger Nebenbuhler entgegen; andre Nationen erwachten nach und nach zu besserer Benutzung ihrer Kräfte, und so sank der holländische Handel von Jahr zu Jahr. Noch immer war er bedeutend im vergangenen Jahrhundert und das Land blühte im höchsten Wohlstande, als endlich die französische Besitznahme die Holländer beinahe gänzlich vom Meere ausschloß und den alten Reichthum bedeutend verminderte. Es steht nun zu erwarten, wie weit der Friede und die wieder erlangte Unabhängigkeit Handel und Fabriken wieder empor bringen werden.

Einwohner. Sprache.

Die Einwohner dieses Reichs bestehen jetzt aus einem Gemisch sehr verschiedener Völkerschaften; die ursprünglichen Bewohner waren alle deutscher Abkunft und theilten sich in 3 Stämme, wovon die Friesen und Bataver mehr die nördlichen, die Belgier mehr die südlichen Provinzen bewohnten. Zu diesen sind aber in einer Reihe von Jahrhunderten Ansiedler aus allen übrigen Ländern von Europa gekommen; vorzüglich aus Frankreich, theils in neuerer Zeit zahlreiche Auswanderer, welche Frankreich der Religion wegen verlassen und Schutz und Aufnahme in den nördlichen Provinzen fanden; theils Ueberreste der Franken, deren Reich, vor der Eroberung des jetzigen Frankreichs, vorzüglich die südlichen Niederlande umfaßte. Daher hat auch die französische Sprache in diesen Gegenden ein entschiedenes Uebergewicht, vornehmlich in Flandern und Hennegau. In den Provinzen Namur und Lüttich wird ein eigenthümlicher Dialect, das Wallonische, gesprochen, welches mit dem ältesten Französischen wohl verwandt seyn mag, mit dem jetzigen aber beinahe gar keine Aehnlichkeit hat. In den übrigen südlichen Provinzen ist das sogenannte Flamländische die Volkssprache, ein Dialect des Holländischen; aber das Französische wird von allen Gebildeten und den meisten Städtern gesprochen. Im Luxemburgischen ist Deutsch die Sprache des östlichen Theils des Landes; Französisch die der Städte und der westlichen Gegenden. Das Holländische, die allgemeine Sprache aller nördlichen Provinzen, ist dem Plattdeutschen so nahe verwandt, daß es beinahe nur als ein mit vielen französischen oder lateinischen Ausdrücken vermischter Dialect derselben anzusehen ist. Am reinsten wird es in der Provinz Holland gesprochen, doch ist auch hier den Vornehmeren die französische Sprache sehr geläufig, und alle Verhandlungen mit auswärtigen Mächten wurden schon seit mehr als einem Jahrhundert in dieser Sprache geführt.

Religion.

In den südlichen Provinzen oder Belgien ist die katholische die fast ohne Ausnahme herrschende, in den nördlichen die protestantische; und zwar bis auf die neueste Zeit wurde die reformirte als die herrschende Religion Hollands betrachtet, so daß nur die Bekenner dieser zu höheren Staatsämtern gelangen konnten, doch mit vollkommner Duldung und übrigens gleichen bürgerlichen Rechten aller andern Parteien. Daher leben hier nicht blos Protestanten jeder Art, als Lutheraner, Mennoniten oder Wiedertäufer, Quäker, Herrnhuter u. s. w., sondern auch Katholiken, Armenier und Griechen, und viele Juden, welche man hier in deutsche und portugiesische Juden zu theilen pflegt, im Frieden neben einander.

Die Reformirten, als die eigentlichen Landesbewohner, theilen sich, in Hinsicht auf das Kirchliche, in Kirchspiele; mehrere Kirchspiele, die sich durch Abgeordnete, Geistliche und Aeltesten oder Vorsteher, vereinigen, bilden eine Klasse; die Vereinigung der Abgeordneten aller Klassen einer Provinz bilden die Synode.

Charakter. Lebensweise.

Wie mißlich es auch seyn mag, über den Charakter eines Volks im Allgemeinen zu urtheilen, so kann man doch sagen, daß ein gewisses Phlegma d. h. ein zur geistigen und körperlichen Ruhe sich neigendes Temperament den Grundzug des Niederländers, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, ausmacht. Hiermit sind gewöhnlich Geduld und beharrlicher Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnung, Sparsamkeit und einfache Lebensweise verbunden: alles Eigenschaften, welche die Holländer von jeher zu vortrefflichen Kaufleuten gemacht haben. Die nemlichen Grundzüge findet man zwar auch bei dem südlichen Niederländer oder Belgier, doch schon mehr mit französischer Lebhaftigkeit und Glanzliebe verbunden. Der Holländer hingegen haßt wie das Geräusch und große körperliche Anstrengung so auch den äußerlichen Glanz. Sein Haus ist höchst einfach, wenn auch innerlich mit den kostbarsten Meublen verziert. Seine Kleidung, seine Lebensweise verräth selten seinen Reichthum: ja selbst die unzähligen Landsitze der Wohlhabenden, Buyten (beuten) Plaetzen genannt, womit besonders die Ufer der Kanäle bedeckt sind, haben durchaus nichts Auffallendes. Das Haus ist klein und einfach, der Garten klein, von steifen Hecken eingefaßt und durchschnitten, und die Beete sind nicht selten statt der Gewächse mit buntfarbigen Muscheln, Porzellanscherben u. s. w. bedeckt, weil sich diese Substanzen auch beim Regenwetter reinlich und zierlich erhalten. Eine fast peinliche Reinlichkeit herrscht überall, und alles deutet an, daß Ruhe die eigentliche Erholung ist, die hier gesucht wird.

Litteratur und Kunst.

Bei einem solchen Charakter und einem von der Natur so wenig begünstigten Lande, welches seine Bewohner von jeher zwang, ihre ganze Aufmerksamkeit auf das unmittelbar Nützliche und zur Erhaltung Nothwendige zu richten, kann man ohne Unbilligkeit keine große Liebe und keine ausgezeichneten Talente für die heitern Spiele der Phantasie erwarten. Auch hat die niederländische Litteratur, außer einigen Werken der niedrig komischen Art und einigen verunglückten hochtrabenden Nachahmungen der französischen Manier, wenig Eigenthümliches aufzuweisen. Am meisten werden noch immer die heitern, leichten und anmuthigen Gedichte

von **Jacob Cats**, geb. **1577** † **1660**, und die ernsten und correcten Werke von Joost van der Vondel † **1679**, worunter auch viele Tragödien, geschätzt. Desto mehr haben sich von jeher die Holländer durch Fleiß und Gründlichkeit in den ernsteren Wissenschaften ausgezeichnet. Unsterblich sind die Namen: **Erasmus** von Rotterdam, geb. **1467** † **1536**, welcher durch gründliche Kenntnisse, Spott und Laune mehr zur Einführung der Reformation beigetragen, als er selbst es wünschte; **Hugo Grotius**, eigentlich **H. van Groot**, geb. **1583** † **1645**, der zugleich als Dichter, Staatsmann, Jurist, Theologe und Philologe glänzte; der Mediziner und Naturforscher **Boerhaave**, **van Swieten**, **Ruysch**, **Lyonet**, **Leeuwenhoek**; der Philologen **Burmann**, **Ruhnken** (eigentlich ein Pommer von Geburt), **Valckenaer**, **Hemsterhuys**, **Wittenbach** u. a.; der Mathematiker **Huyghens**, Erfinders der Pendeluhren, **Musschenbroek** u. a. Ganz einzig in seiner Art und ohne allen Einfluß auf seine Landsleute steht da **Benedictus Spinoza**, aus einer portugiesischen Judenfamilie, geboren zu Amsterdam **1632**, gestorben zu Haag **1677**, eben so ausgezeichnet durch die ungetrübte Reinheit seines Lebens, als durch die Tiefe seines Geistes. Selbst seine erbittertsten Feinde haben ihm durch das alberne Urtheil: der Teufel habe ihn mit allen Tugenden ausgerüstet, damit er um so besser die Gemüther verführen möchte, das ehrenvollste Denkmahl gesetzt. Seine philosophischen Schriften, sämmtlich lateinisch geschrieben, zeigen ihn als einen der tiefsten Denker der neuern Zeit. — Höchst bedeutend sind die Verdienste der Niederländer um die Malerei, wenn es auch nicht gegründet seyn sollte, was doch noch immer von Vielen behauptet wird, daß der Niederländer **Johann van Eyck**, gestorben **1441**, der Erfinder der Oelmalerei gewesen. Die niederländische Schule, welche man in eine flamändische und eine holländische theilt, zeichnet sich, dem Charakter der Nation gemäß, vorzüglich durch einen mühsamen Fleiß und eine oft an das Niedrige streifende Nachahmung der Natur aus; besonders ist dies der Fall mit den holländischen Malern, die daher auch am liebsten Jahrmärkte, Wachstuben, oder Landschaften, Thier-, Frucht- und Blumenstücke zu ihren Gegenständen gewählt haben. Als die größten Meister dieser Schule nennen wir vor allen: **Rembrandt van Rhyn**, geb. **1606** † **1674**; die Landschaftsmaler **Terburg**, **Waterloo** und vorzüglich **Ruysdael**, ferner **de Heem**, **Mieris**, **van Huysum**, malten vorzüglich Blumen, Früchte, oder Gegenstände des häuslichen Lebens, so wie **Wouwermann** Pferde und Schlachtstücke, **Berghem** aber und **Potter** Viehstücke; durch vollendete Ausführung der kleinsten Gegenstände ist **Gerard Douw** berühmt. Die flamändische Schule hat sich in größeren Compositionen und vorzüglich durch die Schönheit des Colorits (Farbengebung) ausgezeichnet. Zu ihr gehören zu den bedeutendsten Meistern: **Teniers**

und **Brouwer**, die sich nach Art der Holländer an Bauernfesten, Wachstuben u. s. w. hielten; **van Dyk**, als einer der größten Portraitmaler berühmt; endlich der größte aus dieser Schule, **Peter Paul Rubens**, geb. zu Cöln 1577, gest. zu Antwerpen 1640.

A) Das Königreich der Niederlande oder Holland.

Es besteht der Hauptsache nach aus den ehemaligen 7 Provinzen, welche die Republik Holland bildeten, nemlich: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Overyssel, Gröningen und Friesland; später kam dazu noch ein südlicher Landstrich, die Generalitäts-Lande, jetzt Nord-Brabant genannt, und vermuthlich wird noch der nordöstliche Theil von Limburg und der östliche Theil von Luxemburg den Niederlanden verbleiben.

Verfassung. Orden.

Nach der seit 1815 eingeführten neuen Verfassung ist das Königreich der Niederlande eine durch eine Volksvertretung beschränkte Monarchie. Die Krone ist erblich in der männlichen Nachkommenschaft des jetzigen Königs Wilhelm I. aus dem Hause Nassau-Oranien: in Ermangelung männlicher Nachkommen können auch die Töchter den Thron erben. Der älteste Sohn des Königs führt als muthmaßlicher Thronerbe den Titel: Prinz von Oranien. Die Reichsstände (Generalstaaten) theilen sich in 2 Kammern. Die Mitglieder der ersten Kammer werden vom König auf Lebenszeit ernannt; die zweite Kammer besteht aus den Abgeordneten der Ritterschaft, der Städte und der Dörfer jeder Provinz, und jede Provinz hat noch ihre besondern Stände. — Seit der Errichtung des Königreichs sind 2 Orden gestiftet worden: der militairische Wilhelmsorden für Land- und Seekrieger, und der Löwenorden für bürgerliches Verdienst. Jeder hat 4 Klassen; der erstere wurde im April, der zweite im September 1815 errichtet.

Münzen. Maaß. Gewicht.

Man rechnet in Holland allgemein nach Gulden oder Florenen, welche 100 Cents oder 20 Stüver, etwa 13 gGroschen werth sind. An wirklichen Münzen hat man Dukaten, zu 3 ℛ︎ und einigen Groschen preußisch; in Silber **Ryksdaalders** zu 50 Stüver, Kronenthaler zu 40 Stüver. Maaß und Gewicht waren bisher fast an jedem Orte verschieden. Eine holländische Meile, wovon $19^2/_3$ auf 1 Gr. des Aequators gehen, beträgt also etwa $1^1/_2$ Stunde Weges.

Das Königreich wird in folgende 9 Provinzen getheilt.

1. **Holland**, welches nach der jetzigen politischen Eintheilung 2 Gouvernements, Nord- und Süd-Holland, umfaßt. Der Meerbusen het **Y** macht die Gränze des nördlichen und südlichen Theiles. Die ganze Provinz gehört zu den am niedrigsten liegenden, und ist daher mit Deichen, Kanälen, Poldern, Schleusen u. s. w. reichlich versehen; gegen die Nordsee ist sie durch eine Reihe niedriger, **40 — 50** F. hoher Sandhügel, die Dünen, geschützt, in welchen man, ungeachtet der Nachbarschaft der See, Quellen süßen Wassers antrifft. Die große Feuchtigkeit des Bodens erlaubt nur wenig Getreidebau, aber nirgend in der Welt findet man so viele, so schöne und mit so trefflichem Rindvieh bedeckte Wiesen. Die große Anzahl der Städte und Dörfer, die große Reinlichkeit, die selbst überall auf dem Lande herrscht, und der überall sich zeigende Wohlstand, machen sie zu einem der reizendsten Länder. Eine ungeheure Menge Torf, feiner Flachs, herrliches Rindvieh und Schafe, vortreffliche Butter, vorzüglich die Leidner, und die weltberühmten Käse, sind die wichtigsten Producte. Sie zählt unter allen Provinzen die meisten und bedeutendsten Städte, und ihr Wohlstand war so überwiegend, daß sie nach der alten republikanischen Verfassung, wenn **100** Gulden zu gemeinschaftlichen Staatsausgaben gebraucht wurden, deren für sich allein **57** aufbringen mußte.

Die wichtigsten Oerter in dieser Provinz sind:

Amsterdam, in älteren Zeiten **Amsteldam**, auch wohl **Amstelredam** genannt, zwar nicht die Residenz des Königs, aber doch unstreitig die wichtigste Stadt in den Niederlanden. Im **12**ten und **13**ten Jahrhundert war sie nur ein unbedeutender Fischerort; seit dem **14**ten fing ihr Wohlstand an zu steigen, welcher im **16**ten besonders dadurch außerordentlich zunahm, daß viele reiche Kaufleute aus Antwerpen sich hier niederließen, um dem spanischen Joche zu entgehen. Sie liegt halbmondförmig am Ufer des Y, und wird von der Amstel, einem kleinen Flusse, der im Grunde nur ein Arm der Vecht ist, in zwei Theile getheilt, wovon der östliche die alte Seite, der westliche die neue genannt wird. Von der Amstel und dem Y gehen eine Menge Kanäle aus, die sich in allen Richtungen durchschneiden und an **90** Inseln bilden, welche durch **290** Brücken mit einander verbunden sind. Ihre Lage an einem Meerbusen, durch welchen sie mit der Nordsee, und an Kanälen, wodurch sie mit den wichtigsten Städten des Landes in Verbindung steht, bietet zwar für den Handel große Vortheile dar, hat aber auch große Unbequemlichkeiten. Die Einfahrt durch den Texel (wovon nachher) in die Südersee, die Schiffahrt auf dieser selbst, sind wegen der Sandbänke und Untiefen nicht ohne Gefahr. Die größte Unbequemlichkeit aber für die Schiffahrt ist die Seichtigkeit des **Pampus**, oder Eingangs zum Y von der Südersee

aus, welche großen schwer beladenen Schiffen nicht erlaubt bis Amsterdam zu kommen; sie müssen vorher zum Theil ausgeladen werden und dann erst können sie mit der Fluth in den Hafen gelangen. Eben so beschwerlich war auch das Auslaufen schwer beladener Schiffe, bis man die sogenannten Kameele erfand. Dies sind ungeheure hölzerne, wohl verschlossene Kasten, von der Länge eines Schiffes und so eingerichtet, daß sie an die Seiten des Schiffes gut anschließen. Man läßt sie zuerst voll Wasser laufen, bringt dann das Schiff zwischen sie und befestigt sie stark an beiden Seiten desselben. Nun wird durch Pumpen das Wasser aus den Kameelen geschafft, welche so wie sie sich leeren und leichter werden, das Schiff etwa 5 bis 6 F. hoch mit emporheben, und in diesem Zustande wird es dann über den Pampus in tieferes Wasser geschafft. Diesen Schwierigkeiten ist durch den neuen Kanal größtentheils abgeholfen worden, welcher in einer Länge von 12 Meilen, durch ganz N. Holland, von dem schönen Hafen het niewe Diep, über Alkmaar und Purmerende, nach Amsterdam führt. Eine andre Unbequemlichkeit, die aus der Lage der Stadt hervorgeht, ist die, daß sie stets den Einbrüchen und Ueberschwemmungen der See bei hohen Fluthen und Stürmen ausgesetzt ist. Die Mündungen der Amstel und aller Kanäle sind daher mit den stärksten Schleusen versehen, um das zu gewaltige Eindringen des Seewassers zu verhindern; doch sind schon oft bedeutende Theile der Stadt unter Wasser gesetzt worden. Die vielen Kanäle, welche beinahe alle Straßen durchschneiden, (eine solche Straße heißt hier Gragt), und mit den schönsten Linden besetzt sind, gewähren zwar dem Handel große Bequemlichkeit, allein sie vermehren auch die Feuchtigkeit der Luft, und da sie nur wenig Abfluß haben, so verbreiten sie oft in heißen Tagen einen höchst widrigen Geruch. Um dies einigermaßen zu verhindern, wird das Wasser durch Schöpfmühlen so viel als möglich in Bewegung erhalten. Das Wasser in diesen Kanälen ist wegen der beständig eindringenden See untrinkbar, und an Brunnen ist bei dem morastigen Boden nicht zu denken. Man sammelt daher in allen Häusern das Regenwasser zum Trinken; die Brauer aber und andre Handwerker, die viel süßes Wasser brauchen, müssen es mit Kähnen mehrere Stunden weit aus der Vecht kommen lassen. Der Boden der Stadt ist so sumpfig, daß alle Gebäude ohne Ausnahme hier auf einen Rost erbaut werden müssen. Dieser Umstand hat die Amsterdammer lange Zeit abgehalten, sich der Kutschen und andrer Fuhrwerke mit Rädern zu bedienen, weil man fürchtete, sie möchten den Grund der Gebäude und die Einfassungen der Kanäle zu sehr erschüttern. Man bediente sich daher zum Fortschaffen der Waaren nur der Schleifen, ja man setzte auch wohl die Kutschkasten auf Schleifen, welches ein höchst elendes Fuhrwerk abgab. Jetzt ist von diesem Vorurtheil nicht mehr die Rede. Die meisten Stra-

ßen von Amsterdam, wo nicht Kanäle durchgehen, sind sehr eng und daher finster. Die schönsten und breitesten Straßen sind die Kaisersgragt und die Herrengragt. Sie sind sämmtlich mit Kalksteinen gepflastert, die am Ufer der Maas unweit Lüttich brechen. Die meisten Häuser der Stadt sind gut, aber nicht prächtig gebaut. An ausgezeichneten Gebäuden zählt Amsterdam nur wenige. Bei weitem das schönste von allen ist das ehemalige Rathhaus, **het Stadthuys**, auf einem nur allzu kleinen Platze, der Damm, gelegen. Es ward **1648** angefangen und **1655** vollendet, nach den Zeichnungen des Architekten van Campen. Seine Länge beträgt **282** F., die Breite **235** und die Höhe **116**. Der Grund besteht aus einem Roste, zu welchem an **14000** Pfähle gebraucht worden. Das Gebäude selbst ist von grauem Sandstein, den man aus Westphalen hat kommen lassen. Es ist mit einer großen Menge von Statuen, Basreliefs und allegorischen Wandgemälden geziert, und die Hauptsäle ganz mit Marmor überkleidet. Die Bildhauerarbeiten sind meistens von **Artus Quellinus**, die Gemälde von sehr verschiedenen, worunter aber einige vorzügliche Meister. In dem Erdgeschoß wird der Schatz der Bank aufbewahrt, auch befanden sich hier Gefängnisse. Das mittlere oder Hauptgeschoß enthielt die Säle zur Versammlung des Raths und der Bürgerschaft. Das obere Geschoß diente größtentheils als Zeughaus. Zur französischen Zeit ward dies schöne Gebäude zur Wohnung des Königs eingerichtet. Das einzige, was man daran tadelt, ist, daß es statt eines des Ganzen würdigen Eingangs sieben kleine Thüren neben einander hat; vielleicht eine Anspielung auf die **7** vereinigten Provinzen. — Von den übrigen öffentlichen Gebäuden sind noch die Bank, die Börse, das Haus der ostindischen Compagnie, das Admiralitätsgebäude, mehrere Zeughäuser, Schiffswerfte u. s. w. zu bemerken, wovon jedoch keins besondere Auszeichnung verdient. — Unter den **45** Kirchen, Bethäusern und Synagogen, verdienen nur Auszeichnung: die alte Kirche; die Zeit ihrer Erbauung ist ungewiß, sie hat einen schönen **240** F. hohen Thurm, mit einem Glockenspiel *) und enthält viele Denkmäler holländischer Seehelden; und die neue Kirche, **1645** erbaut, in der Nähe des Rathhauses; hier befindet sich unter andern ein schönes marmornes Denkmahl des Admirals de Ruyter (reuter), welcher **1676** in einer siegreichen Seeschlacht gegen die Franzosen, in der Bay von Syracusa, blieb. — Amster-

*) Die Glockenspiele, wahrscheinlich eine niederländische Erfindung, sind in allen Städten der Niederlande sehr gewöhnlich. Es giebt ihrer 2 Arten. Einige haben wie die bekannten Drehorgeln eine Walze und spielen dann immer nur dieselben Stücke; andre werden vermittelst einer Claviatur gespielt, und es hat in den Niederlanden Virtuosen auf diesem riesenmäßigen Instrumente gegeben.

dam hat sehr viel milde Stiftungen für Waisen, Kranke u. a.; das bedeutendste Institut dieser Art ist das sogenannte Almosenier-Waisenhaus, worin über dreitausend Kinder ohne Unterschied der Herkunft oder Religion verpflegt werden; es ist eins der ansehnlichsten Gebäude der Stadt.

An gelehrten Anstalten besitzt Amsterdam eine Akademie der Wissenschaften, viele gelehrte Privatgesellschaften, worunter die Felix meritis die berühmteste ist, mehrere ansehnliche Privatsammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Büchern, Natur- und Kunstsachen, einen botanischen Garten, ein Gymnasium u. s. w.

Amsterdam war ehemals der Sitz zahlreicher und sehr blühender Fabriken, und auch jetzt noch verdienen einige derselben Aufmerksamkeit, weil ihr Verfahren, welches meistens sehr geheim gehalten wird, in andern Ländern noch nicht hat können mit gleichem Glücke nachgeahmt werden. Mit Uebergehung der sich überall findenden Woll- und Baumwollfabriken, erwähnen wir daher nur folgende. Kampher- und Borax-Raffinerieen; der Kampher, der verdickte Saft eines in China vorzüglich wachsenden Baumes, und der Borax, ein in Persien, Tibet, auch in Südamerika im Schlamme großer Landseen sich erzeugendes Salz, werden hier geläutert; ersterer wird in der Medizin häufig gebraucht, letzterer dient vorzüglich den Goldarbeitern zum Löthen. Smaltefabriken. Unter Smalte versteht man ein blaues Glas, welches aus Kobalt auf den sogenannten Blaufarbenwerken bereitet wird. Das Erzgebirge und der Thüringer Wald liefern sie hauptsächlich; die Amsterdammer verstehen sie aber durch ferneres Mahlen und andre unbekannte Operationen sehr zu verfeinern, und eine große Menge Farbenabstufungen hervorzubringen. Sie dient vorzüglich zum Malen des Porzellans, der Fayence und zum Bläuen der Wäsche. — Ferner wird in Amsterdam viel Bleiweiß, Scheidewasser und Zinnober, die bekannte schöne rothe Farbe, welche aus der Verbindung des Quecksilbers mit dem Schwefel entsteht, bereitet und das Verfahren dabei sehr geheim gehalten. Die Amsterdammer goldenen Tressen werden selbst den französischen vorgezogen. Aus den bekannten Gewürzen: Nelken, Muskatennuß u. a., werden hier eine Menge feiner Oele bereitet. — Eine Kunst aber, welche bis jetzt die Amsterdammer beinahe ausschließlich besitzen, ist das Diamantschleifen. Die Diamanten, wovon die schönsten aus Ostindien, die meisten, aber weniger schönen aus Brasilien kommen, sind zwar in ihrem natürlichen Zustande auf mannigfaltige Art krystallisirt, meist aber mit einer erdigen Substanz überzogen, und auch wenn man diese fortgeschafft, haben sie nur ein trübes und mattes Ansehen; den hohen Glanz, den man besonders an ihnen schätzt, erhalten sie erst durch das Schleifen. Ob die Alten schon diese Kunst verstanden, ist ungewiß; die jetzige

Art aber, die Diamanten zu schleifen, ist kaum älter als das 15te Jahrhundert. Das Schleifen des Diamanten kann nur mit Diamantpulver geschehen, weil keine andre Substanz ihm an Härte gleichkommt, und dies Pulver verschafft man sich, indem man Diamanten von geringer Art gegen einander reibt, oder sie zerstößt. Mit diesem Pulver werden dann die eisernen Räder bestrichen, auf welchen der Diamant geschliffen wird. Hierbei aber kommt alles auf eine genaue Kenntniß der innern Struktur des Steines an, denn nicht alle Seiten sind einer gleich schönen Politur fähig. Der Diamant, wie alle Krystalle, kann nur in gewissen Richtungen gespalten werden, in andern nicht; man sagt daher von ihm, er habe einen mehrfachen Durchgang der Blätter. Deshalb kann man nur diejenigen Seiten vollkommen poliren, die den Flächen seiner Blätter entsprechen, nicht aber die, wo diese Blätter auslaufen; so wie man etwa den Schnitt eines Buches weniger glatt poliren kann, als die flache Seite seiner Blätter. Nur eine große Uebung kann den Arbeiter in den Stand setzen, dies richtig zu beurtheilen. Hierauf beruht es auch, daß man nicht jedem Diamanten jede beliebige Gestalt geben kann; man muß sich nach seiner ursprünglichen Gestalt richten. So entstehen vorzüglich 3 Arten geschliffener Diamanten. Die Tafelsteine, welche oben und unten platt und nur an den Seiten mit Facetten versehen sind; sie werden am wenigsten geschätzt. Die Rosetten, welche unten flach, oben aber erhaben spitz zulaufen und viele Facetten haben. Die Brillianten endlich, die kostbarsten von allen, welche oben und unten erhaben und mit Facetten versehen sind. — Man versteht jetzt auch die Kunst die Diamanten zu spalten, um fehlerhafte Stücke fortzuschaffen, oder dem ganz unförmlichen Steine eine regelmäßige Gestalt zu geben. Man ritzt zu diesem Ende den Diamanten nach der Richtung seiner Blätter, mit Hülfe eines scharfen Diamantsplitters; setzt dann einen feinen Stahl in diese Ritze und thut einen einzigen Schlag darauf. Ist die Richtung nur gut getroffen, so spaltet der Diamant sehr leicht. Außer Amsterdam ist nur noch Antwerpen wegen des Diamanten-Handels und Schleifens, jedoch viel weniger, berühmt.

Die ehemaligen Festungswerke der Stadt sind abgetragen und in Spaziergänge verwandelt, woran es bisher sehr fehlte; denn die Umgebungen bieten außer schönen Wiesen und vielen Dämmen eben nichts Interessantes dar. In der Stadt selbst liegt am östlichen Ende ein öffentlicher Spaziergang, die Plantage genannt, der aus einigen Alleen besteht. Der Hafen, ehemals mit einem Walde von Masten erfüllt, hat auch nichts Ausgezeichnetes; die Schiffe liegen hier zwischen mehreren Reihen von Pfählen in Sicherheit. Jetzt mag die Stadt etwa wieder über 200,000 Einwohner zählen, früher war die Anzahl beträchtlicher, in der französischen Zeit aber bis auf 193,000 gesunken.

In

In der Nähe von Amsterdam bemerken wir den kleinen Ort **Muyden** (meuden), am Ausfluß der Vecht in die Südersee. Die hiesige außerordentlich große Schleuse rettete einst die vereinigten Niederlande, als Ludwig **XIV. 1672** sich schon der benachbarten Festung **Naerden** bemächtigt hatte. Man öffnete sie und setzte die ganze Gegend bis Amsterdam unter Wasser, wodurch die Feinde aufgehalten wurden. — **Zaardam**, auch **Zaanredam** (Saar-dam), schräg gegen Amsterdam über, am nördlichen Ufer des Y, ist wohl das reichste und schönste Dorf in der Welt, mit **10000** Einwohnern, die aber nicht Landbauer, sondern Kaufleute, Fabrikanten aller Art und Schiffsbauleute sind. Hier hielt sich der Czar Peter der Große **1697** längere Zeit auf, um den Schiffbau zu erlernen, wobei er, wie ein gemeiner Arbeiter gekleidet, auch die schwersten Arbeiten verrichtete. Noch jetzt werden hier die meisten holländischen Schiffe erbaut. Unglaublich ist die Zahl der Windmühlen, welche diesen Ort umgeben, sie wird von Einigen auf **1400**, von Andern gar auf **2000** angegeben. Da man in Holland, wo die Gewässer nur wenig Fall haben, keine Wassermühlen anlegen kann, so wird hier, wo ohnehin der Wind häufig und heftig weht, alles mit Windmühlen betrieben. Die Saardammer Mühlen sind von sehr mannigfaltiger Art; Schneidemühlen, Papiermühlen, Oelmühlen, Tabackmühlen und Mühlen zum Zerstampfen und Zerreiben von Färbestoffen sind die zahlreichsten. Einige zermahlen auch einen Sandstein, der von Bremen kommt, zu feinem Scheuersand, ein in diesem Reinlichkeit liebenden Lande unentbehrliches Bedürfniß. Es giebt wenig Orte, wo eine so mannigfaltige Betriebsamkeit herrscht.

Westlich von Amsterdam, am Fl. **Sparen**, unweit des Haarlemmer Meers, liegt die Stadt **Haarlem**, mit **23000** Einw. Sie hat viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren, doch gehört sie noch zu den besten Städten in Holland. Die Gassen und Gebäude sind wie in Amsterdam. Auf einem öffentlichen Platze steht die marmorne Statüe des **Lorenz Koster**, welchem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerei zuschreiben. Die Hauptkirche zeichnet sich durch ihre Größe und Schönheit, vorzüglich aber durch eine Orgel aus, welche **8000** Pfeifen hat. Die Gesellschaft der Wissenschaften und die Teylorsche ökonomische Gesellschaft zur Verbesserung der Manufacturen sind nicht unberühmt. Ehemals hatte Haarlem sehr bedeutende Fabriken, wovon aber wenig mehr vorhanden ist. Die beiden Hauptzweige der Betriebsamkeit sind hier die Blumencultur und die Leinwandbleichen. Schon in älterer Zeit wurden hier und in der Gegend viele Blumen, besonders Tulpen, Hyacinthen und andre Zwiebelgewächse gezogen. Dies gab in den Jahren **1636** und **37** zu einer wunderlichen Erscheinung im Handel Veranlassung, welche man mit dem Namen Tulipomanie oder Tulpenschwindel bezeichnet. Man verkaufte nem-

lich solche Zwiebeln seltener Art zu schwindelnden Preisen, eine einzige z. B., Semper Augustus genannt, wurde mit 13000 Gulden bezahlt. Dabei aber kamen weder die Zwiebeln noch der ganze Kaufpreis zum Vorschein; sondern nach abgelaufenem Termine, welcher zur Zahlung und Auslieferung bestimmt war, zahlte der Käufer oder Verkäufer dem andern nur die Summe heraus, um wieviel die Zwiebeln in der Zwischenzeit im Preise gestiegen oder gefallen waren: also ein Spiel, wie es jetzt etwa mit Staatspapieren oder sogenannten Stocks in London getrieben wird. Dieser Schwindel hörte auf, als einige die Zahlung verweigerten und auf Auslieferung drangen, wo denn beide Theile, da die Zwiebeln wohl nicht in solcher Menge zu schaffen waren, sich vergleichen mußten. Auch jetzt wird hier noch ein nicht unbeutender Handel mit Tulpen, Hyacinthen, Ranunkeln, Aurikeln, Sämereien, Obst und Treibhausgewächsen getrieben und viele Länder Europa's von hieraus damit versehen. Das Bleichen des Garns und der Leinwand, welche nicht blos aus Holland, sondern von Deutschland und England in großer Menge hierher gesendet wird, geschieht unweit Haarlem, am Fuß der Dünen, wo man ein klares Quellwasser findet. Die Arbeit daran ist sehr schwer und wird daher meist von deutschen Tagelöhnern verrichtet. Nicht blos die Güte des Wassers, sondern auch die Anwendung der Molken, worin man das Garn gähren läßt, und manches Verfahren, woraus ein Geheimniß gemacht wird, mag wohl dazu beitragen, die hiesigen Bleichen zu den besten in Europa zu machen. — In der Nähe von Haarlem liegt der sogenannte Haarlemmer Busch, ein anmuthiges Wäldchen, eine seltene Erscheinung in dieser Gegend, worin sich ein königliches Landhaus und eine Menagerie befinden.

Nördlich von Amsterdam in einer der niedrigsten Gegenden, daher auch Waterland genannt, liegt das durch seine übertriebene Reinlichkeit weltberühmte reiche Dorf Broek (bruhk). Hier ist es, wo alle Häuser sorgfältig mit Oelfarbe angestrichen, die Straßen mit Klinker gepflastert sind, und täglich gewaschen, ja mit Bürsten abgerieben werden. Natürlich darf kein Vieh sie betreten, dies hat seine Eingänge hinter den Häusern von der Seite der Felder her. Die Kuhställe sind hier durchaus mit Fliesen ausgelegt, und alles Holzwerk, ja selbst die Pfähle auf den Wiesen mit Oelfarbe angestrichen. Das Innere der Häuser entspricht natürlich diesen Umgebungen, und selten wird ein Fremder zugelassen, ohne vorher die ihm gereichten reinen Pantoffeln angelegt zu haben. — Noch weiter nördlich, an der Südersee, liegt Edam, wegen des Käsehandels berühmt: der ganze nördliche Theil dieser Provinz besteht beinahe aus nichts als Wiesen, welche die trefflichste Butter und den bekannten holländischen Käse liefern. — Ferner bemerken wir noch in diesem Theile von Holland: die Stadt Alkmaar, welche ebenfalls Käsehandel treibt; Enkhuysen (—heusen), an der Sü-

dersee, mit einem trefflichen Hafen und das Dorf **Helder** auf der nördlichsten Spitze von N. Holland; gegenüber liegt die Insel **Texel** und zwischen beiden ist die Meerenge **Marsdiep**, durch welche alle Schiffe aus der Nordsee in die Südersee gelangen; die Bewohner sowohl von Helder als von Texel dienen als Lotsen für diese oft gefährliche Einfahrt. Beim Helder ist das sogenannte **Landsdiep**, eine große Rhede, wo sich die Flotten zu versammeln und aufzuhalten pflegen; auch ist hier an der Mündung des großen Kanals ein neuer Hafen, das neue Tief, **het nieuwe Diep**, genannt, mit einem Leuchtthurme angelegt worden. Nördlich von Texel und durch Sanddünen damit zusammenhängend liegt die Insel **Eyerland**, von der großen Menge Eyer so benannt, welche die Seemöven hier in den Sand des Strandes legen. Beide Inseln haben Viehzucht und besonders sehr feinwollige Schafe. Beim Texel sind viele Seeschlachten vorgefallen, in einer derselben 1653 gegen die Engländer blieb der berühmte Admiral **Tromp**.

In dem südlichen Theile dieser Provinz liegen: **Leyden**, latein. **Lugdunum Batavorum**, eine der schönsten Städte in den Niederlanden, am Rhyn, der aber freilich hier nur ein Kanal ist, welchem man seit **1807** einen Ausgang in die Nordsee eröffnet hat. Die Stadt zählt über **30000** Einw. Sie liegt etwas höher und ist daher gesunder als die meisten hiesigen Städte, ja sie enthält selbst einen kleinen Hügel, die ehemalige Burg. Die sogenannte breite Straße ist eine der schönsten in Europa. Leyden ist vorzüglich durch seine Universität berühmt, welche **1575** bei folgender Veranlassung nach dem Wunsche der Einwohner gestiftet ward. Die Spanier belagerten die Stadt, welche sich heldenmüthig vertheidigte, und endlich durch den kühnen Entschluß des Prinzen von Oranien die Dämme zu durchstechen und der Stadt mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, glücklich gerettet ward; wobei eine ungewöhnliche hohe Springfluth, welche allein es der Flotte möglich machte, sich zu nähern, als eine wundervolle Rettung betrachtet wurde und als solche noch jährlich am **3. October** gefeiert wird. Man wollte die Einwohner für ihren Muth belohnen, und sie wählten die Errichtung einer Universität. Die Universität besitzt eine treffliche Bibliothek, einen botanischen Garten, ein anatomisches Theater u. s. w., und auf ihr haben beinahe alle jene berühmten Gelehrten gelebt, welche wir in der Einleitung erwähnten. Auch die meisten holländischen Maler haben hier gelebt und sind zum Theil auch hier geboren, als Rembrandt, Gerard Douw, Mieris und der bekannte Nacheiferer Albrecht Dürer's, Lucas von Leyden, von welchem einige schöne Gemälde, besonders das jüngste Gericht, auf dem hiesigen Rathhause sich befinden. Noch ist hier geboren **1510** der berüchtigte Schwärmer Johann Bockholt von Leyden genannt, ein Schneider von Profession, welcher an der Spitze einer rasenden Secte, welche

man Wiedertäufer nannte, aber nicht mit den friedlichen Anabaptisten verwechseln muß, sich 1534 der Stadt Münster in Westphalen bemächtigte, sich zum Könige ausrufen ließ und endlich nach einer verzweifelten Gegenwehr gefangen und 1535 grausam hingerichtet wurde. — Leyden war ehemals wegen seiner vortrefflichen Tücher berühmt, die zwar noch geschätzt, aber wegen des hohen Preises wenig gesucht werden. Noch jetzt ist diese Stadt der Hauptmarkt Hollands für Wolle und wollene Waaren. Am 12. Febr. 1807 litt die Stadt außerordentlich durch das Auffliegen eines Schiffes, welches 40000 Pfd. Pulver geladen hatte.

Der **Haag**, oder **'s Gravenhaage**, weil die alten Grafen von Holland hier gewohnt, franz. **la Haie**, latein. **Haga comitis**, die ehemalige Residenz der Erbstatthalter und auch jetzt noch die Residenz des Königs, mit etwa 57000 Einw. Sie ist ein offener freundlicher Ort in einer etwas höhern und daher gesundern Lage, als die meisten übrigen holländischen Städte. Bauart und Kanäle sind wie hier überall. Die französische Sprache ist hier, wo ein Hof und fremde Gesandte wohnten, beinahe die herrschende, wie auch die Lebensart weniger einfach als in den Handelsstädten. Man bemerkt hier den alten unansehnlichen Pallast der Erbstatthalter, worin auch die Generalstaaten sich versammelten; er sowohl als das sogenannte Prinzenhaus enthält sehr schätzbare Gemälde. Das Ausgezeichnetste im Haag ist die herrliche Naturaliensammlung, von den Erbstatthaltern angelegt und mit den seltensten Sachen aus allen Welttheilen versehen; sie ist in einem eigenen Gebäude aufgestellt. An die Stadt stößt der **Bosch**, ein für Holland sehr ansehnliches und schönes Gehölz, worin ein Lustschloß des Königs liegt, das H a u s i m B u s c h oder O r a n i e n s a a l genannt; auch dieses enthält treffliche Gemälde. — Eine Stunde vom Haag, in den Dünen, liegt am Strande das schöne Dorf **Scheveningen**, wohin eine prächtige vierfache Allee führt, es wird als Erholungsort und auch als Seebad besucht. Das Meer greift aber hier so stark ins Land, daß die Kirche, welche ehemals mitten im Dorfe stand, jetzt am Strande steht. In der Nähe vom Haag liegt südlich das Dorf **Ryswik** (reiswik), berühmt durch den 1697 daselbst geschlossenen Frieden.

Delft, mit 14000 Einw., am Flusse oder Kanal **Schie**, hat sehr von seinem ehemaligen Wohlstande verloren, und treibt nur geringen Handel. Hier ward, auf dem sogenannten Prinzenhofe, einem ehemaligen Kloster, der Befreier der Niederlande, Wilhelm von Oranien, 1584 von einem Franzosen **Balthasar Gerard**, durch einen Pistolenschuß ermordet. Sein Denkmahl steht in der hiesigen neuen Kirche, wo sich auch die Denkmähler des Admirals Tromp und des Hugo Grotius befinden, welche beide aus Delft gebürtig waren. Der Hafen der Stadt, **Delftshaven**, liegt an der Maas.



Gouda (gauda), gewöhnlich **Ter Gouw** genannt, am kleinen Flusse **Gouwe**, welcher hier in die Yssel fällt. Die gemalten Fenster der hiesigen Johanniskirche sind berühmt. Gouda ist der Hauptsitz der Backstein- und Pfeifenbrennereien. Zu jenen nimmt man den Schlamm aus der Yssel, zu diesen muß der Pfeifenthon weit her, meistens aus der Gegend von Namur geholt werden. Die Pfeifen werden in einer messingenen Form gepreßt, der Kopf ausgehöhlt und dann, die schwierigste Operation von allen, das Rohr aus freier Hand mit einem Drahte gebohrt, welcher aber unten gerade abgeschnitten, nicht spitz, seyn muß. Dann werden sie polirt, bezeichnet und zu mehreren Hunderten in einem Topf pyramidalisch sehr künstlich aufgestellt und so gebrannt. Der Absatz ist ungeheuer, da nicht allein in Holland alles, selbst die Weiber des gemeinen Volks, rauchen, sondern auch viel versendet wird. Man rechnet in und um Gouda an **6000** Menschen, die sich mit dieser Fabrikation beschäftigen.

Dortrecht, oder gewöhnlich **Dort**, auf einer Insel am linken Ufer der Merwe, eine ansehnliche Handelsstadt mit einem guten Hafen. Wein und Holz, welches letztere den Rhein hinab geflößt und hier gesägt wird, sind Hauptgegenstände des Handels. Am berühmtesten ist die Stadt wegen der **1618** und **19** hier gehaltenen Kirchenversammlung, Synode, der Reformirten, deren Schlüsse, wodurch der streng Calvinische Lehrsatz von der unbedingten Gnadenwahl festgesetzt wurde, beinahe nur für Holland Gültigkeit erhielten. Im Preußischen sind diese Lehrsätze niemals angenommen worden.

Rotterdam, an dem Einfluß der Rotter in die Maas; sie ist nächst Amsterdam die bedeutendste Handelsstadt der nördlichen Provinzen, ja ihre Lage an der sehr schiffbaren Maas unweit des Meeres ist selbst günstiger, als die ihrer Nebenbuhlerin. Auch ist sie im Besitz des Handels mit Deutschland, Frankreich und England. Weine, Getreide, Holz, Taback sind Hauptartikel, man findet hier auch eine Menge Fabriken. Die Börse ist schöner als die Amsterdammer; unweit derselben, auf einer Kanalbrücke, steht die **10** F. hohe, eherne Statue des berühmten Erasmus, der hier **1467** geboren ward. Er war ein Zeitgenosse, anfangs selbst ein Freund, dann aber ein heftiger Gegner Luthers. — Die Stadt hat bedeutende Schiffswerfte, einige gelehrte Gesellschaften und über **70000** Einw.

Schiedam unweit der Maas, mit über **10000** Einw., ist der Hauptsitz der berühmten Wachholder- (**genèvre**) Branntweinbrennereien. Am Ausfluß der Maas liegt auf ihrem linken Ufer, auf der Insel **Land van Voorne**, die kleine Festung **Briel**, deren Ueberrumpelung durch die Wassergeusen **1572** das Signal zum Ausbruch des niederländischen Befreiungskrieges gab. Auf der nemlichen Insel, am südlichen Ufer, an einem andern Arme der Maas,

hier **Flakee** oder **Haring-Vliet** genannt, liegt **Helvoetsluys** (—fuhtsleus), mit einer vortrefflichen Rhede; dies ist der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Harwich in England.

Ungleich weniger bedeutend sind alle übrige nördliche Provinzen der Niederlande, welche wir jetzt kürzlich betrachten werden.

2. **Zeeland** (Seeland), im Südwesten der Provinz Holland. Sie besteht aus mehreren Inseln, welche die Ausflüsse der Schelde und Maas bilden; die 5 Hauptinseln sind **Walcheren**, **Nord-Beveland**, **Zuid-** (Süd-) **Beveland**, **Schouwen** (schau—) und **Tholen**. Diese Provinz hat unter allen am meisten mit den Fluthen zu kämpfen und die Unterhaltung ihrer Schutzdämme kostet ungeheure Summen. Der Boden ist zwar äußerst fruchtbar und bringt vorzüglich schönen Weizen, Krapp und den feinsten Flachs hervor, das Klima aber ist feucht und ungesund. Doch ist diese Provinz, nächst Holland, durch den Handel die reichste. Wir haben nur auf der Insel Walcheren zu bemerken:

Middelburg, in der Mitte der Insel, doch an einem Kanal der sie mit der Schelde verbindet. Sie treibt starken Handel nach Indien und mit französischen Weinen und gilt nächst Rotterdam für die bedeutendste Handelsstadt. Sie zählt etwa **18000** Einw. Die Luft ist hier sehr ungesund, eben so wie in

Vliessingen, einer bedeutenden Festung mit dem besten Kriegshafen in den Niederlanden. Die Engländer hatten sie **1809** eingenommen, verließen sie aber freiwillig wieder, wegen der ungesunden Luft, und vernichteten einen großen Theil der Werke und des Hafens.

3. **Utrecht** (ü—), östlich von Holland, im Süden der Südersee. In ihrem westlichen Theile ist sie niedrig, erhebt sich aber nach Osten, wo der Boden zum Getreidebau geschickter, zuletzt aber sandig und unfruchtbar wird. Der einzige bedeutende Ort in dieser Provinz ist

Utrecht (**Trajectum**), wo sich der Rhein in **2** Arme, **oude Rhyn** und **Vecht** genannt, theilt; sie liegt hoch und gesund, ist wohlgebaut und zählt an **44000** Einw. Sie ist der Sitz einer **1636** gestifteten Universität und eines katholischen, aber von dem Papste nicht anerkannten jansenistischen Erzbischofs. In der Geschichte ist sie merkwürdig, weil hier **1579** die Union der vereinigten Provinzen gegen Spanien geschlossen ward. Sie hat noch jetzt bedeutende Tuch- und Nähnadelfabriken. Das hiesige schwarze Tuch soll alle übrigen in der Farbe übertreffen.

4. **Geldern** ist zwar eine der größten, aber auch die unfruchtbarste von allen Provinzen. Sie liegt zwischen Utrecht und Over-Yssel an der Südersee. Nur die Ufer der Flüsse sind fruchtbar und besonders reich an Obst, der größte Theil der Provinz aber besteht aus unfruchtbarer Haide, welche blos zur Schafweide benutzt wird. Das Haidekraut wird hier in Ermangelung des

Torfes häufig als Brennmaterial gebraucht. Die bedeutendsten Städte sind:

Nymwegen oder **Nymegen** (**Noviomagus**) an der Waal, mit etwa **14000** Einw. Sie gehört zu den ältesten Städten in den Niederlanden, ist etwas befestigt und hat bedeutenden Handel mit Deutschland. Auf einem Hügel an der Ostseite der Stadt steht die alte Burg, **Falkenhof** genannt, wo ehemals die Burggrafen von Nimwegen wohnten.

Arnhem, am Rhein, mit etwa **14000** Einw. und einem Hafen; sie ist befestigt.

Mitten in den wüsten Haiden dieser Provinz liegt das Lustschloß **Loo**, der ehemaligen Erbstatthalter, mit weitläuftigen Gärten und Parks.

5. Over-Yssel, die ärmste und am wenigsten bewohnte Provinz von allen, sie liegt zwischen Geldern und Friesland, der Südersee und Deutschland. Der größte Theil ihres Bodens ist morastig und torfhaltig, oder haidenartig; auf letzterm wird mit Nutzen einiger Holzanbau getrieben.

Die Festungen **Zwolle**, an einem Kanal, der die Vecht und die Yssel verbindet, und **Deventer** an der Yssel, sind die einzigen bedeutenden Oerter der Provinz. Bei Zwolle lag ehemals auf dem Agneten-Berge ein Augustinerkloster, in welchem der berühmte **Thomas a Kempis**, Verfasser der in alle Sprachen übersetzten Nachahmung Christi, von **1407** bis **1471** lebte.

6. Friesland, größtentheils von der Süder- und Nordsee umgeben, östlich stößt sie an Gröningen. Sie hat in den am Meere liegenden Theilen ganz die Beschaffenheit von Holland; Dämme verschaffen ihr Sicherheit gegen die See, Kanäle durchschneiden sie nach allen Richtungen, und Polder von unglaublicher Fruchtbarkeit bedecken das Land. In älteren Zeiten, als man noch keine Dämme hatte und das Land häufigen Ueberschwemmungen unterworfen war, hatten die Einwohner große Hügel aufgeworfen, wohin sie sich zur Zeit der Noth mit ihrem Viehe retteten. Solche Hügel, hier **Waerd**, **Werd**, auch **Terp** genannt, findet man hier noch häufig. Ueberhaupt ist das Meer an dieser Küste viel gefährlicher als an den holländischen. Das Rindvieh, die Schafe und die Pferde dieser Gegend sind auch im Auslande berühmt und werden zur Zucht gesucht. Nach Gröningen zu erhebt sich das Land und hier gedeiht das Getreide, auch giebt es hier einige Waldungen. Die Einwohner des flachen Landes, die Abkömmlinge der alten Friesen, von jeher durch Tapferkeit und Freiheitsliebe ausgezeichnet, reden noch ihre alte, vom Holländischen sehr abweichende Sprache. Die friesländische Leinwand gilt selbst in Holland für die feinste und beste. In diesen mit sehr wohlhabenden Dörfern und kleinen Städten besetzten Lande sind nur zu bemerken:

Leuwarden (löhwahrden), die Hauptstadt, an mehreren Kanälen, mit etwa 18000 Einw.; der Leinwandhandel ist Hauptbetrieb; und

Franecker, ebenfalls an einem Kanale gelegen, eine kleine finstere Stadt, ohne alle Betriebsamkeit. Bis zur französischen Zeit bestand hier eine 1585 gestiftete, schon längst unbedeutende Universität, welche seitdem in eine Schule, Athenäum genannt, ist verwandelt worden.

7. **Groeningen**, liegt zwischen Friesland und dem Dollart, der Nordsee und Over-Yssel. Die Beschaffenheit und die Producte dieses Landes sind ganz die von Friesland, nur mit dem Unterschiede, daß man hier überall vom Meere gewinnt; der mit fruchtbarem Schlamm überzogene Strand wird nach und nach eingedämmt, und so sind sowohl an der See als am Dollart beträchtliche Strecken des fruchtbarsten Bodens gewonnen. Eine Folge davon ist, daß man hier mehrere Reihen Dämme hinter einander antrifft, wovon die innern schon längst unnütz geworden sind. Die Gröninger stehen an Reinlichkeit und Zierlichkeit weit hinter ihren Nachbarn zurück. In dieser Provinz entdeckte man im Jahre 1818 in einem tiefen Torflager Spuren einer hölzernen, wohl erhaltenen Brücke, welche einst Germanicus über die Sümpfe schlagen ließ, und die sich wahrscheinlich durch ihr eigenes Gewicht nach und nach versenkte. Nachdem man sie von dem sie überall bedeckenden Torfe befreit, fand man, daß sie eine Länge von 3 Stunden gehabt und 12 Fuß breit gewesen. Die Hauptstadt und die einzige wichtige Stadt der Provinz ist

Groeningen, an der Vereinigung der kleinen Flüsse **Hunse** und **Aa**, die aber für bedeutende Schiffe fahrbar sind. Die Stadt ist groß, schön gebaut, etwas befestigt und zählt etwa 26000 Einwohner. Die hiesige Universität, 1615 gestiftet, ist in den neueren Zeiten sehr gesunken.

8. **Drenthe**, südlich von Gröningen, gehörte ehemals als abhängige Landschaft nicht zu den vereinigten Provinzen. Ihr Boden ist theils sandig, theils moorig, im Ganzen wenig fruchtbar, und die Einwohnerzahl gering. Sie enthält nur einige ganz unbedeutende kleine Städte und die Festung **Coeverden** an der deutschen Gränze. In den wenig benutzten Haidegegenden dieser Provinz hat man seit etwa 10 Jahren angefangen arbeitsfähige arme Familien anzusiedeln; die älteste Armen-Colonie dieser Art ist **Frederiksoord**.

9. **Nord Brabant**, nördlich von der Maas begränzt; im östlichen Theile sind große Moräste, besonders der an 10 Stunden lange **Peel**, welcher sich bis in die Provinz Limburg hinein erstreckt. N. Brabant gehörte früher schon, unter dem Namen der Generalitäts-Lande zur Republik Holland und war daher als Gränzland gegen die spanischen Niederlande mit vielen kleinen

Festungen übersäet. Zu bemerken sind: **Den Bosch**, deutsch: Herzogenbusch, frz.: **bois le duc**, an der Dommel und Aa, mit **20000** Einw. Sie ist stark befestigt und hat berühmte Leinwandfabriken. **Breda**, eine Festung an der Merk. **Bergen op Zoom** (sohm), unweit der Oster-Schelde, eine Festung.

Zu diesen unbestrittenen Besitzungen des Königs von Holland wird wahrscheinlich noch kommen:

a) der östliche Theil der Provinz **Limburg**, mit der bedeutenden Festung **Maastricht**, am linken Ufer der Maas; gegenüber und durch eine Brücke verbunden liegt der Ort **Wyck**. Die Stadt ist sehr schön gebaut und zählt etwa **22000** Einw., welche ausgezeichnet gutes Leder bereiten. Dicht dabei liegt eine starke Citadelle, der **Petersberg**, unter welcher uralte Steinbrüche sich befinden, in deren tausendfältig verschlungenen unterirdischen Gängen die Einwohner der Umgegend in Kriegszeiten eine sichere Zuflucht suchen. — Ferner die Stadt **Roeremonde**, mit Tuchfabriken; die Festung **Venloo**, beide an der Maas.

b) Der östliche Theil des Großherzogthums **Luxemburg**, welches seit **1815** dem Könige von Holland, als Entschädigung für die von ihm abgetretenen Nassauischen Stammländer, und als ein deutscher Bundesstaat überlassen wurde. In dem, dem Könige und dem deutschen Bunde verbleibenden Theile liegt die starke Festung **Luxemburg**, eigentlich Lützelburg, auf schroffen Felsen, am Bache Elze (frz. **Alsette**). Ein großer Theil der Werke ist in den Felsen gehauen. Es ist ein zwar regelmäßig gebauter aber öder Ort mit etwa **11000** Einw. Als deutsche Bundesfestung ist Luxemburg von preußischen Truppen besetzt.

Die außereuropäischen Besitzungen, nemlich: das Gouvernement **Batavia** auf der Insel **Java**, mehrere der molukkischen Inseln und verschiedene Handelscomptoire in Ostindien und in Japan; einige feste Plätze auf der Küste von **Guinea**; die Colonie **Surinam** und die Inseln **Curaçao**, **St. Eustache** und **St. Martin** in Amerika, sind natürlich im Besitz von Holland geblieben.

B) Das Königreich Belgien.

Die seit **1830** von dem Königreiche der Niederlande abgerissenen südlichen Provinzen, welche den gemeinsamen Namen Belgien angenommen haben, gehören mit wenigen Ausnahmen zu den gesegnetsten Ländern. Nach dem Meere und nach Holland zu sind sie niedrig und von Kanälen durchschnitten; weiter nach Süden, wo der Boden sich immermehr erhebt, ist der Boden we-

niger feucht, aber nicht weniger fruchtbar, und die an der französischen Gränze liegenden bergigen Gegenden liefern Holz, Steinkohlen und jene Mineralien, wovon schon in der Einleitung geredet worden. Ueberall zeigt das Land einen hohen Wohlstand; eine ungeheure Bevölkerung, die größte Fruchtbarkeit, von dem fleißigsten Anbau erhöht, schön gebaute und große Städte, zahlreiche Dörfer, die es an Schönheit mit vielen Städten andrer Länder aufnehmen könnten, überall Spuren der Betriebsamkeit der Bewohner: das ist das schöne Bild, welches dem Fremden hier entgegenkommt. Sehr angenehm sticht besonders die niederländische Reinlichkeit gleich beim Eintritt in das Land gegen den Schmutz ab, der in den französischen Dörfern herrscht. Auch die Menschen sind hier von viel schönerem Geblüt, und zeigen meist, wenn gleich keinen hohen, doch einen sehr kräftigen Wuchs. In allen an Frankreich gränzenden Provinzen ist das Französische noch Landessprache, es verliert sich, je weiter man gegen Norden kommt. Die katholische Religion ist hier die beinahe ohne Ausnahme herrschende; nur an den Gränzen von Frankreich finden sich einige protestantische Gemeinden; daher auch der Name katholische Niederlande, womit man früher diese Provinzen, im Gegensatz zu den protestantischen nördlichen Niederlanden zu bezeichnen pflegte. Belgien besteht aus folgenden 8 Provinzen:

1. und 2. **Flandern**, (denn es wird in Ost- und Westflandern eingetheilt), die westlichste dieser Provinzen. Die Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft Flandern und die bedeutendste Stadt der ganzen Provinz ist **Gent** (franz. **Gand**), in O. Flandern, am Zusammenfluß der **Lys** mit der Schelde, wodurch die Stadt in 26 Inseln abgetheilt wird; außerdem ist sie durch Kanäle mit Brügge und mit dem Meere verbunden. Sie ist eine sehr schöne und wohlhabende Stadt, die noch jetzt an 67000 Einw. zählt. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war sie ungleich bevölkerter und größer; das Emporblühen von Antwerpen entzog ihr den größten Theil ihres Handels, und eine Empörung gegen Carl V. brachte sie um ihre Freiheit und alle ihre Privilegien. Seitdem ist sie zwar gesunken, aber noch immer eine der größten Fabrikstädte, vorzüglich in Wolle, Baumwolle und Leinen. Die Stadt hat mehrere schöne öffentliche Plätze, 55 Kirchen, worunter die Domkirche ausgezeichnet ist; eine Citadelle von Carl V., um die Einwohner zu strafen und im Zaum zu halten, angelegt, ein schönes Rathhaus und unter andern öffentlichen Gebäuden den sogenannten Prinzenhof, in welchem Carl V. 1500 geboren. In der neuesten Zeit ist hier eine Universität angelegt worden.

Brügge, die Hauptstadt von W. Flandern, liegt an Kanälen, wodurch sie theils mit Ostende, theils mit Gent und mit dem Meere verbunden wird, mit etwa 42000 Einw. Auch diese Stadt war früher zugleich mit Gent ungleich bedeutender, als jetzt, und

ein Mittelpunkt des damaligen Handels. Noch jetzt hat sie beträchtliche Fabriken, Schiffswerfte, eine Akademie der Malerei, Bildhauerei und Baukunst, eine Seefahrtschule. Herzog Philipp der Gute von Burgund stiftete hier 1430 den Orden des goldenen Vließes. In der Marienkirche ist ein prachtvolles Grabmahl Carls des Kühnen, des letzten Herzogs von Burgund. Die Stadt ist befestigt.

Ostende, an einem Busen der Nordsee, mit einem Hafen, mehreren Kanälen und über 10000 Einw. Sie war ehemals eine bedeutende Festung und ist jetzt wieder dazu gemacht worden. Minder wichtige Städte sind: **Nieuwport** (**Neuport**), Festung und Hafen; **Veurne** (frz. **Furnes**); **Ypern**, mit 17000 Einw.; **Kortryk** (frz. **Courtray**), mit 16000 Einw. und bedeutenden Baumwollen und Leinenfabriken.

3. **Hennegau** (frz. **Hainaut**), mit der Hauptstadt **Bergen** oder **Mons**, am Flusse **Trouille**, mit 20000 Einw. In der Gegend sind reiche Steinkohlengruben. Auch Mons, schon ehemals fest, gehört zu den Städten, die neu befestigt worden sind. Außerdem liegen in dieser Provinz noch: die starke Festung **Doornick** (frz. **Tournay**), an der Schelde, mit 25000 Einw., und die kleine Stadt **Charleroy** an der Sambre, in einer an Steinkohlen reichen Gegend, welche seit dem letzten Kriege 1815 stark befestigt worden ist. Nordöstlich von Charleroy liegen die Oerter **Fleurus**, **Ligny**, **St. Amand**, wo am 16. Juny 1815 die Preußen blutige und nachtheilige Gefechte gegen Napoleon bestanden.

4. **Süd-Brabant.** Von dieser Provinz, wie von der folgenden, gilt ganz vorzüglich, was vorhin von dem Reichthum dieser Gegenden gesagt ist. Die Hauptstadt dieser Provinz und Residenz des Königs ist **Brüssel** (frz. **Bruxelles**) (brüsselle), an dem kleinen Fluß **Senne** und einem Scheldekanal, mit 98000 Einw. Sie ist eine der schönsten in den Niederlanden. Unter vielen öffentlichen Gebäuden verdient die meiste Aufmerksamkeit das schöne im gothischen Style erbaute Rathhaus. Es ist aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts, umschließt einen großen viereckigen Hof und ist mit einem schönen Thurme geziert. Gegenüber liegt ein großes Gebäude, der **Brood Huys** genannt, jetzt ein Gerichtshof. Hierher wurden die Grafen von Egmont und Hoorne, von der Citadelle von Gent aus, als Gefangene gebracht und bald nachher 1568 auf dem großen Markte vor dem Rathhause enthauptet. Das ehemalige Schloß der östreichischen Statthalter, worin in neuerer Zeit eine ansehnliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet und eine Gemäldesammlung aufgestellt worden sind; der Garten ist zu einem botanischen Garten eingerichtet. Die Hauptkirche zu St. Gudula ist eben so ausgezeichnet durch ihre Größe, als durch ihr hohes Alter; sie soll zum Theil aus dem 11ten Jahrhundert seyn. Man findet darin sehr schöne gemalte Fenster und

besonders eine hölzerne Kanzel von ausgezeichneter Schönheit, welche eine reiche Allegorie des Sündenfalls und der Erlösung darstellt. Solcher Kunstwerke von Bildhauerarbeit in Holz giebt es mehrere in den niederländischen Kirchen. Unter mehreren schönen und großen öffentlichen Plätzen verdient der Park die größte Auszeichnung. Dieser ungeheuer große, länglich viereckige Platz, von den schönsten öffentlichen und Privatgebäuden umgeben, enthält die herrlichsten Alleen, Baum- und Buschpartieen, Rasenplätze, Springbrunnen, Statuen u. s. w. und ist die größte Zierde der Stadt. Ein andrer schöner Spaziergang ist die sogenannte **Allée verte**, welche von Brüssel nach dem 1/2 Stunde entfernten schönen Schlosse **Laeken** (lahken) führt. Dies Schloß ward **1784** von der damaligen Statthalterin der Niederlande, der Erzherzogin Maria, erbaut. Es liegt auf einem angenehmen Hügel und hieß daher früher **Schoonenberg**. Brüssel ist der Sitz mehrerer gelehrten Gesellschaften und bedeutender Fabriken, worunter die weltberühmten Spitzenfabriken die ausgezeichnetsten sind.

Südlich von Brüssel befindet sich in geringer Entfernung ein bedeutender und schöner Buchenwald, der **Sonjen - Bosch** (frz. **forêt de Soigne**), und am südlichen Ausgange desselben liegen die in der neuesten Kriegsgeschichte merkwürdigen Oerter: **Mont St. Jean**, **Waterloo** und das Wirthshaus **Belle alliance**, von welchen Franzosen, Engländer und Preußen die verschiedenen Namen für die große, hier am **18.** Juni **1815** gelieferte Schlacht entlehnen. Auf dem Schlachtfelde ist ein Denkmahl errichtet, welches aus einem **200** F. hohen Hügel besteht, auf welchem ein **60** F. hohes Postament einen **21** F. langen Löwen trägt.

Die Stadt **Leuwen** oder **Loewen** (frz. **Louvain**), an der Dyle, hat bei einem ungeheuern Umfange nur die schwache Bevölkerung von etwas über **25000** Einw., die ganz in der innern Stadt wohnen; die äußere, welche die erste zirkelförmig umgiebt, besteht beinahe nur aus Gärten und Feldern. Loewen trägt überall die Spuren des Verfalls. Im Anfange des **14**ten Jahrhunderts war sie durch ihre Tuchfabriken sehr blühend, seitdem aber dieser Nahrungszweig gesunken und viele Arbeiter in Folge bürgerlicher Unruhen größtentheils nach England auswanderten, hat sie sich nie wieder erholt. Die Bierbrauerei ist hier noch bedeutend. Bis zur Revolution hatte sie eine **1426** gestiftete, eine Zeitlang sehr blühende Universität, welche sich besonders zur Zeit der Reformation durch den Geist der finstersten Unduldsamkeit berühmt machte, seitdem aber sehr unbedeutend geworden war. In den letzten Jahren ist hier eine neue Universität errichtet worden.

5. Antwerpen, worin die Hauptstadt gleiches Namens (frz. **Anvers**), am rechten Ufer der Schelde, welche hier so breit und tief ist, daß sie bedeutende Flotten der größten Kriegsschiffe aufnehmen kann. Im **15**ten und **16**ten Jahrhundert war diese Stadt

was später Amsterdam und jetzt London ist; sie war der Sitz des Welthandels, die Hansa hatte hier ihre Hauptcomptoire und Niederlagen, und sie zählte damals über 200,000 Einw., jetzt etwa 66000. Die Bedrückungen Philipps II. führten ihren Verfall herbei. Im Jahre 1586 ward sie nach einer höchst merkwürdigen, ein Jahr dauernden Belagerung, von dem Herzog v. Parma eingenommen, und schon damals zogen viele der reichsten Kaufleute hinweg. Als aber im westphälischen Frieden die Holländer es durchsetzten, daß die Schelde gesperrt würde, verfiel der Handel gänzlich. Die Franzosen öffneten zwar die Schelde, verwandelten aber Antwerpen in eine sehr starke Festung und legten hier herrliche Schiffswerfte, große Becken zur Ausrüstung und Ausbesserung der Schiffe, und alles an, was zu einem bedeutenden Kriegshafen gehört. Jetzt sind indeß der Handel und die Fabriken wieder im Aufblühen. Von der alten Herrlichkeit Antwerpens zeugen noch viele schöne Gebäude, namentlich das Rathhaus, die Börse, welche 1531 erbaut und der Londner und Amsterdammer zum Muster gedient hat, das alte hanseatische Haus, und die Kathedralkirche, ein herrliches Gebäude, mit einem 444 F. hohen Thurme. In der Kirche zu St. Jakob liegt Rubens begraben. In der letzten Belagerung 1832 ist die schöne, am südlichen Ende der Stadt und an der Schelde gelegene Citadelle fast ganz in einen Trümmerhaufen verwandelt worden.

Mecheln (frz. Malines), an der Dyle und einem von Loewen nach Antwerpen gehenden Kanal. Auch diese sonst schöne Stadt ist sehr verödet und zählt jetzt nur etwa 23000 Einw. Die Kathedralkirche mit einem sehr schönen Thurme ist merkwürdig. Die Stadt hat eine Malerakademie und berühmte Spitzen- und Leinwandfabriken.

6. **Lüttich**, von der Maas durchströmt, deren Ufer eben so schön als fruchtbar sind; die südöstlichen Theile dieser Provinz bestehen aus unfruchtbaren Berghöhen, haben jedoch ansehnliche Waldungen. Nur an dem östlichen Rande wird Deutsch, in der ganzen übrigen Provinz Französisch gesprochen. Der Hauptort ist Lüttich (frz. Liège, holländ. Luyk), eine große, aber sehr unregelmäßig und winklig gebaute Stadt an beiden Ufern der Maas und an der Ourthe, mit etwa 59000 Einw. Ehemals war die Stadt befestigt und der Sitz eines Bisthums, welches zum westphälischen Kreise in Deutschland gerechnet wurde. Die Einwohner genossen damals großer Freiheiten, welche sie aber zu häufigen Unruhen und Widerspänstigkeiten mißbrauchten. Die Stadt hat ansehnliche Fabriken, unter welchen die Gewehrfabriken die berühmtesten sind. Außerdem wird hier viel Blech und andre Eisenwaaren verfertigt, wozu die in der Gegend befindlichen überaus reichen Steinkohlengruben die Mittel gewähren. Man rechnet den Ertrag auf beinahe 9 Millionen Centner Kohlen jährlich. Auch hier ist

seit 1817 eine Universität errichtet worden. Die Gegend von Lüttich ist bergig und schön, und liefert außer den Steinkohlen noch viel Alaun, Galmei, Flintensteine, Wetzsteine und vortreffliche Bausteine. Südlich von Lüttich liegt der Badeort **Chaufontaine**, und einige Meilen südlicher in einer rauhen und wilden Gegend das berühmte **Spaa (Fons Tungrorum)** mit einem viel besuchten Sauerbrunnen. Es ist ein kleiner unbedeutender Ort, am Fuße schroffer Felsen, welcher aus vielen prächtigen Gasthöfen und höchst elenden Hütten besteht.

Verviers an der Weze, mit 19000 Einw., und **Limburg** haben ausgezeichnete Tuchfabriken, so wie **Stavelot** oder **Stablo** durch seine Sohlenleder-Fabriken berühmt ist.

7. **Namur**, mit der Hauptstadt gleiches Namens, am Zusammenfluß der Sambre und der Maas, mit etwa 18000 Einw. Sie war ehemals eine Hauptfestung, von vielen auf den umliegenden Bergen befindlichen Citadellen beschützt, und ist jetzt wieder befestigt worden. Die Stadt ist im Ganzen schön gebaut und hat berühmte Messer-, Scheeren- und Messingfabriken.

8. **Limburg**, welche in ihrem nördlichen Theile viele unfruchtbare Haide- und Torfgegenden hat. Zu Belgien wird wahrscheinlich nur der westliche Theil der Provinz kommen, worin die wenig bedeutenden Oerter **St. Tron** oder **Truijen** (treujen) mit einer Gewehrfabrik und 8000 Einw. und **Hasselt** mit 6000 Einw. liegen. Ueber den östlichen Theil s. S. 361.

Von dem Großherzogthum **Luxemburg** dürfte vielleicht der westliche Theil, worin der kleine Ort **Arlon**, an Belgien abgetreten werden. Im Umfange des Großherzogthums an der französischen Gränze liegt das ehemalige Herzogthum **Bouillon**, mit dem Hauptort gleiches Namens, welches der Stammbesitz des großen Gottfried von Bouillon war.

Geschichte.

Belgier, Bataver und Friesen, die ersten in den westlichen, die zweiten in den mittleren, die letzten in den nordöstlichen Gegenden, waren nach den römischen Schriftstellern, denen wir die ersten Nachrichten über dieses Land verdanken, die ältesten uns bekannten Bewohner desselben; und alle drei gehörten zu den germanischen Völkern. Alle drei waren durch Tapferkeit ausgezeichnet; ihre Ueberwindung kostete den Römern schwere Kämpfe. Später wurden sie von den Römern beinahe als Bundesgenossen behandelt, fochten in allen ihren Kriegen mit, und die batavische Reiterei insbesondere galt lange für den Kern der römischen Heere. Bei der großen Völkerwanderung gerieth der größte Theil dieser Provinzen in die Hände der Franken; nur die Friesen behaupteten lange ihre Freiheit. Auch wurden diese Gegenden, damals rauh

und arm, von den Siegern weniger beachtet. Nach dem Tode Carls des Großen gehörten diese Provinzen, nach ihrer Lage, theils zu dem fränkischen, theils zum lothäringischen, theils zum deutschen Reiche. Sie waren indeß, in diesen Zeiten einer wenig geordneten Herrschaft, unter viele kleinere und größere Grafen, Herzoge und Fürsten getheilt: alles Vasallen, die wie überall ihre Lehne erblich gemacht hatten; daher die verschiedenen Titel der Provinzen. Durch Heirathen, Erbfolge und Kriege wurden nach und nach mehrere dieser Provinzen vereinigt und im 15ten Jahrhundert besaß schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, 11 derselben, denen sein Sohn Carl der Kühne noch 2 hinzufügte. Um diese Zeit war der Wohlstand dieser Provinzen schon seinem Gipfel nahe. Die Beschaffenheit des Landes hatte die Bewohner frühe zur Schifffahrt und zum Handel angetrieben, und das hier weniger drückende Lehnssystem erlaubte den Anbau größerer Städte, welche bald durch Reichthum und Macht für ihre Fürsten bedeutend wurden, und von ihnen, weil jene sie mit Gelde unterstützten, mit den größten Freiheiten beschenkt wurden. So blühten Brügge und Gent und bald darauf Antwerpen empor; sie empfingen die köstlichen Producte des Orients durch die italiänischen Seestädte und verbreiteten diese Schätze, durch ihre innige Verbindung mit der deutschen Hansa, nach England und dem ganzen Norden. Die Herzoge von Burgund, Herren solcher Unterthanen und solcher Städte, waren damals unstreitig die reichsten Fürsten in Europa. Jede Provinz, jede Stadt hatte damals ihre eigene Verfassung und ihre besondern Freiheiten, und dem Ganzen, obwohl einem Fürsten unterworfen, fehlte zu einem Freistaate wenig mehr als der Name. Mit dem Tode Carls des Kühnen begann für die Niederlande eine bedrängnißvolle Zeit, die sich mit dem Verfall der bis dahin so blühenden südlichen und der Befreiung und dem schnellen Emporsteigen der nördlichen Provinzen endigte. Carl der Kühne, der letzte Herzog von Burgund, nicht zufrieden mit den reichen Ländern, die er rechtmäßig besaß, strebte nach dem Besitz von Lothringen, Elsaß und andern an die Schweiz gränzenden Ländern. So ward er, zum Theil wohl durch die Ränke seines bösen Nachbars Ludwigs XI. von Frankreich, mit der Schweiz in einen Krieg verwickelt, worin er in zwei blutigen Schlachten, bei Granson und Murten, 1476 geschlagen, zuletzt in der Schlacht bei Nancy 1477 von den Schweizern erschlagen ward, und ein Theil seiner Besitzungen in die räuberischen Hände Ludwigs XI. fiel. Er hinterließ nur eine Tochter, Maria, die reichste Erbin in Europa, um welche sich mehrere der bedeutendsten Fürsten bewarben. Sie reichte ihre Hand dem Erzherzoge Maximilian von Oestreich, Sohn des Kaisers Friedrich III., welcher selbst in der Folge Kaiser wurde. Ihr Sohn Philipp der Schöne heirathete Johanna, die Tochter Ferdinands und Isabella's von Spanien,

aus welcher Ehe 1500 zu Gent jener mächtige Kaiser Carl V. entsproß, welcher die Besitzungen Spaniens, Burgunds und Oestreichs auf seinem Haupte vereinigte. — So lange die Niederlande ihren eigenen Fürsten gehorchten, wurden die Verfassung und die Vorrechte der Städte und Provinzen geschont und das Land blühte im Wohlstande: als aber Fürsten zum Besitz dieser Länder gelangten, welche noch außerdem große Besitzungen hatten, wurden sie bald nur noch als untergeordnete Theile eines größern Ganzen betrachtet; ihre verwickelte Verfassung erschien nun lästig, und die Fürsten strebten durch mancherlei Eingriffe in das Herkommen und die Rechte der Provinzen sich die Regierung zu erleichtern und ihre Gewalt zu verstärken. Gegenseitiges Mißtrauen und Erbitterung, Unruhen und offenbare Empörungen waren die Folgen dieses ungerechten Verfahrens. Schon gegen Maximilian hatten die Stände der Provinzen ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen geäußert; ja sie nahmen ihn selbst gefangen, als er seinen Einzug in Brügge hielt, und er mußte seine Freiheit durch Bestätigung ihrer Vorrechte erkaufen. Unter Carl V. gingen die Eingriffe und das eigenmächtige Verfahren immer weiter; indeß blieb das Land, bis auf einzelne, unbedeutende Aufstände, ruhig und erreichte den Gipfel seines Wohlstandes. Carl V. war viel zu klug, um nicht den hohen Werth dieser Provinzen einzusehen, und zugleich, daß ihr Wohlstand von ihrer Freiheit unzertrennlich sey. Er ließ daher den Städten ihre Verfassungen und Vorrechte und begnügte sich Soldaten und ungeheure Summen aus seinen Niederlanden zu ziehen. Nur in einem Punkte verfuhr er hart und despotisch. Die Reformation hatte in Deutschland unglaublich schnelle Fortschritte gemacht und fand natürlich in einem Lande, wo Freiheit und Kenntnisse blühten, die günstigste Aufnahme. Carl, aus politischen Gründen entschlossen, diese Neuerungen in seinen Staaten nicht zu dulden, ließ die strengsten Edicte gegen die Anhänger der neuen Lehre ergehen, und setzte selbst ein der Inquisition ähnliches Tribunal, unter dem Namen des geistlichen Gerichts, in den Niederlanden ein. Mit der größten Härte verfuhr man gegen die sogenannten Ketzer: 50000, ja nach Andern selbst 100,000 Unglückliche verloren das Leben auf Scheiterhaufen und Blutgerüsten unter seiner Regierung, und dennoch blieben die Niederlande ruhig. Aber theils war er als geborner Niederländer und Freund ihrer Sprache und ihrer Sitten, wie auch durch sein ungezwungenes und zugängliches Wesen beim Volke beliebt, theils blendete und schreckte der Anblick seiner Macht und seiner Thaten; theils verschonte er auch die bedeutendsten Städte mit dieser Strenge, und seine Macht begünstigte ihren Handel. Ganz anders verhielt es sich mit seinem Sohne Philipp II., welcher in Spanien geboren und von Mönchen erzogen, nur spanische Sprache und Sitten liebte, nur Spanier um sich duldete, mit den überspanntesten Begriffen

griffen von seiner Macht erfüllt war und von dem finstersten Aberglauben und Unduldsamkeit beherrscht wurde. An dem Tage, als Carl V. ihm zu Antwerpen 1555 die Niederlande abtrat, begann das traurige Schicksal dieser Provinzen. Noch bis zum Jahre 1559 blieb Philipp in den Niederlanden, aber sein finsteres und abstoßendes Wesen erfüllte die Gemüther nur immer mehr mit Furcht und Abneigung, und auch in seiner Seele ließ dieser Aufenthalt nur Erbitterung und Mißtrauen zurück. Bei seiner Abreise ließ er seine Schwester Margaretha, Herzogin von Parma, eine natürliche Tochter Carls V. und eine Niederländerin von Geburt, als Ober-Statthalterin zurück; setzte ihr aber den Cardinal Granvella als Rathgeber zur Seite, dessen Hinterlist und Grausamkeit die Niederländer so sehr empörte, daß selbst Philipp nach einigen Jahren für gut fand ihn abzurufen. Zu Statthaltern der einzelnen Provinzen wurden mehrere Edle aus den alten Geschlechtern des Landes ernannt, unter welchen Egmont, Oranien und Hoorn die ausgezeichnetsten und die Lieblinge des Volks waren. Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, war ein Abkömmling der alten Herzoge von Geldern und durch seine Gemahlin mit dem Baierschen Hause verwandt. Er ward Statthalter von Flandern und Artois. Wilhelm, Prinz von Oranien, aus dem deutschen Hause Nassau, hatte große Besitzungen in den Niederlanden und besaß außerdem noch das unabhängige Fürstenthum Orange, Oranien, in Frankreich. Ihm wurden die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht als Statthalter anvertraut. Auch Graf Hoorn war deutscher Reichsgraf und mit fürstlichen Häusern in Deutschland und Frankreich verwandt. Die Ruhe im Lande währte nicht lange. Vierzehn neue Bischöfe, die man dem Lande aufdrang, empörten das Volk und selbst die dadurch in ihren Einkünften geschmälerte Geistlichkeit; die geschärften Edicte aber gegen die Ketzer, und die Versuche die spanische Inquisition einzuführen, erfüllten alles mit Schrecken und Unwillen. Selbst die eifrigsten Katholiken empörte solche Willkühr und solche Nichtachtung ihrer Freiheiten, und bald bildete sich eine sehr ausgedehnte Verbindung des Adels, welche der Statthalterin 1565 eine Bittschrift übergab, worin um Milderung der Ketzeredicte vorzüglich gebeten wurde. Der verächtliche Name Gueux (Bettler), womit einer der königlichen Räthe die Verbündeten belegte, gab dem Namen Geusen seinen Ursprung, welcher sich bald den Spaniern furchtbar machte. Es erfolgte in der That einige Erleichterung, die aber bei dem einmal aufgeregten Zustande der Gemüther die Sachen nur verschlimmerte. An allen Orten standen unter freiem Himmel Prediger auf, meist Leute aus dem niedrigsten Pöbel, welche das Volk durch ihre wüthenden Reden gegen Papstthum und Inquisition immer mehr entflammten. Bald brachen einige Haufen des elendesten Gesindels in Artois und Flandern auf, stürmten die Kirchen und zerstör-

ten alles, was Bilder und Statuen, oder Altar-Gefäße und Zierathen waren. Diese unsinnige Wuth der Bilderstürmer verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit über alle Provinzen, und über 400 Kirchen wurden auf diese Weise beraubt und geschändet. Solche unverzeihliche Schandthaten wurden dem Geusenbunde verderblich: alle Katholiken und viele Protestanten selbst entsagten einer Verbindung, der man die Veranlassung zu solchen Unthaten zur Last legen konnte, und die Statthalterin hatte wenig Mühe den rasenden Pöbel zu überwältigen: indeß wurden, von Egmont und Oranien heimlich beschützt, doch nur wenige bestraft. Alle Prediger aber mußten das Land verlassen und viele tausend Protestanten folgten ihnen, um den vorauszusehenden Verfolgungen zu entgehen. — Die Provinzen waren abermals beruhigt, und eine weise Mäßigung hätte wahrscheinlich den Frieden erhalten. Philipp hatte es anders beschlossen. Taub gegen die Bitten und Vorstellungen seiner Schwester, sendete er den Herzog von Alba mit einem kleinen aber auserlesenen Heere von 10000 Mann nach den Niederlanden, um alle Schuldige und Verdächtige zu bestrafen. Die ganze Nation war in seinen Augen des Hochverraths schuldig. Alba führte mit großer Geschicklichkeit sein Heer aus Italien über die Alpen, zwischen den besorgten und feindseligen Schweizern und Franzosen hindurch. Das Gerücht seiner Ankunft verbreitete Schrecken in alle Provinzen, viele entflohen und alle harreten ängstlich ihres Schicksals. Auch der unvorsichtige Egmont, immer zwischen der wahren Treue gegen den König und der Liebe zu seinen Landsleuten schwankend, vergebens von dem weisern Oranien gewarnt, blieb zurück. Die Statthalterin, gekränkt durch die Ankunft Alba's, und wohl einsehend, daß ihr nur ein eitler Schein von Macht bleiben würde, verließ die Niederlande, und so wenig sie auch für das Volk gethan, so glaubten doch viele, mit ihr habe sich der Schutzengel der Niederlande entfernt. Alba rechtfertigte nur zu bald diese Besorgnisse. Egmont, Hoorn und viele andre Edle wurden nach einer Conferenz mit Alba plötzlich eingezogen; ein Blutgericht, das Gericht der Unruhen genannt, zum Theil aus Spaniern bestehend, ward niedergesetzt, um mit unerbittlicher Strenge über das Leben und die Güter der Schuldigen, — und das waren Alle nach spanischen Ansichten, — zu entscheiden. Egmont und Hoorn und mit ihnen noch einige 20 Edelleute wurden zum Tode verurtheilt und 1567 in Brüssel hingerichtet; der nach Deutschland entflohene Oranien ward in die Acht erklärt. Tausende verließen aufs neue ein Land, wo ihr Leben jeden Augenblick bedroht war, und aus ihnen zum Theil warb der Prinz von Oranien die Truppen, womit er die Niederlande zu befreien gedachte. Unzählige Hinrichtungen und Bedrückungen aller Art brachten die Völker zur Verzweiflung. Die ersten Versuche Wilhelms von Oranien zur Rettung der Niederlande mißlangen gänzlich; er konnte

mit zusammengerafften Haufen den kriegsgeübten Spaniern nicht widerstehen. Ihm blieb nichts übrig, als die Bewohner der nördlichen Provinzen zur Ausrüstung von Schiffen zu ermuntern, womit sie die Spanier mit dem besten Erfolge zur See bekriegten. Diese Wasser-Geusen, wie sie selbst sich nannten, wurden bald den Spaniern furchtbar, und als sie sich 1572 der Festung Briel und bald darauf Vliessingens bemächtigt hatten, wuchs der Muth der Holländer und Seeländer so sehr, daß die meisten Städte jener Gegenden sich für den Prinzen von Oranien erklärten. Die Natur des Landes, die Hartnäckigkeit der Bewohner und mehr als alles der beständige Geldmangel, verhinderten Alba die empörten Provinzen zu unterjochen; er war froh 1573 abgerufen zu werden, und schied mit dem Bewußtseyn, dessen er sich auch rühmte, in 6 Jahren 18000 Menschen durch des Nachrichters Hand vertilgt zu haben. Sein Nachfolger D. Luis de Zuniga y Requesens, obgleich mäßig und milde, vermechte eben so wenig den immer um sich greifenden Brand zu löschen, und als nach seinem Tode, unter seinem Nachfolger Johann von Oestreich, einem natürlichen Sohne Carls V., die nichtbezahlten zügellosen spanischen Horden in wildem Aufruhr ausbrachen, und mehrere der blühendsten Städte, namentlich Antwerpen, plünderten, um sich bezahlt zu machen, da griff der Unwille so weit um sich, daß auch die noch ruhigen südlichen Provinzen mit den nördlichen 1576 durch die Genter Pacification sich zur Vertreibung der spanischen Truppen verbanden; denn von Losreißung von Spanien war, wenigstens öffentlich, noch nicht die Rede. Auch Johann von Oestreich starb bald, und seinem eben so schlauen als kriegserfahrnen Nachfolger, dem Herzog Alexander von Parma, ward es leicht, die südlichen, im Ganzen katholischen Provinzen wieder zu beruhigen und seine Macht mehr gegen die nördlichen und den Prinzen von Oranien zu wenden. Diese, die Gefahr, die ihnen von ihrem talentvollen Feinde drohte, wohl erkennend, verbanden sich endlich enger zu gegenseitiger Vertheidigung durch die Utrechter Union 1579, die anfänglich zwar nur die 5 Provinzen Geldern, Zütphen, Holland, Utrecht und Gröningen umfaßte, der sich aber Friesland und Over-Yssel bald nachher anschlossen. Doch wagten sie es erst 1581 dem Könige förmlich den Gehorsam aufzukündigen: eine Maßregel, woran auch einige südliche Provinzen Theil nahmen; bis dahin war alles, selbst der Krieg, wunderlich genug, noch im Namen des Königs geführt worden. Kaum vermochte Wilhelm von Oranien dem Herzoge von Parma zu widerstehen, und als Wilhelm 1583 von der Hand eines Meuchelmörders, um dessen Schandthat der Herzog von Parma wußte, gefallen war, schienen die nördlichen Provinzen verloren. Sie fanden aber in dem Sohne des Ermordeten, Moritz, einen eben so klugen als tapfern Anführer, und erhielten zu gleicher Zeit von der Königin Elisabeth Hülfstruppen, unter

der Anführung ihres Günstlings, des Grafen Leicester. So wenig auch dieser fähig war den Spaniern die Spitze zu bieten, so war doch die spanische Macht, durch andre gleichzeitige Unternehmungen Philipps in Frankreich getheilt, nicht im Stande, die neue Republik zu unterjochen, und als 1592 auch der Herzog von Parma gestorben war, wurde der Krieg aus Geldmangel und Erschöpfung Spaniens immer schläfriger geführt. Ja zuletzt ließ Philipp selbst sich herab, den Frieden auf ziemlich billige Bedingungen zu suchen. Nun aber war es bereits viel zu spät, und unmuthig über das Fehlschlagen eines Unternehmens, welches ihm viele Millionen, mehrere große Flotten und viele Tausende seiner besten Krieger gekostet hatte, trat er die Niederlande seiner Tochter Isabella und ihrem Gemahl dem Erzherzog Albrecht von Oestreich ab. Unter Philipp III. kam endlich 1609 ein 12jähriger Waffenstillstand zu Stande. Nach Ablauf desselben versuchte zwar Spanien noch einmal die verlornen Provinzen wieder zu erobern, allein vergebens, da diese in den letzten Jahren unglaublich an Macht und Reichthum zugenommen hatten. Im westphälischen Frieden endlich 1648 mußte auch Spanien die Republik Holland anerkennen, was alle Mächte Europa's schon längst gethan hatten. Schon am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts hatten die Holländer, während sie zu Lande nicht immer glücklich fochten, sich desto furchtbarer zur See gemacht, und den Umstand benutzend, daß Philipp II. Portugal unterjochte, ward es ihnen leicht die schlecht vertheidigten Besitzungen der Portugiesen in Ostindien beinahe sämmtlich zu erobern, so wie auch den größten Theil von Brasilien. Stolz auf ihren Reichthum und ihre Macht, wünschte eine mächtige Partei in Holland die bisherige Gewalt der Statthalter aus dem Hause Oranien, von der sie Gefahr für die Freiheit befürchteten, gänzlich zu vernichten, und als der letzte Wilhelm II. 1650 gestorben und sein Sohn Wilhelm III. erst 8 Tage nach des Vaters Tode geboren wurde, benutzte man diesen Umstand, und während 22 Jahren ward die Republik allein von den Generalstaaten, an deren Spitze der große Staatsmann Johann de Witt als Großpensionair und sein Bruder Cornelius standen, regiert. In diese Zeit fallen die glänzenden Schlachten, welche die Seehelden Tromp und Ruyter, wenn auch oft mit zweifelhaftem Erfolge, den Engländern lieferten. Als aber die Republik durch die ungerechten Angriffe Ludwigs XIV. 1672 an den Rand des Verderbens gebracht worden und die Feinde bis auf wenige Stunden von Amsterdam vorgedrungen waren, da richteten sich die Blicke des Volks auf den jungen Wilhelm von Oranien, er ward von Holland und Zeeland zum Statthalter ausgerufen und die würdigen Brüder de Witt von einem rasenden Pöbel zerrissen. Wilhelms Einsichten, sein Glück und der Beistand mehrerer deutschen Fürsten retteten die Republik, und schon 1674 ward er zum

Erbstatthalter von 5 Provinzen ernannt. Als er 1688 von England zum Thron berufen, riß er auch Holland zu seinen Kriegen mit Frankreich fort, und focht mehrere Jahre, wenn nicht mit Glück, doch mit Ruhm in den Niederlanden. Ja der 1700 ausgebrochene spanische Erbfolgekrieg (siehe Frankreich und Spanien) war größtentheils das Werk seines unversöhnlichen Hasses gegen Frankreich. Nach seinem 1702 erfolgten Tode ward abermals die Statthalterwürde abgeschafft, und die Generalstaaten, an deren Spitze der Großpensionair Heinsius stand, setzten den Krieg gegen Frankreich bis zum Utrechter Frieden 1714 fort. In diesem Frieden, wodurch die katholischen Niederlande an Oestreich kamen, erhielten die Holländer das Recht, Besatzung in mehreren an der französischen Gränze liegenden Festungen zu halten; der deshalb 1715 mit Oestreich geschlossene Vergleich heißt der Barriere-Tractat. Seit dieser Zeit sind die Macht und der Reichthum Hollands beständig im Sinken gewesen; die vielen Kriege hatten es erschöpft und die wachsende Seemacht Englands brachte seinen Handel immer mehr herunter. Noch immer gab es eine bedeutende Partei, welche dem Hause Oranien zugethan blieb, und da Wilhelm IV., ein Prinz aus diesem Hause, Erbstatthalter von Friesland war, so gelang es ihm nach und nach auch die übrigen Provinzen zu gewinnen, so daß er 1747 von allen zum Erbstatthalter anerkannt wurde. Bei seinem Tode 1751 ließ er seinen 3jährigen Sohn Wilhelm V. unter der Vormundschaft des Herzogs von Braunschweig. Im Jahre 1786 aber erregte die anti-oranische Partei, unter dem Namen der Patrioten, bedeutende Unruhen und suchte den Erbstatthalter zu verdrängen: doch reichte eine geringe preußische Hülfsmacht 1787 sehr bald hin, diesen übel berechneten Aufstand zu dämpfen. Bald brach nun die französische Revolution aus, und das durch langen Frieden wehrlose und durch entgegengesetzte Parteien noch mehr geschwächte Holland konnte dem raschen Vordringen mächtiger Heere nur einen ohnmächtigen Widerstand entgegensetzen. Von einem ungewöhnlich strengen Winter begünstigt, eroberte Pichegrü 1795 Holland ohne Mühe; der Erbstatthalter entfloh nach England, und die Holländer, nachdem sie unermeßliche Summen für ihre Befreiung bezahlt, erhielten eine sogenannte Constitution für ihr Land, welches nun die Batavische Republik hieß. England benutzte diesen Umstand, um sich mit leichter Mühe aller holländischen Colonieen zu bemächtigen. Unter Bonaparte nahm die Constitution bald eine monarchische Form an, um den Augenblick vorzubereiten, wo er 1806 seinen Bruder Ludwig zum König ernannte. Man muß diesem die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er alles mögliche that; um seine Unterthanen gegen die Erpressungen und die allen Handel vernichtenden Decrete seines Bruders zu schützen, und es gereicht ihm zur größten Ehre, daß, als er sah, er könne seine Unterthanen nicht retten, er 1810 frei-

willig dem Throne entsagte. Holland ward nun dem französischen Reiche einverleibt, und durch Conscription, Ausrüstung von Schiffen und durch Abgaben an Menschen und Geld erschöpft. Das ewig denkwürdige Jahr 1813 brachte auch Holland die Freiheit wieder. Rasch überzog und eroberte der General Bülow dieses Land und ward überall von den Einwohnern mit Jubel empfangen. Eine provisorische Regierung rief den Erbstatthalter, dessen Söhne schon längst unter Englands Fahnen in Spanien sich ausgezeichnet hatten, zurück, und der Wiener Congreß vereinigte die seit 3 Jahrhunderten getrennten südlichen Provinzen wieder mit den nördlichen. Im März 1815 nahm der Erbstatthalter unter dem Namen Wilhelm I. den Titel eines Königs der Niederlande an, und seine Truppen halfen am 18. Juny in der Schlacht bei Belle Alliance seinen Thron befestigen. Auch den alten Ruhm zur See bewährten die Niederländer aufs neue in dem blutigen Gefechte, welches sie mit einigen Fregatten in Verbindung mit der englischen Flotte unter dem Lord Exmouth, zur Züchtigung Algiers, siegreich bestanden. Indeß zeigte sich bald, daß die Vereinigung der nördlichen und südlichen Niederlande zu Einem Reiche mit den Neigungen, dem Charakter und den Interessen der Einwohner im Widerspruch stände. Wenn gleich vor Jahrhunderten verbunden, hatte sich doch seitdem eine entschiedene Abneigung zwischen ihnen gebildet: die Holländer waren Protestanten, die Südniederländer, oder Belgier wie sie jetzt heißen sollen, eifrige Katholiken; die einen mit dem Handel, die andern mehr mit dem Ackerbau und den Fabriken beschäftigt; selbst die Sprachen traten sich feindlich entgegen, indem in Belgien zwar eine dem Holländischen verwandte Mundart, das Flamländische, die eigentliche Volkssprache ist, dagegen aber in mehreren südlichen Provinzen, und in allen größeren Städten ohne Ausnahme, das Französische vorherrscht. Unter solchen Umständen war schon die Vereinigung mit Holland zu Einem Staate in Belgien mit Widerwillen aufgenommen worden, und der Fanatismus der katholischen Geistlichkeit, die unklug erzwungene Verbannung der französischen Sprache aus den öffentlichen Verhandlungen, so wie die große Schuldenlast welche Belgien seit der Vereinigung mit Holland gemeinschaftlich tragen mußte, hatten die Erbitterung aufs höchste gebracht. Am 25. August 1830 brach ein Volkstumult in Brüssel aus, dessen Nachwirkungen sich mit reißender Schnelligkeit über ganz Belgien verbreiteten. Die wildeste Anarchie drohte hereinzubrechen. Der Versuch Belgien nur in administrativer Hinsicht von Holland zu trennen scheiterte an der aufgeregten Parteiwuth, und der Angriff der königlichen Truppen auf Brüssel fand vom 23—26. September so hartnäckigen Widerstand, und die Stimmung der aus beiden Völkern gemischten Truppen war ohnehin so unzuverlässig, daß der König bald die Hoffnung aufgeben mußte, die Aufrührer zum Gehorsam

zurückzubringen und daher schon im October erklärte, er wolle Belgien sich selbst überlassen. Drei verschiedene Ansichten herrschten nun in dem höchst aufgeregten Lande: die eine, welche die Vereinigung mit Frankreich, die andre, welche die Einführung einer republikanischen Verfassung, die dritte, welche eine gemäßigte Monarchie wollte; nur die letztere konnte die Beistimmung der größeren Mächte Europa's erhalten, welche sich in London, durch ihre Abgeordneten, eifrig mit dieser Angelegenheit beschäftigten. So ward zuerst ein Sohn des Königs von Frankreich, der Herzog von Nemours, am 3. Februar 1831, zum Könige von Belgien erwählt; aber Frankreich nahm die Wahl nicht an; worauf am 4. Juny der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, Witwer der Prinzessin Charlotte von England, erwählt wurde, welcher sich später (32) mit einer Tochter des Königs von Frankreich verheirathet hat. Schon im August 1831 indeß griffen die Holländer die Belgier an, zerstreuten die schlecht bewaffneten und noch schlechter geführten Gegner, und hätten höchst wahrscheinlich das ganze Land erobert, wenn nicht eine französische Armee dazwischen getreten und die Holländer zur Rückkehr in ihre Gränzen genöthigt hätte. Alle Vorschläge des Londner Congresses zur Abschließung eines endlichen Friedens sind bis jetzt von Holland verworfen worden, und selbst die Räumung der Citadelle von Antwerpen, auf deren Besitz Holland gar keinen Anspruch macht, konnte nur erst durch eine in der Kriegsgeschichte beispiellos zu nennende Beschießung von Seiten der französischen Armee bewirkt werden, welche sich nach der im December 1832 erfolgten Eroberung wieder nach Frankreich zurückbegeben hat.

V. Die Schweiz. (Helvetia.)

Die Schweiz oder die schweizerische Eidgenossenschaft, auch Helvetien genannt, liegt zwischen dem 46sten und 47sten Grade N. Br., und den 23sten bis 28° O. L. Sie gränzt nördlich und östlich an Deutschland, westlich an Frankreich und südlich an Italien, und enthält 696 □ Meilen, worauf eine Volksmenge von mehr als 2,000,000 Menschen wohnt. Diese Bevölkerung scheint gering gegen die vieler benachbarten Länder, ist aber außerordentlich stark, wenn man die höchst gebirgige Beschaffenheit des Landes bedenkt. Die Schweiz ist vielmehr übervölkert zu nennen; viele tausend Schweizer suchen daher fremde Kriegsdienste, oder ziehen als Krämer im Auslande umher; auch haben die Auswanderungen nach Nord-Amerika, und ganz neuerdings (1819) nach Brasilien, seit dem letzten Pariser Frieden bedeutend zugenommen.

Boden. Gebirge.

Die Schweiz ist das höchste Gebirgsland in Europa und besteht, mit sehr geringen Ausnahmen, aus nichts als vielen sich in mannigfaltigen Richtungen durchschneidenden größeren und geringeren Gebirgszügen. Ebenen, in dem Sinne wie bei uns im nördlichen Deutschland, giebt es in der ganzen Schweiz nicht: die Ebenen der Schweiz sind nur etwas weite Thäler zwischen mäßigen Anhöhen. Da die Schweizergebirge so oft von Reisenden besucht und mit Recht bewundert werden, und ihre Beschaffenheit großentheils die Beschäftigungen, die Sitten und den Charakter der Schweizer bestimmen, so wollen wir sie etwas genauer beschreiben, als es mit den weniger interessanten Gebirgen andrer Länder geschehen konnte.

Das Hauptgebirge der Schweiz sind die Alpen. In Gestalt eines ungeheuern nach Norden gebogenen halben Mondes erstrecken sie sich von Westen nach Osten, von den Küsten des mittelländischen Meeres, auf der Gränze zwischen Italien und Frankreich bis ans adriatische Meer und bilden die himmelhohe weiße Mauer, welche Italien von dem größern festen Lande Europa's trennt. Nach beiden Meeren zu senkt sich diese Mauer, am höchsten starrt sie zwischen dem Genfer See und Tyrol, und hier bildet sie die Gränze der Schweiz. Gegen Süden fallen die Alpen in unglaublich schroffen Abhängen gegen die Ebene ab; unmittelbar am Fuß der Alpen beginnen die Ebenen des nördlichen Italiens; nur einen langen Gebirgsarm senden sie nach Süden, die Apenninen. Nicht so ge-

gen Norden. Hier reihen sich Berge an Berge; mehrere mächtige Gebirgsrücken streichen hier bald parallel neben einander, bald vereinigen und durchkreuzen sie sich und senden ihre Arme nach allen Richtungen, bis sie endlich, am meisten nordwestlich nach dem Rhein zu, sich in mäßige Rücken und Hügel verlieren. Dieser mit unzähligen Bergen bedeckte, von unzähligen Thälern durchschnittene nördliche Abhang der Alpen ist die Schweiz. Im Westen ist dieses Gebirgsland durch ein kleineres Gebirge von durchaus verschiedener Art, den Jura, von Frankreich getrennt. Am besten übersieht man dieses Labyrinth von Bergen und Thälern, wenn man zuerst die südliche Gränze oder die Alpenkette vom **Mont Blanc** bis zum St. Gotthardsberge, penninische Alpen genannt, betrachtet. Der Mont Blanc selbst liegt zwar außerhalb der Schweizer Gränze in Savoyen, ist aber doch als der höchste Punkt dieser südlichen Reihe und als der westliche Kern derselben zu betrachten. Der Mont Blanc ist der höchste Berg in Europa. Seine Höhe beträgt **14764**, oder nach Andern **14760** F. über der Meeresfläche, und obwohl über **4600** F. niedriger als der Chimboraço, erscheint er doch ansehnlicher als dieser, weil er **11532** F. über das nächste Thal, von Chamouny, sich erhebt, während der Chimboraço nur **9700** F. über das Thal von Quito empor ragt. Mit unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren ward er, nach manchen fehlgeschlagenen Versuchen, endlich **1786** am **8.** August zuerst bestiegen. Seitdem ist er noch **13** mal, zum Theil von Naturforschern, wie **Saussure** und **Deluc**, am häufigsten von Engländern, zum letzten Male **1827**, bestiegen worden. Auf dem höchsten Gipfel litten alle an Uebelkeit, Erschöpfung und quälendem Durst; der Puls ging außerordentlich schnell, die Eßlust fehlte gänzlich. Die Farbe des Himmels war dunkelblau, und wenn man sich in den Schatten stellte, so konnte man die Sterne bemerken. Das Thermometer zeigte selbst in der Sonne **1** $^{3}/_{10}$ und im Schatten **2** $^{1}/_{2}$ unter o, während es zu Genf **22°** Wärme zeigte. Das Barometer stand auf **16** Zoll **1** Linie, während ein anderes zu Genf **27** Zoll **1** Linie zeigte.

Vom Mont Blanc zieht sich der hohe Gebirgsrücken theils nördlich: in welcher Reihe der **Montanvers**, die **Aiguilles d'Argentières**, die **Monts mandits** und endlich die **Dent du Midi** sich befinden; von diesem letztern geht nun der Gebirgszug bis an den Genfer See: theils nordöstlich, wo sie die Hauptreihe der Alpen, als südliche Gränze der Schweiz, bilden. Hier findet sich nun zuerst der große St. Bernhard, **10327** F. hoch, über welchen ein Weg nach Italien geht; der **Monte Rosa**, der höchste nach dem Mont Blanc, er ist **1813** am **13.** August zum ersten Male erstiegen worden, abermals am **9.** Aug. **1819**, und wird auf **14222** Fuß geschätzt. Der **Simplon**, über welchen schon immer eine der besuchtesten Straßen nach Italien führte; sie ist, auf Bonaparte's

Befehl, seit 1801 in eine schöne fahrbare Landstraße verwandelt worden: endlich der Griesberg, von wo sich diese Reihe an den St. Gotthard schließt. Dieser bildet für die Schweiz den Hauptkern der Alpen, von welchem Punkt aus sie sich nach allen Richtungen erstrecken. Der Gotthard ist nicht eine einzelne Bergkuppe, vielmehr ein mächtiger Gebirgsstock mit vielen hochragenden Hörnern oder Spitzen, in deren Mitte ein Felsenthal mit einem Hospitium zur Aufnahme der Reisenden sich befindet; denn auch über den Gotthard geht eine viel besuchte Straße. Auf dieser Thalebene, die 6357 F. hoch liegt, befinden sich mehrere kleine Seen, in welchen der eigentliche Ursprung der Reuß und des Ticino ist. Für den höchsten Gipfel des Gotthard hält man den Fibia, 9964 F. hoch. — Beinahe parallel mit der eben beschriebenen Reihe zieht sich vom Gotthard aus in südwestlicher Richtung eine andre nicht minder mächtige Gebirgskette, gewöhnlich die Berner Alpen genannt, weil sie das Berner Gebiet vom Canton Wallis trennen, welcher das Thal zwischen diesen beiden Bergreihen einnimmt. Hier finden wir, vom Gotthard aus: die Furka, 7705 F. hoch, die man als ein Horn des Gotthardsgebirges ansehen kann; die Grimsel, 8580 F., über welche ein Weg aus dem Canton Bern nach Wallis führt; der Weg geht über die sogenannte Maienwand, ein sehr steiler, von Alpengründen umgebener, aber mit Rasen bedeckter Abhang; das Schreckhorn, 12613 Fuß; das Finster-Aarhorn, 13205 F.; der Eiger, 12216 F.; der Mönch, oder innere Eiger, 12666; die Jungfrau, 12856 Fuß, der schönste unter allen Schneebergen der Schweiz. Lange zweifelte man an der Möglichkeit diesen äußerst steilen Berg zu ersteigen, bis es endlich am 3. August 1811 den Gebrüdern Meyer aus Aarau gelang. In großer Entfernung davon der Gemmi, 6985 F. Ueber diesen Berg führt der merkwürdigste Felsenpaß aus dem Berner Gebiet ins Wallis; der südliche, walliser Abhang ist nemlich so entsetzlich steil, daß die Straße nur im beständigen Zickzack hat können in die Felsen gesprengt werden: sie ist von Tyrolern in den Jahren 1736 – 41 angelegt worden. Die Diablerets (Teufelchen) haben noch 3 Hörner, das höchste 9600 F., mehrere sind eingestürzt; der letzte Fall dieser Art ereignete sich 1749. Endlich die Dent de Morcles, die südwestlichste Ecke dieser Reihe, der Dent du Midi gegenüber und nur durch das hier schmale Rhone-Thal getrennt. Die Dent de Morcles ist 8951 F. hoch.

Von dem Gotthard, dem Vereinigungspunkt dieser beiden Hauptketten, laufen nun eine Menge Verzweigungen nach allen Seiten, doch nicht mehr in so deutlichen und einfachen Reihen; man nennt sie gewöhnlich die Rhätischen Alpen, weil sie das Land Rhätien (Graubündten) hauptsächlich bedecken. Nordöstlich schließt sich zunächst an den Gotthard der Crispalt, und von diesem zieht sich nordöstlich eine mächtige Kette an den Gränzen Grau-



bündtens und Tyrols, das Rhätikon-Gebirge. Oestlich dem Gotthard zunächst befindet sich der Lukmanier auch Lukmaier genannt, von welchem wieder mächtige Ketten theils nach Süden, theils nach Osten ausgehen und hier die südliche Gränze der Schweiz bilden. Von diesem Gränzgebirge laufen wieder viele Zweige nördlich und nordöstlich aus, von welchen die bedeutendsten der Splügen, die Septimer- und Julier-Berge, der Albula u. s. w. sind. Alle diese Gebirge setzen sich noch weit nach Osten fort, wo sie die Tyroler- u. s. w. Alpen heißen. Die nördliche und nordwestliche Schweiz ist von den mannigfaltigen Zweigen dieser Hauptgebirge erfüllt, die sich alle nach der nördlichen Gränze oder dem Rhein zu immer mehr in Kalk- und Sandsteinhügel verflachen.

Ganz abgesondert von den Alpen ist der die westliche Gränze der Schweiz bildende Jura oder Leberberg, ein reines Kalkgebirge. Er zieht sich in mehreren parallelen Reihen, in beinahe stets gleicher Höhe von 2 bis 3000 F., vom Genfer-See bis in die Gegend von Basel. Seine höchsten Kuppen sind, im südlichen Theile die Dole 5170 F., der Chasseron 4980, der Chasseral oder Gestler 4950 F. hoch. Der Jura ist bei weitem nicht so wasserreich als die Alpen, und nur im nördlichen Theile finden sich eben so schöne Weiden als in den Alpen.

Diese Gebirge machen die Schönheit und den einzigen Reichthum der Schweiz aus. Am Fuß der höchsten Gebirge, in den Thälern, wird Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau getrieben, nach der Verschiedenheit der Lage und Beschaffenheit des Bodens. In der südlichen Schweiz und unter den günstigsten Umständen reicht der Weinstock bis auf eine Höhe von 2432 Fuß über dem Meere; die Nußbäume bis auf 3640; Kirschbäume bis auf 4164. Kornfelder erreichen in einzelnen Fällen die Höhe von 4600 F. Ueber die angebauten Thäler erheben sich nun die Waldungen an den Bergen, und zwar Laubholz, als Eichen, Buchen, Ahorn u. a. bis zu einer Höhe von 4800 F.; hier beginnt das Nadelholz; zuerst die Fichte, dann der Lärchenbaum und zuletzt noch der kriechende Krummholzbaum bis auf 6400 F. Alles dies gilt aber nur von einer sehr günstigen Lage; denn auf den nördlichen Abhängen hört aller Baumwachs schon bei 5500 F. Höhe auf. Weit über die Wälder hinaus bis an die Gränze des ewigen Schnees erheben sich nun jene herrlichen mit den seltensten und kräftigsten Pflanzen bedeckten Weiden, hier Alpen genannt. Das Gras, welches hier wächst, ist aber bei weitem nicht so hoch als auf guten Wiesen in unsern Ebenen; und es gehört also ein wenigstens doppelt so großer Raum dazu, um eine gleiche Zahl Vieh zu ernähren; auch fehlt es oft im Sommer an Wasser zum Tränken des Viehes. Auf diesen Alpen weiden in der ganzen Schweiz zahlreiche Viehherden, welche von den Hirten, Aelpler oder Sennen ge-

genannt, gehütet werden. Hier werden den kurzen Sommer über jene schönen weltberühmten Käse verfertigt, deren Güte sich stets nach der Höhe der Alp richtet, worauf sie gemacht werden; so daß die Käse der höchsten Alpen denen weit vorgezogen werden, welche, wenn gleich auf schönen Alpen, doch in geringerer Höhe oder gar in den Thälern verfertigt werden. Nur Männer versehen hier das Geschäft des Melkens und der Käsebereitung: Butter wird wenig gemacht und nicht von vorzüglicher Güte. Während des Sommers, welcher hier oft nur 2 bis 3 Monate dauert, wohnt der Senn in hölzernen Hütten, Sennhütten genannt, wo auch der Reisende oft ein Obdach sucht, und dann mit der einzigen Kost dieser armen Hirten, Milch, Molken und Käse fürlieb nehmen muß. Wo die grünen Alpen aufhören, beginnt die Region des ewigen Eises und Schnees, welche die höheren Gipfel bekleiden, und zwar ist diese Gränze oft so scharf abgeschnitten, daß es gar nichts seltenes ist, daß man den einen Fuß auf grüne Matten, den andern auf Eis setzen kann; mit der einen Hand den Schnee berühren, mit der andern blühende Pflanzen pflücken kann. Die Berge mittlerer Größe, oder deren Gipfel rund und flach sind, sind gewöhnlich ganz mit Schnee bedeckt; die noch höheren aber, besonders wenn die äußerste Spitze ein scharfer Felsengrat oder eine einzelne Klippe ist, ragen mit diesen nackten Spitzen über das ewige Eis hinaus. Die höchsten Kuppen aller dieser Gebirge werden gewöhnlich in der Schweiz Hörner genannt, so Schreckhorn, Aarhorn u. s. w., in der französischen Schweiz Dent (Zahn) oder Aiguille (Nadel). Hier fällt alljährlich eine unendliche Menge Schnee, gefriert an seiner äußern Rinde und wird nur theilweise im heißen Sommer an der Oberfläche geschmolzen. Diese Berge bieten daher zu allen Jahrszeiten das prächtigste Schauspiel dar, besonders wenn bei Sonnen Auf- oder Untergang das ganze Land in Schatten liegt und nur diese höchsten einzelnen Schneekuppen von den Sonnenstrahlen vergoldet und bepurpurt in unbeschreiblicher Majestät einsam hervorragen und glühen: man nennt dies daher auch das Alpen-Glühen. Was der Berg wegen des schroffen Abhanges nicht zu fassen vermag, oder was die Stürme herabwehen, das füllt die nahegelegenen Thäler an, in welchen daher im Winter der Schnee unglaublich sich anhäuft. In milderen Thälern löst die Frühlingswärme diese Schneemassen auf und dort befinden sich dann die schönsten Alpenwiesen. In höher liegenden Thälern kann der Sommer diese Massen nicht überwinden, der Schnee bleibt nun ewig liegen und bildet einen Glättscher (glacier, ital. vedretto) oder Firn. Jeder Glättscher, sehr uneigentlich zuweilen Eisberg genannt, ist daher ein mit Schnee angefülltes Thal. Dieser Schnee wird zwar im Sommer zum Theil geschmolzen und das Wasser durchrieselt die ganze Masse; aber überwinden kann die Wärme sie nicht; der nächste Winter verwandelt

den halb aufgelösten Schnee in Eis und führt neue Massen hinzu. Daher die besondere Beschaffenheit des meisten Glättscher-Eises; nur äußerst selten ist es dicht und fest wie das unsrer gefrornen Flüsse, sondern beinahe immer besteht es aus Eiskörnern und Stücken, mehrere Zoll lang und dick, von sonderbar gekrümmter Form; nur an den Rändern, Spitzen und Spalten, wo im Sommer die Schmelzung am stärksten, ist auch das Glättscher-Eis dem unsrigen gleich, und dann gewöhnlich schön hellgrün und höchst durchsichtig. An der Oberfläche, an den Seiten und vorzüglich im Grunde, wo das Eis die Luft und den Erdboden berührt, schmilzt es am stärksten; daher strömen aus jedem Glättscher mächtige Bäche hervor; diese unterfressen die ganze Masse und bilden zuweilen, in sehr heißen Sommern, da wo der Bach ihnen entströmt, die herrlichsten Eisgewölbe. Eben dieses beständige Untergrabenwerden der Glättscher ist auch Schuld, daß sie häufig zusammenbrechen; mit einem donnerähnlichen Getöse entstehen tiefe Spalten und Schründe, die in wenigen Stunden sich bilden und wieder zusammengedrückt werden, und dem Wanderer besonders dann höchst gefährlich werden, wenn frisch gefallener Schnee sie bedeckt und eine trügerische Brücke über sie wirft. Diese Zertrümmerung verändert beständig die Oberfläche der Glättscher, wovon nur wenige eine glatte zusammenhängende Ebene bilden; die meisten hingegen zeigen ein wunderbares Gemisch von Eisklippen, Pyramiden und Vertiefungen, zuweilen nicht unähnlich den aufgeregten und plötzlich erstarrten Wellen des Meers. Aus den Eisspalten brechen, bei plötzlicher Luftveränderung, häufig eiskalte Luftströme hervor, welche feine Eiskörner mit sich führen und wie Schneegestöber um sich her verbreiten: dies nennt man das G l ä t t s c h e r g e b l ä s e. Die Glättscher sind im Ganzen genommen in einer beständigen Zunahme begriffen, ja es sind in der neuesten Zeit noch erst welche entstanden und viele ehemals gangbare Pässe im Hochgebirge sind dadurch verschlossen, manche herrliche Alp davon bedeckt worden. Die Vermehrung der Kälte durch die schon vorhandenen Glättscher und der stete Zuwachs an Schnee erklären dies auch vollkommen. Sie nehmen zu sowohl an Dicke oder Höhe, als an Ausdehnung, indem sie weiter in die Thäler sich hinabsenken; an manchen Orten beträgt dies **14** bis **25** Fuß jährlich, bis einmal wieder sehr heiße Sommer sie auf einige Zeit zurückdrängen. Man bemerkt das Vorrücken am deutlichsten an den Felsenmassen, womit die Ränder der Glättscher oft gleich **100** Fuß hohen Mauern umgeben sind und welche das Eis im Vorrücken immer vor sich herschiebt. Im Sommer, wo das Eis schmilzt, sind diese Steinwälle oft weit vom Rande entfernt und stürzen oft zusammen, wenn ihnen die Unterstützung des Eises fehlt. Diese Steindämme heißen in verschiedenen Gegenden G a n d e k e n, **Ganda, Moraine** und **Marène.** Die Glättscher bedecken alle

Bergabhänge und Thäler der höheren Alpen von den Gränzen Tyrols bis zum Mont Blanc; man zählt ihrer über **400**, manche einzelne darunter sind 6 bis 7 Stunden lang und 1/2 bis 3/4 St. breit; alle zusammen mögen leicht mehr als **50** □ Meilen bedecken, und dies sind die unerschöpflichen Quellen der größten Flüsse Europa's, indem mittelbar oder unmittelbar der Rhein, die Donau, der Po und die Rhone daraus gespeist werden.

Die Glättscher werden nur den unvorsichtigen Reisenden oder dem allzukühnen Jäger gefährlich; größer aber ist die Gefahr, die vielen Einwohner der Schweiz und jedem im Hochgebirge Reisenden von den Lawinen droht. Lauinen, Lawinen, Laue, Lauwe und Lowen zu deutsch; Valanghe ital.; Lavigne und Lavine romanisch; Avalanches und Lavanches französisch, sind im Allgemeinen Schneestürze von den Bergen in die Thäler hinab. Man unterscheidet aber folgende verschiedene Arten, nach der Jahrszeit, in welcher, und den Umständen, unter welchen sie veranlaßt werden. Die Wind-Lawinen, auch kalte oder Staub-Lawinen genannt, entstehen im Winter, wenn der frisch gefallene lockere Schnee vom Winde in die Thäler gestürzt wird: sie sind minder gefährlich, theils weil sie oft aus nicht sehr bedeutenden Massen, theils weil sie aus noch lockerm Schnee bestehen, aus welchem die Verschütteten zuweilen sich selbst herausarbeiten können. Die furchtbarsten von allen sind die Schloß- oder Schlaglawinen, auch Grund- oder Rolllawinen genannt, welche vorzüglich im Frühjahr Statt finden. Hat nemlich der Winter ungeheure Massen Schnee auf den Gebirgen gehäuft, so liegt dieser oft, wie man es wohl im Kleinen an Gräben und steilen Erhöhungen sieht, in weit überragenden Massen an den schroffen Felswänden, und die erste Frühlingswärme, ein Windstoß, ja die geringste Erschütterung der Luft durch einen Ton oder Knall veranlaßt, ist hinreichend, diese oft unbeschreiblich großen Massen mit vielen Felsstücken vermischt hinabzustürzen, wo sie oft stundenweit Thäler und Wege bedecken, den Lauf der Ströme hemmen und Häuser und Wälder nicht allein verschütten, sondern zerknicken. Ihre Verheerungen erstrecken sich oft noch mehrere Stunden weiter als ihre Masse reicht; denn ihr Sturz veranlaßt so furchtbare Windstöße, daß Menschen und Häuser wie vom stärksten Orkan dadurch niedergeworfen werden. Diese Lawinen sind es vorzüglich, welche das Reisen in den hohen Gebirgspässen im Frühjahr so gefährlich machen. Um sich dagegen zu schützen, wenn man an Stellen kommt, wo man aus Erfahrung weiß, daß sich Lawinen häufig ereignen, verstopft man die Glocken der Maulthiere und Saumrosse und zieht mit Vermeidung jedes Geräusches stillschweigend vorüber; oder man schießt auch wohl vorher einige Gewehre ab, um die etwa drohenden Lawinen früher zu veranlassen. Da sie mit einem donnerähnlichen Gebrüll von den höchsten Gipfeln herabstürzen, so hat

der Wanderer oft noch Zeit, sich in eine nahe Höhle, oder unter einen Felsenvorsprung zu retten; auch sind wohl an den gefährlichsten Stellen in geringer Entfernung von einander solche schützende Vertiefungen in die Felsen gehauen; wer aber dennoch von der Lawine überrascht wird, ist rettungslos verloren, weil der Schnee bei dieser Art Lawinen so fest ist, daß er alles zerschmettert, und die Masse überdies so ungeheuer, daß das Ausgraben meistens unmöglich wird. — Die Glättscher-Lawinen in der Schweiz, oft fälschlich Staub-Lawinen genannt, ereignen sich nur im Sommer, wenn bei heißem Wetter Theile eines Glättschers über steile Bergabhänge herabstürzen; sie sind die unschädlichsten von allen, da sie sich nur in unbewohnten Gegenden ereignen.

Viel schrecklicher, aber zum Glück auch unendlich seltner als die vorübergehenden Verheerungen der Lawinen, sind die sogenannten Erd- oder Bergfälle. Der fruchtbare Boden, welcher einen Bergabhang bedeckt, ruht oft auf einem Thon- oder Mergellager, welches von der Feuchtigkeit immer mehr und mehr aufgelöst und untergraben wird. Kommen dann ungewöhnlich starke Regengüsse, so löst sich die ganze obere Erdschicht, mit Wäldern und Gebäuden, von ihrer Grundveste und schurrt mit zunehmender unwiderstehlicher Gewalt in das Thal, ja zuweilen — so ungeheuer ist die Gewalt des Sturzes — verbreitet der Erdfall seine Verheerungen über das Thal hinaus bis auf die gegenüberliegenden Abhänge der Berge. Der letzte und einer der gräßlichsten Fälle dieser Art ereignete sich am 2. September 1806, wo plötzlich um 5 Uhr Abends ein 1000 Fuß breiter und 100 F. dicker Abhang des Ruffiberges, im Canton Schwyz, sich ablöste und einer ungeheuern Erd- und Felsenlawine gleich, das Goldauer und Büsinger Thal bedeckte und an der gegenüberliegenden Seite des Rigiberges wieder hinauf stürzte. Die Dörfer Goldau, Büsingen, Ober- und Unter-Röthen und mehrere Häuser von Lauerz, mit etwa 450 Menschen, wovon man indeß 14 rettete, wurden unter den Schutt begraben. Die ganze Gegend ist dadurch verwandelt und verödet worden.

Trotz aller Gefahren, welche das Bereisen der höheren Gebirge mit sich führt, sind dennoch mehrere Straßen zum Theil seit Jahrhunderten im Gebrauch, zum Theil erst in neueren Zeiten angelegt, welche von der Schweiz nach Italien führen. Sie verfolgen natürlich den Lauf der Thäler und übersteigen den Kamm des Gebirges an solchen Stellen, wo er eine natürliche Senkung darbietet. Die wichtigsten jetzt vorhandenen Straßen sind von W. nach Ost gezählt: 1) Ueber den großen St. Bernhard, 7548 Fuß hoch, von Martigny in Wallis nach Aosta in Italien. 2) Ueber den Simplon, 6174 Fuß hoch, aus Wallis nach Domo d'Ossola. 3) Ueber den St. Gotthard, 6400 F. hoch, von Uri nach Airolo im Tessino-Thal. 4) Ueber den Bernhardin, 5990 F. hoch, aus

Graubündten nach Bellinzona. 5) Ueber den Splügen, 6170 F. hoch, aus Graubündten nach Chiavenna und den Comer See. 6) Ueber das Stilfser Joch, 8400 F. hoch, aus dem Etsch=Thal ins Adda=Thal. Die beiden letztern sind erst vor wenigen Jahren mit großer Kunst und Anstrengung fahrbar gemacht worden.

Klima.

Bei dieser Beschaffenheit des Landes kann das Klima nicht anders als höchst verschieden seyn nach der besondern Höhe und Lage eines jeden Ortes. Während ewiger Winter und ein Klima, wie das des nördlichsten Sibiriens, auf den höchsten Bergen und in den benachbarten Thälern herrscht, zeigt sich das entgegengesetzte Extrem in tiefen eingeschlossenen Thälern, wo oft im Sommer eine Hitze ist, wie sie kaum unter dem Aequator gefunden wird, und eine Entfernung von wenigen Stunden trennt oft Gegenden, wo kein Baum mehr fortkommt, von solchen, wo Granaten und andre Südfrüchte im Freien wachsen. Dennoch ist das Klima der Schweiz im Ganzen genommen gesund, und die Schweizer gehören auch jetzt noch zu den kräftigsten und schönsten Menschen. Nur in einigen wenigen Thälern, vorzüglich in Graubündten und Wallis, zeigen sich Spuren des Cretinismus.

Gewässer.

Die Alpen mit ihrem ewigen Schnee und Eis sind die unerschöpflichen Quellen unzähliger Bäche, welche von allen Theilen der Berge, im Winter spärlicher, im Frühjahr reicher hinabrieseln und sich in tausend Bächen, Flüssen und Seen sammeln. Beinahe alle Bäche, welche in dem Hochgebirge entspringen, haben in den ersten Stunden ihres Laufes einen unglaublich steilen Fall, oft mehrere tausend Fuß in der ersten Stunde. Natürlich ist daher ihr Lauf, besonders da, wo er durch Felsen beengt wird, so schnell, daß sie sich in Schaum aufzulösen scheinen und große Steine so auf ihrer Oberfläche mit fortreißen, daß diese im Wasser zu schwimmen scheinen. Unzählige Wasserfälle, wo die Bäche von den höchsten oft 1000 F. hohen Felsen hinabstürzen, gehören zu den allergewöhnlichsten Erscheinungen in der Schweiz; und die im Auslande so oft gerühmten, der Staubbach, der Pisse vache und andre, sind wohl nur deshalb vorzüglich bekannt, weil sie an bequem zugänglichen Stellen, zum Theil an der großen Landstraße sich befinden. Diese Bäche, besonders wenn sie im Frühjahr anschwellen, reißen eine unglaubliche Menge Steine, Sand und Gerülle mit hinab, und würden in den Thälern und Ebenen große Verwüstungen anrichten, wenn nicht die meisten, bald nachdem sie aus dem Hochgebirge getreten, tiefere Becken fänden, wo sie nun Seen bil=

bilden, in welchen sie den mitgeführten Sand absetzen, sich beruhigen und abklären und nun als krystallhelle Ströme wieder heraustreten. Dies ist in der Schweiz mit den meisten bedeutenden Strömen der Fall, und die Wasserverheerungen, welche dennoch Statt finden, werden nur von solchen Bächen veranlaßt, welche keinen See berühren, oder von solchen Strömen, welche den sie beruhigenden See zu spät erreichen; wie dies z. B. mit der Rhone der Fall ist. Die zahlreichen Seen der Schweiz gehören daher nicht allein zu den lieblichsten, sondern auch zu den wohlthätigsten Erscheinungen. Wir können hier nur die bedeutendsten anführen. An den Gränzen der Schweiz, so daß die Hälfte ihrer Ufer zum Auslande gehören, liegen: der **Genfer-See**, im Lande selbst **Lac de Genève, Lac Léman (Lacus Lemanus)** genannt; er bildet einen schönen nach Norden gekrümmten Bogen von Südwest nach Ost, zwischen der Schweiz und Savoyen; sein nördliches, schweizerisches Ufer beträgt **18** St., das italiänische **14 3/4**; seine größte Breite ist **3 1/4** St., das nördliche Ufer ist sanft ansteigend, mit schönen Hügeln und vielen Städten bedeckt; dies ist die mildeste und freundlichste Gegend der Schweiz; das südliche Ufer ist schroff und weniger bewohnt. Seine Höhe über dem Meere schätzt man zu **1126** bis **1152** F.; seine größte Tiefe beträgt am savoyischen Ufer bei **Meillerie 950** F.; an andern Stellen ist er nur **3—400** F. tief. Er wird von der Rhone durchströmt, wodurch er im Frühjahr oft um **5** bis **6** F. anwächst. Außerdem bemerkt man noch, vorzüglich in der Gegend von Genf, wo der See schmal ist, daß er zuweilen ohne alle bekannte Ursache **4** bis **5** F. steigt und fällt, und während einiger Stunden eine der Ebbe und Fluth ähnliche Bewegung zeigt: das nemliche bis jetzt unerklärliche Phänomen zeigen auch die übrigen Seen der Schweiz, wiewohl in geringerem Grade. Er ist fischreich und liefert besonders schöne Lachsforellen, zuweilen von **40—50** Pfunden. — Der zweite Gränzsee ist der **Bodensee**, auch **Bodmer-** und **Constanzer-See** genannt, (**lacus Brigantinus** oder **Bodamicus**), zwischen der Schweiz und Deutschland; nur ein Theil des südlichen Ufers gehört zur Schweiz. Er erstreckt sich von Südost nach Nordwest in einer Länge von **17—18** St., seine größte Breite beträgt **5** St. Der nordwestliche Theil wird durch eine breite Halbinsel in **2** Theile getrennt, wovon der nördliche der **Bodmer-See**, der südliche der **Zeller-See** genannt wird. Er liegt **1089** F. über dem Meere und ist mehrere hundert Fuß tief; höchst selten friert er ganz zu. Der Rhein durchströmt ihn, fällt unterhalb Rheineck hinein und tritt bei Constanz wieder heraus, wo er aber bald nachher noch durch den Zeller-See fließt und erst bei Stein wieder als Fluß erscheint. Seine Ufer gehören zu den lieblichsten Gegenden Deutschlands und der Schweiz. Er ist nicht ganz so fischreich als die übrigen Schweizerseen: eine Art Forelle, nach ihrer verschiedenen Größe bald Gang-

fisch, bald Renke, bald Forelle genannt, findet sich am häufigsten darin. — Auch die mehr zu Italien gehörigen Seen, der **Lago maggiore** und der **Lago di Lugano**, liegen zum Theil auf Schweizer Gebiet. — Von den inneren Seen der Schweiz sind folgende die bedeutendsten. — Der Wallenstädter- oder Wallen-See, an den Gränzen von St. Gallen und Glarus, erstreckt sich von Osten nach Westen in einer Länge von **4** St.; seine Breite beträgt kaum **1** St. bei einer Tiefe von beinahe überall **4—500** F. Seine Ufer gehören zu den wildesten in der Schweiz, da er beinahe überall von nackten und steilen, gegen **6000** F. hohen Felsen eingeschlossen wird, über welche zahlreiche Bäche sich in herrlichen Fällen in sein Bett stürzen; er hat daher auch außer seinen östlichen und westlichen Enden nur wenig Landungspunkte. Er ist sehr fischreich und friert nie zu. Die Seetz führt ihm eine Menge Bäche zu und tritt unter dem Namen Mag wieder heraus, wodurch er, wie durch die später einfallende Linth, mit dem folgenden verbunden wird. — Der Zürcher-See, liegt größtentheils im Canton Zürich; seine Länge von Südost nach Nord beträgt etwa **10** St.; seine Breite **1½**; er liegt **1279** F. über dem Meere und ist an einigen Stellen **100** Klafter tief. Eine lange, schmale Erdzunge theilt ihn in den kleinern Obersee und den viel größern Untersee. Die Spatzierfahrten auf und an diesem See gehören zu den beliebtesten in der Schweiz, wegen der Schönheit und des reichen Anbaues seiner Ufer. Er ernährt **28** verschiedene Fischarten, wokunter vorzüglich Lachse, Forellen und Karpfen. Die Linth, nach ihrer Vereinigung mit der Mag Lindmag genannt, durchströmt ihn und tritt unter dem Namen Limmat bei Zürich wieder heraus. Auf der kleinen, aber überaus reizenden Insel Ufnau, ½ St. von Rapperswyl, liegt Ulrich von Hutten begraben. In Deutschland überall verfolgt, nachdem sein edler Beschützer Franz von Sickingen gefallen war, flüchtete er nach der Schweiz, und hier verschaffte Zwingli dem tapfern und geistvollen Vertheidiger der Wahrheit und des Rechts, dem gleichgesinnten Freunde Luthers, eine letzte Zuflucht und Pflege für seine schon zerrüttete Gesundheit. Er starb **14** Tage nach seiner Ankunft **1523** in dem blühenden Alter von **36** Jahren. Eine Schreibfeder, einige Briefe und eine Ausgabe seiner kleinen Schriften mit seinen eigenhändigen Verbesserungen, — dies war sein ganzer Nachlaß, — werden in der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrt. Der Ort seines Begräbnisses ist ungewiß. — Der Zuger-See, größtentheils im Canton Zug gelegen, hat bei einer Länge von **4** St. und einer Breite von **1** St. stellenweise eine Tiefe von **200** Klafter. Seine Ufer sind größtentheils eben und das nördliche so mild, daß hier das einzige Kastanienwäldchen in der nördlichen Schweiz sich befindet. Desto steiler und wilder ist sein südliches Ufer, wo eine senkrechte **4356** F. hohe Wand des Rigiberges sich erhebt. Er ist

ganz außerordentlich fischreich und nährt Karpfen von 50 — 90 Pfund und Hechte von 50 Pfd.; am meisten aber werden die Rötelen, eine Art Forellen, geschätzt. Es fallen nur Bäche in diesen See. — Der Luzerner-, gewöhnlicher Vierwaldstädter-See genannt, weil er die 4 im Mittelalter Waldstädte genannten Oerter Schwyz, Uri, Unterwald und Luzern bespült. Seine Gestalt, von allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen, ist sehr unregelmäßig und bildet eigentlich 3 verschiedene Hauptbecken, wovon das nördliche vorzugsweise der Luzerner-See, das mittlere der Kreuztrichter, das südliche der Urner-See genannt wird. Seine größte Länge beträgt 9 St., die größte Breite 4 — 5 St.; er ist an 600 F. tief und liegt 1320, nach Andern 1392 F. über dem Meere. Die Reuß durchströmt ihn, außer welcher er aber noch eine große Menge nicht unbedeutender Bäche aufnimmt. Seine Ufer sind wenig angebaut, aber umgeben von sehr hohen Bergen, wovon die nächsten der Rigi, der Axenberg und der Pilatusberg; viele tiefe und schauerliche Buchten und Vorgebirge bildend, ist kein andrer See in der Schweiz so reich an stets wechselnden, mannigfaltigen Naturschönheiten. Auch sind diese Ufer der wahrhaft klassische Boden für die Geschichte der Schweiz: das Rütli, wo zuerst die Freiheit der Eidgenossen beschworen wurde, und die Tells-Platte und Kapelle, wo Tell aus dem Schiffe des Landvogts mit kühnem Sprunge sich rettete, liegen jene an seinem westlichen, diese an seinem östlichen Ufer. Wie mehrere andre Seen der Schweiz, so steht besonders dieser im üblen Rufe, wegen der Gefahr ihn zu beschiffen, und freilich wenn plötzliche Ungewitter eintreten, oder der Föhn, ein stürmender Südwind, aus dem Gebirge losbricht, so begreift man wohl, daß die hohen Felsenufer und die in den engen Kesseln sich hoch aufthürmenden Wellen manchem Schiffe den Untergang bringen müssen. Diese Gefahr verschwindet aber, wenn man sich nüchternen, mit der Beschaffenheit des Landes bekannten Schiffern anvertraut. Die Schifffahrt auf diesem, wie auf den übrigen Seen ist in den Sommermonaten nicht allein gefahrlos, sondern selbst höchst regelmäßig. Alle Morgen weht der Wind von den Alpen herab, und wird, nach der verschiedenen Lage, zum Ost- oder Südwinde. Von 9 — 12 Uhr herrscht gewöhnlich Windstille, worauf sich Nachmittags ein gelinder West- oder Nordwind einstellt, auf welchen bei Sonnenuntergang dann wieder der Alpenwind folgt. — Der Brienzer-See, im Canton Bern, von Nordost nach Südwest 3 St. lang, 1/2 St. breit und an einigen Stellen 500 F. tief. Auch dieser See ist sehr fischreich und wird wegen der Schönheit seiner Ufer von Fremden häufig besucht. Ueberall ist er von hohen Bergen umgeben, besonders an der südlichen Seite, wo die hohen Berner Alpen emporsteigen. Der Giesbach, welcher sich von diesem Ufer, unweit Brienz, in den See stürzt, gehört zu den schönsten Wasser-

fällen in der Schweiz; das nördliche Ufer ist etwas mehr angebaut. Die Aar durchströmt ihn und verbindet ihn mit dem folgenden. — Der Thuner-See, 1780 F. über dem Meere, von Südost nach Nordwest 4—5 St. lang, 1 St. breit und an 120 Klafter tief. Seine nördlichen Ufer sind durchaus gebirgig, die südlichen nur zum Theil, und seine Umgebungen gehören zu den von Reisenden am meisten besuchten. — Der Murten-See, im Mittelalter Uecht-See genannt, auf Freiburger und Waadtländischem Gebiet, 2 St. lang, 1/2 St. breit und 27 Klafter tief. Er wird von dem Bache Broye durchströmt, welcher nachher in den Neuenburger-See fällt. Seine Ufer sind in der Geschichte durch die Niederlage Carls des Kühnen 1476 berühmt. — Der Neufchateller- oder Neuenburger-See, lac de Neufchatel (nöschatel), größtentheils zum Canton Neufchatel gehörig; seine Länge von Südwest nach Nordost beträgt 9 St., die größte Breite 2 St., die Tiefe 400 F. und die Höhe über dem Meere 1320 F. Er muß in uralten Zeiten mit dem Murtener- und Bieler-See zusammengehangen haben, wovon noch Spuren vorhanden sind. Er nimmt die Orbe auf, welche unter dem Namen Thiele oder Ziel ihn mit dem folgenden See verbindet. — Der Bieler-See, lac de Bienne, liegt 8 F. niedriger als der Neufchateller, und ist 3 St. lang, 1 St. breit und 217 F. tief. Er ist sehr fischreich. Die Thiele durchströmt ihn und vereinigt sich 1 1/2 St. vom See mit der Aar. Die nördlichen Ufer des Sees, wo der Jura sich erhebt, sind steil, die südlichen flach und buschig. In diesem See befindet sich die kleine, aber wegen ihrer herrlichen Lage und Aussichten berühmte Peters-Insel, wo 1765 J. J. Rousseau sich eine Zeitlang aufhielt und wo jährlich ein großes Fest zur Zeit der Weinlese gefeiert wird.

Die wichtigsten Flüsse der Schweiz sind folgende. Der Rhein, der prächtigste Fluß in Europa, welcher, ungeachtet alles Zuflusses trüber Bäche und Ströme, die Klarheit seiner grünlichen Wellen bis in die Gegend von Cöln behauptet. Er nimmt beinahe ohne Ausnahme alle von dem nördlichen Abhang der Schweiz kommenden Bäche und Flüsse auf. Seinen Ursprung verdankt er 3 verschiedenen Bächen, welche der Vorder-, der Mittel- und der Hinter-Rhein genannt werden und alle 3 in Graubündten entspringen. Der Vorder-Rhein, auch Unter-Rhein genannt, entspringt im Tavetscher-Thal, am Fuß eines hohen Felsens, Cima del Baduz genannt, aus dem kleinen Trumsli-See, man rechnet auch wohl noch 2 kleine Bäche, wovon der eine am Fuß des Pontenera, im Cornero- oder Gurneren-Thal, der andre am Fuß des Crispalt, im Gamer-Thal entspringt, zu den Quellen des Vorder-Rheins. Der Mittel-Rhein entspringt an dem Berge Lukmanier, ebenfalls aus 3 Bächen, welche zusammen das Thal Val Cadelin (soll heißen Co del

Rhin, d. h. Kopf des Rheins) durchströmen, dann als Mittel-Rhein durchs Medelser-Thal fließen und sich bei Disentis mit dem Vorder-Rhein vereinigen. Dies sind unstreitig die wahren Quellen des Rheins, welche alle ihren Ursprung in den zum Gotthard gehörigen Bergen haben. Es ist indeß angenommen, auch noch einen dritten und zwar stärkern Bach, welchen man den Hinter-Rhein nennt, zu den Quellen des Rheins zu rechnen. Dieser kommt aus dem gewaltigen Rheinwald-Glättscher, von 13 Gießbächen verstärkt, durchströmt zuerst das höchst wilde Rheinwaldthal, dann das Schamserthal, nimmt im Domleschger-Thal noch den ansehnlichen Bach Albula auf und vereinigt sich endlich mit dem verbundenen Vorder- und Mittel-Rhein bei Reichenau. Nun erst heißt er Rhein, durchströmt Graubündten, macht dann die Gränze zwischen der Schweiz und dem Vorarlberg und ergießt sich unterhalb Rheineck in den Bodensee. Bei Stein tritt er wieder hinaus und bildet unterhalb Schaffhausen, beim Schlosse Laufen, jenen weltberühmten Fall, dessen unbeschreibliche Pracht von jeher alle nach der Schweiz Reisende vor allen Dingen hierher gelockt hat. Er ist der größte Wasserfall in Europa; seine Höhe beträgt nach dem verschiedenen Stande des Wassers bald 50 — 60, bald 80 Fuß; da, wo der Sturz beginnt, erheben sich mehrere Felsen aus dem Rheine und theilen ihn in 5 verschiedene Fälle. Am günstigsten betrachtet man ihn, vorzüglich in der Morgen- und Abendbeleuchtung, oder auch beim Mondschein, theils vom Schlosse Laufen, wo man, jedoch von einer ansehnlichen Höhe, den ganzen Rhein übersieht; theils und am prachtvollsten und nächsten von einem am Fuße des Schloßberges angebrachten kleinen Gerüste, die Fischez genannt, wo man zwar nur 3 von den 5 Fällen übersieht, aber die höchsten und so in der Nähe, daß hier keine menschliche Stimme mehr vernommen wird und man sich in einem beständigen Staubregen befindet. Von dem gegenüberliegenden Schlößchen im Wört übersieht man zwar die ganze Breite des Falles, aber in zu großer Entfernung. Noch nie ist ein Kahn den Rheinfall hinunter unzertrümmert gelangt, und schon mehrere Wagehälse haben beim Versuch ihr Leben eingebüßt. Die Schiffe müssen daher oberhalb des Falles ausgeladen werden und andre bei im Wört die Waaren wieder aufnehmen. Weit weniger gefährlich ist die mehrere Meilen unterhalb befindliche sogenannte Stromschnelle bei Laufenburg, wo der Rhein sich eine Zeitlang durch ein enges Felsenbett über Klippen stürzt; hier werden die Schiffe zwar auch ausgeladen, aber dann an Seilen die Stromschnelle hinunter gelassen und wieder beladen. Von Laufen an macht der Rhein beinahe immer die Gränze der Schweiz gegen Deutschland, gen Westen fließend, bis er endlich bei Basel sich nördlich wendend das Schweizer Gebiet verläßt. — Zum Rheingebiet gehören noch folgende Flüsse: 1) Die Linth, entsteht im Canton Glarus aus

der Vereinigung dreier Bäche, welche aus dem Tödi-Glättscher herabkommen. Sie durchströmt den Canton Glarus und vereinigt sich unterhalb des Wallenstädter-Sees mit der Mag und beide verbunden fließen unter dem Namen Lindmag in den Zürcher-See. Die kleine Ebene, welche jetzt beide Seen trennt, ist wahrscheinlich durch den vielen Sand und die Geschiebe entstanden, welche die Linth mit sich führt. Eben dadurch hatte sich ihr Bett so sehr erhöht, daß seit mehreren Jahren der Abfluß des Wallenstädter-Sees dadurch gehemmt und dieser um **10** Fuß angewachsen war. Die an seinen beiden Enden liegenden Städte Wallenstadt und Wesen waren dadurch, wie auch viele tausend Morgen Wiesen überschwemmt und in Sumpf verwandelt worden, und die ganze Gegend war durch die faulen Ausdünstungen dieser Sümpfe verpestet. Seit mehreren Jahren hat man daher mit unsäglicher Mühe einen Kanal durch Felsen gesprengt, um der Linth ein andres Bett anzuweisen und sie in den See zu leiten, wo sie nun ihre Geschiebe absetzen kann und die Gegend gegen ähnliche Unfälle geschützt ist. — Aus dem Zürcher-See tritt die Linth unter dem Namen Limmat und ergießt sich unterhalb Baden in die Aar. 2) Die Reuß, sie entspringt auf dem St. Gotthard nordwestlich vom Hospitium aus einem kleinen See, welcher am Fuß des **Luzendro**-Glättschers liegt, durchströmt dann in unglaublich schnellem, von vielen der herrlichsten Wasserfälle unterbrochenem Laufe den Kanton Uri bis zum Vierwaldstädter-See. Ihr Fall beträgt auf dieser kurzen Strecke an **844** Klafter. Bei Luzern tritt sie wieder aus dem See heraus und fällt endlich unterhalb Brück in die Aar. 3) Die Aar (**Ararius**), entspringt in einer der wildesten Gegenden der Schweiz, zwischen den höchsten Gebirgen auf der Gränze der Cantone Bern und Wallis. Sie wird vorzüglich von **2** Bächen gebildet, wovon der eine aus dem Vorder- oder Unter-Aar-Glättscher hervorkommt, selbst aber schon aus der Vereinigung zweier aus dem Lauteraar- und Finsteraar-Glättscher entspringenden Bächen entstanden ist; der andre, südlichere, entsteht aus dem Oberaar-Glättscher. Diese und viele andre hier zusammenstoßende Glätscher bilden die größte zusammenhängende Eismasse der Schweiz zwischen zum Theil noch unersteiglichen Gebirgshörnern, welche wie Inseln aus dem Eismeere hervorragen. Das Innere dieser Gegenden hat noch kein menschlicher Fuß betreten. Beide Aarbäche vereinigen sich bald nach ihrem Austritt aus den Glättschern und strömen nun durch das wilde Hasli-Thal, dem Brienzer-See zu. Die Aar durchströmt diesen und den Thuner-See, nimmt dann unterhalb Bern den nicht unbedeutenden Saanen-Fluß auf, welcher aus einem Glättscher am Sanetschberge, im Saanenthal entspringt; späterhin empfängt die Aar noch die Gewässer des Jura, welche die **Orbe** ihr zuführt. Die Orbe entspringt als ein mächtiger Bach am Fuße eines **200 F.** hohen Felsen

in dem reizenden Orbe-Thal, durchströmt den Neufchateller-See, tritt unter dem Namen Thiele oder Ziel wieder heraus und vereinigt sich mit der Aar, nachdem sie noch den Bieler-See durchflossen. So verstärkt durch alle Gewässer der nordwestlichen Schweiz, verbindet sich endlich die Aar bei Coblenz mit dem hier schwächern Rheine. — Der viel kleinere südliche Theil der Schweiz sendet seine Gewässer nach drei verschiedenen Richtungen. Nordöstlich durch den Inn, welcher in Graubündten, am Fuße des Septimer-Berges, aus dem kleinen See, Lago di Lungin oder Lugni, entspringt, bald darauf den Silser-See durchströmt und von vielen Bächen verstärkt das große Thal Engadin durchläuft; bei der Martinsbrücke tritt er ins Tyrol, durchströmt es bis Kufstein und fällt endlich bei Passau in die Donau. — Südlich durch den Tessin oder Ticino: er entspringt unweit des Hospitiums auf dem Gotthard aus einem kleinen See am Fuße des Prosa, so daß die kleinen Seen in dieser Gegend, unter einander in Verbindung stehend, Bäche sowohl der Reuß als dem Tessin zusenden. Der Tessin durchströmt das Liviner-Thal und fällt, von mehreren Bächen aus Seitenthälern ansehnlich verstärkt, bei Magadino in den Lago maggiore; aus diesem wieder heraustretend fällt er unterhalb Pavia in den Po. Sein Fall von der Quelle bis zum Lago maggiore beträgt 959 Klafter. — Westlich durch die Rhone (le Rhone): sie entspringt aus dem Rhone-Glättscher, welcher im Canton Wallis, auf der Gränze von Bern und Uri, zwischen der Furka und dem Nägeli-Stock sich 6 Stunden weit erstreckt. Dieser Glättscher reichte ehemals 240 Schritte weiter ins Thal hinab, und hat sich — eine seltene Ausnahme — seit 1770 vermindert. Die Rhone durchströmt den Canton Wallis in seiner ganzen Länge, dann den Genfer-See, und tritt bei Genf wieder hinaus, wo sie dann bald die Schweiz verläßt, sich in Frankreich bei Lyon mit der Saone vereinigt, südlich wendet und in das mittelländische Meer ergießt.

Producte.

Ein Land, welches von so unzähligen, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen durchschnitten ist, wie die Schweiz, kann unmöglich sich mit dem Reichthum und der Fruchtbarkeit ebener und milderer Gegenden messen. Auch nährt der Ackerbau, der nur in den Ebenen und Thälern gedeiht, höchstens ²/₃ aller Bewohner, und viel Getreide muß jährlich aus den benachbarten Ländern eingeführt werden: eben daher giebt es auch abgelegene Berggegenden der Schweiz, wo das Brodt zu den seltensten Luxusartikeln gehört, und wo die Einwohner fast durchaus von Käse und Milchspeisen leben. Die westliche und nordwestliche Schweiz ist indeß fruchtbar genug, besonders gedeiht hier gutes Obst, Kastanien,

Wallnüsse und Kirschen, aus welchen letzteren das bekannte Baseler Kirschwasser bereitet wird. In der südwestlichen Schweiz und vorzüglich an den Ufern des Genfer=Sees wächst ein sehr guter Wein; geringere Sorten bei Neufchatel und bei Zürch. Die Schweiz vereinigt in ihrem Pflanzenwuchs die Producte der entgegengesetztesten Klimate; auf den Höhen der Berge wachsen Pflanzen, ähnlich denen von Spitzbergen, und in einigen tieferen Thälern, besonders in Wallis, gedeihen Feigen, Granaten und andre Südfrüchte in freier Luft. Nur einige Gegenden der Schweiz leiden Mangel an Holz; die höheren Gebirge, wo ohnehin die Bevölkerung gering ist, haben noch sehr bedeutende Waldungen, in welchen man an 200 Holzarten zählt; nur sind manche dieser Wälder, wegen ihrer unzugänglichen Lage, dem Lande von geringem Nutzen. Als Hauptproduct der Schweiz muß man die zahlreichen höchst nahrhaften Alpenpflanzen und Gräser betrachten, worauf sich die Unterhaltung zahlreicher Rindviehheerden und die Beschäftigung eines großen Theils der Einwohner gründet. — Die Gebirge der Schweiz sind in bergmännischer Hinsicht sehr arm: das wenige in einigen Flüssen zuweilen gefundene Gold verdient kaum eine Erwähnung, und außer etwas Eisen und Blei in Graubündten und St. Gallen, mehr aber noch im Jura als in den Alpen, fehlen die übrigen Metalle beinahe gänzlich; auch würde, wenn sie vorhanden wären, der Hüttenbetrieb einen Aufwand an Brennmaterial erfordern, welchen die Schweiz nicht zu leisten im Stande ist; denn die wenigen Steinkohlen, die man hin und wieder gefunden, sind nur von geringer Bedeutung. Auch Salz findet sich nur an einer einzigen Stelle, bei Bex im Canton Waadt, und zwar in sehr unzureichender Menge. An Steinen zum Bauen ist natürlich kein Mangel, und Schiefer, Sandstein, einige jedoch nicht ausgezeichnete Marmorarten, gemeiner Kalk, Alabaster, oder edler, und gemeiner Gyps, finden sich in verschiedenen Gegenden. Der Schweiz eigenthümlicher ist der Topfstein, im Lande selbst Lawetzstein, auch Giltstein genannt: er kommt vorzüglich in Graubündten und im Canton Tessin vor, und hat seinen Namen daher, daß er sich leicht zu allerlei Kochgeschirr verarbeiten und drehen läßt. Die meisten dieser Geschirre gehen nach Italien. Schon die Römer kannten ihn unter dem Namen Comer=Stein, lapis comensis, weil er über Como, am See gleiches Namens, zu ihnen kam. Die Schweiz liefert auch sehr schöne Bergkrystalle; man findet sie gewöhnlich in Drusen, Höhlen und Gängen, welche die Urgebirge durchsetzen; man hat schon einzelne Krystalle gefunden, welche an 9 Centner gewogen.

Das Wild ist nicht sehr häufig in der Schweiz; die Gebirge geben unsern gewöhnlichen Wildarten zu wenig Nahrung und die ausgedehnte Schießfreiheit hat sie ohnehin verringert. Bären und Wölfe gehören zu den Seltenheiten, welche nur noch hie und da,

etwa an den Gränzen von Tyrol, sich zeigen. Dafür aber besitzt die Schweiz einige Thierarten, welche ihr und den benachbarten Ländern von gleicher Beschaffenheit, als Tyrol und Savoyen, eigenthümlich sind. Unter diesen behauptet die Gemse den ersten Rang. Die Gemse gehört zu dem Geschlecht der Antilope. Sie bewohnt die höchsten Gipfel der Alpen, wo sie mit unglaublicher Behendigkeit über Felsklippen und Eisebenen hinwegsetzt; die unzugänglichsten Alpenwiesen reichen ihr ihre Nahrung, und ihr scharfes Auge, ihre Wachsamkeit und ihr flüchtiger Lauf scheinen sie für den Menschen unerreichbar zu machen. Dennoch beschäftigt die höchst gefährliche Jagd dieser Thiere viele leidenschaftliche Jäger in der Schweiz, in Tyrol und in Savoyen, die nicht selten auf ihren schwindeligen Wegen den Tod finden. Mit einem guten Gewehr, einem Fernglase, Fußeisen und einigen Lebensmitteln versehen, erspähet der Jäger die Gemsen und sucht sie wo möglich zu beschleichen. Nur selten gelingt dies, und wird er von einer bemerkt, so stößt diese ein durchdringendes Pfeifen aus, und alle begeben sich auf die eiligste Flucht. Der Jäger läßt darum den Muth nicht sinken; er verfolgt sie über Eis und Schnee, über Abgründe und Felsen, wo oft jeder Schritt den Tod droht, und weiß sie in solche Felsengegenden zu treiben, wo ihnen kein Ausweg bleibt; nun erst schießt er unter sie, nicht selten aber stürzen sie sich die Felsen hinab oder auch wohl auf den allzukühnen Jäger, den sie dann mit sich in den Abgrund reißen. Zu dieser Jagd bedient man sich, wenigstens in einigen Theilen der Schweiz, einer Büchse, welche zwar nur einen Lauf, aber zwei Schlösser, eins hinter dem andern hat: es werden zwei Schuß hineingeladen und mit dem vordern Schloß der erste Schuß abgeschossen, ohne daß der zweite sich entzündet; so gut muß die gepflasterte Kugel schießen. Versagt das erste Schloß, so schießt man auch wohl beide Kugeln zugleich durch das hintere Schloß ab. Ein solches Gewehr gewährt alle Vortheile einer Doppelbüchse und giebt einen viel sicherern Schuß. Der ganze Ertrag dieser so höchst gefahrvollen Jagd besteht in dem sehr geschätzten Felle, dem Fleische des Thiers und gewisser schwarzbrauner wohlriechender Kugeln von bitterm Geschmack, welche man zuweilen in dem Magen der Gemsen findet, in der Medizin benutzt, und Gemskugeln und europäischen Bezoar nennt. — Ein andres in der Schweiz und Savoyen häufiges Thier ist das Murmelthier. Die Murmelthiere, gewöhnlich von gelbbrauner, auch schwarzer Farbe, und von sehr verschiedener Größe, hausen ebenfalls auf den höchsten Alpen, wo sie, wie die Kaninchen, in die Erde bauen und von Wurzeln und Kräutern leben. Auch dies kleine Thier wird von den Jägern eifrig verfolgt, sowohl wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, als wegen seines für sehr heilsam in vielen Krankheiten geachteten Fettes. Die Savoyarden wissen die jungen Murmelthiere zu allerlei Kunststücken abzurichten.

Diese Thiere bringen den ganzen Winter in ihrem Bau im festesten Schlafe, oder vielmehr in Erstarrung hin, ohne die geringste Nahrung zu sich zu nehmen, und in dieser Jahrszeit fängt man sie am leichtesten. Man sucht nemlich den Eingang zu ihrem Baue auszuspüren, und hat man ihn gefunden, so gräbt man, gewöhnlich im October, wenn die Kälte schon bedeutend, den Thieren nach. Die Länge des Ganges und die Tiefe desselben sind nach der Beschaffenheit des Bodens sehr verschieden; selten aber ist das Lager, wo sie familienweise liegen, über 4—5 F. unter dem Rasen. Bei gehöriger Kälte kann man sie ganz bequem mit den Händen aufnehmen und nach Hause tragen, ohne daß sie erwachen, was sogleich erfolgt, wenn man sie in ein warmes Zimmer oder in die Sonne bringt. Sie im Sommer zu schießen ist sehr schwer, wegen ihrer großen Wachsamkeit. — Ein drittes, den höheren Gebirgen eigenthümliches Thier ist der Berghase. Er unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Hasen, theils dadurch, daß er gleich dem Kaninchen in die Erde baut, vorzüglich aber dadurch, daß er mit dem Eintritt des Winters die Farbe wechselt und ganz weiß wird. Sein Fleisch ist wohlschmeckender, als das des gewöhnlichen Hasen. Der schlimmste Feind aller dieser Thiere ist, nächst dem Menschen, der Lämmergeier, der größte aller europäischen Raubvögel. Er läßt sich meistens nur in den höheren Gebirgsgegenden sehen, ist aber dort auch sehr gefürchtet, weil er nicht allein kleinere Thiere angreift, sondern oft auf junge Lämmer und Ziegen, ja nicht selten sogar auf kleine Kinder herabstößt und sie mit in die Luft führt. Er ist so kühn, daß man Beispiele hat, daß er Jäger, die sich seinem Neste nahten, angegriffen und schwer verwundet hat.

Einwohner. Sprache. Religion.

Die jetzigen Bewohner der Schweiz sind ein Gemisch verschiedener Völker; der größte Theil derselben gehört indeß zum deutschen Volksstamme; nur die westlichen Gegenden werden von Völkern gallischer und die südlichsten italiänischer Abkunft bewohnt. Eben so ist auch die Herrschaft der Sprachen vertheilt. Der bei weitem größte Theil des Landes, das ganze Innere, der Norden und Osten reden Deutsch; im Südwesten und Westen ist das Französische herrschend, und im Süden und Südosten reden die Einwohner Italiänisch. Verwandt zwar mit dieser letztern Sprache, doch sehr verschieden von ihr, ist das sogenannte Romanische oder Ladinische, welches in den südlichen Thälern von Graubündten gesprochen wird. Die Bewohner dieser Thäler sollen, nach einer alten Sage, ursprünglich in Tuscien (Toscana) gewohnt und sich bei den verheerenden Einfällen der Gallier in diese wilden Gegenden zurückgezogen haben. Die Aehnlichkeit der Namen

mancher Oerter in ihrem Lande mit denen des alten Etruriens und Latiums, als Lavin (Lavinium), Thusis (Tuscia), Ardez (Ardea), scheint diese Sage allerdings zu bestätigen. So viel ist wenigstens gewiß, daß die jetzige lingua romanscha eben so aus dem Latein abgeleitet ist, wie das Italiänische. — In religiöser Hinsicht bekennen sich die Schweizer theils zur katholischen, theils zur reformirten Kirche, und zwar so, daß einige, die kleineren oder sogenannten alten Cantone, ganz katholisch; andre, die größeren, ganz reformirt sind; in den meisten aber beide Parteien mit gleichen Rechten neben einander bestehen. Im Ganzen ist es auch hier, wie in Europa überhaupt: nemlich im Norden ist der Protestantismus, im Süden der Katholizismus überwiegend.

Seitdem in dem größten Theile der Schweiz eine kleinliche Industrie die alte männliche Beschäftigung des Ackerbaues, der Viehzucht und der eigentlichen Handwerke verdrängt hat, ist die Bevölkerung zwar gestiegen, aber vieles von der Sitteneinfalt, der Körperkraft und den Tugenden der Vorfahren verloren gegangen. Nur noch bei dem eigentlichen Landmann und vorzüglich bei den rüstigen Hirtenvölkern findet man Spuren der alten Sitten und des alten Sinnes. Fremde, besonders französische, Kriegsdienste, in welche sich die Jugend zu Tausenden, schon seit mehreren Jahrhunderten, begab, und der ewige Verkehr mit den aus allen Gegenden Europa's zuströmenden Fremden, haben sowohl der Reinheit der Sitten, als der Gastfreiheit und Uneigennützigkeit der Schweizer sehr geschadet. Freiheitssinn, Tapferkeit und feste Treue haben sie indeß noch in der neuesten Zeit rühmlich bewährt. Ein eigenthümlicher Zug in dem Charakter der Schweizer ist die unüberwindliche Anhänglichkeit an ihrem Vaterlande. Der Schweizer bringt zwar nicht selten einen Theil seines Lebens in fremden Ländern zu, immer aber mit der Hoffnung und dem sehnlichen Wunsche der Rückkehr in seine Gebirge. Wird dieser Wunsch nicht befriedigt, so artet er oft in eine abzehrende Krankheit, das Heimweh (Nostalgie) aus. Um dies bei den ehemals im französischen Dienste stehenden Schweizer-Regimentern sich oft zeigende Uebel zu verhindern, war es dort verboten, den sogenannten Kuhreigen (ranz des vaches) zu spielen: eine Melodie der Schweizer Alpenhirten, deren Töne bei den Soldaten die unwiderstehlichste Lust zur Rückkehr ins Vaterland erweckten.

Verfassung.

Bis 1798 gab es in der Schweiz **13** Cantone, welche die eigentliche Eidgenossenschaft bildeten, **9** zugewandte Orte oder Bundesgenossen und **8** gemeine Herrschaften oder eroberte, abhängige Provinzen. Im Jahre **1798** ward die Schweiz gewaltsam revoluzionirt und das ganze Land sollte nur eine Republik bilden. Dieser

unnatürliche Zustand dauerte bis **1803**, wo Napoleon die alten **13** Cantone wiederherstellte und aus den übrigen Provinzen 6 neue Cantone bildete, nemlich St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadtland. Seit **1815** sind noch drei Landestheile zu Cantonen erhoben worden, Wallis, Neufchatel und Genf, so daß jetzt, seit dem 7. Aug. 1815, die Schweizerische Eidgenossenschaft aus 22 Republiken oder Cantonen besteht, wovon jeder das Recht hat, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren. Ein jeder derselben hat daher auch eine eigenthümliche Verfassung, mehr demokratisch in den kleineren, mehr aristokratisch in den größeren. In allen aber herrscht eine lobenswerthe Freiheit und Milde, und es möchte schwer seyn, in der ganzen Welt ein Land zu finden, wo die Abgaben so unbedeutend, die Verwaltung so wenig kostspielig und die persönliche Freiheit so groß wäre, als in der Schweiz. Ueber allgemeine Angelegenheiten, Krieg und Frieden u. a. berathschlagt die Tagsatzung, d. h. die Versammlung der Abgeordneten aller Cantone. Sie versammelt sich abwechselnd, aber immer 2 Jahre hinter einander, in den 3 Städten, Zürch, Bern und Luzern, welche deshalb auch Vororte heißen; und der jedesmalige Schultheiß des Vororts ist auch Vorsitzer in der Tagsatzung und heißt als solcher Landamman. Alle Mächte Europa's haben übrigens der Schweiz eine ewige Neutralität zugestanden. Die Kriegsmacht der Schweiz, zu welcher jeder Canton sein verhältnißmäßiges Contingent stellt, ist auf 67516 Mann bestimmt, wovon jedoch nur die Hälfte zum ersten Aufgebot oder zum wirklichen Dienste gehört. Nur eine äußerst geringe Zahl dieser Truppen wird in Friedenszeiten beständig unterhalten. In den meisten Cantonen weiß man nichts von Soldaten im Frieden. Außerdem haben durch besondre Verträge Frankreich, Preußen, die Niederlande, Sardinien und Neapel das Recht erhalten, freiwillige Werbungen in der Schweiz anzustellen bis auf den Belauf von 30= bis **40000** Mann.

Maaß. Gewicht. Münze.

Maaße, Gewicht und Münzen sind nicht allein in jedem Canton verschieden, sondern selbst in einem und demselben Canton weichen sie sehr stark von einander ab: man ist jetzt damit beschäftigt, übereinstimmendr Grundsätze über diese wichtige Angelegenheit aufzustellen. Mit französischem und Conventions=Gelde kann man ziemlich durch die ganze Schweiz fortkommen, nur wird ihr Werth an jedem Orte nach der Landesmünze anders gerechnet, und diese Ortsmünze gilt wiederum nicht im benachbarten Canton. Am gewöhnlichsten rechnet man entweder nach französischen Louisd'ors oder Carolinen, oder nach großen Thalern, d. h. Laubthalern; oder nach Gulden, einer eingebildeten Münze von verschiedenem

Werthe an jedem Orte; meistens kommt indeß der Werth mit dem eines deutschen Gulden von 60 Kreuzern oder 16 ℋ überein. — Die Entfernungen werden in der Schweiz nach Stunden gerechnet; 5 Schweizer Stunden machen ungefähr 6 deutsche aus.

Eintheilung.

Nach der jetzigen politischen Rangordnung folgen die 22 Cantone so auf einander: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadtland, Wallis, Neufchatel, Genf. Wir werden, da diese Ordnung in geographischer Hinsicht vollkommen gleichgültig ist, einer uns bequemer dünkenden folgen.

1. Der Canton Zürich, ganz reformirt, enthält auf einem Flächenraum von 45, nach Andern nur 32 □ M. über 220,000 Einw.; er ist daher einer der bevölkertsten und zugleich einer der fruchtbarsten Cantone. Mehr eben als gebirgig, gestattet er einen reichen Anbau von Getreide, Obst und Wein, letzterer wird besonders an den Ufern des Zürcher-Sees gebaut; aus den Aepfeln und Birnen wird Cider, aus den Kirschen Kirschgeist gemacht: der beste Wein wächst auf der östlichen Seite des Sees. Drei Gebirgszüge durchstreichen das Land: die Allmanns-Kette und der Albis, jene zur rechten, diese zur linken Seite des Sees, und im Nordwesten der Läger-Berg, die letzte Verzweigung des Juragebirges. Unter diesen ist aber keiner, welcher die Höhe von 3000 F. bedeutend überstiege, so daß hier von Schnee und Eis im Sommer nicht die Rede ist. Die Hauptgewässer sind die Limmat, mit welcher sich unterhalb Zürch die Sihl vereinigt; die Thur, Töß und Glatt, und der Rhein und die Reuß als Gränzflüsse. Der schöne See mit seinen reizenden, mit unzähligen Dörfern und Landhäusern besetzten Ufern ist eine Hauptzierde dieser Gegend. Der Hauptort des Cantons ist:

Zürich oder Zürch an der Limmat, da, wo sie eben aus dem See tritt; sie theilt die Stadt in 2 Hälften, welche durch 3 Brücken mit einander verbunden werden. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben und zählt etwa 14000 Einwohner. Schon zur Zeit der Römer stand hier ein Ort Thuricum. Im Mittelalter erhob sich Turek oder Turik durch Handel und Gewerbe zum Range einer freien Reichsstadt, bis sie 1351 sich dem eidgenossischen Bunde anschloß. Erst vom 14ten Jahrhundert an erwarb Zürch theils durch Eroberung, mehr noch durch Kauf, das jetzige Gebiet des Cantons. Im Jahre 1519 begann hier Ulrich Zwingli die Schweizer Reformation; und seitdem ist Zürch immer der Mittelpunkt der gelehrten Bildung der Schweiz geblieben.

Conrad Geßner, Bodmer, Salomon Geßner der bekannte Dichter, Lavater und Pestalozzi gehörten zu ihren Bürgern. — Zu den wichtigsten Gebäuden der Stadt gehören: das große Münster, das ansehnliche Rathhaus, 1699 vollendet; die Stadtbibliothek, in der sogenannten Wasserkirche; sie zählt über 50000 Bände und viele sehr interessante Manuscripte und Briefe in Beziehung auf die Schweizergeschichte; das 1765 erbaute Waisenhaus. Die Stadt und nächste Umgegend bieten herrliche Spatziergänge und Aussichten über den See nach den höhern Gebirgen dar. In der Stadt selbst ist wohl der schönste Punkt auf dem Walle, die Katze genannt; außerhalb der Stadt: der Schützenplatz, wo ein Denkmahl Sal. Geßners steht; und das Sihlhölzchen. Zürch hat eine Universität, das sogenannte Carolinum, welche durch neue Besetzung mehrerer Stellen im Begriff ist aufs neue emporzublühen, und mehrere recht gute Schulen; bedeutende Baumwollenfabriken, womit auch ein großer Theil der Landbewohner des Cantons sich nebenbei beschäftigt; und einen ziemlich lebhaften Handel mit Deutschland und Italien.

Sonst bemerken wir noch in diesem Canton: die freundliche kleine Stadt Winterthur, wo viel Betriebsamkeit herrscht; in der Nähe die uralte Burg Kyburg, noch bis zum Jahre 1798 bewohnt. Das Städtchen Laufen, 1/2 Stunde von Schaffhausen, bei welchem der bekannte Rheinfall. Das ehemalige Kloster Cappel, an der Gränze des Cantons Zug; hier fiel 1531 das blutige Treffen zwischen 8000 katholischen Schweizern und 2000 Zürchern vor, in welchem letztere geschlagen und Ulrich Zwingli, 48 Jahr alt, welcher seiner Pflicht gemäß mit in den Streit gezogen war, mit den Worten fiel: „ob sie gleich den Leib tödten, mögen sie doch die Seele nicht tödten." Er ward von den wüthenden Feinden, auf seine Weigerung sich zur katholischen Kirche zu bekennen, erstochen, sein Leichnam zerstückt und verbrannt. Einer seiner jüngern Freunde, Thomas Plater, welcher neben ihm gestritten, rettete ein Stück von seinem Herzen aus den Flammen, und als er es späterhin dem größten Verehrer Zwingli's, Oswald Myconius zu Basel, als ein theures Heiligthum vorwies, warf dieser es in den Rhein, „damit es nicht zu einem Gegenstande neuen Aberglaubens werde."

2. Der Canton Bern, mit 121 □ M. und 369,000 Einw., ist noch jetzt der größte aller Cantone, obgleich ihm seitdem Jahre 1798 zwei sehr bedeutende Ländertheile entrissen worden sind: im Norden der jetzige Canton Aargau und im Südwesten der Canton Waadt; wogegen er nur den größten Theil des ehemaligen Bisthums Basel mit etwa 62000 Einw. wieder erhielt. Die Einwohner sind reformirt, mit Ausnahme von etwa 40000 Katholiken im ehemaligen Bisthum, wo auch Französisch gesprochen wird. Dieser Canton zeigt eine große Mannigfaltigkeit in Hinsicht

auf Klima und Boden. Der südliche Theil, an den Gränzen von Wallis, das sogenannte Berner Oberland, steigt durch herrliche, tiefe Thäler bis zu der prächtigen Gebirgskette empor, wo die Jungfrau, der Finster-Aarhorn, der Furka, der Eiger und andre mit unzähligen Glättschern sich erheben. In diesen Gegenden kann nur Viehzucht getrieben werden. Die mittleren und nördlichen Gegenden sind weniger gebirgig, zum Theil eben, und hier gedeiht Ackerbau, Obst- und Wein-Cultur. Das ehemalige Bisthum Basel, von dem Jura durchzogen, ist meistens wild, dürr und unfruchtbar. Der Canton Bern gehört zu den am besten angebauten, und überall sieht man Fröhlichkeit und Wohlstand, die Folgen einer milden Regierung. Die Gewässer sind die schon oben beschriebenen Seen, der Brienzer, der Thuner, der Bieler, und die Flüsse Aar, Emmen, Sanen, Birs und Doubs.

Ungefähr in der Mitte des Cantons, auf einer von der Aar an 3 Seiten umflossenen hohen Halbinsel, liegt die Hauptstadt Bern, mit etwa 20000 Einw. Ihre hohe Lage, 108 F. über der Aar und 1708 F. über dem Meere, macht sie zu einem der gesundesten Orte in der Schweiz. Sie ist schön und regelmäßig gebaut, die meisten Straßen mit Bogengängen an den Häusern versehen. Diese Stadt ward 1191 von Berchtold V. Herzog von Zähringen gegründet und 1218 zur freien Reichsstadt erhoben. In beständigem Kampfe mit dem benachbarten östreichischen Adel, nahm sie schnell an Reichthum und Macht zu, trat 1353 in den eidgenossischen Bund, und erwarb in den folgenden Jahrhunderten, durch Sieg und Kauf, von den Herzogen von Savoyen das Waadtland, von den Grafen von Greierz weitläuftige Besitzungen und von Oestreich das Aargau. Mitten unter diesen Kämpfen 1405 brannte die Stadt beinahe ganz ab und ward nun viel schöner und regelmäßiger wieder aufgebaut, erst im 17ten Jahrhundert ward sie befestigt. — Zu den ausgezeichneten Gebäuden gehören: das herrliche alte Münster in den Jahren 1421 — 46 von Mathias Oensinger, dessen Vater am Straßburger Münster gearbeitet, erbaut. Der Thurm ist, wie bei den meisten gothischen Gebäuden, leider nicht vollendet. Von der das Münster umgebenden Terrasse hat man eine herrliche Aussicht, sowohl in die Ferne als auf die am Fuß des schroffen Abhanges einen prächtigen Wasserfall bildende Aar. Ferner das Bürgerspital, ein neues, prächtiges Gebäude; die Insel, oder das eigentliche Spital für Kranke; die Münze, das Kornmagazin, das Zeughaus, endlich die Kirche zum h. Geist. Bern ist der Geburtsort des Naturforschers und Dichters Alb. v. Haller. Die Stadt hat ein akademisches Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek mit mancherlei naturhistorischen Sammlungen verbunden; mehrere gelehrte Vereine, besonders die ökonomische Gesellschaft, und einigen Handel und Fabriken in Wolle, Leinen, Seide und Baumwolle. Das hier verfertigte Schießpul-

ver ist ausgezeichnet gut. — In der Nähe der Stadt liegt das Dorf Reichenbach, wo einst der alte Berner Held Rudolph v. Erlach, der Sieger bei Laupen 1339 und Befreier seines Vaterlandes, von seinem Schwiegersohne Rudenz, mit seinem eignen Siegerschwerdte, das an der Wand hing, in hohem Alter ermordet wurde. — Einige Stunden nördlich von Bern liegt das Schloß Buchsee und in der Nähe der Ort Hofwyl, wo das bekannte landwirthschaftliche Institut von Fellenberg sich befindet.

Zu diesem untern Theile des Cantons gehören noch: a) das Emmenthal, eine 9 — 10 St. lange, 4 — 5 St. breite, durch fette Alptriften, fleißigen Anbau und Betriebsamkeit der Bewohner ausgezeichnete Landschaft. Der Emmenthaler Käse ist weit und breit berühmt; der Hauptort der Gegend ist Burgdorf, an der Emme, mit einem Schlosse, welches von der Regierung dem Pestalozzi'schen Institute überlassen worden war. b) Das Seeland, oder die östlichen Ufer des Bielersees, wo guter Wein wächst. Hier liegen die Orte: Nidau, an der Ziel; Aarberg, auf einer Insel der Aar, und Erlach oder Cerlier.

Das Oberland begreift den südlichen Theil des Cantons und besteht aus mehreren von Norden gegen Süden zu den höchsten Gebirgen emporsteigenden Thälern, als das Hasli-Thal, Grindelwald-Thal, Lauterbrunner-Thal, Kander-Thal, Frutingen-Thal, Simmen- und Saanen-Thal. Diese höchst wilde und dabei reizende Gegend ist von jeher von Fremden vorzugsweise besucht worden. Von Bern aus gelangt man zuerst zu dem Städtchen Thun, am See gleiches Namens, von da nach Unterseen, zwischen dem Thuner- und Brienzer-See, wobei das Schloß Interlaken (inter lacus); hier, obgleich der Ort von hohen Bergen umschlossen ist, wachsen noch die größten Nußbäume in der Schweiz. Von hier aus besucht man gewöhnlich folgende 3 Thäler. Das Haslithal, 10 St. lang, von der Aar durchströmt, und von einem durch Schönheit, mildere Sprache und hohe Freiheitsliebe ausgezeichneten Volksstamme bewohnt, welcher sich rühmt, in uralter Zeit einst aus Schweden, einer Hungersnoth wegen, ausgewandert zu seyn. Der Hauptort ist Meiringen im Unter-Haslithale, bei welchem der Reichenbach einen der schönsten Wasserfälle in der Schweiz bildet. Von Meiringen steigt man noch 7 St. immer an der Aar entlang bis zum Spitale auf dem Grimsel; viele herrliche Wasserfälle sieht man auf diesem Wege, der aber besonders in den letzten Stunden höchst steil und fürchterlich ist. Das Spital liegt 5628 F. über dem Meere, ½ St. unter dem höchsten Punkte des Weges, und wird von einem Einwohner des Thales vom März bis November bewohnt. Arme werden hier unentgeldlich gespeist; Wohlhabende zahlen nach Gutdünken. Von hier führt ein Weg über den Grimsel nach Obergesteln in Wallis; ein andrer über die sogenannte

Maien-

Maienwand, einen schroffen, aber mit Rasen und Gebüsch bewachsenen Abhang, nach dem Urserenthal im Canton Uri. Auch gelangt man vom Spital zu den Aar-Glättschern, und über die Maienwand zum Rhone-Glättscher. — Das zweite, von vielen Reisenden besuchte Thal dieser Gegenden ist das Thal von Grindelwald; dies ist der Name eines einzeln liegenden Wirthshauses, in welchem sich aber die Bewohner des ganzen Thals oft versammeln. Nirgend kann man die Glättscher leichter besteigen, als hier. Man gelangt von Grindelwald aus zu zweien, dem Unter- und Obergrindelwald-Glättscher, welche von dem Eiger, Mönch, Schreckhörnern und Finsteraarhorn eingeschlossen werden. — Das dritte, viel besuchte Thal ist das Lauterbrunner Thal, 5 St. lang und höchstens 1/4 St. breit. Die Reisenden besuchen hier gewöhnlich den Staubbach, welcher 800 F. hoch von dem Pletschberge hinabstürzt und sich in der Luft in Staubregen auflöst. Der Anblick ist besonders des Morgens unbeschreiblich schön. Doch giebt es noch an 20 andre Wasserfälle in diesem Thale, welche zum Theil an Schönheit dem Staubbach wenig nachgeben. Die weiße Lütschine durchströmt dieses Thal. Die andern, besonders die herrlichen Saanen- und Simmenthäler, sind mit Unrecht weniger berühmt. — In dem durch den Wiener Congreß zum Canton Bern geschlagenen Bisthum Basel ist der Hauptort Bruntrut oder Porentruy, mit dem ehemaligen Residenzschlosse der Bischöfe. Ferner das Felsenthor Pierre pertuis, ein 50 F. hoher Paß durch eine 15 F. dicke Felsenwand schon von den Römern gebrochen, wie eine darüber befindliche Inschrift bezeugt, wurde ehemals als die natürliche Gränze und der Eingang zur Schweiz betrachtet. Endlich Biel oder Bienne in einer sehr milden und fruchtbaren Ebene, am See gleiches Namens. Die Einwohner, über 2700, sprechen Deutsch, dicht bei der Stadt beginnt aber das Französische. Biel ist eine sehr alte Stadt, war ehemals reichsfrei und gehörte zu den sogenannten zugewandten Orten der Eidgenossenschaft.

Der Canton Bern enthält mehrere Heilquellen, worunter das Aarzihle-Bad, dicht bei der Stadt selbst, eine Eisenquelle; das Bad Engistein 2 1/2 St. von Bern; Blumenstein 3 — 4 St. und endlich Gurnigel, eine Schwefelquelle, 6 St. von der Stadt, an der Gränze des Cantons Freiburg in einer hohen Gebirgsgegend, die berühmtesten sind.

3. Der Canton Luzern enthält auf 27 1/2 □ Meilen etwas über 100,000 katholische Einwohner; er ist der größte unter den katholischen Cantonen. Der Luzerner- oder Vierwaldstädter- und der Sempacher-See; die Reuß und die kleine Emme, welche sich in die Reuß ergießt, sind die Gewässer. Das ganze Land ist zwar gebirgig, doch findet nur im südlichen Theile Alpenwirthschaft Statt; bleibender Schnee ist nirgend. Ackerbau und Viehzucht sind die einzigen Nahrungsquellen; jede andre Betriebsamkeit ist

hier beinahe ganz unbekannt; wie denn überhaupt die katholischen Cantone hierin den protestantischen weit nachstehen, wogegen sie freilich aber auch mehr alterthümliche Sitte beibehalten haben. Der Getreidebau ist so bedeutend, daß die benachbarten kleinen Cantone hier ihre Bedürfnisse einkaufen können. — Die einzige Stadt von Bedeutung ist Luzern, an der Reuß und am Vierwaldstädter-See, mit etwa 6600 Einw. Der Handel ist nicht unbeträchtlich, indem beinahe alle Güter aus Deutschland und Frankreich nach Italien hier eingeschifft werden und dann die Straße über den Gotthard nehmen. Von den 3 Brücken über die Reuß, jede mit Gemälden geziert, ist die Hofbrücke, von welcher man die herrlichste Aussicht über den See und die entfernten Alpen hat, die merkwürdigste. Das sehenswerthe Zeughaus enthält viele Beutestücke und Alterthümer aus den Schweizerkriegen. Das Merkwürdigste in Luzern ist das vom General Pfyffer v. Wyher angefertigte Modell in erhabener Arbeit, von einem Theile der Schweiz. Es stellt in einem Raume von 20½ F. Länge und 12 F. Breite 60 □ Stunden mit der außerordentlichsten Treue dar, so daß 1000 F. in der Natur hier 1 Zoll einnehmen. Es umfaßt den Canton Luzern und Theile der benachbarten. — Jetzt ist Luzern der Sitz eines päpstlichen Nunzius. An einer schroffen Felsenwand in der Nähe der Stadt ist nach der Zeichnung Thorwaldsens von dem Künstler Ahorn ein kolossaler Löwe, zum Andenken der bei Vertheidigung der Tuilerien am 10. Aug. 1792 gefallenen Schweizer, ausgehauen. Unfern der Stadt liegen auf einem Hügel die Ruinen von Neu-Habsburg, einem Sommerschlosse der Grafen von Habsburg; es ward 1352 von den Eidgenossen zerstört. — Südlich von Luzern erhebt sich der mächtige Pilatusberg, 6560 F. hoch. Lange Zeit war er ein Gegenstand der Neugier und des Aberglaubens, ja der Zugang von der Obrigkeit verboten. Der Name (wohl eigentlich mons pileatus, der Hut- oder Haubenberg) hatte zum Volkswahn Veranlassung gegeben, die Seele des Pontius Pilatus sey in den auf dem Gipfel befindlichen See gebannt, und errege, unwillig über die neugierigen Besucher, Sturm und Ungewitter. In der That ist sein Haupt beinahe stets von Wolken bedeckt und plötzliche Gewitter dort sehr häufig. — Bei dem Flecken Sempach, am See gleiches Namens, besiegten 1400 Eidgenossen am 9. July 1386 den Herzog Leopold von Oestreich. Arnold von Winkelried gab ihnen den Sieg. — In dem Flecken Bero Münster, im dortigen Stifte, ward 1470 die erste Buchdruckerei in der Schweiz errichtet. — Der interessanteste Theil des Landes ist das sogenannte Entlibuch, eine sehr gebirgige Gegend im südwestlichen Theile des Cantons. Die Einwohner zeichnen sich durch Fröhlichkeit, Witz, Schönheit und unbegränzten Freiheitssinn vor allen Schweizern aus. Sie treiben blos Alpenwirthschaft und etwas Spinnerei. Sie sind berühmte Meister im Schwingen, d. h. Rin-

gen, und halten jährlich Wettkämpfe mit ihren Nachbarn den Hasli- und Emmenthalern.

4. Der Canton Unterwalden hat 12½ □ M. und 23000 katholische Einwohner. Dieser, einer der Urcantone der Schweiz, hat seit dem Jahre 1308 sein Gebiet nur um die eine Gemeine Alpnach vermehrt. Dieses Land hat sehr hohe Gebirge mit ewigem Schnee und Glättschern; der Titlis 10000 F. hoch, und die Surenen-Alpen, eine Kette, die auch 10000 F. Höhe erreicht, trennen es vom Canton Uri. Die Einwohner sind ein frommes und tapferes Volk, dessen beinahe einzige Beschäftigung die Viehzucht ist, auch gestattet der Boden keine andre Benutzung. Nur hie und da wird etwas Florettseide gesponnen. Seit dem 12ten Jahrhundert ist dies Land, wie noch jetzt, in 2 kleinere Staaten getheilt, welche abwechselnd die Tagsatzung beschicken; durch den Kernwald wird es nemlich in das Land Ob dem Wald oder Obwalden, im Süden, und das Land Nid dem Wald oder Nidwalden, im Norden getheilt. Dies letztere an sich schon arme Land ward, als es sich die aufgedrungene Constitution von 1798 anzunehmen hartnäckig weigerte, von den Franzosen mit beispielloser Grausamkeit verwüstet, und alles, bis auf den Hauptort, abgebrannt. — Der Hauptort von Nidwalden ist Stanz, mit 4800 Einw.; dieser Flecken liegt zwischen Obstbäumen in einer lachenden Wiesengegend. Das Rathhaus, das Zeughaus und eine Kirche mit marmornen Säulen sind sehenswerth. Neben der letztern steht die Statue Arnolds v. Winkelried, dessen Wohnort in der Nähe des Ortes liegt. Eine Stunde von Stanz liegen auf dem Rotzberge die Ruinen des Schlosses Wolfenschieß, dessen nächtliche Ersteigung am 1. Januar 1308 das Signal zur Befreiung der Eidgenossen ward. — Stanzstadt und Buochs, zwei Landungsplätze am Vierwaldstädter-See, wurden 1798 gänzlich eingeäschert. In einem engen Thale, am Fuße des Titlis, liegt das 1083 gestiftete Benedictinerkloster Engelberg, welches eine in historischer Hinsicht ausgezeichnete Bibliothek von 10000 Bänden und vielen Manuscripten besitzt. Die Aa durchfließt dieses Thal.

In Obwalden, einer Landschaft, welche sich durch ihre herrlichen Wiesengründe und mildere Formen der Berge auszeichnet, liegt der Hauptort Sarnen, mit 3500 Einw. und einem schönen Rathhause. Dicht bei dem Flecken liegt der Landenberg, auf welchem einst eine Burg stand, welche ebenfalls am 1. Jan. 1308 durch List erobert und nachher geschleift ward. An ihrer Stelle steht jetzt ein Zeughaus, das Schützenhaus und eine schöne Kirche; auch versammelt sich hier die Landesgemeinde. — Das Melchthal, der Geburtsort Aerni's (Arnold) an der Halden, eines der Stifter der Schweizer Freiheit, gehört zu diesem Districte.

5. **Der Canton Uri** hat 20 □ M. und über 14000 katholische Einwohner. Er besteht blos aus dem Reußthale und einigen Nebenthälern, und erstreckt sich vom St. Gotthard bis an den Vierwaldstädter-See. Ursprünglich umfaßte der Canton Uri nur den Theil des Thales vom See bis zur Teufelsbrücke; seit dem Jahre 1410 verband sich der obere Theil des Thales, das Urseren-Thal genannt, mit dem Canton. Der Name des Cantons soll von den Ur- oder Auerochsen herkommen, welche ehemals in diesen Wildnissen gehauset. Noch jetzt führt der Canton ein Stierhaupt im Wappen und an der Spitze seiner Mannschaft geht ein Hornbläser, der Stier von Uri genannt. Das ganze Land ist durchaus nur Weide und Alpland, von den höchsten Bergen umgeben; es erhebt sich vom See bis zum St. Gotthard, dessen Zweige es auf beiden Seiten umschließen. Wir werden es am besten kennen lernen, wenn wir vom Seeufer der großen Landstraße bis zum Gotthard folgen; es ist dies eine der Hauptstraßen zwischen Deutschland und Italien, und sie gewährt den Einwohnern großen Vortheil. — Am linken Ufer des Sees, unweit der Gränze von Uri und Unterwalden, finden wir zuerst am Fuße des Seelisberges die Grütli-Matte, oder das Rütli, eine steile Wiese, wo unter Obstbäumen bei drei Quellen ein Haus steht. Hier versammelten sich oft in der Nacht Werner Stauffacher, von Steinen aus Schwyz, Aerni an der Halden aus dem Melchthale in Unterwalden, und Walter Fürst von Attinghausen aus Uri, besprachen sich über die Noth des Vaterlandes und beschlossen dessen Rettung. Am 17. November 1307 brachte jeder 10 bewährte Männer mit und alle beschwuren den verabredeten Plan, welcher am 1. Januar 1308 in allen 3 Cantonen zugleich glücklich ausgeführt ward und die Freiheit dieser 3 ältesten Cantone begründete. Auf dem nemlichen Platze erneuerten die 3 Völker den Bund 1313, und zum letzten Male ward er 1713 von den Abgeordneten dieser 3 Cantone hier beschworen. Das Volk nennt diese Quellen, und mit vollem Rechte, heilige Quellen. Dem Rütli gegenüber, am östlichen Ufer des Sees, wo der 5340 F. hohe Axenberg sich schroff erhebt, springt am Ufer ein Felsenstück weit hervor, das ist die Tells-Platte, wohin Tell, welchen der Landvogt Geßler von Altorf nach seiner Veste bei Küßnacht abführen wollte, durch einen kühnen Sprung aus dem vom Sturm ergriffenen Kahne, dessen Führung der Landvogt ihm als einem erfahrnen Schiffer anvertraut hatte, sich mit seiner Armbrust rettete, über das Gebirge nach Küßnacht zu lief und dort in der sogenannten hohlen Gasse den Landvogt erwartete und erschoß. Auf dieser Platte wurde 31 Jahre nach Tells Tode eine offene Kapelle erbaut, worin mehrere Züge aus seinem Leben an den Wänden gemalt sind, und worin noch alle Jahre eine Messe gelesen wird. — Vom See geht nun die Straße an der Reuß entlang in 1/4 St. nach Altorf, dem Hauptorte

des Cantons, mit 1800 Einw. Der Ort brannte 1799 beinahe ganz ab, ist aber seitdem wieder aufgebaut. Man zeigt hier noch den Thurm, wo Tells Kind mit dem Apfel auf dem Kopfe, und einen Brunnen, wo Tell gestanden haben soll, als er den Apfel herabschoß. Dem Flecken gegenüber liegt das Dorf Attinghausen, der Stammort des Walter Fürst, Schwiegervater Tells, und $1/4$ St. von Altorf, am Eingange des wilden Schächen-Thals, das Dorf Bürgelen, der Wohnort Tells, wo er auch in den Fluten des Schächenbaches ertrank, als er ein Kind retten wollte. An der Stelle seiner Wohnung steht eine Kapelle, an deren Wänden die Hauptzüge der Schweizer Geschichte gemalt sind. — Von Altorf geht der Weg in 3 St. nach Am Stäg und von hier noch 5 St. bis zur Teufelsbrücke. Dieser letztere Theil des Weges, wo man bald auf dem rechten, bald auf dem linken Reußufer sich befindet, ist einer der wildesten in der Schweiz. Die nackten Felsen thürmen sich immer höher zur Seite, die Reuß brauset in immer wüthenderen Fällen, und mit Recht nennen die Einwohner dieses Thal das Krachenthal. Der letzte Theil dieses Weges, von Gestinen bis zum Urner Loch, 2 St., der Schöllenen Schlund genannt, führt endlich bis zur berühmten Teufelsbrücke, deren Bogenöffnung 75 F. beträgt und unter welcher die Reuß, in einer Tiefe von 100 F., einen ungeheuern Sturz bildet. Hier weht ein ewiger Sturm und das zerstäubende Wasser benetzt unaufhörlich die Brücke. Von der Brücke gelangt man bald an den Teufelsberg, welcher den Weg gänzlich versperrt. Ehemals umging man den Berg und gelangte über eine hölzerne, in Ketten hängende Brücke, die stäubende genannt, ins Ursern-Thal; im Jahre 1707 ließ man aber einen 210 F. langen und 12 bis 15 F. breiten und hohen Stollen durch den Teufelsberg treiben, und dies ist das Urner Loch, welches jetzt ins Ursern-Thal führt. Dieses Thal, 3 St. lang und $1/4$ St. breit, wird ebenfalls von der Reuß durchflossen und ist eins der höchsten in der Schweiz: der niedrigste Punkt ist 4356 F. über dem Meere, daher hier bei 8 Monate Winter kein Baumwuchs mehr und nichts als liebliche Alpenwiesen. Es enthält nur einige Dörfer; das beträchtlichste, $1/4$ St. vom Urner Loch, ist Ursern- oder Andermatt; von hier geht ein Weg nach Disentis in Graubündten. Beim Dorfe Hospital (nicht mit dem Hospiz zu verwechseln), $1/2$ St. von Andermatt, geht eine Straße über die Furka und die Maienwand nach Wallis; die Hauptstraße nach Italien aber steigt nun gerade in $2^1/_2$—3 St. auf den Rücken des Gotthard; das Hospiz aber, wo man einzukehren pflegt, liegt schon jenseits des Rückens und gehört zum Canton Tessin. Diese Straße über den Gotthard ist eine der gewöhnlichsten zwischen Italien und Deutschland: man rechnet, daß wöchentlich 300 Packpferde, Saumrosse, und jährlich an 14—15000 Menschen diese Straße ziehen, wovon kaum 3—4 durch

Lawinen und Kälte verunglücken. Am gefährlichsten ist die italiänische Seite bis nach Airolo, 2 St. Die Straße selbst ist etwa 12 F. breit mit Granitstücken belegt; zu welcher Zeit sie zuerst eröffnet worden sey, ist unbekannt; die Römer kannten diesen Paß nicht, sondern nur den über den großen Bernhard und einen durch Graubündten über den Septimer.

6. Der Canton Schwyz oder Schweiz, von welchem die ganze Eidgenossenschaft den Namen führt, hat auf 16 □ M. an 37000 katholische Einw. Das Land ist zwar ganz gebirgig, hat indeß keine Schneeberge und Glättscher; Hirten- und Alpenwirthschaft ist die einzige Beschäftigung der Einwohner. Der Flecken Schwyz, am Fuße des 5868 F. hohen Myten, zählt etwa 5000 Einw. Das Rathhaus, das Zeughaus, die Kirche und einige andre Gebäude sind sehenswerth, obgleich der Wohlstand durch Plünderung im Kriege 1798 und 99 sehr gelitten hat. Eine Stunde von Schwyz liegt das Dorf Steinen, wo Werner Stauffacher wohnte. Bei Ibach, $^1/_2$ St. von Schwyz, versammelt sich alljährlich die Landesgemeinde. Schöne Wiesen und Obstbäume bilden die freundliche Umgebung von Schwyz. Brunnen, am Vierwaldstädter-See, ist die Hauptniederlage für alle Waaren der Gotthardstraße. Hier beschwuren Schwyz, Uri und Unterwalden nach dem Siege bei Morgarten einen ewigen Bund 1315. — Nordwestlich von Schwyz kommt man zu der Gegend, wo ein Bergsturz das Dorf Goldau u. a. verschüttete (S. 383.), und von hier über den Rigi, einen isolirten Berg von 5723 F. Höhe, welcher eine entzückende Aussicht über die benachbarten Seen gewährt, nach Küßnacht, einem Dorfe, bei welchem auf einem Hügel die Ruinen der Burg des Landvogts Geßler, welcher $^1/_4$ St. von Küßnacht in einem Hohlwege, die hohle Gasse, von Tell erschossen wurde: eine Kapelle bezeichnet den Ort. — Am Fuße des Rigi und am Ufer des Vierwaldstädter-Sees liegt der Flecken Gersau, mit 1500 Einw. Diese kleine Gemeinde hatte sich schon 1359 an die Eidgenossen angeschlossen und bestand bis 1798 als die kleinste Republik in der Welt. Jetzt macht sie einen Theil des Cantons aus. — Im nordöstlichen Theile des Cantons, in einer abgeschlossenen Berggegend, liegt das Dorf und Kloster Einsiedlen. Schon 832 ward hier eine Einsiedelei und bald ein Kloster gegründet; das jetzige Benedictinerkloster war ein prächtiges Gebäude, welches aber 1798 von den Franzosen geplündert und verbrannt wurde. Die Mönche sind indeß zurückgekehrt und das wunderthätige Marienbild zieht noch immer unglaublich viel Wallfahrer dahin. Zwingli war bis 1519 Pfarrer in Einsiedlen und predigte schon hier gegen Wallfahrten, Ablaß u. s. w., so daß die Mönche sich zerstreuten und das Kloster eine Zeitlang verlassen blieb. Auch ist Einsiedlen der Geburtsort des berühmten Arztes und Naturforschers Paracelsus (Theophrastus, Bombastus, Paracelsus a Hohen-

heim, sein Vater hieß Hohenheim, geboren 1493, gestorben zu Salzburg 1541).

7. Der Canton Zug, der kleinste von den alten Cantonen, enthält auf 4 □ M. 15000 katholische Einwohner; er trat 1352 in den Bund der Eidgenossen. Das Land ist zwar bergig, wald- und wiesenreich, aber die höchsten Berge haben noch keine 5000 F. und die Weiden sind hier schon viel magerer als in den Hochgebirgen. Etwas Ackerbau, Obst, vorzüglich Kirschen und Weinbau und Viehzucht, sind die Beschäftigungen der Einwohner; jede Art von Industrie ist unbekannt; nur der Waarentransport giebt noch einigen Verdienst. Der einzige bedeutende Ort im Lande ist die Stadt Zug, am nordöstlichen Ende des Sees, mit 3000 Einwohnern. Auf dem Rathhause werden viele in den Schweizer Schlachten eroberte Waffen aufbewahrt. — An der Gränze dieses Cantons liegt zwischen dem kleinen, ehemals viel größern Egeri-See und dem Berge Morgarten, das Schlachtfeld, auf welchem die erste Schlacht zur Behauptung der Schweizer Freiheit vorfiel. Auf diesem sumpfigen Boden, zwischen dem damals weiter ins Land gehenden See und dem Berge, brachten 1300 Eidgenossen das 20000 Mann starke, aber freilich meist aus schwer geharnischten Rittern bestehende Heer des Herzogs Leopold von Oestreich am 15. Nov. 1315 gänzlich in Unordnung und Flucht. Sie selbst verloren nur 15 Mann. Die Kapelle St. Jakob ist hier zum Andenken errichtet.

8. Der Canton Glarus hat auf 13 □ M. 30000 Einw., wovon etwa 3—4000 katholisch, die übrigen reformirt sind. Dieser Canton ist von allen Seiten, ausgenommen gegen Norden, von hohen mit Schnee und Glättschern bedeckten Bergen ummauert; die Linth durchströmt ihn. Die Einwohner zeichnen sich durch ihre Betriebsamkeit vortheilhaft aus. Die Glarner traten schon 1352 in den Bund der Eidgenossenschaft. Der Hauptort Glarus, mit etwa 4000 Einw., liegt an der Linth, am Fuße des 8900 F. hohen Glärnischberges. Die Stadt hat bedeutende Fabriken, besonders in Baumwolle, und gute Bleichen. Die meisten Handelsleute wohnen in dem nahegelegenen Dorfe Enneda. Hier wird auch der im Auslande bekannte grüne Käse, Schabzieger genannt, vorzüglich bereitet. (Zieger ist der allgemeine Name desjenigen minder fetten Käses, welcher, nachdem die fetten Käse gemacht worden, aus der im Kessel übrig gebliebenen Milch bereitet wird.) — Etwa 2 Stunden unterhalb Glarus, an der Linth, liegt, am Fuße des Wiggis, der bekannte Ort Näfels, wo die Glarner zweimal, 1352 und hauptsächlich 1388, mit geringer Macht die überlegenen Oestreicher schlugen. Damals war das Thal durch eine Mauer verschlossen, wovon man noch Spuren sieht.

Die bis jetzt beschriebenen Cantone heißen, weil sie die ältesten Mitglieder der Eidgenossenschaft sind, die acht alten Orte.

9. Der Canton St. Gallen zählt auf 35 □ Meilen 160,000 Einw. Die Religion ist gemischt, doch sind die Reformirten die zahlreicheren. Dieser, einer der größten Cantone, erstreckt sich vom Bodensee bis zum Zürchersee und umschließt gänzlich den Canton Appenzell. In seinen südlichen Theilen hat er hohe Gebirge; die nördlichen sind nur hügelig. Er ist aus dem Gebiet der ehemaligen Abtei und mehreren östreichischen Vogteien entstanden, und gehörte ehemals nicht zu den Cantonen, sondern zu den sogenannten zugewandten Orten. Die Stadt St. Gallen, am Flusse Steinach, 2 St. vom Bodensee, mit 9000 Einw., gehört zu den vornehmsten Fabrik- und Handelsstädten der Schweiz; Leinwand und baumwollene Zeuge werden vorzüglich verfertigt. Die Benedictiner Abtei, aus welcher in der Folge die Stadt entstanden, soll schon im 7ten Jahrhundert errichtet worden seyn. Der Schotte Gallus, von der Insel Ikolmkill, welcher in dieser Gegend das Christenthum verbreitet, erbaute sich hier 630 zuerst eine Zelle in der Wildniß. Im 8—10ten Jahrhundert zeichnete sich dieses Kloster durch Gelehrsamkeit aus, und aus der dabei befindlichen, schon im 9ten Jahrhundert angelegten Bibliothek sind mehrere bedeutende Manuscripte römischer Schriftsteller, namentlich Quinctilianus, Silius Italicus, Ammianus Marcellinus, Petronius, Valerius Flaccus u. a., so wie auch eine der besten Handschriften des Nibelungen-Liedes hervorgegangen. Das jetzige Gebäude ist erst im vorigen Jahrhundert errichtet. Die Stadtbibliothek enthält viel wichtige Manuscripte zur Reformationsgeschichte.

Der Theil des Cantons, welcher von Rheineck an die Ufer des Bodensees sich erstreckt und das Rheinthal genannt wird, ist sowohl wegen seiner schönen Sandsteinbrüche, als auch durch seine Fruchtbarkeit und die Betriebsamkeit seiner Bewohner ausgezeichnet. Hier wächst der beste Wein der deutschen Schweiz.

Im südlichen Theile des Cantons, in der Landschaft Sargans, liegt das berühmte Pfeffersbad. In einer so engen, von so hohen und steilen Felsen eingeschlossenen Schlucht, daß die Sonne in den längsten Tagen nur von 11 bis 3 Uhr den Boden erreicht, und daß man durch Sprengen der Felsen hat Raum gewinnen müssen, liegen die Badehäuser, zu welchen das Wasser der Heilquelle durch Röhren geleitet wird. Diese Quelle selbst, welche nur im Sommer fließt, entspringt in der furchtbarsten Felsspalte, welche vielleicht irgendwo die Natur gebildet. In der Tiefe brauset der wüthende Tamin; an den breitesten Stellen ist die Schlucht kaum 30—40 F. breit, und oben in einer Höhe von 2 bis 300 F. schließen sich die Felsen gänzlich. In dieser schaudervollen Höhle führt ein 6—700 F. langer hölzerner Steg, 30—40 F. über dem Flusse schwebend, nach der Seitenhöhle, aus welchem die Quelle strömt und wohin ehemals die Kranken mit Lebensgefahr kletterten, um dort 7 Tage und Nächte lang im Wasser zu verwei-

len. Erst im 17ten Jahrhundert wurde das Wasser durch Röhren nach den Badehäusern geleitet und die jetzige Einrichtung wurde erst 1716 vollendet. Das Wasser, krystallhell und geschmacklos, hat gewöhnlich 28 bis 30° Wärme, und die Kranken verweilen von 2 bis 10 Stunden darin. Die Wege nach diesem Badeorte sind noch immer höchst beschwerlich. — In einem Thale, am Fuße des Altmanns, in der ehemaligen Grafschaft Toggenburg, liegt das Dorf Wildhaus, woselbst Zwingli am 1. Januar 1484 geboren wurde.

10. Der Canton Appenzell mit 7 □ M. und 60000 Einw., wovon der größere Theil reformirt ist. Der Canton besteht aus 2 unabhängigen Freistaaten, das Innere oder Inner-Roden, mit katholischen, und das Außer-Roden mit reformirten Einw. Das ganze Ländchen ist herrlich angebaut und die Bewohner zeichnen sich durch Fleiß und Betriebsamkeit aus. Die Hauptorte sind im Inner-Roden: Appenzell am Fluß Sitter, mit etwa 3000 Einw. Im Außer-Roden: Herisau mit 7000 Einw. und ziemlich bedeutendem Handel. Gais, ein Dorf mit einer Mineralquelle; es wird vorzüglich seiner schönen Lage und der Molkenkur wegen besucht. Der Canton Appenzell trat 1407 in den Bund der Eidgenossen.

11. Der Canton Thurgau zählt auf $12^1/_2$ □ M. über 80000 Einw., wovon an 62000 Reformirte sind. Das ganze Land, von der Thur durchströmt und vom Bodensee und dem Rhein begränzt, ist eben und hügelig; Alpen finden sich hier nicht, dagegen aber die schönsten Obstwälder der deutschen Schweiz. Er ist der fruchtbarste der nördlichen Cantone: Obst und Wein, Flachs und Hanf sind die Haupterzeugnisse, und die hier verfertigte Leinwand ist die feinste und beste in der Schweiz. Auch giebt es hier viel Fabriken in Baumwolle und Seide. Dies Land, ehemals zu den östreichischen Besitzungen gehörig, dann aber von den Eidgenossen erobert, gehörte seit 1460 den acht alten Orten, welche es durch Landvögte regieren ließen, bis es 1798 zu einem eignen Canton erhoben ward. Der Hauptort ist Frauenfeld, an der Murg; nächst diesem ist Arbon (Arbor Felix), am Bodensee, durch Fabriken und Handel blühend.

12. Der Canton Schaffhausen, der einzige auf dem rechten Ufer des Rheins gelegene, hat auf $5^1/_2$ □ M. 30000 reformirte Einwohner; ein einziges Dorf ist katholisch. Nur unbedeutende Hügel durchziehen das Land. Der Weinbau ist ansehnlich. Der Hauptort Schaffhausen, am Rhein, mit etwa 7000 Einw., war schon im 13ten Jahrhundert mit Mauern und Graben umgeben und wurde als Reichsstadt betrachtet. Sie schloß sich immer enger an die Eidgenossen und ward 1501 in ihren Bund aufgenommen. Ihr Gebiet hat sie meistens erkauft. Sie besitzt ein Gymnasium und verschiedene Bibliotheken. Die ehemals be-

rühmte schöne Rheinbrücke ward von den Franzosen 1799 verbrannt. Schaffhausen ist der Geburtsort des berühmten Schweizer Geschichtschreibers Johannes von Müller. Der Rheinfall liegt 1/2 Stunde von der Stadt.

13. Der Canton Aargau, einer der größeren Cantone, zählt auf 23 1/2 □ M. über 150,000 Einw., deren größere Hälfte reformirt ist. Das Land ist hügelig ohne eigentliche Berge. Wiesenbau und mancherlei Fabriken beschäftigen die Einwohner. Das Gebiet dieses Cantons machte bis 1798 einen Theil des Cantons Bern aus, wozu noch das östreichische Frickthal und einige ehemals zürchsche Districte gekommen sind. — Der Hauptort Aarau, an der Aar, mit 5000 Einw., zeichnet sich durch Betriebsamkeit und Liebe zu den Wissenschaften aus. Sehr merkwürdig ist das Meyersche Modell der ganzen Schweiz, nach Art des Pfyfferschen in Luzern, es ist nach einem kleinern Maaßstabe, aber zierlicher gearbeitet und hat 15 F. Länge und 5—6 F. Breite. — Aarburg, gleichfalls an der Aar, hat auf einem daneben liegenden Felsen die einzige eigentliche Festung in der Schweiz. — Zofingen, an der Wigger, mit 1700 Einw., hat viele Fabriken und ist der Sitz eines Künstlervereins. — In Zurzach, am Rhein, sind jährlich 2 berühmte Messen. — Sehr interessant in geschichtlicher Hinsicht ist der Winkel zwischen der Aar, der Reuß und der Limmat. Hier hatten die Römer eine Hauptstation gegen Deutschland; hier lag an der Reuß die große berühmte Stadt Vindonissa, jetzt das Dorf Windisch, und die Städte Bruck an der Aar und Baden an der Limmat waren die äußeren Punkte ihres befestigten Lagers. Die Bäder von Baden, die ältesten in der Schweiz, waren den Römern unter dem Namen Thermae helveticae wohl bekannt, und noch jetzt werden in dieser ganzen Gegend häufig römische Münzen und andre Alterthümer gefunden. Die germanischen Völker zerstörten Vindonissa und die benachbarten Oerter gänzlich im 4ten und 5ten Jahrhundert. Auch für das Mittelalter ist diese Gegend höchst merkwürdig. Baden und das feste Schloß dabei, der Stein genannt, waren oft der Sitz der östreichischen Herzoge. Von hieraus ritt Kaiser Albrecht (Sohn Rudolphs von Habsburg) am 1. Mai 1308 nach Rheinfelden zu, und ward, nachdem er über die Reuß gesetzt, in der Gegend von Windisch, von seinem Neffen Herzog Johann, dem er das väterliche Erbe vorenthielt, ermordet. Auf dem Felde, wo dies geschehen, gründete seine unmenschliche Tochter Agnes, Königin von Ungarn, ein Kloster, Königsfelden, in welchem sie selbst 50 Jahre als Nonne lebte, und welches sie mit den Gütern einiger hundert adeliger Familien, welche sie ihrer Rache geopfert, reichlich ausstattete. Der Altar war auf der Stelle errichtet, wo der Kaiser gestorben: noch jetzt sieht man die Kapelle des Klosters und die Zelle der Königin. Albrecht fiel also auf dem Boden, wo einst Vindonissa gestanden,

und im Angesicht des Stammhauses seines Geschlechts, der alten ½ Stunde davon auf dem Wülpelsberge gelegenen Veste Habsburg, deren malerische Ruinen noch jetzt vorhanden sind. — Die Bäder von Baden, ein heißes Schwefelwasser, liegen auf beiden Ufern der Limmat: es sind ihrer zusammen an 200 Quellen, und selbst in dem Flusse öffnen sich noch mehrere; die heißeste von allen, das Verena-Bad, ist ein öffentliches und faßt 80—100 Personen. Eben so berühmt ist das Schinznacher Schwefelbad, am Fuße des Wülpelsberges, am rechten Ufer der Aar. Im 15ten Jahrhundert ging die Quelle durch die Verwüstungen der Aar verloren, 1690 ward sie auf einer Insel des Flusses wieder gefunden, und der Arm des Flusses, der sie vom rechten Ufer trennte, ist seitdem abgeleitet worden. In keinem andern Bade der Schweiz ist so gut für die Bequemlichkeit der Kurgäste gesorgt, als hier.

14. Der Canton Basel hat auf 9 □ Meilen 57000 reformirte Einwohner. Er liegt ganz im nördlichen Abhange des Jura und ist reich an schönen Wiesen. Der Hauptort Basel, die bedeutendste Handelsstadt der Schweiz, mit 16500 Einw., liegt am linken Rheinufer, eine 715 F. lange Brücke verbindet sie mit dem kleinern Stadttheile Klein-Basel. Die Römer hatten hier ein Castell, Basilia genannt, daher der Name; in der Nähe, wo jetzt das Dorf Augst, lag die unter August gegründete ansehnliche Stadt Augusta Rauracorum, welche im 5ten Jahrhundert zerstört wurde und deren Einwohner sich größtentheils nach dem heutigen Basel flüchteten. Schon im 11ten Jahrhundert erhielt sie feste Mauern, und blühte in den folgenden, unter beständigen Kämpfen mit dem benachbarten Adel, mächtig empor. Ihre höchste Blüthe erreichte sie im 15ten und 16ten Jahrhundert, wo sie doppelt so viel Einwohner zählte als jetzt. Längst schon mit den Eidgenossen befreundet, trat sie 1501 in den Bund. In den Jahren 1431—49 ward hier eine berühmte Kirchenversammlung gehalten, welche den Hussiten den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl gestattete, den Papst Eugen IV. absetzte und viel Eifer für die Verbesserung der Lehre und der Kirchenzucht bewies, dafür aber auch von der päpstlichen Partei nicht anerkannt wird. Basel hat sich früh durch Liebe für Wissenschaften ausgezeichnet; 1459 ward hier eine Universität errichtet, welche lange in Verfall, jetzt wieder aufzublühen scheint, und viele bedeutende Gelehrte sind hier geboren, oder haben doch hier gelebt. Zu den ersteren gehören Oekolampadius (Hausschein), der Freund und Gehülfe Zwingli's, der Melanchthon der Schweiz; die Gebrüder Bernouilli und Euler, berühmte Mathematiker; der Maler H. Holbein † 1554. Erasmus aus Rotterdam lebte hier und liegt in der Münsterkirche begraben. Merkwürdig sind: die Münsterkirche aus dem 11ten Jahrhundert; das Rathhaus mit mehreren Gemälden von Holbein; das Zeughaus, wo die Rüstung Carls des Kühnen aufbe-

wahrt wird; die Universitäts-Bibliothek mit den besten Gemälden Holbeins; der botanische Garten und mehrere ansehnliche Kunstsammlungen. Die hiesige Bibelgesellschaft druckt die Bibel mit stehenden Lettern. Unter den Fabriken der Stadt ist die Seidenbandfabrik die bedeutendste; sie beschäftigt mehrere tausend Hände auch auf dem Lande. — Dicht bei Basel liegt der kleine Ort St. Jakob an der Birs, wo 1444 den 16. Aug. 1200 Eidgenossen das 30000 Mann starke Heer der Franzosen unter dem Dauphin, nachmals Ludwig XI., anzugreifen wagten und, von allen Seiten umringt, alle bis auf 12 Mann den Heldentod starben: die Feinde verloren an 8000 Mann. Ein Denkmahl aus Gußeisen, woran jetzt gearbeitet wird, soll das Schlachtfeld bezeichnen. Jetzt wächst daselbst ein guter rother Wein, welcher Schweizerblut genannt wird.

Der Canton Solothurn hat auf 12 □ M. nahe an 56000 katholische Einwohner, nur einige Dörfer sind reformirt. Viehzucht und Ackerbau machen die einzige Beschäftigung der Bewohner aus. Der Hauptort Solothurn, franz. Soleure, italiänisch Soletta, liegt an der Aar und hat über 4000 Einw. Es soll an der Stelle liegen, wo einst ein römisches Lager Salodurum stand, von welchem noch Ueberreste in der Gegend gefunden werden. Schon in sehr früher Zeit stand Solothurn im Bunde mit Bern und ward 1481 in die Eidgenossenschaft aufgenommen; das Gebiet ist größtentheils durch Kauf erworben. Das schönste Gebäude in der Stadt ist die Kirche des h. Ursus, von 1762—72 erbaut; die alte Kirche, an deren Stelle diese errichtet worden, soll schon im 9ten Jahrhundert vorhanden gewesen seyn. — Auf dem der Stadt gegenüber liegenden Weißenstein hat man eine der herrlichsten Aussichten über die ganze Alpenkette vom Tyrol bis über den Montblanc hinaus.

16. Der Canton Freiburg enthält auf 23 □ M. an 80000 Einw., welche mit Ausnahme des Gebiets von Murten katholisch sind. Im südlichen Theile sind ansehnliche Berge und schöne Alpen, doch ohne Schnee im Sommer; die Saane durchströmt den ganzen Canton. Die Hauptstadt Freiburg, mit dem Zunamen im Uechtlande, am Ufer der Saane, mit 7000 Einw., hat eine sehr auffallende Lage, zum Theil im Thale am Flusse, zum Theil an sehr steilen Felswänden. Sie ist mit Kirchen und Klöstern angefüllt, hat aber weder Bibliothek noch andre bedeutende Unterrichtsanstalten. Im obern Theile wird Französisch, im untern Deutsch geredet, beides aber sehr schlecht; es ist eine arme und traurige Stadt. Sie ward 1179 von Berchtold IV. Herzog von Zähringen gegründet, kam dann an das Haus Oestreich, mit welchem sie oft die Eidgenossen bekämpfte; seit dem 15ten Jahrhundert aber schloß sie sich an diese an und ward 1481 in den Bund aufgenommen. Der Dom und einige Kirchen sind sehenswerth:

auf dem Hauptplatze steht eine Linde, welche 1476 zum Andenken des Sieges bei Murten gepflanzt wurde. — Eine Stunde unterhalb der Stadt liegt die sonderbare Einsiedelei Ste Madeleine, am Ufer der Saane. Ein Mann hat hier von 1670—80 eine Kapelle mit Thurm, Zimmer und Zellen in dem weichen Sandstein ausgearbeitet; das Ganze ist 400 F. lang und der Thurm hat 80 F. Höhe. Jetzt ist der Ort verlassen. — Gruyères oder Greiers, ein Städtchen am Fuße der höheren Gebirge mit einem großen Schlosse auf einem Hügel, einst der Sitz der mächtigen Grafen v. Greiers, welche sich bis 1554 behaupteten. Die Gegend, von einem schönen Alpenvolke bewohnt, ist wegen ihrer Käse berühmt, welche zu den besten in der Schweiz gehören; man redet hier ein französisches patois (Volkssprache). — Die reformirte Stadt Murten, franz. Morat, mit 1300 Einw., liegt am See gleiches Namens. In ihrer Nähe siegten am 22. Juny 1476 die Eidgenossen über das weit zahlreichere Heer Carls des Kühnen. Die Gebeine der Erschlagenen wurden in ein Beinhaus, 1/4 Stunde von der Stadt, gelegt, dessen schöne Inschrift, von Haller, aufbewahrt zu werden verdient:

Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft: sie ist in eurer Treu.
Ach, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!

Schöner noch die ursprüngliche lateinische:

D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae ducis, exercitus, Moratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit.

Auch dieses Denkmahl schweizerischen Heldenmuthes zerstörten die Franzosen 1798; an seiner Stelle ist jetzt ein 60 bis 70 F. hoher Obelisk errichtet worden.

17. Der Canton Neufchatel oder Neuenburg hat 13 □ M. mit 56000 meist reformirten Einwohnern. Dies Ländchen, welches aus mehreren Jurathälern besteht, hatte in älteren Zeiten seine eigenen Grafen, welche zugleich auch Fürsten von Oranien (Orange in Frankreich) waren. Beim Aussterben dieses Hauses erkannten die Landstände 1707 den König von Preußen als Erben des Hauses Oranien, und Preußen besaß dieses Land, unter dem Titel Fürstenthum Neufchatel, bis 1806. Napoleon verlieh es dem Marschall Berthier, seit dem Jahre 1814 aber ist es wieder unter preußische Hoheit zurückgekehrt. Es ist von jeher als ein Theil der Schweiz betrachtet worden und stand schon seit Jahrhunderten im Bündniß mit Bern und andern Cantonen. Auch jetzt noch ist es ein Theil der Eidgenossenschaft und genießt einer freiern

Verfassung, als kaum irgend ein anderes Land der Welt. Daher blühen auch hier Betriebsamkeit, Handel und Wissenschaften und haben die zum Theil unfruchtbaren Thäler mit wohlhabenden Einwohnern bevölkert. Der Weinbau ist sehr bedeutend, ungleich wichtiger aber sind die Fabriken. Das Ländchen zerfällt in das eigentliche Fürstenthum Neufchatel und die Grafschaft Vallengin. In jenem liegt am Ufer des Sees der Hauptort Neufchatel oder Neuenburg, vom wilden Seyon durchströmt, mit etwa 4700 Einw. Dies ist eine der freundlichsten Städte der Schweiz, ausgezeichnet durch die Betriebsamkeit und feine Sitten der Bewohner, zahlreiche und gute Unterrichtsanstalten, vorzüglich aber durch den rühmlichen Gemeinsinn ihrer Bürger. Einer von diesen, David Pury, ein in England und Spanien reich gewordener Kaufmann, ließ das neue Rathhaus, das schönste Gebäude in der Schweiz, erbauen, und vermachte 1786 sein ganzes Vermögen, welches über 1 Million Thaler betrug, seinem Vaterlande zur Verbesserung der Prediger- und Schullehrerstellen, zur Unterstützung der Armen, Verbesserung der Landstraßen u. s. w. Ein andrer Kaufmann, v. Pourtalès, ließ ein Krankenhaus erbauen und schenkte dieser Anstalt über 200,000 Thaler. — Das alte Schloß, die im 10ten Jahrhundert erbaute Hauptkirche und davor auf dem Platze das Grabmahl des Reformators Wilhelm Farel, das Waisenhaus und die Bibliothek, sind sehenswerth. — In der Grafschaft Vallengin sind besonders die beiden Thäler Locle und Chaux de Fond merkwürdig; beide haben nichts als Graswuchs, keine Bäume oder andre Producte, der Winter währt über 7 Monate, und doch sind sie gerade der Sitz der höchsten Betriebsamkeit. Im Jahre 1679 erhielt Jean Richard genannt Bressel zufällig eine Uhr zur Ausbesserung; er kannte den Mechanismus noch nicht, untersuchte ihn aber so genau, daß er mit selbst gemachten Instrumenten in 6 Monaten eine neue Uhr verfertigte. Dieser Mann ist der Gründer jener Uhrfabriken, welche in diesem und den benachbarten Thälern Tausende beschäftigen und Wohlstand und Bevölkerung in diese Einöden gebracht haben. Alle Arten Künstler in Gold, Stahl, Holz, Elfenbein, Schildkröte und Glas sind hier zu finden und ein großer Theil aller Uhren geht von hier aus. Viele Arbeiter machen zeitlebens nur einen Theil einer Uhr, ein Rad, oder die Kette u. s. w. und verkaufen diese dutzendweise an die Uhrmacher, die das Ganze zusammensetzen. In Chaux de Fond sind auch jene berühmten Automaten, d. h. sich selbst bewegende Figuren, z. B. ein Mädchen, das Klavier spielt, von Jaques Droz, Vater und Sohn, verfertigt worden. — Bei Locle befinden sich sehenswerthe unterirdische Mühlen, wo in einer Höhle, in welche sich ein Bach ergießt, 3 Mühlräder eines über dem andern angebracht sind. — Außer der Uhrmacherei beschäftigt auch das Spitzenklöppeln mehrere tausend Frauen in diesen Thälern.

18. Der Canton Waadtland oder die Waadt, **Pays de Vaud** oder auch **Canton Léman**, zählt auf $55^1/_2$ □ M. **184,000** reformirte Einw. Hier wird durchgängig Französisch gesprochen. In älteren Zeiten von den Römern beherrscht, gehörte die Waadt bis zum 13ten Jahrhundert bald zum fränkischen, bald zum burgundischen, bald zum deutschen Reiche. Das Haus Savoyen beherrschte sie bis 1536, wo das Land von den Bernern erobert und von ihnen bis 1798 regiert ward. Seitdem bildet es einen unabhängigen Staat. Der größte Theil dieses Cantons gehört zum Jura, wovon ein südöstlich streichender Arm, der **Jorat** oder Gurten, sich bis an den Genfer-See erstreckt. Ein besonders an den Ufern des Sees sehr mildes Klima und daher großer Reichthum an Obst und Wein zeichnen diesen Canton aus. Die Seeufer sind ein wahres Paradies mit freundlichen Städten und unzähligen Landhäusern besetzt, wovon immer viele an die hier besonders zusammenströmenden Fremden vermiethet werden. Der Hauptort **Lausanne (Lausona)**, mit **12000** Einw., liegt auf einigen Hügeln unweit des Genfer-Sees. Diese Stadt ist der Lieblingsaufenthalt der Fremden und verdient es durch ihre Lage und die gebildeten Sitten der Einwohner. Hier lebte unter andern **Gibbon**, und arbeitete den größten Theil seines unsterblichen Werkes: von dem Verfall des römischen Reichs, aus. Lausanne hat eine schon **1537** gestiftete Akademie, mehrere andre wissenschaftliche Vereine, Bibliotheken und Sammlungen; die hiesigen Gold- und Silberarbeiter sind berühmt. Die sehenswerthe Hauptkirche soll aus dem **10ten** Jahrhundert seyn. Von allen Seiten umgeben Lausanne die lieblichsten Spaziergänge; besonders reizend ist der Weg nach **Vevay** oder Vivis (**Viviscum**); in dieser Gegend wächst der berühmte **Vin de la Vaux** oder Ryfwein. **Vevay** selbst, ein Städtchen mit **4000** Einw. am See, ist eben so von Fremden besucht, wie Lausanne. Auf der andern Seite, **2** Stunden von Lausanne, liegt **Morges** oder Morsee, an einer herrlichen Bucht des Sees; zwischen hier und **Rolle** wächst der so geschätzte **Vin de la Côte**. Weiter nach Genf zu am See liegt **Nyon** oder Neuß (**Noviodunum**), dessen Erbauer J. Cäsar gewesen; hier ist eine gute Porzellanfabrik; in der Gegend giebt es ganze Kastanienwälder. Ganz nahe an der Gränze von Genf liegt das Städtchen **Coppet**, mit einem Schlosse, wo der berühmte Necker seine letzten Jahre verlebte und hier begraben ist; auch seine Tochter, die Frau v. Stael-Holstein, hat sich oft hier aufgehalten. — In dem nördlichen Theile des Cantons, am Neufchateller See, bemerken wir: **Yverdun** oder Ifferten an der Orbe und Thiele, ein kleiner freundlicher, anmuthig gelegener Ort, wo sich viele Fremde aufhalten. In dem alten Schlosse befand sich von **1805** bis **25** das Erziehungsinstitut Pestalozzi's. Ifferten ist das **Eburodunum** der Römer, und in der ganzen Gegend findet man viele Al-

terthümer. — Der kleine Ort Granson, Gransee, ebenfalls am See, ist in der Geschichte denkwürdig durch die erste Schlacht gegen Carl den Kühnen, in welcher 1476 am 3. März 20000 Eidgenossen 60000 Burgunder so gänzlich schlugen, daß sie alles Geschütz und das unermeßlich reiche Lager eroberten. Eine halbe Stunde vom östlichen Ufer des Sees liegt das Städtchen Avenche oder Wifflisburg, an der Stelle, wo einst die große Stadt Aventicum gestanden; man sieht noch einige Ueberbleibsel von Theater, Wasserleitungen u. s. w. — Im südöstlichen Winkel des Cantons, am Fuße der hohen Berner Alpen, befindet sich die einzige Saline der Schweiz, in der Nähe der kleinen Oerter Aigle oder Aelen und Bex. Sie liefert aber jährlich nicht über 20000 Centner Salz, so daß die Schweiz dies unentbehrliche Gewürz großentheils aus Frankreich und Deutschland beziehen muß.

19. Der Canton Genf, der kleinste von allen, enthält auf $4^1/_2$ □ M. 55000 größtentheils reformirte und französisch redende Einwohner. Das ehemals sehr zerstückelte Gebiet ist seit 1816 durch Austauschungen mit Frankreich und Savoyen abgerundet und hängt jetzt vollkommen mit der übrigen Schweiz zusammen. Die befestigte Stadt Genf, Genève, am Genfer-See, da wo die Rhone heraustritt, welche die Stadt durchströmt und gleich unterhalb die aus den savoyischen Alpen kommende Arve aufnimmt, hat eine überaus reizende Lage am Fuße der hohen Savoyer Alpen und des Jura; dies, die Schönheit der Stadt und die wissenschaftliche Bildung der Einwohner lockt jährlich eine große Menge Fremder hierher. Aus der Stadt und noch mehr von vielen Punkten der Umgegend hat man die entzückendsten Aussichten über die herrlichen Ufer des Sees und die ganze Alpenkette, über welche sich der Montblanc majestätisch erhebt. Genf, zur Zeit der Römer Geneva, war der Waffenplatz der Römer gegen die Helvetier. Schon im 11ten Jahrhundert war sie als deutsche Reichsstadt anerkannt, hatte aber in den folgenden Jahrhunderten hartnäckige Kämpfe zu bestehen gegen ihre Grafen und Bischöfe, später gegen die Herzoge von Savoyen. Die Reformation fand hier seit 1536 Eingang und ward durch die großen Verdienste Calvins (Chauvin, geb. zu Noyon in der Picardie 1509, arm gestorben zu Genf 1564) befestigt. Noch im Jahre 1602 machten die Herzoge von Savoyen den letzten Versuch, sich durch nächtliche Ersteigung der Stadt zu bemeistern und das Andenken dieser fehlgeschlagenen Unternehmung wird noch in Genf den 12. Dezember als fête de l'escalade gefeiert. Seit der Reformation behauptete Genf seine völlige Unabhängigkeit und war durch alte Verträge den Eidgenossen verbunden; es gehörte zu den zugewandten Orten. Seit der nemlichen Zeit blühten hier Wissenschaften, Künste, Industrie, Handel und Fabriken wie in keinem andern Orte der Schweiz, und wenige Städte der Welt möchten sich in dieser Hinsicht, in Verhältniß zu ihrer Bevölkerung, mit dem

dem kleinen Genf messen können. Zur Zeit der französischen Revolution entstanden auch hier blutige Unruhen und seit 1798 ward die Stadt mit dem französischen Reiche vereinigt. Das Jahr 1814 hat auch diesem kleinen Staate seine alten Verhältnisse wieder gegeben; aber Wohlstand und Volksmenge hatten bedeutend abgenommen. Genf zählt jetzt etwa 28000 Einw. Zu den Merkwürdigkeiten Genfs gehören: die 1368 gestiftete Universität, auf welcher bisher alle reformirte Theologen Frankreichs studiren mußten; eine bedeutende Bibliothek mit vielen Manuscripten; die Sternwarte; die Zeichenschule und viele gelehrte Vereine und treffliche Kunst- und Naturaliensammlungen bei verschiedenen Privatpersonen. Die Uhrmacherei ist hier sehr bedeutend, und alle Metallarbeiten, welche dazu gehören, so wie die Arbeiten der Goldschmiede, Juweliere u. a. sind ausgezeichnet. Außerdem sind hier ansehnliche Fabriken in Wolle, Seide, goldenen Tressen u. s. w. Genf ist der Geburtsort des Philologen **J. Casaubon**, **J. J. Rousseau's**, der Naturforscher **Bonnet**, **Saussure** und **Deluc** und andrer ausgezeichneten Männer. Zu den von Fremden häufig besuchten, wenn auch nicht zum Genfer Gebiet gehörigen interessanten Umgebungen der Stadt gehören vorzüglich: das **Chamouni-Thal** in Savoyen, durch welches man zu mehreren Gletschern und zum Montblanc gelangt; der auf französischem Boden liegende Ort **Ferney**, wo Voltaire sich lange aufgehalten und auch gestorben; einige Zimmer im Schlosse sind noch in dem Zustande, wie er sie verlassen. Ferner der Gipfel des **Dole**, im Jura, wo man eine unübertreffliche Aussicht auf die ganze Alpenkette hat; endlich die **Perte du Rhone** (Verschwinden der Rhone) 5 Stunden von Genf, in Frankreich, wo die Rhone 60 Schritte lang durch eine enge Schlucht fließt, über welcher viele herabgefallene Felsenstücke eingeklemmt liegen und eine Art von Brücke bilden.

20. Der Canton Wallis oder das Walliser Land, franz. **le Valais**, hat auf 78½ □ M. kaum 80000 kathol. Einw. Das ganze Land besteht aus dem großen, von NO. nach SW. sich ziehenden Rhonethal und vielen Nebenthälern, und erstreckt sich vom Ursprung der Rhone, am Furka- und Galenstock bis an den Genfer-See. Die höchsten Gebirge der Schweiz umgeben es zu beiden Seiten, und nur am westlichen Ende bei **St. Maurice** ist ein ebener Eingang. Eben daher vereinigt Wallis in sich die Producte aller Klimate, und das tiefe Rhonethal erzeugt die edelsten Weine und Südfrüchte, während die Gebirge von Glättschern starren. Diese eingeschlossene Lage macht aber auch die Luft ungesund, und nirgend in der Schweiz findet man so viele Fexen oder **Cretins**, als besonders in Unterwallis. Zwei ganz verschiedene Völker bewohnen dieses Land; im obern Theile sind die Einwohner deutscher Abkunft, kräftig und bieder; im untern wohnt ein Gemisch gallischer, italiänischer und burgundischer Völker, welche

sich durch Trägheit, Unwissenheit und Schmutz auszeichnen. Dort wird Deutsch, hier ein höchst unverständliches Französisch gesprochen. Gänzlicher Mangel an Betriebsamkeit zeigt sich überall. Aus diesem Lande führen nach den benachbarten, mit Ausnahme der Straße von St. Maurice, nur Fußpfade, oder hohe Gebirgspässe. Die bedeutendsten sind: nach Italien, ein Pfad über den **Col de Balme** ins Chamouni-Thal; der Paß über den großen St. Bernhard durch das **Autremont**-Thal von **Martigny** in Wallis nach **Aosta** in Italien. Auf der Höhe des Weges, **7548** F. hoch, liegt das schon im 10ten Jahrhundert vorhanden gewesene Kloster und Hospiz für Reisende, welche hier zum Theil unentgeldlich bewirthet werden. Die Mönche halten große Hunde, womit sie bei stürmischen Wetter den Verirrten und Verunglückten zu Hülfe eilen. Die aufgefundenen Leichname werden über der Erde, weil hier alles Felsen, aufbewahrt, wo sie mehr austrocknen als verwesen. Im Jahre 1800 ging Napoleon vom **15—21.** Mai mit einem Heere über diesen Paß. In der Klosterkirche steht ein marmornes Denkmahl des bei Marengo gefallenen General **Desaix**. Diesen Paß kannten und benutzten schon die Römer. — Der Paß über den **Simplon**, ital. **Sempione**, von Brieg in Wallis nach **Domo d'Ossola** in Italien; der höchste Punkt des Weges ist **6174** F. Das alte Spital lag auf der italienischen Seite und der Weg war bis **1801** nur für Fußgänger und Reiter; seitdem hat Napoleon eine schöne Straße hier angelegt und ein neues Hospiz auf der Höhe errichtet. — Nach der übrigen Schweiz führen: ein Pfad über den Furka; ein Paß von Ober-Gestelen in Wallis nach dem Haslithal im Canton Bern, über den Grimsel, **6570** F. hoch; das Hospiz liegt auf der Berner Seite. — Ebenfalls nach dem Canton Bern führt eine schöne Straße über den Gemmi, sie wurde von **1736—41** von Tyrolern an der steilen südlichen Felsenwand eingesprengt; der höchste Punkt ist **6985** F. und weicht also nur dem St. Bernhardspaß an Höhe. Andre minder besuchte Wege übergehen wir. — Auch in diesem Lande zerstörten germanische Völker die römische Herrschaft. Lange Zeit als Theil des deutschen Reiches betrachtet, unter dem Joche des Bischofs und des Adels, errang Ober-Wallis im Anfange des **15ten** Jahrhunderts die Freiheit, eroberte bis zum Ende desselben auch das untere Wallis, und schloß sich als zugewandter Ort an die Eidgenossenschaft. Die Reformation fand hier anfänglich großen Eingang, ward aber gewaltsam unterdrückt, und seitdem ist nichts geschehen für den Unterricht des Volks. Seit **1798** ward Wallis zu einem Canton erhoben; als aber **1799** Ober-Wallis gegen die Franzosen aufstand, ward dieses Land mit unerhörter Wuth verwüstet und **1801** dem französischen Reiche einverleibt. Seit **1814** ist es wieder frei.

Die bedeutendsten Oerter sind: **St. Maurice**, mit 1000 Einw. an der Rhone, wo sich die das Wallis einschließenden Gebirge so sehr nähern, die **Dent de Morcles** im N., die **D. du Midi** im S., daß nur Raum für das Städtchen bleibt und das Brückenthor zugleich den Eingang ins Land verschließt. Die Brücke soll römischer Bauart seyn. Auf dem Wege nach **Martigny** stürzt rechts der Bach Sallenche über 800 F. hohe Felsen, jedoch nur 100 F. senkrecht hinab, das ist der bekannte **Pissevache**. — **Martigny** oder Martinach, mit 1000 Einw., an der **Dranse**, unweit der Rhone; hier wächst der feurigste Wein und wird der beste Honig gewonnen; hier ist aber auch der Hauptsitz des Cretinismus. — **Sion** oder Sitten, der Hauptort des Cantons, an der Rhone und dem Bache Sitten, mit 2200 Einw. Dicht dabei liegen auf Hügeln 3 Schlösser, wovon eins der Wohnsitz des Bischofs ist. Auch hier große Hitze und Cretinismus. Gleich oberhalb der Stadt beginnt das deutsche oder Ober-Wallis. Hier liegen: Siders, franz. **Sières**, der hübscheste Ort in Wallis, mit gutem Weinwuchs. Leuk, franz. **Louèche**, ein schlechter Flecken, aber wegen seiner Bäder berühmt: diese liegen mehrere Stunden weit von Leuk in einem Thale am Fuße des Gemmi; das 37 — 41° Wärme haltende Schwefelwasser entquillt in dem Umfange einer halben Stunde aus 10 bis 12 Quellen. Die Bäder gehören zu den kräftigsten und besuchtesten in der Schweiz, obwohl der häufigen Lawinen wegen nur wenige und schlechte Anstalten vorhanden sind. Das Baden geschieht hier für beide Geschlechter gemeinschaftlich. In dem obersten Theile von Wallis sind nur große Dörfer, worunter Arnen oder Aernen wegen des schönen in der Gegend brechenden Topfsteines merkwürdig ist.

21. Der Canton Tessin, **Tessino (Ticino)** oder die welsche Schweiz, hat 49 □ M. mit 107,000 katholischen Einw. Er ist der einzige, welcher an dem südlichen Abhange der großen Alpenkette liegt. Das Land besteht aus einigen 20 Thälern und wird von Italiänern bewohnt. Kein Theil der Schweiz kann sich an Fruchtbarkeit und Milde des Klima's mit diesem messen, aber die Einwohner, von Aberglauben, Unwissenheit und Trägheit niedergedrückt, leben größtentheils in dem entsetzlichsten Elend. Das Land ist reich an schönen Wäldern, (die Kastanien machen die Hauptnahrung der Einwohner aus), und an allen Getreide- und Obstarten. Der südliche Abhang der Alpen ist sehr steil und furchtbaren Gewitterregen ausgesetzt; die Gewässer richten daher hier oft große Verwüstungen an, aber niemand denkt daran ihnen Schranken zu setzen. Dies Land, von den Eidgenossen im 15ten und 16ten Jahrhundert erobert, wurde bis 1798 von den 12 alten Cantonen gemeinschaftlich regiert; seitdem bildet es einen eigenen Canton. Der Hauptort ist **Bellinzona**, Bellenz (*Bilitio*), eine hübsche Stadt am Tessin, mit 1300 Einw. und 3 festen

Schlössern, welche das hier enge Thal ganz schließen. Die Handelsstraße über den Gotthard giebt dem Orte Nahrung. — **Lugano**, Lowis oder Lauwerz, am See gleiches Namens, ist die größte Stadt dieses Cantons, sie zählt über **3000** Einw., welche vom Handel, Seidenbau und einigen Fabriken leben. Die Lage der Stadt am herrlichen See ist unbeschreiblich reizend. — **Locarno**, Luggarus, ein Städtchen am Einfluß der **Maggia** in den lago maggiore oder langen See.

22. Der Canton Graubündten oder Bünden, franz. **pays des Grisons**, ital. **republica de' Grisoni**, in älteren Zeiten Hohen-Rhätien genannt, zählt auf **121** □ M. etwas über **100,000** Einw. Dieser von den höchsten Gebirgen umgebene und durchschnittene Canton ist bis jetzt von Fremden am wenigsten besucht und überhaupt noch wenig bekannt. Die Einwohner von 3 verschiedenen Völkerstämmen reden auch 3 verschiedene Sprachen; zur deutschen Sprache gehören etwa $^1/_3$, zur romanischen oder ladinischen (siehe oben die Einl.) beinahe $^2/_3$, und die übrigen zur italiänischen. In religiöser Hinsicht sind etwa $^1/_3$ katholisch, die übrigen reformirt. Die Verfassung ist rein demokratisch. Das Land zerfällt in 3 Theile: der Obere oder Graue Bund; er entstand **1424** als die Jahrhunderte lang von Adel und Geistlichkeit gedrückten Einwohner des nordwestlichen Theils dieses Joch abschüttelten; der Gotteshausbund, welcher die mittleren und südöstlichen Gegenden umfaßt, entstand eben so bald nachher, und **1436** der Bund der **10** Gerichte oder der nordöstliche Theil; **1471** traten alle drei zusammen in einen allgemeinen und ewigen Bund, und seitdem erhielt Rhätien seinen jetzigen Namen. Graubündten gehörte bis **1798** zu den zugewandten Orten. Im ganzen Lande kennt man außer der Alpenwirthschaft und wenigem Ackerbau beinahe keine andre Betriebsamkeit, ausgenommen daß die Einwohner des Ober-Engadin, eines großen südöstlichen Thales, sich in ganz Europa als Kuchenbäcker oder sogenannte Schweizerbäcker zerstreuen, mit dem erworbenen Gelde aber gern wieder in die Heimath zurückkehren. Im grauen Bunde liegen die Oerter: Disentis, am Vorder-Rhein, ein Dorf und Kloster, von den Franzosen **1799** eingeäschert, wobei einige unersetzliche Handschriften geschichtlichen Inhalts zerstört wurden. Ilanz, Hauptort dieses Theils, ein elender Ort am Vorder-Rhein; der ehemalige Hauptort war Truns, ebenfalls am Vorder-Rhein, wo man noch den Stamm eines Ahorn zeigt, **52** F. im Umfange, unter welchem **1424** der Bund zum ersten Mal beschworen wurde. Thusis, am Hinter-Rhein, am Fuße des mit Kastanien und Wein lieblich bewachsenen Heinzenberges, ist einer der besten Oerter in Bünden. Von hier führt die große Straße über den Bernhardin und den Splügen nach Italien; der Theil derselben, welcher **2** Stunden lang oberhalb Thusis von dem Dorfe **Rongella** nach dem

Dorfe **Zilis** im Schamserthale führt, heißt die **via mala** (böse Straße). Der Hinter-Rhein durchströmt hier pfeilschnell eine schreckliche Felsenschlucht, und der Weg, jetzt durch Sprengen und Anlegen dreier Brücken minder gefährlich gemacht, aber doch nur **6** bis **8** F. breit, geht immer am Rande des Abgrundes, oft **480** F. über dem Flusse; die mit Tannen bewachsenen Felsenwände sind **2000** bis **2500** F. hoch, so daß in dem Dorfe Rongella, am Eingange dieser Schlucht, die Sonne nur **6** Monate sichtbar ist. — Im Gotteshausbunde liegt die Hauptstadt des ganzen Cantons, Chur, franz. **Coire**, romanisch **Coira** (**Curia**), an der Plessur und dem Rhein, mit **4500** Einw.; eine alte, überaus schmutzige Stadt; sie ist ein Hauptstapelplatz für den Handel zwischen Italien und Deutschland. Das bischöfliche Schloß (das Bisthum soll schon im 5ten Jahrhundert gegründet worden seyn) und die Domkirche aus dem 8. Jahrhundert sind merkwürdig. Chur ist der Geburtsort der Malerin Angelika Kaufmann, geb. **1741**, gest. zu Rom **1807**. Das große und schöne Thal Engadin, ital. **Agnadina**, vom Inn durchströmt, wo in einer Höhe von **4800** F., also in einer rauhen Gegend, der stärkste Sauerbrunnen der Schweiz beim Dorfe St. Möriz sich befindet; es ist aber nicht die geringste Anstalt zur Bequemlichkeit der Badegäste vorhanden. — Der Hauptort des Bundes der **10** Gerichte ist **Davos** in einem so geschlossenen Thale, daß es erst im **14**ten Jahrhundert entdeckt ward. Bei Mayenfeld am Rhein fängt der Weinbau wieder an; nicht weit davon ist der Luziensteig, ein vom Rhein durchströmter enger Paß, welcher bis **1799** befestigt war und das Land auf der nördlichen Seite gegen Deutschland verschloß.

Geschichte und Litteratur.

Die ältesten Einwohner Helvetiens werden von den Alten zu dem großen Völkerstamme der Celten gerechnet und waren mit den Galliern verwandt. Viele Jahrhunderte mögen sie in ihren Bergen unbekannt gewohnt haben, (undurchdringliches Dunkel deckt ihr frühere Geschichte), als um die Zeit des Jul. Cäsar das ganze Volk, gereizt von der Begier, Wohnsitze in dem mildern Gallien zu erwerben, welches sie durch die früheren Züge der Cimbern und Teutonen, woran viele von ihnen Theil genommen, kennen gelernt hatten, den einmüthigen Beschluß faßte, ihr Land zu verlassen, ihre Städte und Dörfer niederzubrennen und nach Gallien auszuwandern. Es ward ausgeführt; bald aber stießen sie auf die Römer, welche eben damals unter J. Cäsar Gallien unterjochten, und von diesem Feldherrn überwunden mußten die übrig gebliebenen in ihr verheertes Vaterland zurückkehren. Seitdem verbreitete sich die römische Herrschaft auch über Helvetien; es entstanden viele bedeutende Städte, wovon einige noch vorhanden, andre, als

Aventicum, in der Gegend von Wifflisburg; **Augusta Rauracorum**, in der Nähe von Basel; **Vindonissa**, wo jetzt das Dorf Windisch an der Reuß, unweit Bruck und Baden, u. a. untergegangen sind; das Land blühte im Frieden; aber Freiheit und Tapferkeit hatten der römischen Bildung weichen müssen. Leicht ward es daher den benachbarten germanischen Völkern, Helvetien schon im 3ten Jahrhundert zu beunruhigen und viele Städte zu zerstören; bis endlich auch hier die immer zahlreicher andringenden Germanen dieses Land den Römern gänzlich entrissen. Allemannen im nördlichen, Burgundier im südwestlichen, Ostgothen im östlichen Theile bemächtigten sich dieser Provinz, und was ihrer Wuth entgangen seyn mochte, das zerstörten vollends 450 die Hunnen unter Attila. Als im 6ten Jahrhundert die Franken mächtig wurden und Burgundier und Allemannen sich unterwarfen, kam auch Helvetien unter fränkische Herrschaft. Wie in allen Ländern, wo germanische Völker herrschten, entstanden auch hier eine Unzahl kleiner Herrscher durch das Lehnssystem unter einander und mit dem Fürsten verbunden, welche aber, als Carls des Großen kraftvolle Hand nicht mehr den ungeheuern fränkischen Staat zusammenhielt, unter seinen schwachen Nachfolgern immer mehr zum Besitz einer wahren Unabhängigkeit gelangten, und durch ewige Fehden unter einander das Aufkommen friedlicher bürgerlicher Ordnung und aller Bildung verhinderten. Der Schwächere, um einigen Schutz zu finden, welchen die entfernten deutschen Kaiser nicht zu gewähren vermochten, unterwarf sich dem mächtigern Nachbar; so gelangten nach und nach einige mächtige Häuser, als Savoyen, Zähringen, Kyburg und zuletzt Habsburg, eben so viele Klöster und Abteien, zu sehr ausgedehnten Besitzungen, deren Bewohner ihnen zum Theil leibeigen waren. Stärkere, wie schon damals einige Städte, als Zürch und Basel, und die durch unzugängliche Gebirge mehr geschützten Bewohner der sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, suchten sich selbst zu schützen und hatten schon in den ältesten Zeiten Eidgenossenschaften zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit geschlossen. Sie erkannten nur den deutschen Kaiser als ihren Oberherrn, die Städte wurden als reichsfrei betrachtet, und beide die Städte und jene Thalbewohner erhielten vom deutschen Reiche Vögte, meist Edle aus ihrer Mitte, oder von Geschlechtern, die ihnen von Alters her freundlich gewesen, um in peinlichen Fällen in das Land zu kommen und Gericht zu halten. Von jenen mächtigen Häusern zeigten sich die Zähringer als die wohlthätigsten; einer von ihnen, Berchtold V., gründete ums Jahr 1173 die Stadt Bern und begabte sie mit bedeutenden Freiheiten, so daß, als die Zähringer 1218 ausgestorben, Bern schon als freie Reichsstadt anerkannt wurde. Nachdem auch Kyburg 1264 ausgestorben, kam der größte Theil der Güter an das Haus Habsburg, welches durch den großen Rudolph von

Habsburg zur Kaiserwürde gelangte, wodurch der erste Grund zur jetzigen Größe des Hauses Oestreich gelegt ward. Schon Rudolph, dessen Besitzungen die Waldstädte beinahe von allen Seiten umgaben, hätte diese gern beredet, den Schutz des Reiches gegen den seinigen zu vertauschen, doch ließ er sie bei ihrer Weigerung in Frieden. Sein Sohn Albrecht, nachmals ebenfalls Kaiser, dachte nicht so billig; er hoffte durch Gewalt die Waldstädte zu nöthigen, sich in den Schutz des östreichischen Hauses zu begeben. Die Bestätigung ihrer uralten Freiheit, welche alle Kaiser ihnen gegeben, versagte er ihnen und gab ihnen Herman Geßler von Bruneck, Beringer von Landenberg und andre zu Vögten: Männer, deren stolzer Uebermuth, Habsucht und unbillige Härte das Land zum Aufruhr reizen mußten. Lange genug ertrugen die Waldstädte das ungewohnte Joch; als aber der freche Uebermuth selbst die weibliche Zucht nicht ehrte, die freien Männer um geringer Schuld willen mit harten Bußen und Gefängniß strafte, da sahen selbst die achtbarsten Männer nur Rettung in Vertreibung der Vögte. Werner Stauffacher, ein reicher Landmann in Schwyz; Walther Fürst von Attinghausen, aus einem geehrten Geschlechte in Uri, und Aerni (Arnold) an der Halden, aus dem Melchthal in Unterwalden, ein Jüngling, welcher den Knecht des Vogts Landenberg, der um eine Kleinigkeit ihm ein schönes Gespann Ochsen nehmen wollte, leicht geschlagen und deshalb geflohen, worauf der Vogt dem alten Vater Aerni's die Augen ausstechen ließ: diese drei, nachdem sie erst die Noth des Vaterlandes auf dem abgelegenen Rütli (S. 404.) besprochen, brachten in der Nacht am 7ten November 1307 jeder 10 vertraute Männer seines Landes mit, und beschwuren hier, die Rechte des Reichs und des Hauses Oestreich zwar nicht zu schmälern, aber auch ihre Freiheit muthig zu behaupten. Nach genommener Abrede trennten sie sich. In der Zwischenzeit bis zur bestimmten Ausführung ihres Plans ward der Landvogt Geßler von Wilhelm Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht erschossen. Geßler hatte zu Altorf einen Hut, das herzogliche Zeichen Oestreichs, und vielleicht zugleich Verhöhnung des alten Sinnbildes der Freiheit, aufgestellt und verlangte von den Vorübergehenden dessen Begrüßung: Wilhelm Tell verweigerte sie und sollte deshalb, gegen das Gesetz, von dem Vogt in einem Kahne nach Küßnacht geführt werden, als ein Sturm und seine Kühnheit (S. 404.) ihn retteten. Der 1ste Januar 1308 brach an, und an dem nemlichen Tage fielen durch List und Gewalt die Burgen der Landvögte, sie selbst wurden ungekränkt gegen einen Eid, das Land nicht wieder zu betreten, entlassen; nicht ein Tropfen Blut ward vergossen. Rache dürstend kam der Kaiser Albrecht nach der Schweiz, ward aber von seinem eigenen Neffen Johann, beim Uebergange über die Reuß (S. 410.), ermordet. Sein Nachfolger Heinrich VII., aus dem Hause Luxemburg, fand nichts an den Eidgenossen zu stra-

fen und bestätigte sie in ihren alten Freiheiten. **Albrechts Sohn** hingegen, der Herzog Leopold von Oestreich, gedachte den Ungehorsam der Eidgenossen zu züchtigen. Mit einem zahlreichen Heer, dessen Kern aus dem schwer bewaffneten und berittenen Adel der ganzen Umgegend bestand, hoffte er „diese Bauern mit seinem Fuß zu zertreten." Von verschiedenen Seiten her sollte der Angriff geschehen. Der Herzog selbst führte die Blüthe des Adels an dem Egerisee im Canton Zug entlang, wo am Berge Sattel, im sogenannten Morgarten, die Eidgenossen, etwa 1300 Mann, ihn erwarteten. Die schwerbewaffneten Ritter, in einem Hohlwege zwischen Berg und See zusammengedrängt, durch herabgewälzte Steine bald in Unordnung gebracht, erlitten am 6. Dezember 1315 eine blutige Niederlage; der Herzog selbst entkam mit genauer Noth. Die andern Abtheilungen seines Heeres, als sie diese Niederlage erfuhren, flohen ohne Widerstand. Gleich darauf erneuerten die 3 Waldstädte ihren Bund zu Brunnen am 8. Dezember. Andre und wichtigere Händel nöthigten den Herzog zum Frieden, und der Kaiser Ludwig von Baiern bestätigte die Freiheiten der Eidgenossen. Bald auch, 1332, trat Luzern in ihren Bund. Auch Bern, welches im Genuß der Freiheit, durch Tapferkeit, Fleiß und Handel blühte, reizte den Neid des benachbarten Adels. Viele einzelne hatten schon den Muth und die Macht der Berner erfahren. Ein Bund des ganzen Adels im westlichen Theile der Schweiz sollte die verhaßte Stadt vertilgen, aber der Sieg, welchen sie 1339, unter Anführung Rudolphs von Erlach, bei Laupen erfocht, rettete ihre Freiheit und begründete ihre Größe. Die Berner waren bei dieser Gelegenheit von den Eidgenossen aus alter Freundschaft, ohne daß ein Bund bestand, unterstützt worden und die Verbindung ward nun enger geknüpft; Bern ward ein Mitglied der Eidgenossenschaft, so wie bis zum Jahre 1353 auch Zürch, Glarus und Zug, so daß nun der Bund aus 8, den sogenannten alten, Orten bestand. Dieser schnelle Zuwachs ihrer Macht ward von dem ganzen Adel der umliegenden Gegend mit Neid betrachtet; auch Oestreich konnte noch nicht den alten Trotz und den Sieg der Eidgenossen vergessen. An Veranlassung zum Kriege konnte es bei dem damals unendlich verwickelten Besitzstand und den sich durchkreuzenden Gebieten des Adels und der Eidgenossen nicht fehlen; der wahre Grund aber des Kriegs war allein der, daß die Herren sowohl als die Herzoge von Oestreich den Anblick und das Gedeihen der Freiheit nicht ertragen mochten. So erhielten die Eidgenossen innerhalb 12 Tagen Absage- oder Fehdebriefe von 167 sowohl geistlichen als weltlichen Herren, und der Herzog Leopold, ein sonst gerechter und milder Fürst, bereitete einen mächtigen Kriegszug gegen die Eidgenossen. Bei Baden im Aargau zog er ein großes Heer zusammen, in welchem der Adel aus dem ganzen Thurgau, Aargau, Elsaß und den benachbarten Ländern glänzte; bei Sempach

traf er am 9. July 1386 das kleine Heer der Eidgenossen, welche auf einer Höhe noch zweifelten, ob sie gegen die Uebermacht den Angriff wagen dürften. Da geriethen die Ritter auf den unseligen Einfall, von den Pferden zu steigen und in furchtbar gedrängter Ordnung dem Feinde entgegen zu gehen. Dieser stürzte von den Höhen herab; aber lange widerstand gleich einer eisernen Mauer das Heer des Herzogs; die langen vorgehaltenen Spieße, die undurchdringlichen Rüstungen boten einen unüberwindlichen Widerstand dar. Schon waren viele tapfere Schweizer gefallen; da rief ein Mann aus Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried: „ich will euch eine Gasse machen; sorget für mein Weib und für meine Kinder; treue, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!“ Groß und stark wie er war, umfaßte er mehrere Lanzen, begrub ihre Spitzen in seiner Brust und drückte sie durch die Last seines Körpers nieder. Ueber seinen Leichnam drangen seine Kriegsgesellen unaufhaltbar vorwärts. Bestürzung und unheilbare Verwirrung verbreitete sich in dem gedrängten Haufen der Ritter. Viele erstickten ohne Wunde in ihren Harnischen; viele konnten im Gedränge ihre Waffen nicht brauchen. Da riefen sie nach ihren Pferden, welche aber feige Knechte beim ersten Anblick des Getümmels in wilder Flucht fortgerissen hatten. Da fielen Tausende aus den edelsten Geschlechtern, und Herzog Leopold mochte sie nicht überleben; er fand den Heldentod an ihrer Seite. Eben so siegreich ward bald nachher 1389 die Freiheit von den Glarnern, selbst ohne Hülfe der übrigen Eidgenossen, bei Näfels gegen Oestreich behauptet. Diese Siege verschafften zwar den Eidgenossen Achtung und Sicherheit gegen äußere Feinde, Vergrößerung ihrer Gebiete; auch Rhätien trat in Bündnisse zusammen und schloß sich an die Eidgenossen als zugewandter Ort; aber die Eintracht ward immer schwerer zu erhalten, und als Zürch vollends sich an Oestreich anschloß, um sich nach der Seite vom Thurgau zu vergrößern, da brach der Krieg aller Eidgenossen gegen diese Stadt aus. Kaiser Friedrich III. aus dem Hause Oestreich, unvermögend die Zürcher zu schützen, wandte sich an Carl VII. von Frankreich, um von dort Hülfe zu erlangen. Frankreich hatte damals eben die schweren Kriege mit England überstanden und war noch von zügellosen Banden geplagt, welche unter dem Namen **Armagnacs** (von einem ihrer Führer), in Deutschland auch wohl spottweise a r m e G e c k e n genannt, das Land überschwemmten. Sehr bereitwillig schickte der König seinen Sohn, den nachmaligen Ludwig **XI.**, mit **40000** statt der begehrten **5000** Armagnacs, an welche sich aus altem Haß gegen die Eidgenossen viel Adel aus dem Elsaß und Schwaben anschloß. Die Eidgenossen, welche Zürch belagerten, schickten ihnen nur ein kleines Häuflein entgegen. Basel war vom Feinde bedroht; das kleine Heer der Eidgenossen, mit Belagerung einer Burg beschäftigt, sandte am 26. Aug. 1444 nur 1500

Mann gen Basel, um den Feind zu erkundigen, aber mit dem bestimmten Befehl sich in keine Schlacht einzulassen und nicht über die Birs zu gehen. Unwiderstehlich im Anlauf warfen die 1500 eine weit überlegene Abtheilung der Feinde, und ohne auf die Ermahnungen der Anführer zu hören stürzten sie sich in der Hitze der Verfolgung in die Birs, auf deren entgegengesetztem Ufer die ganze Macht des Feindes stand. Durch die Eile und das Durchwaten des Flusses in Unordnung gerathen, wurden sie bald von der ungeheuern Uebermacht des Feindes in zwei Haufen getrennt; der eine 500 Mann stark fand den Tod auf einer sumpfigen Wiese: Der größere warf sich in das Siechenhaus zu St. Jakob, wo die Mauern einigen Schutz gewährten. Nach 10stündigem Kampfe, in welchem der Feind an 8000 Mann verlor, lag auch der letzte dieser Helden todt auf dem Kampfplatze; einige wenige früher entrennene lebten mit Schande bedeckt. So groß war der Eindruck dieses Riesenkampfes auf den staatsklugen Dauphin, daß er sogleich beschloß, mit den Eidgenossen Friede zu machen und sie zu seinen Bundesgenossen zu gewinnen. Seine wilden Banden führte er nach dem Elsaß, von wo sie bis tief in Deutschland verwüstend streiften; schon damals wagte man in Frankreich die Behauptung: der Rhein sey die natürliche Gränze des Landes; Kaiser und Reich schwiegen. Der Krieg der Eidgenossen gegen Zürch ward noch einige Jahre fortgesetzt, bis das Gefühl gegenseitiger Thorheit und Unrechts beide Theile 1450 zu einem billigen Frieden vermochte, welcher keine bedeutende Veränderung im Länderbesitz hervorbrachte: Zürch entsagte dem Bündnisse mit Oestreich. Größere Gefahr drohte bald darauf der gesammten Eidgenossenschaft, und nur die wiederhergestellte Eintracht und das wieder neu erwachte Gefühl der uralten Bünde vermochte sie siegreich zu bestehen. Zwischen Frankreich und Deutschland war in einer Reihe von Jahrhunderten die Burgundische Macht entstanden. Alles was wir jetzt das Königreich der Niederlande und Belgien nennen, schon damals die reichsten und blühendsten Länder der Welt, die Franche comté und Bourgogne, waren im Besitz der Herzoge von Burgund und jetzt in der Hand des letzten von ihnen, des ritterlich tapfern aber auch von Glück und Reichthum verblendeten Carls des Kühnen. Unermeßliche Reichthümer, wie sie damals kein Fürst besaß, der glänzendste und zahlreichste Hofstaat der Welt, ein zahlreiches, wohlgeübtes und herrlich gerüstetes Heer, eine für die Zeit unglaublich starke Artillerie; dies alles, einige schon in der Jugend erfechtene Siege gegen Frankreich und Lothringen und ein durch das Lesen der Alten entflammtes Gemüth, unter welchen Alexander, Hannibal und Jul. Cäsar ihm die seiner allein würdigen Vorbilder schienen, hatten den hochfahrenden Sinn Carls zu den kühnsten und weitaussehendsten Planen begeistert. Sein Land sollte nun bald ein Königreich heißen: Elsaß und Lothringen hoffte er

mit leichter Mühe zu gewinnen; die Alpen schienen ihm nicht unbezwinglich und bis tief nach Italien sollte seine Herrschaft sich ausdehnen: wenn nicht gar vielleicht die Eroberung Deutschlands und die Kaiserwürde ihm vorschwebten. Leicht ward es seinem arglistigen Feinde Ludwig XI. von Frankreich, das stolze Gemüth Carls gegen die Schweizer zu entzünden und ihn in einen verderblichen Krieg zu verwickeln. Carl beherrschte einen Theil von Elsaß, welches Oestreich ihm verpfändet, und seine Vögte, sich nach dem Sinn ihres Herrn richtend, empörten die Unterthanen durch unerhörten Druck, Kriegsdienste und am meisten durch stolze Verachtung ihrer Rechte und Freiheiten: selbst die Stadt Mühlhausen, seit langer Zeit den Eidgenossen verbündet, ward geneckt und bedrängt. Als Oestreich diese Länder mit Geld wieder einlösete, entbrannte der Zorn des Volks, und ein burgundischer Vogt ward hingerichtet. Mehr bedurfte es kaum, um den Stolz Carls zur Rache zu entflammen, um so mehr da viele Große seines Hofes, in der Schweiz begütert, und in der Hoffnung durch ihn zu ihrem alten längst verlornen Ansehen zu gelangen, ihn gegen die Eidgenossen als die wahren Urheber und Beschützer jener Unruhen erbitterten. Ludwig, der sich aus Furcht vor Carln um so eifriger den Eidgenossen anschloß und durch Gesandtschaften sie unaufhörlich vor der Ländergier des Herzogs warnte, machte durch seine Ränke den Bruch unvermeidlich. Carl, mit einem Heere von 60000 Mann, aus Niederländern, Burgundern und gedungenen Italiänern bestehend, begann seinen Zug und eroberte unterwegs Lothringen nebst der Hauptstadt Nancy; der vertriebene Herzog René suchte Hülfe bei den Schweizern. Diese hatten indeß schon manche Stadt des Grafen Romont, eines Hauptanstifters dieses Krieges, der in der Waadt herrschte, erobert und eine Besatzung von 800 Mann in Granson am Neuenburger-See gelegt. Carl zog von der Franche comté in die Waadt vor Granson; sein rechter Flügel lehnte sich an den Neuenburger-See, der linke an das Gebirge. Granson ward sogleich, aber vergeblich gestürmt, doch verleitete die Unhaltbarkeit des Orts, der Mangel, und mehr noch das Wort eines Verräthers welcher im Namen des Herzogs Gnade anbot, die Besatzung, sich zu ergeben. Carl, erbittert durch den Trotz der Schweizer, welche viele seiner Freunde beschädigt, auch nach dem Sinne des Adels Menschenrechte nur in seines Gleichen achtend, ließ die Besatzung theils an Bäume hängen, theils im See ersäufen: es war, nach **Müller's** Ausdruck, der letzte Tag seiner Ehre und seines Glücks. Es war am 3. März 1476, als das kaum ein Drittheil so starke Heer der Eidgenossen, von Muth und Rache entflammt, von der Seite von Neufchatel her den Angriff auf die vortreffliche, durch 400 Büchsen (Geschütze) gedeckte Stellung des Feindes begann. Nach ihrer Art drangen sie in unaufhaltbarer Eile, des Geschützes nicht achtend, über Graben und

Bollwerke: der ungewohnte Anblick so wüthender Schaaren, die man bis dahin im burgundischen Lager als elende Bauern verachtet, kaum des ritterlichen Kampfes werth geachtet, verbreitete ein unbegreifliches Grauen, panisches Schrecken, unter die feindlichen Haufen: vergebens waren alle Anstrengungen Carls und mehrerer ausgezeichneten Führer; in wilder, unordentlicher Flucht wurden sie mit dahin gerissen, an keinen Widerstand mehr gedacht, sämmtliche Geschütze und alle Schätze des Lagers dem Feinde überlassen. Noch denselben Abend ward Granson erstürmt und die Besatzung zur Vergeltung an eben die Bäume gehängt, wo sie die Schweizer gemordet. Unermeßlich war die Beute, die man im Lager fand, damals selbst auf 3 Millionen Gulden geschätzt; die Pracht der Zelte, der Gewande, der Rüstungen und Kleinodien überstieg weit die Fassungskraft der Schweizer: die größten noch jetzt bekannten Diamanten wurden als künstlich geschliffenes Glas, Silbergeschirre als Zinn, Seide wie gemeine Zeuge betrachtet und verschleudert. Nicht niedergeschlagen, aber wüthend, bot Carl alles auf, den Kampf zu erneuern. Mit großer Härte erpreßte er Geld und Menschen von seinen Unterthanen, und wenige Wochen nach seiner Niederlage erschien er mit einem mächtigern, wenn auch weniger prächtigen Heere an dem Genfer-See. Von Lausanne brach er auf nach Bern, dem vorzüglichen Ziele seiner Rache; bei Murten traf er auf die indeß wieder gesammelten Eidgenossen. Auch diesmal, aber vergeblich, sollte die Einnahme von Murten das Vorspiel des Sieges seyn: die heldenmüthige Besatzung unter dem greisen Altschultheißen von Bern, Hadrian von Bubenberg, widerstand allen Stürmen. Am 22. Juny früh Morgens begann die Schlacht; härter und blutiger als bei Granson ward hier gestritten; aber als über 1500 Edle und die meisten Anführer gefallen, das Geschütz im wüthenden Anlauf genommen: da vermochte nichts mehr die Flucht und Zerstreuung der Burgunder zu hemmen, und ungeheuer war ihr Verlust auf der Flucht; der Herzog entkam mit kaum 30 Reitern, es wurden keine Gefangene gemacht. Mehrere tausend Reiter, welche sich an den schilfigen Ufern des Sees zu retten hofften, versanken in die Tiefe; außer diesen, deren Zahl ungewiß, blieben mindestens 15000 in der Schlacht. — René, Herzog von Lothringen, eilte sogleich mit Hülfe der Schweizer sein Land wieder zu erobern, welches ihm auch vollkommen gelang, so daß selbst Nancy wieder in seine Gewalt fiel. Auch Carl, von dem wildesten Unmuth gepeinigt, wüthend und halb wahnsinnig, betrieb neue Rüstungen, um noch im Winter Lothringen wieder zu erobern. René begab sich selbst in die Schweiz und erhielt 8000 Mann statt 6000, die er verlangte; mit diesen eilte er Nancy zu Hülfe. Mit einem an Zahl schwächern, von Kälte und Hunger geschwächten, an Geist mit den Eidgenossen gar nicht zu vergleichenden Heere, bestand Carl gegen den Rath und die Bitten aller seiner

Getreuen darauf, nicht allein die Schlacht anzunehmen, sondern auch noch in der Nacht vorher Nancy zu stürmen. Es war am 5. oder 6. Jan. 1477. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft seyn. Carl, von vielen verlassen, von einigen verrathen, stürzte sich mit blinder Wuth in die Schlacht. Vergebens erkannte er selbst in dem beim Aufsitzen von seinem Helme herabfallenden goldnen Löwen ein göttliches Warnungszeichen. Vergebens opferten sich seine getreuen Burgunder für ihn in dem ungleichen Kampfe. Bald konnte niemand länger widerstehen, und Carl, mit seinem Pferde in einen sumpfigen Graben gerathen, fand den Tod von unbekannter Hand. Erst einige Tage nach der Schlacht fand man seinen von Wunden entstellten, halb eingefrornen Leichnam. Er ward bei Nancy ehrenvoll begraben, später von seinem Urenkel Kaiser Carl V. und dessen Schwester Maria, in der Kirche zu U. L. F. in Brügge, beigesetzt, wo auch seine einzige Tochter Maria, Gemahlin Kaiser Maximilians I., ruht. So glänzende Siege machten den Namen der Eidgenossen in ganz Europa berühmt, und Ludwig beeiferte sich nicht allein ihre Freundschaft zu bewahren, sondern auch Truppen von ihnen in Sold zu erhalten. Von der Zeit an hat Frankreich mit wenigen Unterbrechungen immer mehrere tausend Schweizer in seinen Diensten gehabt; seit dieser Zeit aber fingen auch die Vorsteher der Städte an, von verschiedenen Fürsten Geschenke und Pensionen anzunehmen, und die kriegslustige Jugend, durch Sieg und Beute gelockt, lief häufig auch ohne Bewilligung der Obrigkeit in fremde Kriege: dies nannte man das Reißlaufen oder Reiselaufen, wozu die vielen kleinen Fehden in Italien immerdar Gelegenheit boten. — Freiburg und Solothurn, welche alle Kriege der Eidgenossen als treue Verbündete mitgefochten, wurden daher 1481 in den Bund aufgenommen; Basel und Schaffhausen erst 1501 und zuletzt Appenzell 1513, wodurch die Zahl der 13 Cantone, wie sie bis auf die neuere Zeit bestanden, vollständig wurde. — Der burgundische Krieg ist wie der Gipfel des kriegerischen Ruhms der Schweizer, so auch der letzte bedeutende, welchen sie für ihre Unabhängigkeit führten. Denn der sogenannte Schwabenkrieg, welchen sie gegen Kaiser Maximilian I. führten, der sie den deutschen Reichsgerichten unterwerfen wollte, endigte nach einigen Siegen der Schweizer ohne große Begebenheiten mit dem Baseler Frieden 1499. Von hier an bis in die neueste Zeit fochten die Schweizer zwar immer mit Ruhm, aber nur immer als Söldlinge oder Bundesgenossen andrer Mächte. Noch einmal kämpften sie gegen Frankreich, mit welchem sie wegen Soldes-Erhöhung zerfallen waren, in der blutigen Schlacht von Marignano bei Mailand gegen Franz I., worin sie zwar nach ungeheuerm Verlust durch die Uebermacht besiegt wurden, aber ihren alten Ruf so sehr bewährten, daß der König eilte 1516 einen ewigen Frieden mit ihnen zu schließen, welchem 1521 ein Bundesvertrag folgte, nach welchem

Frankreich bis auf die Revolution mehrere Schweizer=Regimenter in seine Dienste nahm. — Auch für die Schweiz brach jetzt die Zeit der Reformation herein, und sie mußte dort einen um so günstigern Boden finden, als der Freiheitssinn des Volks schon in älteren Zeiten sich bei mehreren Veranlassungen gegen die willkührliche Gewalt der römischen Bischöfe kräftig erhoben hatte. Huldreich (Ulrich) Zwingli, geboren den 1. Januar 1484 zu Wildhaus, einem der höchsten Dörfer des Toggenburgischen, jetzt Canton St. Gallen, ward für die Schweiz, was Luther für Deutschland gewesen. Ihm gleich an Frömmigkeit, Gottvertrauen und Heldenmuth, ihm vielleicht noch überlegen an gründlicher Kenntniß des Alterthums und an geistiger Unbefangenheit und Freiheit in Erforschung der Wahrheit, zeichnete er sich schon als Knabe durch Wißbegier und Fähigkeiten aus, studirte zu Wien und nachher zu Basel und ward 1506 Pfarrer zu Glarus, 1516 aber in dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einsiedlen. Schon hier, recht im Mittelpunkte mönchischen Aberglaubens, wagte er es, auf eine gründliche Kenntniß der h. Schrift gestützt, gegen Wallfahrten, Ablaß und andre Mißbräuche zu predigen. Auch ihm gab, wie Luthern, der durch Bernhardin Samson, einen Franziskaner aus Mailand, mit Unverschämtheit getriebene Ablaßkram die erste Veranlassung, öffentlich gegen die Mißbräuche in der Kirche zu reden. Sein Ruf verschaffte ihm die erste Predigerstelle am großen Münster in Zürch, und hier war es, wo er, vorzüglich seit 1519, durch Predigten, Schriften und öffentliche Disputationen gegen die Anhänger der päpstlichen Lehre, das Reformationswerk begründete. Schon im Jahre 1524 ward die Messe und alle äußere Gebräuche der katholischen Kirche abgeschafft, und die protestantische Lehre und Kirche schon beinahe so festgestellt und eingerichtet, wie sie dort noch jetzt besteht. Unglaublichen Beifall fand die gereinigte Lehre in den meisten Cantonen, besonders Zürch, Bern, Basel, Glarus, St. Gallen u. a.; nur die vier Waldstädte und einige andre Cantone verwarfen sie als gottlose Neuerungen, und die gegenseitige Erbitterung wuchs so sehr, daß schon bedeutende Heere einander gegenüber standen; doch wurde der Friede noch einmal 1529 vermittelt. Die Fortschritte der Reformation reizten aber die katholischen Cantone bald wieder zum Kriege. Die Zürcher hatten nur einen Haufen von 1200 Mann bei Cappel aufgestellt, welcher von mehr als 8000 bedroht wurde. Eilboten mahnten um Unterstützung; etwa 2000 Mann, mit ihnen Zwingli, auf Befehl der Obrigkeit und wie es von jeher die Pflicht seiner Stelle mit sich gebracht, langten in Eil, ermüdet und unordentlich an, wurden aber von dem stärkern und ausgeruhten Heere der Feinde noch den nemlichen Abend, 11. October 1531, angegriffen und leicht in die Flucht geschlagen. Unter den Todten befand sich auch Zwingli (S. 398), dessen Leichnam, als man ihn erkannt, nach

den schändlichsten Mißhandlungen verbrannt wurde. Luther, obwohl mit ihm, besonders wegen der Lehre vom Abendmahl, gespannt und unzufrieden, bedauerte aufrichtig seinen Tod. Dieser allzufrühe Tod hatte jedoch wenig Einfluß auf die Angelegenheit der Reformation, welche in dem Geiste des Volks und in vielen frommen und gelehrten Männern mächtige Stützen fand. Was Zwingli zu Zürch, das hatte sein Freund Oekolampadius (Hausschein) zu Basel bewirkt. Noch wirksamer war Wilhelm Farel, welcher die Lehren der Reformation in der ganzen französischen Schweiz, vorzüglich aber zu Neufchatel und zu Genf verbreitete. Hier fand er bald, 1536, an dem aus Frankreich fliehenden Johann Calvin, eigentlich Cauvin oder Chauvin, geboren zu Noyon in der Picardie 1509, einen geistvollen, gelehrten und höchst eifrigen Mitarbeiter. Ja als Calvin, in Folge einiger Irrungen mit dem Rathe, von 1538—41 aus Genf verbannt worden, dann aber ehrenvoll von Straßburg, wohin er sich begeben, zurückgerufen worden, fanden seine Lehren, seine Vorschläge zur Einrichtung einer strengen Kirchen- und Bürgerordnung einen so entschiedenen Eingang, daß er bis an seinen 1564 erfolgten Tod das gemeine Wesen der Genfer ganz durch seine Rathschläge leitete. So hoch er auch wegen seiner Kenntnisse, seiner unermüdeten Thätigkeit und seines uneigennützigen, redlichen Eifers zu schätzen ist, so kann man doch den Vorwurf allzugroßer Strenge und Heftigkeit schwerlich von ihm ablenken, und die Hinrichtung des unglücklichen Spaniers Michael Servet, welcher wegen ketzerischer Meinungen 1553 zu Genf verbrannt wurde, wird ewig sein Andenken verdunkeln. — In demselben Jahre, als Zwingli starb, errang Genf mit Hülfe Berns seine völlige Freiheit von dem savoyischen Drucke, und Bern erwarb bei dieser Gelegenheit die Waadt, wodurch das Haus Savoyen gänzlich aus der Schweiz verdrängt ward. Der Streit über die gereinigte Lehre aber endigte damit, daß einige Cantone ihr ganz zugethan blieben, andre, als Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg, Solothurn und Wallis, bei der katholischen Lehre ausschließlich blieben, in den übrigen aber beide Parteien neben einander bestanden. — Von dieser Zeit an bis auf die neueste hat kein bedeutendes politisches Ereigniß die Schweiz erschüttert; sie blieb ohne Theilnahme an den Verwüstungen des 30jährigen Krieges und erhielt im westphälischen Frieden 1648 ihre völlige Lossprechung vom deutschen Reiche. Der französische Einfluß blieb seitdem immer überwiegend in der Schweiz, doch verhinderte sie dies nicht, die unter Ludwig XIV. der Religion wegen Verfolgten gastfrei und hülfreich aufzunehmen. Auch im spanischen Erbfolgekriege und in allen folgenden behauptete die Schweiz ihre unangefochtene Neutralität. In diesem langen Frieden blühten Ackerbau, Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften herrlich empor, und besonders im 18ten Jahrhun-

dert kann sich die Schweiz mehrerer ausgezeichneter Männer rühmen. Die Familie Bernoulli in Basel hat mehrere bedeutende Mathematiker hervorgebracht; die Naturforscher Bonnet und De-Luc gehören zu den Zierden Genfs, und Jean Jaques Rousseau, geb. 1712 † 1778, Bürger von Genf, hat durch seine geistvollen Schriften, besonders seinen Emile, über die Erziehung, so wie durch die Wunderlichkeiten seines Charakters und seines Lebens seinen Namen unsterblich gemacht. Unter den Schweizern, welche der deutschen Litteratur angehören, verdienen vor allen genannt zu werden der Naturforscher und Dichter Albr. v. Haller, gewöhnlich der Große genannt, geb. zu Bern 1708, gest. 1777; ferner Bodmer und Breitinger, beide Zürcher von Geburt, Bodmer von 1698 – 1783, Breitinger von 1701 – 1776, haben sich das bedeutende Verdienst erworben, gegen die jämmerlich wässerigen Ansichten Gottsched's und seiner Schule zuerst aufgetreten zu seyn. Auch gab Bodmer zuerst die lange vergessenen Lieder der Minnesinger, welche der Zürcher Rüdiger Manesse im 14ten Jahrhundert gesammelt hatte, heraus. Der bekannte, freilich sehr über Verdienst geschätzte Dichter Salomon Geßner, geb. zu Zürch 1730, gest. 1787, als Landschaftsmaler und Kupferstecher wohl bedeutender denn als Dichter. Der geistvolle, am meisten durch seine physiognomischen Fragmente bekannte Caspar Lavater, Prediger in Zürch, wo er 1741 geboren und bei der Einnahme seiner Vaterstadt 1799 von einem Franzosen auf der Straße erschossen ward. Der unsterbliche Geschichtschreiber der Schweiz, Joh. Müller, geb. zu Schaffhausen 1752, gestorben zu Cassel 1809. Endlich der für die Jugend unermüdet thätig gewesene, geistvolle Pestalozzi, geb. zu Zürch 1745 † 1827.

Dieser Zustand des äußern Friedens und des steigenden Wohlstandes im Innern erhielt sich bei sehr unbedeutenden inneren Zwistigkeiten bis auf die Zeit der französischen Revolution. Auch die Schweiz sollte davon ergriffen und tief erschüttert werden. Schon seit lange hatte eine heimliche Unzufriedenheit in den meisten Theilen der Schweiz gegährt; in den größeren aristokratischen Cantonen klagte man über die ausschließlichen Vorrechte weniger Familien; in den eroberten und gemeinsam regierten Ländern, als den italiänischen Landvogteien, dem Thurgau u. s. w., wurde über die Bedrückung der Vögte geklagt. Diese Keime der Unruhen, eine Zeitlang durch Gewalt zurückgehalten, entwickelten sich bei den Siegen der Franzosen in Italien und Deutschland und wurden von ihnen genährt und unterhalten, so daß endlich 1798 die Unordnungen und Aufstände in der Schweiz so überhand nahmen, daß die Franzosen die längst ersehnte Veranlassung fanden, mit einem Heere in das Land zu rücken. Uneinigkeit und Mißtrauen lähmten allen Widerstand, und obwohl von den Bernern sowohl als von den kleinen Cantonen auf einzelnen Punkten mit einer der Väter wür-

würdigen Tapferkeit gefochten wurde, konnten sie es doch nicht hindern, daß die alte Verfassung umgestoßen und die Schweiz zu einer Einen und untheilbaren Republik, Helvetien, umgeschaffen wurde, an deren Spitze ein Directorium aus 5 Mitgliedern stand. Das darauf folgende Jahr brachte furchtbare Verheerungen über die Schweiz, indem Oestreicher und Russen, meist von den Einwohnern unterstützt, sich hartnäckig mit den Franzosen schlugen, welche indeß durch den Sieg Massena's bei Zürch die Oberhand behielten. Die kleinen alten Cantone konnten sich am wenigsten in die neue Ordnung finden, es entstanden neue Unruhen, welche endlich dadurch beigelegt wurden, daß Napoleon als Vermittler auftrat und der Schweiz 1803 eine neue Constitution gab, nach welcher es fortan 19 mit einander zwar eng verbundene, übrigens aber in Hinsicht auf ihre Verfassung unabhängige Cantone geben sollte. Wallis und Genf wurden mit dem französischen Reiche vereinigt und Neufchatel dem Prinzen Berthier geschenkt. Die Schweiz mußte überdies ein Contingent von 12 – 16000 Mann in allen Kriegen Frankreichs immer vollzählig erhalten. So blieben die Sachen bis 1813, wo, nach dem Rückzuge der Franzosen über den Rhein, Napoleon die Schweiz für neutral erklärte, in der Hoffnung, dadurch die Gränze Frankreichs von dieser Seite zu decken. Die Verbündeten konnten dies unmöglich gelten lassen; ein östreichisches Heer ging ohne Widerstand durch die Schweiz und drang über Genf in Frankreich ein. Aufs neue regten sich zwar die Ansprüche besonders der größeren Cantone auf ehemals ihnen unterworfene Gegenden, sie konnten aber damit nicht durchdringen, und durch den Pariser Frieden 1814 sowohl, als durch die Beschlüsse des Wiener Congresses 1815 ward die Schweiz als unabhängiger Föderativ-Staat, aus 22 Cantonen bestehend, anerkannt, Wallis, Genf und Neufchatel kehrten zu ihren alten Verhältnissen zurück, und die Ansprüche Berns wurden durch das Gebiet von Biel und einen Theil des ehemaligen Bisthums Basel befriedigt. Alle Mächte Europa's haben im November 1815 die immerwährende Neutralität der Schweiz und die Unverletzbarkeit ihres Gebietes ausgesprochen.

VI. Die Skandinavischen Reiche.

Unter diesem Namen versteht man die beiden Reiche Dänemark und Schweden mit Norwegen, und wie wir es früher mit der pyrenäischen Halbinsel gemacht, so werden wir auch hier erst die Beschreibung der einzelnen Länder, und dann die so mannigfaltig verflochtene Geschichte beider Reiche vortragen.

A) Das Königreich Dänemark.

Der dänische Staat besteht aus dem zwischen der Ost- und Nordsee gelegenen Königreiche Dänemark, den Färöer und der Insel Island. Das eigentliche Dänemark, aus einer großen von Deutschland gegen Norden sich erstreckenden Halbinsel (**Chersonesus cimbrica**) und vielen größeren und kleineren Inseln bestehend, liegt zwischen **53° 21′** und **57° 42′** N. Br. Gegen Süden gränzt es an die Elbe und das Hamburger Gebiet, gegen Westen und Norden an die Nordsee, von den Dänen Westsee genannt, gegen Osten an die Ostsee und Mecklenburg. Diese Ländermasse umfaßt auf etwa **1047** □ M. über **2,000,000** Einwohner oder fast **2000** auf die □ M. Das Meer, welches Dänemark umgiebt und durchschneidet, führt folgende Namen. Der Kanal, welcher Dänemark von Norwegen und Schweden trennt, heißt das Kattegat (**Sinus codanus**); er ist, vorzüglich in seinem nördlichsten Theile, wegen Stürme und Untiefen den Schiffen höchst gefährlich. Aus diesem Theile des Meers gelangt man in die Ostsee durch 3 Meerengen: der kleine Belt, zwischen Schleswig und Fünen, an der engsten Stelle kaum ¼ M. breit; der große Belt, zwischen Fünen und Seeland, 3—5 M. breit; beide werden wegen der Sandbänke, der Strömungen aus der Ostsee in die Nordsee und der in solcher Enge gefährlichen Stürme von größeren Schiffen gemieden. Diese gehen alle durch den Sund oder Oeresund, zwischen Seeland und Schweden, welcher an 9 M. lang, von sehr verschiedener Breite, und wo er am schmalsten, ½ M. breit ist. Alle diese Meerengen, besonders die Belte, frieren nicht selten zu. — Ganz Dänemark ist, mit Ausnahme einiger Hügel, ein durchaus flaches Land, welches selbst an seiner Westseite viel vom Meere gelitten und nur durch Deiche gegen die Wellen geschützt ist. Die Mitte der Halbinsel durchzieht in ihrer ganzen Länge ein ganz unbedeutender sandiger Landrücken, dessen höchster Punkt, in Nord-Jütland, der Himmelsberg, etwa **1200** F. hoch ist. Auch die Inseln sind flach und höchstens hügelig, nur am südöstlichen Rande von Seeland bei Stevens Klint, und auf der Küste der benachbarten Insel Moen erheben sich gegen Osten

schroffe, über 200 Fuß hohe Kreidefelsen. Eben so ist die Insel Bornholm etwas gebirgig. — Dänemark kann vermöge seiner Beschaffenheit keine bedeutenden Flüsse haben; der ansehnlichste ist die Eider, welche Schleswig von Holstein trennt, von Osten gegen Westen fließt und durch einen Kanal die Verbindung der Ost- und Nordsee bewirkt. Dieser Kanal ist 6 Meilen lang, 100 F. breit und 10 Fuß tief und hat 6 Schleusen; er mündet einerseits in den Kieler Meerbusen, geht dann durch den Flemhuder-See und mündet endlich bei Rendsburg in die Eider. Die Eider ward schon zu Carls des Gr. Zeiten als die Gränze des fränkischen und nachmals des deutschen Reiches betrachtet. Die Elbe macht die südliche Gränze des Landes und nimmt die Steckenitz auf, welche vermittelst der Trave mit der Ostsee in Verbindung steht. Die übrigen Flüsse sind ganz unbedeutend. An mehreren Stellen ist das Land von langen, tief eindringenden Meerbusen (Fiorde) durchschnitten. So der 20 M. lange Lymfiord in Nord-Jütland, welcher bei den großen Sturmfluthen 1825 die schmalen Dünen durchbrochen hat, welche ihn sonst von der Nordsee trennten, so daß jetzt die nördlichste Spitze von Jütland völlig zur Insel geworden ist; der Schlei in Schleswig; der Kieler Meerbusen, und der Isefiord im nördlichen Seeland. An andern Stellen, besonders an der Westküste der Halbinsel, sind ehemalige Meerbusen durch Sanddünen vom Meere getrennt zu Binnenseen geworden; eben so der Arresee im nördlichen Seeland. In den deutschen Provinzen liegen der Plöner-, der Selenter- und der Ratzeburger-See. — Der Boden Dänemarks kann in 3 Hauptarten getheilt werden. Der von Süden nach Norden gehende Höhenzug ist sandig, unfruchtbar und höchstens nur mit Wald bestanden; ein ähnlicher unfruchtbarer Strich zieht sich auch durch die Mitte der größeren Inseln Fünen und Seeland. Auf beiden Seiten dieser öden Haidegegend liegen die besseren Landstriche, worunter besonders westlich viele herrliche Marschländer; andre von mittlerer Beschaffenheit werden Geestboden genannt und sind ebenfalls fruchtbar. Am ergiebigsten ist Holstein und Schleswig, besonders an Getreide; Jütland eignet sich mehr zur Viehzucht. Die Inseln sind meist, einige sogar, wie Laaland, ausgezeichnet fruchtbar. Das Klima ist für die nördliche Lage eher gemäßigt als kalt zu nennen, sehr feucht und besonders häufigen Stürmen ausgesetzt, welche, wie alle Seeluft, dem Wachsthum der Bäume in manchen Gegenden hinderlich sind. — Hauptprodukte sind Vieh, Getreide und Fische. Holstein und Jütland liefern das beste Rindvieh; ersteres zugleich eine ausgezeichnete Pferderasse. Holstein, Schleswig und mehrere Inseln bauen so viel Getreide, daß es im Ganzen ein Ausfuhrartikel ist. Die See liefert eine unendliche Menge von Fischen, besonders wichtig ist der Heringsfang. Vom Obste gedeihen die feineren Sorten nicht mehr über

als im Freien. Ein empfindlicher Mangel für das nördliche Land ist der des Holzes; man ist in früheren Jahrhunderten unverzeihlich verschwenderisch mit den Waldungen umgegangen, und da wo sie einmal ausgerottet sind, hält es unendlich schwer sie in dem stürmischen Klima wieder anzupflanzen; doch hat namentlich Seeland noch ausgezeichnet schöne Buchenwälder. Etwas Steinkohlen von Bornholm, Torf der hin und wieder gegraben wird, und das Holz welches von den Ostseehäfen eingeführt wird, decken den Mangel einigermaßen; Aermere behelfen sich in manchen Gegenden mit Seegras, Stroh, Mist u. a. Eben so leidet das Land Mangel an Salz; es besitzt nur eine sehr mittelmäßige Saline bei Oldeslohe im Holsteinschen. An Fossilien ist weiter nichts als etwas Gyps bei Segeberg in Holstein, Kalk und Kreide, Sandstein und Steinkohlen auf Bornholm vorhanden.

Die Dänen sind nahe Stammverwandte der Schweden und Norweger, Völker, welche alle zum germanischen Stamme gehören; sie sind die Bewohner Jütlands und der Inseln. In Schleswig wohnen Deutsche, Dänen und Friesen, und in Holstein machen die Deutschen die Mehrzahl aus, nur die westlichen Gegenden werden von Friesen bewohnt. Die Friesen, ein altes germanisches Volk, haben ihre alte Sprache und manches von ihren Sitten beibehalten; sie bewohnen die ganze westliche Küste von Holstein und Schleswig und die davor liegenden Inseln. Uebrigens ist die deutsche Sprache auch in Kopenhagen bei den höheren Ständen sehr gebräuchlich. — Die lutherische Religion ist die herrschende, doch haben andre Parteien, die indeß sehr wenig zahlreich sind, vollkommene Freiheit; nur zu Kopenhagen, Fridericia und Altona giebt es reformirte Gemeinden. Die lutherische Kirche hat hier noch das Amt der Bischöfe beibehalten, welche indeß keine andre Wirksamkeit haben, als die der General-Superintendenten in andern Ländern, auch ist dies der Titel des vornehmsten Geistlichen in Schleswig und Holstein. — Der Bauer lebt hier im Ganzen noch in sehr gedrückten Verhältnissen, obgleich schon 1788 Christian VII. die eigentliche Leibeigenschaft aufgehoben; und dies nebst dem trägen phlegmatischen Charakter des niedern Volkes ist ein Hauptgrund des noch immer sehr mittelmäßigen Anbaues des Landes. Fabriken sind außer Kopenhagen und Altona kaum vorhanden; desto bedeutender aber ist der Handel, welcher sich über alle Welttheile ausbreitet.

Man rechnet in Dänemark nach Reichsthalern, Marken und Schillingen: 1 Rthlr. hat 6 Mark oder 96 Schill. An Kupfermünzen sind ein und zwei Schillingstücke; in Silber Speciesthaler zu 2 Reichsthälern; ferner in Gold: Dukaten, von dem gewöhnlichen Werthe, und Christiansd'or gleich unsern Friedrichsd'ors, im Umlaufe. Uebrigens sieht man beinahe nichts als Papiergeld in Dänemark.

Die Seemacht Dänemarks war ehemals sehr bedeutend und wegen ihrer Trefflichkeit berühmt; die Wegführung der Flotte 1807 durch die Engländer, und mehr als dies der Verlust Norwegens, welches die besten Matrosen lieferte, haben die dänische Seemacht vielleicht für immer vernichtet.

Dänemark ist seit 1660, kraft der Souveralnitätsacte, eine unumschränkte Monarchie, ohne Landstände; die Krone ist in männlicher und weiblicher Linie erblich, doch muß der König der augsburgischen Confession zugethan seyn. — Man zählt 2 Ritterorden: der Elephantenorden; der Dannebrogsorden, welcher 1808 zu den bisherigen 4 Klassen noch eine fünfte von Dannebrogsmännern erhalten hat.

Eintheilung.

Das eigentliche Dänemark wird in 7 Stiftsämter getheilt, wovon jedes zugleich den Sprengel eines Bischofs ausmacht, und deren 3 auf die Inseln, nemlich Seeland, Fünen und Laaland, kommen, und 4, nemlich: Aalborg, Wiborg, Aarhuus und Ribe oder Ripen, auf Jütland. Dazu kommen die beiden Herzogthümer Schleswig oder Süd-Jütland, und Holstein, nebst der Grafschaft Lauenburg. Wegen dieser beiden letzten zu Deutschland gehörigen Besitzungen ist der König von Dänemark Mitglied des deutschen Bundes.

Die Insel Seeland (dän. Sjelland), die größte aller benachbarten Inseln, zwischen dem großen Belt und dem Sunde. Sie hat einen wellenförmigen, meist fruchtbaren Boden und stellenweise vortreffliche Buchenwaldungen; Nadelholz ist nicht vorhanden. An ihrer östlichen Küste, unter 55° 41′ N. Br. und zwar an der schmalen Meerenge, welche hier die kleine Insel Amack (dän. Amager) von Seeland trennt, liegt die Hauptstadt des Reichs:

Kopenhagen oder Kiöbenhavn, zugleich die stärkste Festung des Landes, mit 115,000 Einw. Sie liegt zu beiden Seiten der Meerenge, doch so, daß der bei weitem größte Theil, aus der Alt- und Neustadt bestehend, auf Seeland, der kleinste Theil aber Christianshafen genannt auf Amack liegt. Die Meerenge bildet den vortrefflichen, geräumigen und sichern Hafen. Die Einfahrt ist am nördlichen Ende, durch die beiden im Meere auf Pfahlwerk erbauten Batterien: Pröveſteen und drei Kronen, so wie durch die am Ufer liegende Citadelle Friedrichshafen geschützt; südlich ist die Meerenge durch eine Brücke gesperrt und über diese hinaus das Wasser auch für größere Schiffe nicht mehr tief genug. Ueber den Hafen führen 3 Brücken: am südlichen Ende die lange Brücke, 220 Ellen lang, 1686 erbaut und nur für Fußgänger bestimmt; in der Mitte die Knüppelbrücke, 1620 erbaut, 150 Ellen

lang und mit einer Zugbrücke versehen, zwischen diesen beiden Brücken steht mitten im Wasser das sogenannte Wahrzeichen der Stadt, auf einer hohen Säule eine Leda mit dem Schwane, welche 1611 in Schweden erbeutet und hierher versetzt ward; am Eingang des Hafens eine andre ebenfalls nur für Fußgänger, 600 Ellen lang, sie dient auch den Hafen zu schließen; alle 3 sind von Holz. Der Hafen selbst ist der Länge nach durch ein Pfahlwerk getheilt, so daß die Amacker Seite für die Kriegsflotte, die andre für die Kauffahrdeischiffe bestimmt ist. Aus dieser Meerenge oder Hafen gehen mehrere Kanäle in die Stadt, wovon die größten mittelmäßige Seeschiffe aufnehmen können. Dicht an der Landseite der Stadt befindet sich ein kleiner See, so daß sie beinahe ganz vom Wasser umgeben ist. — Kopenhagen ist im Ganzen vortrefflich gebaut, mit schönen, geraden, gut gepflasterten Straßen und mehreren schönen Plätzen. Die eigentliche Stadt wird in 2 Hälften, südlich die Altstadt und nördlich die Neustadt, beide durch die schöne, gerade Gothenstraße getrennt, eingetheilt; der südöstliche Theil der Neustadt wird auch wohl Friedrichstadt oder Amalienburg genannt und enthält die schönsten Straßen und Gebäude. Uebrigens ist zu merken, daß, da die Altstadt 1728 gänzlich abbrannte, die jetzige eigentlich neuer ist als die Neustadt; nur hat beim Wiederaufbau die Unregelmäßigkeit der Straßen nicht ganz vermieden werden können. — In der Altstadt sind zu bemerken: das königliche Schloß Christiansburg, auf einem großen freien Platz rings von Kanälen umgeben. Es ist erst ganz kürzlich fertig geworden, nachdem 1794 eine furchtbare Feuersbrunst das frühere Schloß größtentheils in Asche gelegt hatte. In dem großen Rittersaal ist ein herrliches Basrelief von Thorwaldsen, Alexanders Einzug in Babylon, aufgestellt. In einem nördlichen Seitengebäude ist die Schloßkirche und in einem südlich mit dem Schlosse verbundenen Gebäude die große königliche Bibliothek von 400,000 Bänden aufgestellt. Hinter dem Schlosse ist ein großer zur Reitbahn eingerichteter Hof von schönen Stallgebäuden umgeben. Westlich dem Schlosse gegenüber liegt ein kleineres Schloß, welches theils von Prinzen, theils von hohen Staatsbeamten bewohnt wird. — Das seit 1805 neu erbaute schöne Rathhaus, nachdem ein älteres 1795 abgebrannt war. Die Börse, in der Nähe des Schlosses, zwischen 2 Kanälen; dieses schöne im gothischen Styl ausgeführtes Gebäude wurde von 1622—1642 erbaut und enthält in seinem Erdgeschoß viele gewölbte Keller zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern und in dem obern Geschoß das eigentliche Börsenlocal und viele Kaufladen. — Die Frauenkirche, seit 1811 neu erbaut, da die ältere beim Bombardement 1807 abbrannte, sie ist 1829 wieder eingeweiht worden und ist mit mehreren Meisterwerken Thorwaldsens, namentlich einem kolossalen Christus und den Statuen der 12 Apostel, im Innern geschmückt. — Die Drei-

einigkeitskirche, gewöhnlich die runde Kirche genannt, wegen ihres **115** F. hohen runden Thurmes, in dessen Innerm ein Schneckengewölbe zur Höhe führt, so daß man allenfalls hinauf fahren könnte. Oben befindet sich die Sternwarte. Ueber dem Gewölbe der Kirche ist die Universitäts-Bibliothek und das Museum der nordischen Alterthümer aufgestellt. Endlich die durch die Feuersbrünste **1795** und **1807** äußerst beschädigten Universitätsgebäude, statt deren jetzt ein neues Gebäude aufgeführt wird. — In der Neustadt liegen: der große, aber unregelmäßige, neue Königsmarkt, mit einer aus Blei gegossenen Statue Christians V. zu Pferde: sie ward **1688** errichtet. An diesen Platz stoßen: das Schloß Charlottenburg, jetzt der Sitz der Akademie der Künste mit ihren Sammlungen und ihrer Bibliothek; hinter demselben befindet sich der botanische Garten: das Komödienhaus, zu klein für die Größe der Stadt. Das alte Schloß Rosenburg, am nordwestlichen Ende der Stadt, ein gothisches Gebäude, mit Gräben umgeben; es enthält die Reichskleinodien, viele Kunstsachen, eine treffliche Mineraliensammlung, eine Münzsammlung und andres der Art. Der große Garten, der das Schloß umgiebt, ist ein schöner öffentlicher Spaziergang. — In dem östlichen Theile der Neustadt, der am schönsten gebaute, welcher die Friedrichsstadt oder Amalienburg heißt, liegen: der schöne, von **4** gleichförmig gebauten Pallästen umgebene achteckige Friedrichsplatz, mit einer ehernen Statue Friedrichs V. zu Pferde geziert. Die **1749** angefangene, aber nie vollendete, und daher schon sehr verwitterte Friedrichskirche, von norwegischem Marmor. Das große und schöne Friedrichshospital und das große Entbindungshaus, welches so zweckmäßig eingerichtet ist, das oft Frauen aus den höheren Ständen dort ihre Wochen halten. — In Christianshafen, wo die meiste auf Schiffbau und Handel sich beziehende Thätigkeit herrscht, liegen die Gebäude der asiatischen Handelsgesellschaft, das große Seearsenal, die Docke zur Ausbesserung der Schiffe, mehrere Schiffsbauplätze u. s. w. Das schönste Gebäude aber ist die Kirche des Erlösers, **1682 — 94** erbaut, mit ihrem **144** Ellen hohen Thurme, an welchem man äußerlich auf einer schönen Wendeltreppe bis zur Spitze emporsteigen kann. Die Insel Amack, auf welcher dieser Theil der Stadt liegt, ist etwa $1^1/_2$ M. lang, $^3/_4$ M. breit, durchaus eben, fast ganz baumlos und hat zwar einen sehr fruchtbaren Boden, aber Mangel an Trinkwasser. Die Mehrzahl ihrer **4000** Bewohner besteht aus den Abkömmlingen der Holländer, welche **1516** hierher gerufen wurden. Sie haben noch zum Theil ihre Sprache und ihre Kleidertracht beibehalten, sind fleißige Gärtner und versehen die Stadt mit Küchengewächsen. Außerhalb der Festungswerke liegen noch einige unbedeutende Vorstädte, nach ihrer Lage Westerbroe, Nörrebroe und Oesterbroe oder Amagerbroe, letztere auf der Insel Amack, genannt. — Kopenhagen ist für das ganze König-

reich der einzige Mittelpunkt der Wissenschaften, der Industrie und des Handels. Die hiesige Universität ward 1478 gestiftet und 1539 nach der Reformation neu eingerichtet; mit ihr ist jetzt ein polytechnisches Institut vereinigt. Außerdem giebt es in Kopenhagen eine Akademie der bildenden Künste; eine königl. Gesellschaft der Wissenschaften; eine andre für die nordische Sprache und Geschichte und viele andre wissenschaftliche Vereine und Anstalten; zu letzteren gehört vorzüglich die schöne Classensche Bibliothek für den ganzen Umfang der Naturwissenschaften, welche ihr Stifter nebst einem schönen Gebäude zum öffentlichen Gebrauche bestimmt und ansehnlich ausgestattet hat. Zahlreiche Fabriken beschäftigen an 1,000 Menschen; merkwürdig ist die trefflich eingerichtete Porzellanfabrik. Der Handel von Kopenhagen war vor den letzten Kriegen außerordentlich bedeutend, die Stadt zählte an 350 eigene Schiffe; ihre überaus günstige Lage wird sie stets zu einer der ersten Handelsstädte machen. Bis ins 12te Jahrhundert war Kopenhagen ein unbedeutender Ort, vielleicht nur ein Dorf; beinahe 200 Jahre lang gehörte sie den Bischöfen von Rothschild, wo auch die Könige gewöhnlich wohnten, bis sie endlich 1443 zur Residenz erwählt wurde. Wenige Städte haben durch Brand so außerordentlich gelitten, als Kopenhagen: 1728 brannte der größte Theil der Altstadt ab; 1794 in der Nacht vom 26ten zum 27ten Februar brannte das königliche Schloß ab, und ein Jahr darauf am 5ten Juny wurden 943 Häuser ein Raub der Flammen, und bei dem fürchterlichen Bombardement vom 2. bis 5. Sept. 1807 verbrannten abermals an 400 Häuser und 2000 wurden beschädigt, wobei an 2000 Menschen das Leben verloren. Diesen wiederholten Unglücksfällen ist es zuzuschreiben, daß Kopenhagen in Verhältniß zu seiner Größe so wenige Thürme und keine älteren Gebäude als aus dem 17ten Jahrhundert besitzt.

In der nächsten Umgebung von Kopenhagen, etwa $^1/_2$ St. von der Stadt nach W., liegt auf einem Hügel das königl. Lustschloß Friedrichsberg, mit einem großen und schönen Garten, der besuchteste Spatziergang der Kopenhagener. Auf der Straße, welche von Kopenhagen nach Helsingör führt, kommt man zuerst nach einem angenehmen Lustwäldchen am Meere, Charlottenlund, und $^1/_2$ Meile weiter nach dem im Juny und July von den Kopenhagenern viel besuchten Thiergarten, ebenfalls am Meere, wo dann Gaukler, Seiltänzer, Kunstreiter u. s. w. ihr Wesen treiben. Westlich davon liegt das Lustschloß Sorgenfrei mit einem schönen Garten an einem Landsee. Einige Meilen weiter nördlich bei Hirschholm lag ein vor einigen Jahren abgetragenes königliches Schloß. Nordwestlich, 4 Meilen von Kopenhagen, liegt auf einer Insel in einem Landsee das schöne gothische Schloß Friedrichsburg, mit einer prachtvollen Kirche, worin mehrere Könige gekrönt worden sind; und eine Meile weiter nördlich, am

Esrommer-See, das Schloß Friedensburg, mit einer Gemäldesammlung.

Am Sunde, wo er am schmalsten ist, (7611 Ellen, auf dem Eise gemessen), der schwedischen Stadt Helsingborg gegenüber, liegt die kleine aber freundliche Stadt Helsingör oder Elsinör, am Fuße des hohen Ufers; ihr zur Seite, aber höher, liegt das gothische befestigte Schloß Kronenburg, von welchem man ehemals, aber fälschlich, behauptete, daß es mit seinen Geschützen einer Flotte den Durchgang durch den Sund wehren könnte. Bei dieser Festung wird von allen vorbeisegelnden Schiffen der Sundzoll entrichtet, welcher in günstigen Jahren nahe an 1 Million einbringt. Die Aussicht von Helsingör und noch besser vom Kronenburger Schloß über den oft mit Hunderten von Schiffen bedeckten Sund und die nahe schwedische Küste ist vielleicht einzig in der Welt. Die kleine Stadt von etwa 6000 Einw. ist außerordentlich belebt, nur im Winter, wo der Sund mit Eis belegt ist, aber doch selten ganz zufriert, tritt hier Stille ein. Vor kurzem ist hier ein Seebad angelegt worden. Rothschild oder vielmehr Roeskilde, d. h. Ruhmquelle, 4 M. westlich von Kopenhagen, unfern des Roeskildesfiords, welcher den östlichen Zweig des großen Issefiords ausmacht, die älteste Stadt Seelands, einst der Sitz mächtiger Bischöfe und Residenz der Könige; seitdem aber Kopenhagen aufgeblüht, ist sie so herabgekommen, daß sie kaum noch 2000 Einw. zählt. Merkwürdig ist sie durch die schöne Dreifaltigkeitskirche oder den Dom, welcher eine große Zahl schöner Denkmähler dänischer Könige enthält. Die Kirche soll schon im 10ten Jahrhundert vorhanden gewesen seyn, ist aber 3 Mal, 1282, 1443 und 1525 abgebrannt, und soll jetzt nicht mehr so prächtig seyn, als sie ehemals war; 2 schöne Thürme zieren sie.

Außerdem sind auf Seeland nur noch zu merken: die Festung Korsör am großen Belt, die gewöhnliche Ueberfahrt nach Nyeborg in Fünen, und die kleine Stadt Sorö, in der Mitte der Insel an einem See, wo 1586 aus einem aufgehobenen Kloster eine Schulanstalt gegründet ward, welche später in eine Ritterakademie für Adelige umgewandelt, mehrere Male eingegangen, wieder hergestellt und endlich 1821 aufs neue als gelehrte Schulanstalt für die gebildeten Stände eingerichtet worden ist.

Die Insel Fünen oder Fyen, die größte nach Seeland, hat zwar einen fruchtbaren Boden und schönen Getreide- und Obstbau, sonst aber wenig Merkwürdiges. Der Hauptort Odense, an einem Kanal, unweit des Meerbusens Stegestrand, mit 7000 Einw. und einem Schlosse, besitzt eine Sammlung aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in Dänemark und außerhalb gedruckter dänischer Bücher.

Um diese größeren Inseln herum liegen mehrere von mittler Größe und kleinere, so südlich Langeland, Laaland, Fal-

ster und Moen; nördlich Samsoe und einige kleinere, welche sämmtlich beinahe ganz flach, zum Theil baumlos sind, aber meist guten Getreideboden haben. Unter den darauf liegenden Städtchen ist keine von Bedeutung. — Weit östlich, zwischen der schwedischen und pommerschen Küste, liegt die etwas bergige Insel Bornholm, wo Sand- und Kalksteine, auch Mühlsteine gebrochen werden und wo sich Steinkohlen finden. Der etwas befestigte Hauptort Rönne oder Rottum hat 3000 Einw. Nordöstlich von Bornholm liegen drei ganz kleine Inseln und auf der größten Christiansoe, eine kleine Festung gleiches Namens, mit einem Leuchtthurm, die zum Staatsgefängniß dient.

Das dänische feste Land, oder die Halbinsel, wird getheilt in Jütland und die beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein; oder wie es in Dänemark gewöhnlicher ist, in Nord-Jylland (Jütland), Söder-Jylland (Schleswig) und Holstein. In Nord-Jylland sind blos die durch einigen Handel und Fischfang belebten Städtchen Aalborg am Lymfiord, mit einigen Fabriken und 7500 Einw.; Wiborg, im Innern des Landes am Asmilder-See; Aarhuus, am Kattegat, mit 7000 Einw. und lebhaftem Handel; Ribe oder Ripen, unweit der Nordsee, zugleich die Hauptörter der 4 Stiftsämter, und die Festung Fridericia, am kleinen Belt, wo der Zoll entrichtet wird und die gewöhnliche Ueberfahrt nach Fünen ist, zu merken. Die äußerste nördliche Spitze von Jütland, Skagenshorn, mit dem Städtchen Skagen, ist ein den Schiffern höchst furchtbarer Punkt. Die mächtige Strömung aus der Ostsee begegnet hier den heftigen Wellen und den Nordweststürmen der Nordsee, und weit und breit bietet die flache sandige Küste keinen Hafen und keine Zuflucht; auch sieht man hier am Skager Rack (Riff oder Sandbank von Skagen) auf einer Strecke von 16 Meilen oft eine unabsehliche Reihe, gleich einer Allee oder Pallisaden, von Masten und Gerippen der gestrandeten Schiffe. Viele, wenn sie dem Sturme nicht länger widerstehehen können, treiben absichtlich mit vollen Segeln aufs Land, wo das Schiff sich tief in den Sand einschneidet und zwar auf die Seite fällt, aber doch die Mannschaft und ein Theil des Schiffsgutes gerettet wird. Der Rumpf eines solchen Schiffes bleibt oft noch viele Jahrzehende stehen.

In Süd-Jütland (Söder-Jylland) oder dem Herzogthum Schleswig liegen: die Hauptstadt Schleswig (Sleswig) eine wohlgebaute Stadt an dem langen aber wenig tiefen Meerbusen Schlei, sie zählt an 11000 Einw. Auf einer Insel im Meerbusen liegt das Schloß Gottorp, wo der Sitz des Statthalters beider Herzogthümer und der Landesregierung ist. Der Handel ist unbedeutend. Der wichtigste Ort der Provinz ist Flensburg, am Meerbusen gleiches Namens, mit einem guten Hafen, einigen Fabriken, besonders großen Branntweinbrennereien, und

an 16000 Einw. Zwischen Flensburg und Schleswig liegt das 4 M. lange und breite Land der Angeln, von wo einst die Bewohner, in Verbindung mit Sachsen, nach Britannien übergegangen und diesem Lande den Namen England gegeben haben. Apenrade und Hadersleben, jede an einem aus dem kleinen Belt ins Land tretenden Meerbusen, haben ebenfalls lebhaften Handel. Die kleine Festung Friedrichsort, sonst Christianspreis, beschützt den Eingang zum Kieler Meerbusen. — Die westliche Küste von Schleswig, meist von Friesen bewohnt, ist ein sehr fruchtbares, aber tiefes Marschland, welches nur an wenigen Stellen durch natürliche Dünen gegen die Gewalt der Springfluthen gesichert ist, an den meisten durch künstliche Deiche geschützt wird. Die davor liegenden Inseln Röm, Sylt, Föhr u. a. haben weder Bau- noch Brennholz, nicht einmal Torf, und müssen sich des mit Stroh vermischten Kuhmistes zur Feuerung bedienen; Quellwasser fehlt gänzlich, das Regenwasser muß es ersetzen. Die ehemals größte und blühendste, Nordstrand, hatte zwar schon im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert zu verschiedenen Malen durch Ueberschwemmungen gelitten, zuletzt aber ward sie 1634 so fürchterlich überschwemmt, daß über 6000 Menschen und 50000 Stück Vieh in den Wellen umkamen. Die Ueberbleibsel dieser schönen Insel sind die jetzige Insel Pelworn, die kleine Insel Nordstrand und einige unbedeutende Holme. Auch bei der großen Sturmfluth am 3—4. Februar 1825 haben diese Inseln wieder sehr gelitten. Zwischen diesen Inseln und der Küste werden viel Austern gefangen. Auf der Küste selbst, besonders in der Gegend von Tondern oder Tundern beschäftigen sich 10—12000 Menschen mit der Spitzenverfertigung. — Zu Schleswig gehört noch die weit östlich davon, an der Holsteinschen Küste gelegene Insel Femern, sie ist durchaus eben und baumlos; die Einwohner machen viel Gerstengrütze und Graupen und verfertigen wollene Strümpfe.

Das Herzogthum Holstein ist von den ältesten Zeiten her und jetzt wieder als ein Theil des deutschen Reiches betrachtet worden; nur auf kurze Zeit, nach Auflösung des Reichs 1806, ward es dem Königreiche Dänemark einverleibt, ist aber seit 1814 wieder in seine alten Verhältnisse zu Deutschland getreten. Hier wie in Schleswig und Jütland zieht sich durch die Mitte des Landes ein öder sandiger Haidezug, welcher westwärts sehr sanft in die herrlichsten Marschländer sich verliert; der östliche kleinere Abhang ist hügelig, mit vielen kleinen Seen und schönen Buchenwäldern bedeckt und gehört zu den lieblichsten Gegenden des nördlichen Deutschlands, besonders ist die Gegend bei Ploen dafür bekannt. Die westlichen Marschgegenden haben keine Städte, aber schöne Dörfer und Flecken; ihre Bewohner, die Dithmarsen, ein altsächsischer Stamm, vertheidigten ihre Freiheit lange hartnäckig und

wurden erst 1559 von den Dänen überwunden. — Die Hauptstadt Holsteins ist Glücksburg, ein ehemals fester Ort in einer tiefen, ungesunden Marschgegend, ohne Trinkwasser, an der Elbe, mit 5000 Einwohnern und geringem Handel. Ungleich bedeutender und die zweite Stadt im Reiche ist

Altona, an der Elbe, in einer so geringen Entfernung von Hamburg, daß ihr diese Nähe ihren Namen (Allzunah) gegeben, mit über 26000 Einwohnern von allen christlichen Confessionen; auch die Juden können das Bürgerrecht erwerben. Sie war bis 1500 ein unbedeutendes Fischerdorf, und erhielt erst städtische Rechte 1664; seitdem aber hat sie sich durch Betriebsamkeit, Fabriken und durch den Antheil, welchen ihr die Nähe an Hamburgs Handel verschafft, zu einer sehr wohlhabenden Stadt erhoben. Sie ist freundlich und schön, amphitheatralisch am Ufer erbaut, mit breiten und geraden Straßen, unter welchen sich besonders die Palmaille, die zugleich ein Spatziergang ist, auszeichnet. Die lutherische Kirche, das Rathhaus und das Waisenhaus sind die schönsten Gebäude. In dem nahe bei der Stadt liegenden Dorfe Ottensen steht ein kleines Denkmahl des 1803 zu Hamburg gestorbenen und hier begrabenen Klopsteck. Eine Stunde weiter am hier hohen Elbufer liegt das von Fischern, Schiffern und Lootsen bewohnte Dorf Blankenese, mit vielen herrlichen Gärten und Landhäusern. — Nordöstlich von Hamburg liegt der kleine Fabrikort Wandsbeck, mit Kattun- und Wollfabriken und 1000 Einw. Der Ort ist durch Claudius, der sich in seinen Schriften den Wandsbecker Boten nennt, bekannt geworden. — In dem östlichen Theile des Landes liegt das Städtchen Oldesiohe mit der einzigen Saline im Dänischen, und einige Meilen nördlicher der ganz isolirte und dadurch wie durch seine Aehnlichkeit mit dem Lüneburger merkwürdige Gypsberg bei Segeberg. Im nördlichen, an einem Meerbusen der Ostsee, der Kieler Ferd genannt, und in einer schönen Gegend die Stadt Kiel, mit 10000 Einw. Die hiesige 1665 gestiftete Universität besitzt eine schöne Bibliothek, einen botanischen Garten u. s. w.; die Zahl der Studirenden beträgt selten über 2 bis 300. Der vortreffliche Hafen und die Verbindung mit Hamburg und Kopenhagen begünstigt den Handel sehr; die jährliche Messe, der Umschlag genannt, ist berühmt. — Die Festung Rendsburg, an der Eider, wo der Kanal mündet, mit 7000 Einw., in einer öden Haidegegend.

In dem seit 1814 erworbenen Herzogthum Sachsen-Lauenburg liegen: die Stadt Ratzeburg, auf einer Insel im gleichnamigen See, wovon ein Theil zu Mecklenburg-Strelitz gehört; und die Stadt Lauenburg, mit 3500 Einw. an der Elbe und Steckenitz, auf welcher die Waaren nach Lübeck geschafft werden. Hier wird ein Zoll von den Elbschiffen erhoben.

Die Färoer; d. h. die Schaf-Inseln. Sie bilden, zwischen dem 61° 15′ und 62° 20′ N. Br. im NW. von Schottland, eine Gruppe von 25 größeren und kleineren Inseln, wovon indeß nur 17 bewohnt sind. Sie sind durchaus kahl und baumlos, weil die häufigen außerordentlich heftigen Stürme keinen Baumwuchs gestatten. Ihr Felsenboden ist nur spärlich mit einer fruchtbaren Dammerde bedeckt und der Ackerbau, obwohl ihn das Klima noch erlaubt, ist sehr unbedeutend; desto besser gedeiht die Vieh- und vorzüglich die Schafzucht: diese so wie der Vögel- und Fischfang sind der Gegenstand einiges Handels. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 6600. — Der Hauptort Thorshavn, mit einem guten Hafen und einer lateinischen Schule, ist der Sitz des Landvogts und der Hauptmarktplatz dieser Inseln. Der Ort liegt auf der größten der Färoer, Strömoe. In der Nähe dieser Inseln, besonders an der südlichen Spitze von Süderoe, sind einige höchst gefährliche Strömungen und Strudel im Meere.

Die Insel Island.

Diese wenig bewohnte, im hohen Norden gelegene Insel ist dennoch einer der interessantesten Punkte von Europa. Sie liegt zwischen dem 63° 35′ und 66° 30′ N. Br. und dem 353° und 3° O. L.; ihrer Lage nach gehört sie mehr zu Amerika, da aber ihre Geschichte sie mit Europa verknüpft, so wollen wir ihr diese Stelle lassen. Sie enthält jetzt auf 1800 □ M. nicht viel über 54000 Einw. Die ganze Insel gewährt einen höchst wilden, Schauder erregenden Anblick, überall ist sie von hohen, kahlen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirgen durchschnitten; überall zeigen sich schroffe Felsen und ungeheure Lavaströme, die oft mehrere Meilen bedecken, hier Hraune genannt; überall zeigen sich die Spuren von fürchterlichen Erdbeben und verwüstenden Revolutionen. Kein Baum erfreut das Auge, nur niederes Birkengestripp erhält sich kümmerlich an den günstigsten Stellen, und doch ist diese Insel einst ungleich bewohnter und blühender gewesen, hat eine schöne Zeit der Wissenschaften und der Poesie gehabt und zahlreiche Dichter und ausgezeichnete Geschichtschreiber hervorgebracht. Die meisten Gebirge der Insel sind mit ewigem Schnee bedeckt, und Lawinen, Sniofiod, sind hier gewöhnliche Erscheinungen; solche Schneeberge heißen hier Jökull. Viele dieser Berge aber sind zugleich feuerspeiende; von diesen ist der Hekla, etwa 5000 F. hoch, wohl nur darum der berühmteste, theils weil er an der von europäischen Schiffen besuchtesten Südküste liegt, theils auch weil seine häufigen Ausbrüche schon seit 1004 bekannt sind, während viele andre isländische Vulkane erst später thätig oder bekannt geworden; so der Krabla unweit der nördlichen Küste, dessen erster

Ausbruch 1724 geschah; worauf bald die benachbarten Berge Leirniukur, Biarnaflag und Hitzool ebenfalls Eruptionen hatten. Um dieselbe Zeit entzündeten sich die Berge Kötligiau und Oeraifa an der südlichen Küste, und eben so giebt es noch mehrere in den verschiedenen Theilen der Insel. In der genauesten Verbindung mit den Vulkanen stehen ohne Zweifel die in Island unendlich häufigen heißen Quellen, welche man an allen Küsten, vorzugsweise aber an der südwestlichen findet. Man unterscheidet sie in solche, welche ruhig fließen, und dann heißen sie Laugar oder Bäder, und in solche, welche emporwallen und oft die herrlichsten Springbrunnen bilden, diese heißen Huer oder Kittel, d. h. Kessel. Die Temperatur und die Beschaffenheit des Wassers ist sehr verschieden, einige haben nur lauwarmes, andre siedendheißes; einige gewöhnliches und wohlschmeckendes, andre schwefeliges, weißlich, gelblich und röthlich gefärbtes trübes Wasser. Ueberall bereitet man sich in ihrer Nähe mit leichter Mühe warme Bäder, deren Temperatur man durch Hinzulassen kalter Bäche nach Willkühr verändert. Der berühmteste von den unzähligen Huern auf Island ist der bekannte Geiser, 6—8 Meilen nördlich vom Hekla, in der Nähe vom Skalholt, beim Hofe Haukadal. Hier befinden sich in einem Umfange von etwa 900 Schritten vier größere und mehrere kleinere heiße Quellen, nemlich der große und der kleine Geiser und der große und kleine Strock, jeder von mehreren kleineren Quellen umgeben. Die kleineren treiben das Wasser nur auf etwa 4 Fuß, die größeren zu einer ungeheuern Höhe. Die beiden Strocks kochen und toben beständig; die beiden Geiser sind meist ganz ruhig und treiben das Wasser nur in langen Zwischenräumen empor. Beim großen Geiser erfolgen etwa alle halbe Stunden starke unterirdische Donnerschläge, die den Boden erschüttern, aber die Ausbrüche selbst sind ganz unbestimmt, oft an Einem Tage nur einer; bei nasser und kalter Witterung sollen sie am häufigsten und heftigsten seyn. Die Wassersäule des Geisers hat etwa 19 F. im Durchmesser und erreicht zuweilen eine Höhe von 60 bis 100 F. Das Wasser erhebt sich aus einer Röhre von 50 – 60 F. im Umkreise, der Stand des Wassers in der Röhre ist sehr verschieden, zuweilen braucht ein hineingeworfener Stein einige Secunden, ehe er das Wasser erreicht; zuweilen wieder fließt es über, ohne höher zu steigen. Die Röhre öffnet sich in einem runden Becken von etwa 60—70 F. im Durchmesser, dessen Rand sich um 9 Fuß über den Mittelpunkt, wo die Röhre ist, erhebt. Röhre und Becken bestehen aus einem schönen, dem schaligen Opal ähnlichen Kieselsinter, welchen der Geiser selbst bildet. Alle diese heißen und springenden Quellen sind mannigfaltigen Veränderungen unterworfen; oft versiegen einige, und an andern Orten entstehen neue. Mehrere befinden sich auf dem Boden des Meers, an der Küste, wo das Wallen des Wassers und

der aufsteigende Dampf sie verräth. Daß bei einer solchen Beschaffenheit des Landes Erdbeben häufig seyn müssen, versteht sich von selbst; die Verwüstungen, die dadurch angerichtet werden, sind zuweilen fürchterlich, und haben schon oft, namentlich 1755 (wo Lissabon unterging) und 1783, Hungersnoth und Krankheiten zur Folge gehabt. Gewitter sind selten, Nordlichter desto häufiger. Ueberhaupt scheint es ausgemacht, daß das Klima der Insel sich durch mehrere zusammenwirkende Ursachen verschlimmert hat. In älteren Schriften findet man die deutlichsten Beweise, daß Holz und Getreide hier wuchsen; beides ist jetzt verschwunden. Das Treibeis, welches regelmäßig alle Jahre vom Norden her, in den Monaten Januar bis März, alle Buchten und Küsten besonders an der Nordwestseite erfüllt, ist in neueren Zeiten oft bis mitten in den Sommer liegen geblieben; die dadurch verbreitete Kälte vernichtet allen Baumwuchs und hindert oft selbst das Gedeihen des Grases, woraus denn fürchterliche Hungersnoth entsteht, indem selbst das Vieh der Nahrung entbehrt und die See verschlossen ist. Eben dies und die fürchterlichen Stürme machen auch den Getreidebau unmöglich; doch findet man wohl bei den Häusern kleine Gärten, worin Kartoffeln, Rüben, Kohl, Spinat, Flachs und Petersilie gedeihen. Den Mangel des Holzes ersetzt man durch Torf, Steinkohlen und eine Art fossilen Holzes, Surturbrand genannt, welches nach den Beschreibungen nichts anders als unsre Braunkohle seyn kann. Die nördliche und östliche Küste hat Ueberfluß an Treibholz, welches meist aus frischen Lärchenbäumen und Tannen besteht, welche das Meer dort ans Land spült. Der Ursprung dieser merkwürdigen Erscheinung ist noch keinesweges ganz im Klaren. Bei dem Mangel an Getreide ist Brod ein Leckerbissen, den sich nur Wohlhabende und zwar in geringer Menge verschaffen können. Die Hauptnahrung der Isländer besteht in getrockneten Fischen, welche das Meer in großer Menge liefert. Außerdem genießen sie viel Milch von ihren Heerden, welche in Rindvieh, jedoch meist ohne Hörner, und noch mehr in Schafen, oft mit 4 bis 5 Hörnern, bestehen; sie geben eine nicht ganz schlechte Wolle, wovon man hier zur gewöhnlichen Kleidung ein grobes Tuch, Wadmal genannt, verfertigt. Im Winter und in schlimmen Jahren muß das Vieh oft zerstoßene Fischgräten statt des Futters fressen. Die hiesigen Pferde sind klein, aber kräftig. Aus dem isländischen Moose, welches wir nur als Heilmittel genießen, wird auch ein Mehl bereitet, und solches auf mancherlei Weise gespeist. An wilden Thieren hat das Land außer wilden Katzen und Füchsen keine schädlichen; mit dem Treibeise kommen zwar oft Bären an die Küste, sie werden aber bald getödtet. Einen desto größern Vortheil gewähren die unzähligen Seevögel, welche die Küsten und die nahe gelegenen Inseln besuchen; ihr Fleisch und ihre Eier sind eine gewöhnliche Speise, und unter ihnen befindet sich auch der Eidervo-

gel, dessen kostbare Daunen, womit er sein Nest ausfüttert, sorgfältig aufgesucht werden. Die Binnenseen ernähren viel Schwäne, und die isländischen Falken, wovon die weißen die seltensten und geschätztesten sind, werden häufig gefangen. Der Handel Islands könnte der Insel viel wohlthätiger werden, wenn er nicht auf dänische Schiffe allein beschränkt wäre. Die Isländer haben also in gewöhnlichen Jahren keinen Mangel zu fürchten; desto fürchterlicher tritt er ein, wenn vulkanische Ausbrüche die Wiesen verschütten, oder das bleibende Treibeis zugleich den Fischfang und die Ankunft europäischer Schiffe verhindert. Da brechen dann oft Hungersnoth und verheerende Seuchen aus. Der Skorbut und die Gicht gehören zu den gewöhnlichsten Krankheiten, und überhaupt erreichen die Isländer selten ein hohes Alter. Merkwürdig ist aber die große Fruchtbarkeit der Frauen: Mütter mit 12 – 15 Kindern sind eben nichts ungewöhnliches. — In ganz Island giebt es eigentlich keine Stadt, und was man Dörfer und Flecken nennt, sind nur wenige benachbarte Häuser. Gewöhnlich liegen die Bauerhöfe ganz einzeln und zerstreut, wo gute Wiesen und Quellen den Anbau möglich machen. Die Küsten, und vor allen die südwestliche, sind die bevölkertesten; im Innern giebt es nur äußerst wenige Wohnungen. Die Häuser sind außerordentlich klein und niedrig; gewöhnlich von Torf oder von Lavastücken aufgeführt, mit Moos ausgestopft und mit Rasen gedeckt. Als Balken und Sparren dienen oft Wallfischrippen. Die Isländer sind weder groß noch kräftig; gewöhnlich ernst; haben eine große Liebe zu ihrem Lande; sind sehr genau mit ihrer älteren, in vielen Sagen und Gedichten aufbewahrten Geschichte bekannt, und im Ganzen genommen ein treues Volk von reinen Sitten und nicht gemeiner Ausbildung; äußerst selten findet man einen, der nicht lesen oder schreiben könnte. Ihre Sprache ist die alte skandinavische, welche sich hier ziemlich rein erhalten hat, so daß sie von der heutigen dänischen, welche daraus entstanden, bedeutend abweicht. An der Küste verstehen indeß die meisten das Dänische.

Ein norwegischer Abenteurer, Radoddr, soll der erste gewesen seyn, welcher vom Sturme verschlagen (861) hier landete; er nannte das Land Snioland, wegen des vielen Schnees. Ein andrer, ein Schwede, Flake, versuchte bald nachher die Reise, überwinterte auf der Insel und nannte sie Island, wegen des Treibeises. Im Jahre 874 unternahmen es zwei andre Abenteurer, Ingolfr und Leifr, sich hier ordentlich niederzulassen, und in Zeit von 60 Jahren war die ganze Insel bewohnt. Ob sie früher Bewohner gehabt und was aus ihnen geworden, davon findet sich keine Spur. Die neuen Ankömmlinge, meistens Norweger, aber auch Schweden und Dänen, setzten ihre frühere Lebensweise, die in Krieg und Seeräuberei bestand, fort. Das Christenthum, welches ums Jahr 1000 auch hier eindrang, vermochte kaum die alte Wild-

heit

heit zu bändigen, bis es endlich den norwegischen Königen gelang, die einheimischen Zerrüttungen zu benutzen und die Insel sich zu unterwerfen. Dies geschah 1261, und seitdem hat Island einen Theil des norwegischen und seit 1387 des dänischen Reiches ausgemacht. Wie häufig in der Geschichte, so war auch hier die Zeit des Krieges und der abenteuerlichen Züge (die Isländer nahmen selbst Theil an den Kreuzzügen) zugleich die, wo die Poesie blühte, und mit dem Christenthume kam auch wissenschaftliche Bildung nach Island. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß Isländer schon ums Jahr 932 Grönland, und ums Jahr 1000 einen Theil von Amerika entdeckt haben, welchen sie Winland, d. h. wegen der schönen Vegetation Weinland nannten. Die ältesten Gedichte, welche die nordische Mythologie enthalten, und viele Heldensagen, sind in 2 Sammlungen aufbewahrt, welche unter dem Namen der Edda bekannt sind. Die erste, oder die Sämundische Edda, soll von Sämund Sigfusson und von Are Frode, dem ältesten nordischen Geschichtschreiber, er lebte von 1056 — 1133, gesammelt worden seyn. Die jüngere Edda, ein prosaischer Auszug der frühern, soll von Snorro Sturleson ums Jahr 1200 herrühren. Dieser Snorro, geboren 1179 aus einem alten edlen Geschlechte, als Dichter und Geschichtschreiber so wie als Staatsmann berühmt, war zuletzt Lagmann (dies war die höchste Würde in Island), und ward, weil man ihn in Verdacht hatte, er begünstige die Absichten der norwegischen Könige, 1241 in Island enthauptet. Er hat unter dem Titel: **Heims Kringla Saga**, d. h. Geschichte des Erdkreises, eins der herrlichsten geschichtlichen Werke hinterlassen. Viele dieser alten Sagen besitzen die Isländer, und es gehört zu ihrem Lieblingsvergnügen, sie im geselligen Kreise einander vorzulesen. — Mit der Einführung der norwegischen Herrschaft verfiel der Heldensinn und die Poesie. Eine fürchterliche Pest, welche ganz Europa im 14ten und 15ten Jahrh. verwüstete, verschonte auch Island nicht, und Bevölkerung und Wohlstand sanken von Jahr zu Jahr. Die Kenntnisse verloren sich, und die Unwissenheit war endlich so weit gekommen, daß ein Bischof, der des Lateins und vielleicht des Schreibens unkundig war, 1530 eine Buchdruckerei kommen ließ, um mit fremder Hülfe seine Geschäfte zu besorgen. Die Reformation ward nicht ohne Widerstand, doch ohne Blutvergießen, 1541 — 50 eingeführt.

Die ganze Insel wird nach den 4 Weltgegenden in 4 Viertel oder in Nord-, Ost-, West- und Südland getheilt; jedes Viertel wieder in verschiedene Syssel oder Districte. Der einzige stadtähnliche Ort auf der Insel ist Reikiawik, an der Westküste, der Sitz des Stiftsamtmanns und des Bischofs, mit 5 — 600 Einw. und einer Apotheke, einer Sternwarte und einer Bibliothek von 4 — 5000 Bänden. — In dem Orte Beßestedr, einst der Wohnsitz Sturlesons und der beste Hafen der Insel, ist eine gelehrte Schule

mit einer kleinen Bibliothek. — Zu Leira, nördlich von Reikiawik, befindet sich die einzige Buchdruckerei auf Island.

Die außereuropäischen Besitzungen Dänemarks sind:

1. In Asien, die Stadt Trankebar auf der Küste Koromandel; einige Factoreien auf der Küste Malabar und in Bengalen, und 3 von den nikobarischen Inseln.

2. In Afrika, 2 Forts, Christiansburg und Friedensburg in Guinea.

3. In Amerika, und zwar in Grönland, mehrere Niederlassungen, und in Westindien die Inseln St. Thomas, Ste Croix und St. Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel.

Alles dies zusammen etwa 840 □ M. mit 96000 Einwohnern.

B) Das Königreich Schweden (Sverige) und Norwegen (Norge).

Beide jetzt unter einem Scepter vereinigte Reiche bilden eine ungeheure von Norden nach Süden sich erstreckende Halbinsel, welche nördlich vom Eismeer, westlich von der Nordsee und östlich und südlich von der Ostsee, und zwar vornehmlich von einem großen, tief nach Norden hinaufdringenden Busen derselben, dem botnischen, umflossen wird. Von Dänemark trennen sie der Sund und das Kattegat; von Rußland eine Linie, welche sich vom botnischen Meerbusen bis ans Eismeer erstreckt und größtentheils durch den Lauf der Torneå- und Tana-Elf bestimmt wird. Die ganze Halbinsel liegt zwischen dem 22° 50′—49° O. L. und dem 55° 22′—71° 10′ N. Br. Beide Länder zusammen enthalten 13783 □ M. mit nahe an 4 Millionen Einwohner, wovon auf Schweden 7900 □ M. und 2,940,000 Einw., auf Norwegen aber 5883 □ M. und 1,100,000 Einw. kommen. Diese Bevölkerung, wie unbedeutend sie auch im Verhältniß zum Flächenraum erscheint, ist dennoch nach der Beschaffenheit des Landes nicht gering zu nennen; sie ist zusammengedrängt in den südlicheren Provinzen, aber sehr dünn zerstreut in dem hohen Norden, wo oft kaum 6—7 Menschen auf die □ M. kommen.

Gebirge und Gewässer.

Die ganze Halbinsel durchzieht von Norden nach Süden ein langer, ununterbrochener Gebirgszug, welcher vom Nordcap bis etwa zum 63° den Namen Severyggen, d. h. Seve-Rükken, führt. Vom 63° theilt er sich in 2 Hauptarme, wovon der südwestlich laufende, welcher Norwegen in das nordwestliche und

südöstliche theilt, den Namen Dovrefield führt, etwa 86 M. lang ist und den höchsten Rücken dieses ganzen Gebirges ausmacht; nachher wendet er sich mehr südlich, heißt nun Langfield, wird unbedeutender und endigt sich in dem Vorgebirge Lindesnäs. Ein südöstlicher Arm des Seve-Rückens läuft eine Zeitlang zwischen Norwegen und den Provinzen Herjedalen und Dalarne, und verliert sich theils östlich an dem botnischen Busen, theils südlich bis in die südlichsten Provinzen Schwedens. Nur die Verbindung zwischen Dovrefield und dem Sevegebirge heißt der Kjölen oder Kölen. Von diesem Hauptgebirge ziehen viele Arme südöstlich und südwestlich durch alle Theile Schwedens und Norwegens, doch so, daß sie ungleich höher und schroffer nach Norwegen abfallen, als nach Schweden. Hier verlieren sie sich in unbedeutende Hügel und Ebenen, ehe sie die Ostsee erreichen; dort bilden sie tiefe und steile Thäler mit unzähligen hohen Vorgebirgen an der Nordsee; auch ist der Hauptrücken oft nur wenige Meilen von der Nordsee entfernt, während er 40 — 50 M. von der Ostsee entfernt ist. Dies Gebirge macht den größten Theil der Gränze zwischen Norwegen und Schweden aus, und diese Gränze ist bei der ehemaligen Eifersucht beider Reiche, selbst im höchsten Norden, in den wildesten Einöden, mit mathematischer Genauigkeit bezeichnet. Wo das Gebirge kahl ist, da sind in geringen Entfernungen Steinpyramiden von 6 F. Höhe, sogenannte Rösen aufgeführt; wo es bewaldet, da ist der Wald in einer Breite von 32 F. ausgehauen. Der nördliche Theil dieser Gebirgskette besteht beinahe ganz aus Schneebergen, Fjällar, deren kahle Gipfel von ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, nicht sowohl in Folge ihrer Höhe, die gerade in den nördlichsten Breiten sehr unbedeutend wird, als wegen des hier herrschenden Klima. Das Dovrefieldgebirge ist das höchste von allen, und doch erreicht der höchste Gipfel dieser Kette, der Snoehättan, nur 7620 F. Nur wenige Pässe durchschneiden diese Kette und auch diese sind den größten Theil des Jahres nur mit äußerster Mühe und Gefahr zu bereisen, obgleich an den höchsten Punkten schon 1120 durch König Eystein mehrere Häuser, Fieldstuer, zum Obdach der Reisenden angelegt worden.

Schweden und Norwegen sind von einem beinahe überall gefährlichen und stürmischen Meere umgeben; von den Gefahren des Kattegat ist schon (S. 434. u. 442.) gesprochen. Die ganze Westküste Norwegens ist den Stürmen sehr ausgesetzt und im höhern Norden ist das Meer beinahe nie ruhig. Dazu kommt, daß diese ganze Küste, besonders vom 59° bis zum Nordcap, aus steil gegen die See abfallenden Gebirgen besteht, welche theils überall tief ins Land eindringende Buchten (Fiorde) bilden, theils jene ununterbrochene Insel- und Klippenreihe, welche die ganze Küste in geringer Entfernung begleitet. Hieraus entstehen zwar unzählige und treffliche Häfen und Landungsplätze, aber das Meer bildet auch an

so zerschnittenen Küsten und zwischen den Inseln höchst gefährliche Strömungen, wo Ebbe und Fluth die gewaltigsten Brandungen verursachen. Nicht minder gefährlich ist der botnische Meerbusen wegen seiner Enge und seiner vielen Inseln, welche oft nur durch seichte Kanäle von einander getrennt sind. Höchst merkwürdig und unbezweifelt ist die Beobachtung, daß besonders in dem nördlichen Theile dieses Busens das Meer immer mehr zurücktritt: Meerbusen, welche noch vor weniger als 100 Jahren beschifft wurden, sind jetzt Moräste; zwischen manchen Inseln, wo sonst Kriegsschiffe gefahrlos durchsegelten, können jetzt nur leichte Böte noch durchkommen; früher nie gesehene Felsen treten über die Wasserfläche heraus, und mehrere Seestädte in Westerbotten haben eine volle Meile gegen das sich von ihnen zurückziehende Meer vorgerückt werden müssen, um nicht zu Binnenstädten zu werden. Auch hier ist die Küste mit Inseln besäet, und diese so wie die vielen scharfen Vorgebirge mit den dazwischen gleich Landseen tief einschneidenden Fiorden werden mit dem treffenden Namen Scheeren bezeichnet (Skiär, von skiäre, zerschneiden) und haben einer Abtheilung der schwedischen Flotte den Ursprung gegeben, welche Scheerenflotte genannt wird und aus kleinen Kanonenböten besteht, welche mit Hülfe der Ruder sich leicht zwischen diesen, größeren Fahrzeugen gefährlichen, Klippen bewegen. Beide Länder sind von unzähligen Seen und Flüssen trefflich bewässert. In Schweden, wo die Flüsse alle Elfen genannt werden, sind die bedeutendsten: die Götha-Elf, welche ins Kattegat; die Motala-Elf, die Dal-Elf; die Umeå-Elf; die Piteå-Elf; die Luleå-Elf und die Torneå-Elf, welche sich in den botnischen Meerbusen ergießen. Sie bilden theils in den Erweiterungen der Thäler viele langgestreckte Seen, theils unzählige herrliche Wasserfälle; unter diesen sind die berühmtesten und schönsten die Trollhätta-Fälle in der Götha-Elf; der Elfkarleby-Fall in der Dal-Elf; die 4 prächtigen Fälle des Huusquarn, eines kleinen Flusses, der sich in geringer Entfernung von Jönkoping in den Wettersee ergießt, der 350 F. hohe Fall der Handöls-Elf im nördlichen Jämtland, an der norwegischen Gränze, und viele andre. Zu den vielen, zum Theil sehr großen, durch herrliche Berg- und Waldufer und viele Inseln ausgezeichneten Seen in Schweden gehören vorzüglich: der Mälar, 17½ □ M. groß; er erstreckt sich in einer höchst unregelmäßigen Gestalt von Westen nach Osten, wo er sich mit einer Bucht des botnischen Busens vereinigt, zählt an 1300 Inseln, ist mit vielen Städten und Dörfern besetzt und gehört zu den reizendsten Punkten in Schweden, dessen Hauptstadt an seinen Ufern liegt. Durch einen Kanal ist er mit dem viel kleinern Hielmarsee verbunden. Der Wenersee, der größte von allen, 14 M. lang und 7 M. breit; die Götha-Elf ist sein einziger Abfluß. Der Wettersee, östlich vom vorigen, erstreckt sich 15 M. lang von

Norden nach Süden und ist 2½ M. breit; die Motala verbindet ihn mit der Ostsee; er enthält nur eine bedeutende Insel. Durch Kanäle, welche seit 1810 angelegt worden, steht der Wener- mit dem Wettersee und durch diesen mit der Ostsee in Verbindung. Ferner der Siljan in Dalarne; der Stor Siö (große See) in Jämtland; der Windala Träsk, der Stor Afvan und andre in Nord- und Westerbotten. Norwegen hat nur in seinem südlichen Theile bedeutende Ströme; dahin gehören: der Glommen, welcher die Lougen-Elf aufnimmt und der größte Fluß Norwegens ist, er ergießt sich ins Kattegat; nicht weit von seinem Ausflusse ins Meer bildet er den dreifachen, überaus herrlichen Sarpenfall bei Hafslund, den größten Wasserfall Norwegens. Der Drammen, weiter unten Stor-Elf genannt; in seiner Nähe der Hougfoß, wo der Semoenfluß 50 F. hoch senkrecht hinabstürzt. Ein andrer höchst bedeutender Wasserfall, der Fiscum-Foß, befindet sich in der Ramsen-Elf in der Gegend von Drontheim. Von den unzähligen Seen Norwegens sind die größten der Miösensee und der Fämundsee in den südlicheren Gegenden; die nördlicheren, wo die Gebirge nahe an die Küste treten, haben zwar keine so bedeutende Seen, dafür aber so tief ins Land gehende Fiorde, daß sie vollkommen das Bild von Landseen darstellen. — Die bedeutendsten Kanäle sind: der Trollhättakanal, wodurch die Götha-Elf, welche aus dem Wenersee in herrlichen Katarakten strömt, schiffbar gemacht worden. Dieses in Felsen gesprengte Riesenwerk begleitet den Fluß in geringer Entfernung und führt die Schiffe aus der Götha-Elf erst 3300 Ellen lang in den Äkersee und aus diesem noch 1200 Ellen weiter und 56 Ellen tiefer in die nun ruhig fließende Elf. Im Jahre 1794 ward die Arbeit begonnen und 1800 beendigt. Der Arbogakanal, welcher den Fluß Arboga, der in den Mälar fällt, mit dem Hielmarsee verbindet.

Boden. Klima. Producte.

Schweden und Norwegen sind im Ganzen genommen gebirgig; nur die südlichsten Provinzen Schwedens und die Küsten des botnischen Meerbusens haben ziemlich ausgedehnte Ebenen. Die innern Provinzen sind theils bergig, theils mit unzähligen Felsentrümmern bedeckt; ganz Norwegen ist Berg und Thal. Der Boden ist zwar hin und wieder fruchtbar, aber doch im Ganzen steinig, sandig und morastig; besonders gefährlich sind dem Reisenden solche Strecken in Norwegen, wo der im Winter tief gefrorne Boden zum Theil wieder aufgethaut und die obere Rinde desselben wieder fest und hart geworden ist. Kommt man mit einem Wagen darauf, so geräth der Boden weit umher in eine schwankende, wellenförmige Bewegung, und nicht selten geschieht es, daß

er durchbricht und Pferde und Wagen in tiefe Morastgründe versinken. Ein solcher Boden wird Tellegröd genannt. Daher gedeiht der Ackerbau nur vorzüglich in den südlichen Ebenen, Viehzucht mehr in den nördlicheren Gegenden, obgleich der Ackerbau im Kleinen noch sehr hoch gegen Norden hinauf getrieben wird. Das Klima ist bei der großen Ausdehnung des Landes natürlich sehr verschieden, keinesweges aber so unangenehm, als man es sich gewöhnlich vorstellt. Jene unerträglichen Nebel und Regen, der häufige Wechsel von Kälte und Milde, was unsre Winter unangenehm macht, alles dies reicht nicht über den 56° hinaus. Von hier an beginnt ein zwar strenger, aber gleichförmiger Winter, mit beinahe stets heiterm Himmel und festem Schnee, welcher, indem er die Wege ebnet und die Seen bahnt, das Reisen außerordentlich erleichtert. Die Nordlichter (allg. Einl. S. 44.) sind seit den letzten 20 Jahren viel seltener erschienen, als ehemals; von 1808 — 1810 hat man keins gesehen, 1811 nur eins u. s. w. Die Sommer sind zwar kurz, aber eben so heiß als die unsrigen und viel gleichförmiger; der Uebergang von Winter zu Sommer ist hier außerordentlich schnell, und die Hitze, welche durch die außerordentlich langen Tage verstärkt wird, treibt die Vegetation unglaublich schnell und kräftig zur Reife. Nur einige Wochen im April und Mai, wo Winter und Sommer mit einander kämpfen, sind unangenehm und das Reisen dann beinahe unmöglich. Ueber den Polarkreis hinaus sieht man bekanntlich mehrere Tage und Wochen die Sonne Tag und Nacht am Horizonte; auch hier ist die Hitze dann, wenn auch kurz, doch drückend, und die unzähligen, beinahe unsichtbaren, aber viel giftigeren Mücken als die unsrigen, werden zu einer beinahe unerträglichen Plage, vorzüglich in Wald- und Sumpfgegenden. In den mittleren und südlicheren mehr angebauten Gegenden ist auch diese Plage viel geringer. Eine andre Verschiedenheit des Klima's entsteht aus dem Verhältniß der Lage zum Meer und zum Gebirge. Daß die höher liegenden Gegenden die kälteren sind, versteht sich von selbst, aber die Nähe des Meeres macht einen bedeutenden Unterschied. Die ganze Westküste Norwegens ist rauh und stürmisch; ungleich milder sind die tiefer im Lande besonders an den Fiorden liegenden Gegenden; hier sieht man noch schöne Wälder, ja Kornfelder und Fruchtbäume, wo wenige Meilen davon an der Küste kein Baum mehr fortkommt. Im Ganzen hat Norwegen unter gleicher Breite ein etwas milderes Klima, weil es durch die Gebirge gegen die über unendliche Landstrecken Asiens fortstreichenden und daher sehr kalten Ostwinde mehr geschützt ist, als Schweden. Den sichersten Maaßstab für das Klima eines Landes giebt die Vegetation, in so fern man auf solche Pflanzen achtet, welche freiwillig und ohne große Pflege wachsen. Nur an dem südlichen Rande von Schweden und Norwegen gedeihen noch fröhlich Bu-

chen und Eichen; hier reifen auch noch Kirschen, und Rosen blühen. Bis zum 60° findet man noch Eschen, Linden, Ahorn und Rüstern, und eben so weit gehen noch Aepfel, Kirschen, ja selbst einige Arten Birnen: Pfirsichen und Pflaumen aber sind verschwunden, und von Wein kann hier nicht die Rede seyn. Am gedeihlichsten aber ist diese Breite für die Tannen, Espen und Birken, welche hier ungleich schöner sind als bei uns. Weiter hinauf verdrängt das Nadelholz die Laubwälder; Tannen und Fichten herrschen überall und bilden ungeheure Waldungen, in welchen die Wohnungen der Menschen nur sehr dünn zerstreut liegen. Nur die Birke übertrifft sie noch; sie gedeiht noch schön, wo selbst die Fichten verschwinden, bis auch sie endlich über den Polarkreis hinaus zum Strauch und endlich zum kriechenden Gestrüpp wird: doch verschönert sie noch als Gebüsch die geschützten Buchten unter 70°. Neben der herrlichen Baumvegetation gedeihen die Wiesen im Norden in einer Pracht, die man bei uns nicht kennt, weil dort der schnell einbrechende Sommer alle Gräser und Blumen beinahe zu gleicher Zeit zum Blühen bringt. Zugleich mit den Wiesen finden sich in den nördlicheren Gegenden eine unendliche Menge von wildwachsenden Beeren, wovon einige Arten bei uns unbekannt sind. In den Polargegenden endlich sind Fels und Ebene mit üppig emporwachsenden Moosen bedeckt, welche theils als Farbestoffe benutzt werden, theils wie das bekannte Rennthiermoos die Hauptnahrung einiger Thiere ausmachen, theils selbst in Hungerjahren den Menschen zur Speise dienen, und in dieser Hinsicht gewiß in der Folge noch unendlich wichtiger werden können. Eine Hauptzierde fehlt indessen Schwedens Wäldern, der Vogelgesang; nur am südlichsten Rande findet sich noch die Nachtigall, nördlicher wird sie durch einen Vogel vom Amselgeschlecht, Talltrast oder Tannendrossel genannt, einigermaßen ersetzt.

Die wichtigsten Producte beider Länder sind: a) aus dem Pflanzenreiche: das Getreide. Nur die südlichsten Provinzen Schwedens, Schonen und Blekingen, erbauen vollkommen ihren Bedarf und haben selbst Ueberfluß; die übrigen und ganz Norwegen können der fremden Zufuhr nicht entbehren. Besonders in dieser Hinsicht ist der Verlust des kornreichen Finnlands für Schweden höchst empfindlich und wird ihm durch das am gleichen Bedürfnisse leidende Norwegen nicht ersetzt. Die nördlicheren Provinzen haben zu viel Wald und Sumpf, und zu wenig Bewohner; meist können auch hier nur Sommerfrüchte gebaut werden, doch gedeihen Gerste und Hafer in Norwegen noch bis zum 70°, in Schweden nicht so weit, und diese Erndten werden noch oft durch einzelne Nachtfröste in den Herbstnächten (eiserne Nächte genannt) vernichtet. Der Ackerbau ist auch großentheils noch sehr unvollkommen. Ein gewöhnliches, aber höchst verderbliches Mittel, dem waldigen Felsenboden etwas abzugewinnen, ist das sogenannte

Svedjen: man fället nemlich im Herbste eine Strecke des Waldes, zündet die Stämme im Juny oder July an; sobald die Asche abgekühlt ist, säet man Roggen hinein und erhält so ein paar Jahre lang gute Erndten, worauf man den Fleck wieder der Natur überläßt. Bei diesem Zustande des Ackerbaues gehört das Brodt natürlich in manchen Provinzen zu den seltneren Nahrungsmitteln. In ganz Schweden und Norwegen hat man vorzüglich zweierlei Arten Brodt: unser gewöhnliches weiches Brodt, Limpa, und wenn es süß gebacken ist, Krydlimpa, findet sich meist nur in den Städten und bei Wohlhabenderen; der Bauer zieht sein hartes oder Knäckebröd vor, dies wird gewöhnlich im Frühjahr und Herbst gleich für ein halbes Jahr gebacken. Es ist zirkelrund, mehr oder weniger dünn und in der Mitte durchbohrt; so wird es auf Stangen um den Ofen gereiht und verdirbt nie. Nur in ungewöhnlichen Hunger- oder Kriegsjahren muß man in einigen entlegenen und rauhen Gegenden sich mit Rinden- oder Barkebröd helfen. Man fället junge und kräftige Fichtenbäume, schält sie ab und sondert sorgfältig die äußere rauhe und innere grüne Rinde; nur die mittlere weiße und weiche Rinde kann benutzt werden. Sie wird getrocknet, gedörrt, zerstampft und zermahlen, und so im günstigen Falle mit etwas Mehl, im schlimmsten mit Spreu, Häckſel, Spitzen von ausgedroschenen Aehren zu einem äußerst widerlichen Brodte verbacken. Nur die äußerste Noth kann es genießbar machen, und meist dient es auch nur für das Vieh. Sonst wird aus dem Getreide noch viel Branntwein bereitet, welchen der gemeine Mann außerordentlich liebt, und ein vortreffliches starkes Bier, Oel genannt. Die Kartoffel gedeiht zwar noch ziemlich hoch im Norden, wird aber noch nicht sehr häufig gebaut. — Obst gehört natürlich zu den Seltenheiten in diesen Ländern, dafür aber hat die Natur ihnen einen großen Reichthum an trefflichen Beeren gegeben, welche auf mannigfaltige Weise zubereitet werden. Außer den auch bei uns gewöhnlichen Arten der Erdbeeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren u. s. w. hat Schweden noch zwei ihm eigenthümliche Arten: die Åkerbär oder Feldbeere (**Rubus arcticus**), nur in den nördlichsten Gegenden vorhanden und köstlich an Geschmack; und das Hjortron oder die Multbeere (**Rubus chamaemorus**), sie wächst in ganz Schweden an sumpfigen Stellen. — Das Holz gehört zu den Hauptproducten beider Länder; aus Schweden und noch mehr aus Norwegen werden unermeßlich viel Bretter und Balken ausgeführt; aber wie höchst bedeutend auch die Waldungen sind, doch tritt schon hin und wieder Mangel ein. Schonen und Blekingen, meist Ackerland, sind ganz von Holz entblößt; die starke Ausfuhr, das Schwedjen, der ganz allgemeine Häuserbau von Balken, noch mehr aber der Berg- und Hüttenbetrieb, haben die zugänglichsten Wälder schon sehr gelichtet, und der Mangel kann bald gefährlich

werden, wenn nicht einige Aufsicht der Holzverschwendung steuert. Sehr traurig kann dieser Mangel besonders für die nördlichsten Gegenden werden, wo man eben so verschwendet und die Natur den Abgang nur äußerst langsam, zum Theil gar nicht ersetzt. — In den nördlichen Provinzen Schwedens wird auch viel Hanf und Flachs erbaut und die Leinwandfabrication hat sich dort in der neuern Zeit sehr ausgebreitet. — Taback wird nicht in hinreichender Menge gebaut, da man in Schweden stärker raucht, als selbst im nördlichen Deutschland, und außerdem noch viel Taback kaut. — b) Das Thierreich liefert Rindvieh, doch nur in einigen Gegenden von schöner Art, meistens fehlt es an hinreichender Weide; die Schafzucht fängt an sich zu verbessern; in den Berggegenden hält man viel Ziegen. Die schwedischen und norwegischen Pferde sind nicht groß und schön, aber äußerst munter und dauerhaft; man fährt daher dort ungleich schneller als bei uns. In den Polargegenden ersetzt das Rennthier zugleich das Pferd und den Ochsen. Es lebt fast einzig von dem nach ihm benannten Moose und giebt dabei zwar nur wenig, aber eine äußerst fette und nahrhafte Milch; man läßt sie gewöhnlich als Wintervorrath gefrieren und schabt von dem Klumpen jedesmal so viel ab, als man braucht; diese Milch und das Fleisch der Rennthiere sind die gewöhnlichen Speisen der dortigen Einwohner. Das Rennthier liefert außerdem seinem Herrn eine dauerhafte Kleidung, eine warme Lagerstelle und aus den Sehnen des Thiers wird ein feiner und starker Zwirn bereitet. Man benutzt das Rennthier zum Tragen und Ziehen, aber in keiner Hinsicht ist es dem Pferde vergleichbar; zwar läuft es anfänglich sehr schnell, ermattet aber bald, trägt wenig und ist überdies tückisch und sehr schwer zu behandeln; selbst das Melken der Rennkühe ist schwierig; man muß dem Thiere eine Schlinge über das Geweihe werfen und es so an einen Baum binden. Merkwürdig ist die Abneigung des Rindviehes gegen die Rennthiere; Kühe rühren Monate lang eine Weide nicht an, über welche eine Rennthierheerde auch nur einmal getrieben worden. — An wilden Thieren sind vorhanden: Elennthiere, in den großen nordischen Waldungen, doch nur noch in geringer Zahl; Bären und Wölfe in den Gebirgen; eben so Hirsche, wilde Schweine u. s. w. Vorzüglich hat Schweden einen großen Reichthum an wildem Geflügel, als Auerhähne, Birk- und Schneehühner, wilde Gänse u. s. w. An Fischen ist großer Ueberfluß; manche der nördlichsten Gegenden kennen beinahe kein andres Nahrungsmittel. Die Nordsee liefert eine ungeheure Menge Dorsche und Kabliau, vorzüglich bei den Lofoddischen Inseln, wovon nachher. Heringe werden in beiden Meeren gefangen; dem botnischen Meerbusen mehr eigenthümlich ist der Strömling, eine kleinere Art von Hering, wovon oft über **100,000** Tonnen jährlich gefangen werden. In den nördlichen Flüssen, besonders der Ostsee, ist der Lachsfang

höchst bedeutend. An der südnorwegischen Küste findet man Hummer in unbeschreiblicher Menge; auch an Austern ist die Küste reich. Leider fehlt es beiden Ländern gänzlich an Salz zum Einpökeln der Fische, sie können daher nur getrocknet versendet werden. Die Binnenseen und Flüsse sind ebenfalls sehr reich an Fischen aller Art. — c) Das Mineralreich macht den Hauptreichthum Skandinaviens aus; kein Land der Welt besitzt so viel und so treffliches Eisen als Schweden; freilich aber könnte es durch Verarbeitung sehr veredelt werden, statt daß es jetzt meist als Stabeisen nach allen Ländern ausgeführt wird. Das meiste und beste liefern die Gruben von Dannemora. Nächst dem Eisen ist das Kupfer das wichtigste Product, vorzüglich auf den Hauptgruben von Falun in Schweden und von Röraas in Norwegen. Gold und Silber wird nur in sehr geringer Menge gefunden, wie auch die übrigen Metalle nicht gegen jene beiden in Betracht kommen. Leider fehlt es beinahe gänzlich an Steinkohlen: Schweden hat deren nur auf einem einzigen Punkte, zu Höjanäs in Schonen; Norwegen hat gar keine, und die Art der Gebirge läßt auch gar keine Hoffnung, welche zu finden. Marmor, jedoch kein edler weißer, findet sich häufig genug, und ein ausgezeichnet schöner Porphyr bei Elfdalen in Dalarne, wovon mancherlei Kunstsachen gefertigt werden. — Den empfindlichsten Mangel leidet Skandinavien an Salz; vergebens hat man bisher nach Salzquellen gesucht, und das Klima erschwert die Gewinnung des Seesalzes ungemein; das einzige Salzwerk, zu Vallö in Norwegen, wo das Seewasser versotten wird, kann sich nur durch den Zusatz von englischem Steinsalz erhalten; dazu fehlen noch dem Norden die zu den Gradirwerken nöthigen Dornen. — Auch die wenigen Mineralquellen sind nicht von Bedeutung.

Einwohner. Sprache. Religion.

Die Hauptbewohner der ganzen Halbinsel sind zwei germanische nahe verwandte Stämme, die Schweden und die Norweger. Gestalt, Charakter, natürliche Anlagen und Sprache beurkunden unwidersprechlich ihre nahe Verwandtschaft, aber die Trennung durch Gebirge und lange alte Fehden haben sie bis auf die neueste Zeit in bittern Haß entzweit. Der Norweger redet einen Dialect der dänischen Sprache, die aber selbst nur als Mundart von der schwedischen verschieden ist, und in manchen Gränzprovinzen, welche lange zwischen beiden Reichen streitig gewesen, fließen beide Dialecte zusammen. Beide Sprachen sind der deutschen verwandt, doch so, daß sie alle von einer nicht mehr vorhandenen Ursprache als Schwestern abgeleitet werden müssen, und dieser Mutter stehen wahrscheinlich die skandinavischen Mundarten viel näher als die deutsche. Der Norweger haßt den Schwe-

den und verachtet den Dänen, den er Jüte (Jütländer) nennt. Der Däne haßt den Schweden als Feind, den Deutschen, weil ihm die Ueberlegenheit der Bildung drückend ist. Der Schwede verachtet Dänen und Deutsche, und hat, wenigstens die höhern Stände, eine entschiedene Vorliebe für alles Französische, welches den Schweden wohl schon den Namen der nordischen Franzosen zugezogen. Beide Völker, Schweden und Norweger, sind meist von hohem, kräftigem Wuchse, tapfer, fromm, von reinen Sitten und durch edle Gastfreiheit ausgezeichnet. Beide, wie meist alle isolirt lebende Menschen, zeigen viel Anlage zu mechanischen Künsten. — Im höchsten Norden, im Innern des Landes und der Gebirge, in Schweden vom 64° an, wohnt ein von Norwegern und Schweden gleich tief verachtetes Volk, die Lappen oder Finnen, wahrscheinlich verwandt mit dem tüchtigen Volke, welches die jetzt russische Provinz Finnland bewohnt, wenigstens sind die Sprachen verwandt. In Norwegen werden sie durchaus Finnen, in Schweden Lappen genannt; letztern Namen achten sie für eine Beleidigung; am liebsten hören sie sich Finnen nennen, gewöhnlich aber nennt man sie in Schweden Fjällmån, d. h. Gebirgsvolk; sie selbst sollen sich den Namen Same geben. Diese Finnen sind ein kleines, schwächliches Volk, von unglaublicher Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der Glieder, schmutzig gelb von Farbe und stehen auf der niedrigsten Stufe der Cultur. Sie haben eine unüberwindliche Abneigung gegen eine gleichförmige, anstrengende Beschäftigung, daher auch gegen den Ackerbau und feste Wohnsitze; wenn sie nicht arbeiten müssen, liegen sie am liebsten thierisch zusammengerollt und schlafen; der Genuß des Branntweins ist ihr höchstes Vergnügen und diese Unmäßigkeit richtet große Verheerungen unter ihnen an. Dabei aber sind sie nicht ungeschickt in Anfertigung von allerlei kleinem Hausrath, und gutmüthig, nur freilich auch leicht zum Jähzorn gereizt. Sie sind zwar jetzt alle zum Christenthum bekehrt, aber bei ihrer unstäten Lebensart und der Unbekanntschaft der meisten schwedischen Prediger mit ihrer Sprache mag ihr Christenglaube wohl nur eine andre Art von heidnischem Aberglauben seyn. Nach der Art ihrer Beschäftigung unterscheidet man sie in 3 Klassen. 1) Die Fjällappen, welche den ächten Grundstamm und die größte Zahl dieses Volkes ausmachen. Sie führen ein wanderndes Leben und ziehen unaufhörlich mit ihren Rennthierheerden umher. Im Frühjahre steigen sie die Gebirge empor, kommen häufig nach Norwegen herüber und lassen ihre Thiere vom Meerwasser saufen; gegen den Herbst ziehen sie wieder zurück, und den Winter bringen sie gewöhnlich in der Nähe einer Kirche zu, wo sie am längsten wohnen und gleichsam ihre Heimath haben. Ihre Hütten bestehen aus konisch zusammengestellten und verflochtenen Stangen,

mit Rasen oder grobem Tuche bedeckt; der Eingang ist ein niedriges Loch, durch welches man kriechen muß. In der Mitte brennt ein immerwährendes Feuer, schon der Mücken wegen, und um dieses herum liegen sie auf Rennthierfellen, Kinder und Hunde, alles unter einander. Ihre Rennthiere sind ihnen alles; wer nur 60—70 Stück besitzt, ist ein armer Mann; mit 2—300 Thieren lebt eine Familie gemächlich; reichere haben wohl an 2000. Sie lieben das Geld, aber bei ihrer Lebensart müssen sie es, um es zu sichern, vergraben, und so sterben viele, von denen man wußte, daß sie mehrere tausend Thaler besaßen, ohne daß ihre Erben diese ihnen allein bekannten Schätze heben konnten. Die Fjälllappen leben übrigens von dem Fleische und der Milch ihrer Thiere, von den Beeren und was die Jagd ungesucht liefert, im Ganzen besser als die meisten schwedischen Bauern. 2) Die Wald- und Fischlappen führen ein minder unstätes Leben; sie wohnen in Hütten, die noch etwas schlechter sind als die der Fjälllappen, und jeder besitzt deren mehrere, theils in den Wäldern zum Winteraufenthalt, theils an Flüssen und Seen für den Sommer. Sie besitzen außer einigen wenigen Rennthieren gewöhnlich einige Kühe, Ziegen und Schafe; Fische aber, deren Fang sie den Sommer über beschäftigt, sind ihre Hauptnahrung; es ist unglaublich, welche Menge getrockneter Fische sie statt des Brodtes auf einmal genießen können. Dabei sind sie fleißigere Jäger als die Fjälllappen. Mancher verarmte Fjälllappe wird aus Noth zum Fischlappen; sobald er aber nur so viel erübrigt, um sich wieder mehrere Rennthiere anzuschaffen, kehrt er zu dem Nomadenleben zurück. 3) die Kirchspiellappen oder Socknelappar sind solche, die einzeln unter den Schweden leben. Sie sind die ärmsten und elendesten von allen; von den Schweden verachtet und nur aus Mitleid geduldet und zu den schmutzigsten Arbeiten gebraucht, werden sie von ihrem eigenen Volke als der Auswurf der Menschheit betrachtet. — Alle Lappen zusammen werden nicht viel über 7000 Seelen betragen; sie schmelzen vorzüglich durch die Unmäßigkeit in Branntweintrinken immer mehr zusammen, und werden wahrscheinlich einst ganz verschwinden. Schon jetzt beklagen sie sich, daß sie von den Quänern in immer engere Gränzen eingeschlossen werden. Diese Quäner sind Auswanderer aus Finnland, welche schon vor mehr als einem Jahrhundert, von den Russen gedrängt, ihr Vaterland verlassen und sich nach dem höhern Norden zurückgezogen. Sie sind wie ihre Landsleute, die Finnländer, ein wohlgebautes, fleißiges Volk; sie haben den Ackerbau mit Glück in Gegenden versucht, wo man früher nie daran dachte; schon jetzt machen sie die größere Volkszahl in den norwegischen und schwedischen Finnmarken aus, und werden vielleicht einst nicht allein die Lappen, sondern auch die Norweger daraus verdrängen. —

Die in Schweden und Norwegen allein herrschende Religion ist die Lutherische, doch haben andre christliche Parteien freie Uebung ihres Gottesdienstes. Einige wenige Juden leben gegen Schutzgeld in Schweden; in Norwegen werden sie nicht geduldet. Die Landeskirche hat hier wie in Dänemark Bischöfe, und an der Spitze der ganzen Geistlichkeit steht der Erzbischof von Upsala. Die schwedischen Prediger werden theils vom Könige oder von Privatpersonen, wie in Deutschland, ernannt, theils auch von den Gemeinden nach den Vorschlägen der Consistorien erwählt; die Besoldungen, welche ganz in Getreide und Natural-Einkünften bestehen, sind meistens sehr ansehnlich; die besten Stellen sind in den mittleren und nördlichen Provinzen; in den südlicheren sind sie geringer. Der Umfang aber der nördlichen Kirchsprengel ist meistens so groß, daß Ein Mensch unmöglich zu ihrer Bedienung hinreicht; daher giebt es beinahe überall Gehülfsprediger oder Comministri, mit feststehendem Gehalte, und außerdem noch Adjuncten, welche der Prediger nach einem willkührlichen Contract annimmt. Im Ganzen genießt die Geistlichkeit in Schweden einer großen Achtung, und viele Prediger haben sich auch theils als Gelehrte, theils um Verbesserung der Cultur sehr verdient gemacht. Die Bischöfe werden von der Geistlichkeit im ganzen Lande gewählt, und vom Könige, zuweilen auch von ihm allein, ernannt.

Verfassung. Militair. Orden.

Schweden ist eine eingeschränkte Monarchie, die Krone nur in der männlichen Linie erblich. Alle Gesetze und Abgaben muß der König mit den Reichsständen berathen und ohne ihre Einwilligung sind sie nicht gültig. Die Reichsstände bestehen aus 4 Abtheilungen: der Adel, und zwar ist jedes Oberhaupt einer adeligen Familie dazu berechtigt, so daß in allen etwa 1200 adelige Reichsstände seyn können; es erscheinen aber niemals so viele: die Geistlichkeit, etwa 70 oder 80 an der Zahl; der Erzbischof und die 11 Bischöfe sind stete Mitglieder, die andern werden gewählt: der Bürgerstand, oder die Abgeordneten aller Städte, in Verhältniß ihrer Größe, etwa 100 bis 200: endlich die von den freien Bauern erwählten Abgeordneten, gewöhnlich etwas über 100. Jeder Stand muß seine Abgeordneten auf seine Kosten unterhalten; gestimmt wird nach Ständen und nicht nach der Kopfzahl; gesetzlich versammelt sich der Reichstag alle 5 Jahre, doch kann der König ihn auch außerdem berufen; der gewöhnliche Versammlungsort ist Stockholm. Der Adel genießt in Schweden noch mancherlei Vorrechte und Befreiungen, und hat sich von jeher durch einen entschiedenen Hang zu Intriguen und Staatsumwälzungen ausgezeichnet. Dies und seine Vorliebe für französische Sprache und Sitten unterscheidet ihn sehr von der offenen einfachen Redlichkeit des schwedischen

Volkes überhaupt. — Der Bauer ist in ganz Schweden persönlich frei; Leibeigenschaft hat man hier nie gekannt; doch unterscheidet man 3 Arten von Gütern oder Hemmans. Ein Skatte-hemman ist ein freies Bauergut, womit der Eigenthümer schalten kann wie er will: ein Kronohemman ist ein ursprünglich der Krone gehörendes Gut, worauf der Bauer nur als Erbpächter zu betrachten ist: ein Frälsehemman ist ein adeliges Gut, dessen Eigenthümer mancherlei Handdienste von den Bewohnern zu fordern hat, und welches von manchen Abgaben befreit ist. Auch hierin giebt es noch verschiedene Abstufungen; die meisten Lasten ruhen aber auf den Skatte- und Kronohemmans. — Die Militairverfassung Schwedens ist sehr eigenthümlich und wohl die vorzüglichste in Europa. Zuerst giebt es in Schweden ein kleines stehendes Heer, welches aus angeworbenen Leuten besteht und außer der Garde den Dienst in den Festungen versieht. Der rechte Kern der schwedischen Kriegsmacht aber beruht auf den sogenannten eingetheilten (inddeelte) Regimentern, die eine wahre National-Miliz, die rechte Landwehr, bilden. Ein großes oder eine Anzahl kleiner Güter müssen Einen Mann stellen und ihm zu seinem Unterhalt ein Häuschen, etwas Acker und Vieh, auch wohl Korn geben. Die Offiziere haben jeder eine sogenannte Boställe, ein Gut, welches von den Kronengütern genommen und von dessen Ertrag sie leben. Sie müssen es von ihrem Vorgänger erkaufen, und ihre Erben verkaufen es dem Nachfolger. Die Güte dieser Boställen ist natürlich sehr verschieden, und oft trifft sich's, daß ein Lieutenant in einer Provinz eine bessere Boställe hat, als ein Major in einer andern. Sold erhalten sie nur, sobald sie in wirklichen Dienst treten, oder im Kriege. Alle Jahre aber versammelt sich das Regiment auf eigens dazu bestimmten Möte- oder Uebungsplätzen, auf 3 bis 4 Wochen. Diese vortreffliche Einrichtung, wodurch ein dem Staate beinahe nichts kostendes, körperlich und geistig gesundes Heer unterhalten wird, verdankt Schweden seinem oft als Tyrannen verschrienen Carl XI. Seit 1811 ist noch eine Art von Conscription hinzugekommen, wovon der König im Fall der Noth Gebrauch machen darf. — Schweden hat 4 Ritterorden: 1) den Seraphinenorden, für hohe Staatsbeamte, gestiftet 1334; 2) den militairischen Schwerdtorden in 4 Klassen; 3) den Nordsternorden in 2 Klassen, für Civilverdienst; 4) den Wasaorden in 3 Klassen, für bürgerliche Verdienste, von Gustav III. gestiftet. Außerdem giebt es hier noch den in seiner Art einzigen Orden Carls XIII., 1811 für ausgezeichnete Mitglieder des Freimaurerordens gestiftet. Ueberhaupt sind die höheren Stände in Schweden sehr orden- und titelsüchtig. — Norwegen hat seit 1814 eine viel freiere Verfassung als Schweden; es giebt seit 1821 gar keinen Adel in Norwegen. Die Gesetze, Abgaben und andre öffentliche Angelegenheiten berathet und bestimmt der Storthing oder die Versammlung aller erwählten

Abgeordneten der Städte und des Landes; ihre Zahl darf nicht unter 75 und nicht über 100 seyn. Der Storthing erwählt $^1/_3$ seiner Mitglieder und diese bilden den Lagthing oder die erste Kammer; die übrigen $^2/_3$ bilden den Odelsthing oder die zweite berathende Kammer. Sind beide Kammern einig, so kann der König einen Gesetzvorschlag nur zweimal verwerfen; wird er ihm von einem dritten Storthing ohne Veränderung wieder vorgelegt, so ist er auch ohne des Königs Einwilligung gültig. Das norwegische Militair darf nicht ohne Bewilligung des Storthings außerhalb Landes gebraucht, eben so wenig fremdes eingeführt werden.

Fabriken. Handel. Lebensweise u. s. w.

Obgleich die Einwohner Skandinaviens viel Geschick zu mechanischen Arbeiten haben, so setzen doch das Klima und die geringe Bevölkerung dem Fabrikwesen große Hindernisse entgegen; selbst die herrlichen Producte der Bergwerke erhalten im Lande nur die erste Bearbeitung. Der Handel ist bedeutend und kann es durch die Verbindung mit Norwegen in der Folge noch mehr werden. Am traurigsten ist die Lage des Buchhandels. Bei der geringen Zahl der Gebildeten ist es beinahe unmöglich, daß ein Verleger auf die Kosten seiner Unternehmung komme, und der gänzliche Mangel der fahrenden Posten erschwert die Vertheilung der Bücher außerordentlich. Sonst ist die Verbindung im Innern des Landes und das Reisen nichts weniger als unbequem. Die meisten Landstraßen, bis in die entlegensten Provinzen, sind vortrefflich, und im Winter reist man in Schlitten mit unglaublicher Schnelligkeit über Flüsse und Seen in gerader Richtung; überall werden mit Hülfe sogenannter Schneeschlitten die Wege nach tief gefallenem Schnee gebahnt. Fahrende Posten gab es bisher nicht. Zwischen Stockholm und Norköping ist 1821 die erste regelmäßige fahrende Post in Schweden eingerichtet worden. Die Einrichtung zum Reisen hat daher mehr Aehnlichkeit mit unserer Extrapost. Auf allen Wegen sind in gewissen Entfernungen Wirthshäuser, Gästgifvaregårdar, deren Inhaber die Reisenden aufnehmen und befördern muß; nicht aber mit eignen Pferden, sondern die nahe gelegenen Dorfschaften müssen die Pferde theils täglich nach der Reihe im Wirthshause stellen, theils bereit halten, wenn sie gerufen werden. Die Taxe ist äußerst billig und man fährt mit diesen Skjutsböndern, so heißt der fahrende Bauer, eben so schnell als sicher; hat man aber keinen eignen Wagen oder Schlitten, so wird man freilich auf den schlechten Bauerkarren übel zerstoßen. Von Diebstahl und Räuberei weiß man auf den schwedischen Landstraßen nichts, und der reisende Deutsche, der seinen Koffer ängstlich mit in die Stube nimmt, wird nur verlacht. Die schwedischen Meilen verhalten sich übrigens zu den deutschen beinahe wie 2 zu 3; 10 bis

$10^1/_2$ machen 15 deutsche aus. — Bei der Jagd auf beschneiten Bergen und Feldern bedient man sich im nördlichen Skandinavien zweierlei Arten von Schneeschuhen. Die einen, Trygar genannt, bestehen aus einem hölzernen tellerartigen Flechtwerk von etwa 1 Fuß Durchmesser, welches man unter den Füßen befestigt, um nicht einzusinken und steile Abhänge besteigen zu können. Auch die Pferde gewöhnen sich mit solchen Trygs zu laufen. Die andre Art heißt Skid und besteht aus einem langen, schmalen, etwas gebogenen Stück Tannenholz, welches unter dem Fuße befestigt wird; der linke Skid ist wohl 4 Ellen lang; der rechte nur die Hälfte; auf dem erstern ruht der Läufer vorzüglich, der rechte dient mehr zum Fortstoßen, zum Klimmen, auch wohl den zu schnellen Lauf zu mäßigen, weshalb er gewöhnlich unterhalb mit einem Stück Renthierfell besetzt ist. Man kann sich damit so schnell als der geübteste Schlittschuhläufer bewegen. — Steinerne Häuser mit Ziegeldächern gehören zu den Seltenheiten in Skandinavien, nur Stockholm, Gothenburg und Christiania sind größtentheils massiv gebaut; auf dem Lande aber und in kleineren Städten findet man durchaus nur hölzerne Häuser. Sie bestehen meist aus über einander gelegten, an den Ecken zusammengefugten Balken; alle Fugen werden mit Moos oder Lehm ausgestopft und das Ganze gewöhnlich in- und auswendig mit Brettern beschlagen und mit einer aus Eisen bereiteten braunrothen Farbe angestrichen. Gewöhnlich hat ein solches Haus nur Ein Stockwerk und ist mehr in die Länge als in die Höhe gebaut. Das Dach ist seltner mit Schindeln, häufiger, auf dem Lande ganz allgemein, mit Rasen belegt. Zu dem Ende wird das Dach mit Brettern beschlagen, darauf wird Birkenrinde gelegt und auf diese der Rasen, der in den Frühlingswochen oft einen recht freundlichen Anblick gewährt: die Birkenrinde hält die Feuchtigkeit ab und soll oft 50—80 Jahre dauern. Strohdächer sind ein Luxus, den nur das südliche Schweden und Norwegen kennt; weiter nördlich würde man sie für eine sündliche Verschwendung halten. Im Innern der meisten Häuser herrscht große Reinlichkeit; in den Städten heizt man gern mehrere Stuben neben einander, auch die Schlafzimmer, und schläft unter leichten Decken. — Die mittleren und höheren Stände leben sehr gut, und selbst der Bauer, vorzüglich in Norwegen und in den weniger bevölkerten Provinzen. Fische, Vögel, Wildpret, Milch und köstliche Beeren sind in Ueberfluß vorhanden, und die schwedische Küche ist im Auslande mit Recht wegen der Kraft und der Mannigfaltigkeit der Speisen berühmt. Man trinkt weniger Wein als bei uns, dagegen aber hat man das treffliche doppelte Oel und genießt sehr allgemein viel Branntwein. Eigenthümlichkeiten des schwedischen Tisches sind, daß die Suppe erst als zweites oder drittes Gericht erscheint, und daß man, ehe man zu Tische geht, einen kleinen Anbiß von Brodt, Käse, geräucherten Sachen u. s. w. nimmt, worauf immer, selbst

bei

bei Vornehmeren, ein Glas Branntwein genossen wird; nur für die Frauen sind feinere Liqueurs oder süßer Wein bestimmt. Durch ganz Skandinavien herrscht eine Gastfreiheit, wovon man bei uns keinen Begriff hat. — Im Innern und in den nördlichen Gegenden giebt es wenig eigentliche Dörfer, sondern die Höfe liegen sehr einzeln.

I. Das Königreich Schweden.

In administrativer Hinsicht wird Schweden jetzt in **24** Läne oder Höfdingdöme (Hauptmannschaften) eingetheilt; daneben aber besteht die alte historische Eintheilung in vier Hauptländer, welche von Süden nach Norden so auf einander folgen:

1. Gothland oder das gothische Reich (Göta-Land), welches aus den Provinzen Ost- und West-Gothland, Småland, Dalsland, Wärmland, Bohus Län, Halland, Skåne, Bleking und den beiden Ostsee-Inseln Gottland und Oeland besteht. Nur Skåne (Schonen) und Ost-Gothland haben meist ebenen und fruchtbaren Boden; die übrigen sind großentheils mit Seen, Bergen und Wäldern bedeckt. Dieser Theil von Schweden, **2100** □ M. groß, ist auch der bevölkertste und enthält über **1,800,000** Einwohner.

Die wichtigsten Oerter sind:

Göteborg oder Gothenburg, die zweite Stadt im Reiche. Sie liegt von Felsen umgeben am linken Ufer der Götha-Elf, etwa **2** Meilen von ihrer Mündung, der Insel Hisingen gegenüber, und zählt an **25000** Einw. Oestlich und westlich von der Stadt liegen die in Verfall gerathenen Schanzen Göta Lejon und Kronan; im Flusse selbst, auf einer Insel, die bedeutende Citadelle Elfsborg und in der Nähe die Festung Nya Elfsborg. Der kleine Fluß Mölndal, welcher hier in die Götha-Elf fließt, ist zu mehreren Kanälen benutzt, welche die Stadt durchschneiden, mit vielen schönen Brücken versehen und kleineren Fahrzeugen zugänglich sind; der eigentliche Hafen aber liegt nebst den Schiffswerften unterhalb der Stadt, und eine lange, an schroffe Felsen sich lehnende Gasse oder Vorstadt führt dahin. Die Stadt ist, nachdem sie oftmals von großen Feuersbrünsten gelitten, jetzt größtentheils massiv wieder auferbaut, mit schönen breiten Straßen; doch haben die Vorstädte noch meist hölzerne Häuser. Ursprünglich war Gothenburg auf der Insel Hisingen angelegt worden; nachdem sie aber 1611 von den Dänen verbrannt, ward sie unter Gustav **II.** Adolph an der jetzigen Stelle wieder auferbaut. Gothenburg ist nächst Stockholm die bedeutendste Handelsstadt

Schwedens, ja sie verdankt dem Handel ihren Ursprung und ist erst im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter Carl IX. entstanden. Der Kanal von Trollhätta, 8 M. von hier, erleichtert sehr die Verbindung mit dem Innern des Landes: Eisen, Holz, Bretter, Nägel, Theer und Pech, Alaun, und Fische, vorzüglich Heringe, machen die Hauptgegenstände der Ausfuhr, so wie Salz, Getreide, Wein und Taback der Einfuhr aus. Gothenburgs Schiffe gehen nach Ost- und Westindien. Seit vielen Jahren klagt man indeß sehr über die Abnahme der Herings-Fischerei an der benachbarten Küste. — Gothenburg hat einen Bischof, eine Gesellschaft der Wissenschaften, ein Gymnasium und mehrere treffliche Wohlthätigkeitsanstalten.

Helsingborg, ein kleiner unbedeutender Ort mit 2400 Einw., der gewöhnliche Ueberfahrtspunkt nach Seeland. Eine Viertelmeile davon liegt in einem angenehmen Thale, mit schönen Umgebungen, der Gesundbrunnen von Ramlösa, dessen Wasser ein schwacher Säuerling ist; in der Nähe ist auch ein vielbesuchtes Seebad. Zwei Meilen nördlich von Helsingborg, bei Höganäs, befindet sich das einzige Steinkohlenwerk Schwedens. Die Gruben haben immer viel mit dem Wasser zu kämpfen gehabt und sollen nach den neuesten Nachrichten gänzlich ersoffen seyn.

Landscrona, am Sunde, ist eine neu angelegte, stark befestigte Stadt mit einem guten Hafen und an 3000 Einwohnern. Viel bedeutender ist Malmö, eine der ältesten und wohlhabendsten Städte Schonens, in der fruchtbarsten Gegend des Landes, daher auch der Getreidehandel hier sehr bedeutend. Sie gleicht in der Bauart ganz einer deutschen Stadt, besonders ist der mit vielen schönen Bäumen und guten Gebäuden umgebene Marktplatz sehr schön. Die alten Wälle und das alte Schloß westlich von der Stadt sind sehr verfallen. Der Hafen ist ganz unbedeutend und kaum mehr als eine offene Rhede. Die Stadt zählt an 8000 Einw. Gustav IV. Adolph, unzufrieden mit dem Aufenthalte in Stockholm, wollte Malmö zur Residenz machen: viele neue Anlagen und unvollendet gebliebene Gebäude zeigen die Spuren dieses Versuchs.

Lund, mit 4000 Einw., in einer baumlosen aber fruchtbaren Gegend. Die Stadt ist unbedeutend aber nett gebaut. Die hiesige Universität ward 1660 gestiftet und besitzt zwei schöne Gebäude, worin die Bibliothek, die Sammlungen und mehrere Hörsäle, eine Sternwarte und einen botanischen Garten. Die Professoren sind hier besser besoldet als in Upsala. Lund war in älteren Zeiten der Sitz sehr mächtiger Erzbischöfe, daher besitzt sie auch noch an ihrer Domkirche, aus dem 11ten Jahrhundert, eins der größten und prächtigsten Gebäude der Art in Skandinavien; sie ist höchst solide, nicht eigentlich gothisch, sondern altsächsisch, mit runden Bogen gebaut. Oestlich von Lund, unweit der Küste, be-

findet sich bei dem Dorfe Andrarum das bedeutendste Alaunwerk Schwedens. Ystadt, an der Südküste, mit 3500 Einw., steht jetzt durch Dampfschiffe in regelmäßiger Verbindung mit Stralsund. — Verfolgen wir die Küste weiter nach Osten und Norden, so finden wir:

Carlskrona, eine der neuesten aber auch der nettesten Städte Schwedens, besonders hat sie sich seit dem großen Brande 1790 sehr verschönert und viele steinerne Häuser bekommen. Sie liegt auf mehreren durch Brücken verbundenen Inseln, wovon die bedeutendste Trossö heißt. Carl XI. erkannte die Trefflichkeit ihrer Lage und legte hier eine Hauptstation der schwedischen Kriegsflotte an, wozu sie durch die Tiefe ihres Hafens, welcher durch Inseln wie ein Teich eingeschlossen und ruhig, ganz vorzüglich geeignet ist. Die Stadt ruhet beinahe überall auf Felsen; alle Werke, und vorzüglich die herrlichen Becken und Schiffsdocken, sind ganz in Felsen gesprengt. Hier befindet sich alles was zur Ausrüstung und Aufbewahrung einer ansehnlichen Flotte gehört; 20 Linienschiffe werden, wenn alles fertig, hier unter bedeckten Schuppen liegen können. Die Stadt zählt über 12000 Einw. Unweit davon, beim betriebsamen Flecken Rönneby, ist ein berühmter Gesundbrunnen. — Die kleine Stadt Calmar, mit einem festen Schlosse auf einer Insel und 5000 Einw., liegt an dem durch die gegenüber liegende Insel Oeland gebildeten Calmarschen Sund. Sie ist durch die 1397 hier geschlossene Vereinigung (Union) der 3 skandinavischen Reiche bekannt. — Norrköping mit 10000 Einw. an der Motala-Elf, bei ihrer Mündung in den Meerbusen Bråviken, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, ist eine der ansehnlichsten Städte Schwedens. Sie zeichnet sich durch Betriebsamkeit aus, hat die besten Tuchfabriken des Landes, Zuckersiedereien, Handel, mehrere gute Schulen und gute Wohlthätigkeitsanstalten. Neuerdings hat man auch hier glückliche Versuche gemacht, verschiedene Moosarten zum Färben zu benutzen, da schon längst diese Moose von den Holländern und Engländern zu gleichem Behufe ausgeführt wurden. Dicht bei der Stadt sind die freundlichen Anlagen des Gesundbrunnens von Himmelstalund.

Im Innern des Landes liegen wenig bedeutende Oerter; wir bemerken nur: Jönköping, an der südlichen Spitze des Wettersees, eine alte, aber seit dem großen Brande von 1790 freundlich wieder erbaute Stadt; sie ist die ansehnlichste Stadt in Småland und zählt an 4000 Einw. Nahe dabei, an den schönen Wasserfällen des Husquarn, liegt eine Gewehrfabrik, und 1½ M. südlich von der Stadt der durch seinen ungeheuern Eisenreichthum berühmte Taberg, welcher beinahe ganz aus einem mächtigen Magnet-Eisenstein-Lager besteht. Am nordöstlichen Ende des Sees liegt

der berühmte Gesundbrunnen Medewi. — Mehrere Meilen südöstlich von Jönköping lag das einzige Goldbergwerk Schwedens, Ädelfors, welches 1738 entdeckt, jetzt aber verlassen ist.

Zu diesem Theile Schwedens gehören noch: die kleine Insel Hween oder Ween, im Sunde, auf welcher man noch die Trümmer des Schlosses Uranienburg sieht, welches Tycho Brahe hier zum Behuf seiner astronomischen Beobachtungen erbaute. Ferner die, Calmar gegenüber in der Ostsee sich längs der Küste erstreckende, Insel Oeland, mit 26000 Einw. und der Stadt Borgholm, der einzigen auf der Insel, in der Nähe des abgebrannten festen Schlosses gleiches Namens, und die große und fruchtbare Insel Gottland (d. h. gut Land) mit 40000 Einw., wo die Handelsstadt Wisby, mit 4000 Einw.

2. Das eigentliche Schweden, welches die Provinzen Upland, Westmanland, Dalarne, Nerike und Södermanland, und auf 1220 □ M. 745,000 Einw. enthält. Alle diese Provinzen, mit Ausnahme des nördlichsten Theils von Dalarne, haben noch guten Ackerbau, enthalten aber auch sehr viel Berge, Wälder, Seen und Moräste.

Hier liegen:

Stockholm, zum Theil in Upland, zum Theil in Södermanland, unter 59° 20′ N. Br. Sie liegt an beiden Ufern des hier einem breiten Strome gleich in eine Bucht der Ostsee ausfließenden Mälarsees und auf mehreren dazwischen liegenden Inseln oder Holmen, und besteht wesentlich aus 3 Haupttheilen: dem Nordermalm, dem Südermalm und der auf einer Insel dazwischen liegenden eigentlichen Stadt. Diese Theile und mehrere zur Stadt gehörige kleinere Holme sind unter einander durch Brücken verbunden. Das Wasser oberhalb der eigentlichen Stadt wird zum Mälar, das unterhalb oder östlich derselben, Salt-Sjön d. h. Salzsee genannt, zur Ostsee gerechnet. Betrachtet man die Stadt im Ganzen, so gehört sie zu den schönsten in der Welt; die vielen Inseln, die mannigfaltigen Buchten und Wassermassen dazwischen, der überall aus Berg und Thal bestehende Boden, theils mit herrlichen Straßen und schönen Häusern, theils noch mitten zwischen den Häusern mit nackten, oder bewachsenen Felsen bedeckt, dies alles zusammengenommen bietet einen eben so überraschenden als mannigfaltigen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt hat schöne regelmäßige Straßen, steinerne zum Theil mit Kupfer oder Eisen gedeckte Häuser, und nur in den äußern Vorstädten findet man noch hölzerne Häuser. Höchst überraschend wird der erste Anblick auch dadurch, daß nichts in der Nähe Stockholms die große Hauptstadt verkündigt und man beinahe unmittelbar aus Fels und Wald in die Straßen tritt. Wir wollen nun die einzelnen Theile genauer betrachten. Die eigentliche Stadt, Sta-

den, liegt im Mittelpunkt des Ganzen auf einer in Verhältniß zu den andern Stadttheilen kleinen Insel; hier sind die Straßen am engsten, die Häuser am höchsten und es ist der unfreundlichste und schmutzigste Theil. Doch liegt hier, am nordöstlichen Ende, das schönste Gebäude Stockholms, das prächtige Residenzschloß. Das alte Schloß brannte unter Christina 1642 ab; das neue ward 1692 nach Tessin's Plan aufgeführt, brannte aber 1697 größtentheils wieder ab, wurde erst 1728 wieder angefangen und 1753 vollendet. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, welches einen großen Hof einschließt; zwei Flügel nach Osten vorspringend umschließen einen kleinen Garten (Logården), und vor der westlichen Front zieht sich ein halbkreisförmiger Säulengang hin, worin die Hauptwache sich befindet. Das Ganze liegt auf einem Hügel, am Ufer der See, und hat die Aussicht auf den mit Schiffen bedeckten Hafen. Am Ufer, östlich vom Schlosse, steht die treffliche eherne Statue Gustavs III., welche die Bürger ihm 1790 zu errichten beschlossen; sie ward aber erst 1808 aufgestellt. Vor der südlichen Front steht ein schöner Obelisk von Granit, welchen Gustav III. der Bürgerschaft widmete; er ward aber erst nach seinem Tode 1799 errichtet. An der nördlichen Seite stand ein Monument, welches Gustav IV. Adolph zum Andenken des neuen Brückenbaues hatte errichten lassen; man hat es aber, wie alles was an den unglücklichen Fürsten erinnerte, abgebrochen. Im Innern des Schlosses befindet sich eine Kapelle, der prächtige Reichssaal, eine nicht sehr bedeutende Bibliothek von etwa 40000 Bänden und das königliche Museum, welches eine Bildergallerie und Sammlungen von Statuen, sowohl antike, als auch treffliche neuere von Sergel († 1814), Münzen, Kupferstichen u. s. w. enthält. Am Fuße des Schloßberges ist der sehr große und vollkommen sichere Hafen, für die größten Seeschiffe geeignet. Außerdem enthält Staden noch an schönen Gebäuden: die Hauptkirche, in welcher die Könige gekrönt werden; die Börse, das Rathhaus und das Ritterhaus, wo sich der Adel zu den Reichstagen versammelt, und vor diesem Hause die eherne aber ziemlich schlechte Statue Gustavs Wasa, 1773 errichtet. Westlich dicht an Staden und mit ihm durch eine Brücke verbunden liegt die kleine Insel Ritterholm, Riddar-Holmen, wo auf einem freien Platze die alte Ritterkirche mit den Begräbnissen vieler schwedischen Könige. Am 6. Nov. 1832 ist der Sarg Gustav Adolphs aus dem Gewölbe dieser Kirche in ein marmornes Denkmahl, im Chor der Kirche, versetzt und die große Reichsfahne, welche sonst in der Hauptkirche war, dabei aufgepflanzt worden. — Von Staden führt nördlich die herrliche von Granit erbaute, 1787 angefangene und erst in 20 Jahren vollendete Brücke über die kleine Heilige-Geistinsel, Helge-Ands-Holm, nach dem schönsten Theile der Stadt, Norr-Malm. Von der Brücke tritt man auf den schönen Gustav-

Adolphs-Markt, worauf die eherne Reiterstatue dieses Königs, 1779 gegossen und 1796 aufgestellt. Rechts an diesem Markte steht das schöne Opernhaus, wo man aber meist nur Uebersetzungen französischer Stücke giebt. Nicht weit davon, wo ehemals das dramatische Theater stand, welches abgebrannt, ist jetzt ein schöner mit Alleen und mit der ehernen Statue Carls XIII. geschmückter Platz, Carls XIII. Torg, oder Markt, entstanden. Hinter demselben liegt der Königsgarten, und ein dabei befindliches Gebäude, das ehemalige Zeughaus, ist jetzt zu einem Brunnenhause eingerichtet, worin künstliche Mineralwasser bereitet und verkauft werden. — Norrmalm hängt südöstlich durch Brücken zusammen mit dem Schiffsholm, Skeppsholmen, und dem Castellholmen, wo sich ein Schiffswerft, die Admiralitätsgebäude und ein Zeughaus befinden. — Oestlich stößt an Norrmalm die Vorstadt Ladugårdslandet, und von dieser führt südöstlich eine Brücke nach einer Halbinsel, worauf der schöne königliche Thiergarten, ein vielbesuchter Vergnügungsort, mit einem Gesundbrunnen liegt, worin die eherne Statue des Dichters Bellmann steht. Westlich von Norrmalm führen schöne Alleen, am Ufer des Mälar, zuerst nach der trefflichen Porzellanfabrik Rörstrand, und weiter nach dem Land- und Seekadettenhause im Schlosse Carlsberg, wobei ein großer und schöner Garten. Von Norrmalm westlich führen mehrere Brücken nach einem der schönsten Stadttheile, auf die nur zum Theil bebaute Insel Königsholm, Kungsholmen, woselbst eine Glasfabrik, eine Gießerei und eine Dampfmühle. Am äußersten nördlichen Ende von Norrmalm liegt, auf einem Felsenhügel, das stattliche Gebäude der Sternwarte. — Dies alles zusammen macht die nördliche Hälfte der Stadt aus. Zu der südlichen, Söder-Malm, gelangt man von Staden über eine Zugbrücke und ein Schleusenwerk, durch welches die Hauptverbindung zwischen dem Mälar und der See geht. Die Schleuse ward 1753 angelegt. Man sagt, hier sey ehemals eine Landzunge gewesen, welche König Oluf der Heilige 1008 durchstechen lassen. Södermalm ist, bis auf eine ganz schmale Landzunge, wodurch es südlich mit dem festen Lande zusammenhängt, ganz vom Wasser umflossen. Dieser Theil der Stadt ist nicht ganz so schön als Norrmalm; er ist sehr uneben und enthält noch viele Klippen und Grasplätze, doch auch schöne Straßen und den schönsten Platz der Stadt, den Adolph Friedrichs-Markt. Von dem hier liegenden Mosesberge hat man die schönste Uebersicht der ganzen Stadt. In Södermalm, zu beiden Seiten der großen Schleuse, befinden sich die beiden großen Eisen-Waagen und Magazine, Jern Wägen, in welchen alles zum Ausschiffen von Stockholm bestimmte Eisen aufgestapelt wird; dicht dabei liegt das sogenannte Stadthaus, worin eine katholische und eine griechische Kirche, ein Gefängniß und das Lokal einiger Behörden ist. Auch mit Södermalm hängen einige unbedeutendere

Stadttheile auf Inseln und Halbinseln zusammen. — Die Bevölkerung des Ganzen mag an 80000 Seelen betragen. Staden, der älteste Theil, ist zwischen den J. 1250—1260 unter dem Reichsvorsteher Birger Jarl entstanden; Norrmalm ward erst im 16ten Jahrhundert bebaut, und Södermalm, 1457 mit der Stadt vereinigt, hob sich besonders unter Gustav Wasa. — Im Osten der Stadt wird der Eingang zum Hafen durch das Castell Waxholm gedeckt. — Zu den wissenschaftlichen Anstalten Stockholms gehören: die Akademie der Wissenschaften, auf Carls XII. Befehl gestiftet, sie kam aber erst nach seinem Tode 1739 zu Stande; die Akademie der schönen Wissenschaften und der Geschichte, eine Nachahmung der Académie des inscriptions et belles lettres, 1753 gestiftet; die Akademie für Malerei und Bildhauerei, 1735 gestiftet, aber erst 1773 in Thätigkeit getreten; die schwedische Akademie für Sprache und Alterthümer, 1786 gegründet; eine musikalische Akademie und mehrere Schulen für Seekunde, Kriegswissenschaften u. s. w. — Der Winter ist die angenehmste Jahrszeit in Stockholm, weil sich dann hier Gebildete und Vornehme aus allen Theilen des Reichs zusammenfinden, während der Sommer eine große Anzahl Familien aufs Land, oft in großer Entfernung von der Hauptstadt lockt. Man lebt im Ganzen hier sehr gesellig, nur ist eine Nachahmung des französischen Tons, verbunden mit einer den Schweden eignen Umständlichkeit und Feierlichkeit des Umgangs, in den höheren Ständen vorherrschend. Das Theater, der Tanz, der hier viel kunstmäßiger als bei uns geübt wird, Musik, besonders Gesang, und Kartenspiel sind die gewöhnlichsten Winterbelustigungen. — Stockholm hat einige nicht unbedeutende Fabriken; unter diesen nimmt, was man am wenigsten erwarten sollte, die Seidenfabrik den ersten Rang ein: sehr bedeutend sind auch die Tuchfabriken; ferner die Fabriken in Leinen, Baumwolle, Eisen, Glas, Gold und Silber, Leder, Taback, die Stückgießerei und der Schiffbau. Höchst merkwürdig ist die im Münzgebäude befindliche Niederlage von Elfdaler Porphyrarbeiten. Sie bestehen vorzüglich in Vasen bis 30 Zoll Höhe, Tischplatten, Leuchtern, Salzfässern u. s. w. und zeichnen sich eben so sehr durch die Schönheit des Steins, ein dunkelbrauner Hornsteinporphyr mit fleischrothen Feldspathprismen, von bedeutender Härte, als durch die Trefflichkeit der Formen und der Arbeit aus. Dieser Stein bricht in dem wildesten Theile von Dalarne, und seine Bearbeitung, welche den mechanischen Talenten des schwedischen Volkes viel Ehre macht, verschafft jetzt den armen Bewohnern jener Gegend einen sehr erwünschten Verdienst. Stockholm ist zugleich die erste Handelsstadt Schwedens und besitzt an 225 eigene Schiffe; Eisen, Kupfer, Holz, Pech und Theer, und Fische machen die Hauptgegenstände der Ausfuhr aus.

Der Mälar mit seinen höchst malerischen Ufern, seinen vielen mit Dörfern, Schlössern und Landhäusern bedeckten Inseln, macht die Umgebungen von Stockholm vorzüglich reizend. Die bedeutendsten königl. Lustschlösser in der Nähe der Hauptstadt sind: Alt= und Neu=Haga, dicht beim Norderthor, an einer Bucht der Ostsee, die Schöpfung und der Lieblingsaufenthalt Gustavs III. Ulriksdal, etwa 1/2 M. weiter, an der nemlichen Bucht, mit einem größern Schlosse, aber minder schönem Garten, dieses Schloß ist 1821 in ein Invalidenhaus verwandelt worden. Drottningholm, auf der Insel Lofön im Mälar, mit einem schönen Schlosse und 2 herrlichen Gärten. Gripsholm, am Mälar, ein altes gothisches Schloß von Gustav III. erneuert, hat oft als Staatsgefängniß gedient; auch König Gustav IV. Adolph ward hier nach seiner Absetzung eine Zeitlang gefangen gehalten. — In geringer Entfernung südlich von Stockholm liegt die kleine Stadt Söder=telge mit kaum 1000 Einwohnern. Sie liegt auf einem unbedeutenden Landrücken, welcher hier den Mälar von einer tiefen Bucht der Ostsee trennt. In den Jahren 1806—7 hat man, um dem Mälar mehr Abfluß zu verschaffen, diesen Landrücken durchgraben, und dieser Kanal begünstigt jetzt sehr die Verbindung der südlichen Provinzen mit der Hauptstadt.

Sieben und 1/4 schwedische oder beinahe 11 deutsche Meilen nördlich von Stockholm, am Flusse Fyris=ån, liegt die erste und berühmteste schwedische Universität Upsala. Die Stadt liegt in einer uninteressanten Ebene und hat eher das Ansehen eines großen Dorfes, so sehr liegen die meist hölzernen Häuser zerstreut zwischen Gärten. Die wenigen steinernen Gebäude gehören meist zur Universität. Ueber alle Gebäude der Stadt ragt die hochliegende herrliche Domkirche empor, die schönste und größte in Skandinavien. Sie ward im 13ten Jahrhundert, wie man sagt, nach dem Muster der Notre Dame zu Paris erbaut, aber erst 1435 eingeweiht. Sie zeichnet sich durch edle Einfachheit aus; nichts stört den majestätischen Eindruck; alle Denkmähler sind in Seitenkapellen verwiesen. Hier ruhen Gustav Wasa und Gustav III. und viele Glieder der alten Familien Sture und Banner; hier ist auch Linné ein Denkmahl errichtet, eine einfache, porphyrne Ara (Altar), mit seinem Brustbilde als Medaillon. Das ehemalige alte Schloß auf einem Hügel bei der Stadt ist 1702 größtentheils abgebrannt und nur ein Flügel ist wieder erbaut. Die Universität ward 1477 von dem Reichsverweser Sten Sture gestiftet und von Gustav Adolph erneuert. Sie besitzt die größte Bibliothek in Schweden, von 80000 Bänden: zu ihren Merkwürdigkeiten gehören der sogenannte Codex argenteus, die silberne Handschrift, ein auf röthliches Pergament mit silbernen und goldenen Buchstaben geschriebenes Exemplar der gothischen Uebersetzung der Evangelien von Ulfilas. Diese

Handschrift kam früher aus dem Kloster Verden in Westphalen nach Prag, dort eroberten sie die Schweden im 30jährigen Kriege. Die Königin Christine schenkte sie dem Gelehrten Vossius, und durch den Grafen La Gardie ward sie in Holland wieder erkauft und hierher geschenkt. Außerdem besitzt die Universität eine Sternwarte und mehrere ausgezeichnete Kunst- und Naturaliensammlungen. Der jetzige botanische Garten, früher Schloßgarten, ward der Universität von Gustav III. geschenkt, welcher auch dazu ein prächtiges Gewächshaus erbauen ließ, in welchem sich zugleich der Hörsaal befindet mit Linné's Büste geschmückt. Dieser große Naturforscher war einst die Zierde Upsala's; sein ehemaliger botanischer Garten ist jetzt verlassen. Uebrigens ist Upsala der Sitz des einzigen schwedischen Erzbischofs, Primas des Reichs, und zählt an 4500 Einw. Eine Meile südöstlich von der Stadt liegen die berühmten Morasteine, alte Steine mit verloschenen Inschriften, Kronen und andern Zeichen, wovon man vermuthet, daß sie den Ort alter Königswahlen bezeichneten. An einer Bucht des Mälar liegt das ehemalige Kloster jetzt Schloß Skokloster; Gustav Adolph schenkte es 1611 seinem Feldherrn Wrangel, und dieser führte das schöne Gebäude auf, welches außer vielen schönen Gemälden und einer herrlichen Rüstkammer eine ansehnliche Bibliothek enthält, worin sich besonders viele noch unbenutzte Handschriften über den 30jährigen Krieg befinden. — Etwa 6 Meilen nördlich von Upsala befindet sich das größte Eisenwerk Schwedens, Dannemora. Der Anblick der Grube ist höchst überraschend, es ist eine sogenannte offene Pinge, ein Abgrund von mehr als 500 F. Tiefe, mit senkrechten schwarzen Wänden, in dessen Tiefe sich erst die Gruben und Schächte befinden. Das Erz wird meistens durch Sprengen gewonnen und täglich um Mittag werden alle Schüsse zugleich losgebrannt, deren Donner dann einem Erdbeben gleicht. Der Ertrag des Werks ist jährlich etwa 270,000 Centner. Eine Viertelmeile davon, zu Oesterby, ist eins der größten und besten Eisenhüttenwerke Schwedens. Noch bedeutender ist das Hammerwerk von Leufsta oder Löfstad, einige Meilen nördlicher. Nicht weit davon an den Ufern der Dalelf liegt das große Ankerschmiedewerk von Söderfors.

Etwa 6 Meilen westlich von Upsala, in der Provinz Westmanland, liegt die freundliche kleine Stadt Sala, wobei das bedeutendste Silberbergwerk Schwedens. Es ist seit dem 13ten Jahrhundert benutzt, hat im 15ten und 16ten die stärkste Ausbeute gegeben, die bis auf 18000 Thaler stieg, jetzt aber beläuft sie sich kaum über 2000 und deckt nicht einmal die Kosten. Eine Meile davon liegt der ziemlich berühmte Gesundbrunnen von Kila oder Sätra.

Die Provinz Dalarne, oder Dalekarlien, ist in der schwedischen Geschichte berühmt durch die Tapferkeit und Treue

ihrer Bewohner, welche sich noch jetzt durch großen schlanken Körperbau, ein freies und dabei freundliches Wesen und eine eigenthümliche Tracht auszeichnen. Hier zeigt man dem Reisenden noch mit Ehrfurcht im Dorfe Säteri-Ornäs das Häuschen, worin Gustav Wasa auf seiner Flucht verborgen, von einem falschen Freunde sollte verrathen werden, aber durch die Treue eines Weibes gerettet ward; eben so bei Mora den kleinen Hügel, von wo aus er die treuen Dalekarlier zum Kampfe gegen den Tyrannen Christian II. aufrief. — Wenig Ackerbau, mehr Viehzucht und vorzüglich Bergbau ernähren die arme Provinz. Hier liegt denn auch das größte Kupferbergwerk Schwedens bei der Stadt Falun. Die Grube ist wie bei Dannemora eine ungeheure offene Pinge, deren Länge an 1200, die Breite an 600 und die Tiefe an 200 F. beträgt. Dieser Abgrund ist im 17ten Jahrhundert und vorzüglich 1687 durch den Einsturz vieler alten Grubenbaue entstanden. Das Werk war gewiß schon vor dem 13ten Jahrhundert im Betrieb. Man gewinnt jetzt jährlich an 15000 Centner Kupfer, woraus noch etwas Gold und Silber abgeschieden wird. Die Stadt selbst, von etwa 4400 Einw., liegt zwischen den Seen Runn und Warpan, in einer öden felsigen Gegend; sie ist zwar regelmäßig, aber ganz von Holz gebaut und liegt beständig in einem dicken schwefeligen Hüttenrauch begraben, welcher allen Häusern ein halbverkohltes Ansehen giebt. — Oerebro, in der Provinz Nerike, am Hielmarsee, mit über 3000 Einw., treibt einen nicht unbedeutenden Handel vermittelst des Arbogakanals und hat eine Gewehrfabrik.

3. Norrland oder Nordland, erstreckt sich in einem breiten Küstenstreif bis an die Torneå-Elf und die russische Gränze, und umfaßt die Provinzen Gästrikland, Helsingland, Herjedalen, Medelpad, Jämtland, Angermanland und Westerbotten. Der größte Theil dieses weitläuftigen Landes besteht in Bergen, Wäldern und Seen; man sieht selten ein Dorf, aber viele zerstreute Wohnungen; der Ackerbau gedeiht nur noch in den südlicheren Gegenden, dagegen ist die Viehzucht hier besser, die Weiden trefflich; auch der Flachs- und Hanfbau ist sehr bedeutend und die Weberei allgemein verbreitet. Das Volk ist ernst, aber brav und um so rühriger und wackerer, je weiter nach Norden. Jagd und Fischfang sind ihre wichtigsten Nebenbeschäftigungen. Diese wenig bevölkerten Gegenden gehören indeß grade zu den wohlhabenderen Schwedens, weil hier der Mensch noch vollauf Raum hat, seine Bedürfnisse zu gewinnen; so findet man unter beinahe 65° am Meeresufer zu Skelefteå eine Kirche von griechischer Bauart, mit einer prächtigen Kuppel, welche in Schweden nicht ihres Gleichen hat, und dies herrliche Gebäude hat die Gemeinde auf ihre Kosten errichtet. — Große Städte muß man hier freilich nicht erwarten; die ansehnlichste ist Gefle

in Gästrikland, am Meere; sie hat mehrere schöne Gebäude, ein Schloß, ein Rathhaus, einige Fabriken in Leinen, Taback, Zukker, Fischerei und sehr bedeutenden Handel, auch zählt sie über 6800 Einw. — Die ganze lange Küste von Westerbotten ist ein beinahe ununterbrochener Wald mit wenigen Feldern und Wiesen dazwischen. Hier liegen indeß noch mehrere kleine Seestädte, welche den Theilen von Lappmarken, deren Producte sie gegen andre Bedürfnisse eintauschen, den Namen geben, als: Umeå, Piteå, Luleå, jede an einer Elf gleiches Namens, welche die Landstraße aus dem Innern des Landes zu diesen Häfen andeuten.

4. Lappland, begreift den innern Landstrich zwischen dem Severücken und Westerbotten, und wird in Jemtlands-, Åsele-Umeå-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmarken abgetheilt. Das Ganze ist noch eine öde Wüste von wenigen Quadnern angebaut und von nomadischen Lappen durchzogen, daher auch die Bevölkerung äußerst gering, vielleicht nicht über 4 bis 5000 Lappen auf beinahe 2000 □ M. Die Natur hat hier zwar unermeßliche Schätze an Eisen niedergelegt, wovon aber nur wenig benutzt werden kann, theils weil das Erz zu strengflüssig ist, theils weil hier die Waldungen, besonders in den nördlichsten und metallreichsten Gegenden, anfangen auszugehen. Der nördlichste Hoheofen in der Welt, unter $67^1/_2$ Grad, befindet sich zu Kengis in Torneå-Lappmark, und die Gruben, die ihn mit Erz versehen, liegen noch 8 Meilen nördlicher.

An Colonien besitzt Schweden nur die einzige kleine Insel St. Barthelemy, eine der kleinen Antillen, mit $2^1/_2$ □ M. und mehr als 8000 Einw.

II. Das Königreich Norwegen.

Es wird in die vier Stifter Aggerhuus oder Christiania, Christiansand, Bergen und Drontheim und das Nordland eingetheilt.

1. Das Stift Aggerhuus oder Christiania, welches auf 1580 □ M. 470,000 Einw. enthält, umfaßt den fruchtbarsten und bevölkertsten Theil Norwegens. Hier liegt die bedeutendste Stadt des Landes, Christiania, unter 59° 53′, mit 21000 Einw., am nördlichen Ende des an 10 Meilen langen Christiansfiord, dessen Ufer mit mehreren netten und betriebsamen Städten besetzt sind. Christiania liegt sehr schön, am Fuße des Egeberges, von dessen Höhe man eine herrliche Uebersicht der ganzen durch schroffe Berge, tiefe Thäler, malerische von Schiffen bedeckte Meerbusen, Inseln und liebliche Landhäuser und Wiesen ausgezeichneten Lage der Stadt erhält. Sie ist gut, regelmäßig und meistens ganz von Steinen erbaut: eine Folge der schrecklichen

Feuersbrünste, welche so oft die nordischen Städte und auch Christiania verwüstet haben. Der schönste Theil der Stadt, am Hafen, heißt die Quartale. Nach dem Lande zu werden die Häuser kleiner, aber die Straßen sind durch den Verkehr mit den Landbewohnern lebhafter. Die Stadt zeichnet sich sowohl durch Reichthum als durch gesellige Bildung aus; merkwürdig ist es, daß es hier 2 Liebhabertheater giebt, und daß dies Vergnügen in ganz Norwegen herrschend ist. Die **1811** gestiftete Universität (Fridericia) ist durch die patriotischen Bemühungen und Opfer der Norweger gegründet und reichlich ausgestattet. Außerdem ist hier noch ein gutes Gymnasium, ein Landcadetten- und ein Handelsinstitut und andre Lehranstalten. Die Stadt hat einige Fabriken in Tuch, Taback, Glas, Eisen u. s. w. Ihr ausgebreiteter Handel, mit **50** eigenen Schiffen, versieht einen großen Theil des innern Landes; die Ausfuhr besteht vorzüglich in Brettern, welche aus allen Thälern des Innern hierher gebracht werden, in Eisen und in Alaun, welcher in der Nähe der Stadt, bei Opslo am Fuße des Egeberges, gewonnen wird. Die Gegend von Christiania wird noch durch viele Landhäuser der Wohlhabenderen, hier Lücken genannt, verschönert, welche, wenn sie auch nur aus einem Hause und einer Wiese bestehen, doch immer sich durch ihre reizende Lage auszeichnen. — Einige Meilen unterhalb Christiania am Fiorde liegt die nahrhafte kleine Stadt Moß, mit einer Kanonengießerei, Eisenwerken, Sägemühlen und **2000** Einw. — An der schwedischen Gränze, welche hier durch den tiefen Swinesund bezeichnet wird, liegen dicht neben einander: die Festungen Friedrichshall mit **4800** Einw., und Friedrichstein, vor welcher am **11.** Dezember **1718** Carl **XII.** erschossen ward. — Am westlichen Ufer des Fiordes, nicht weit von seiner Mündung, liegt auf einer Halbinsel das einzige Seesalzwerk des Landes, Wallö; man macht hier mit Hülfe des englischen Steinsalzes jährlich über **67000** Centner Salz. Weiter südwestlich, hart an den Felsen der Küste, liegt der freundliche Ort Laurwig, dessen große Eisenschmelzereien die Erze von Arendal zu gut machen. — Das Innere dieser Provinz ist, wie es die Natur des Landes mit sich bringt, nach Thälern eingetheilt, deren Bewohner sich oft von ihren nächsten Nachbarn in einem andern Thale durch Sprache, Kleidung und eigenthümlichen Charakter und Sitten auszeichnen. Das Thal Hedemarken zeichnet sich vor allen durch trefflichen Anbau und große Fruchtbarkeit aus. Das Aeußerste in Nordwest, Guldbrandsdalen, ebenfalls fruchtbar, ist durch die Tapferkeit seiner Bewohner, welche sich alle für adelig und Abkömmlinge alter nordischer Häuptlinge halten, berühmt. Die kernhaftesten Menschen hat das westliche Ober-Tellemarken. In Nummedalen liegt die ehemals berühmte Bergstadt Kongsberg, mit **3800**, ehemals an **10000** Einw., welche aber jetzt, seitdem das große Silberberg-

werk, wegen Mangel an Ausbeute, plötzlich aufgegeben worden, in großer Armuth schmachten.

2. Das Stift Christiansand, enthält auf 470 □ M. 210,000 Einwohner.

Hier liegen: die Hauptstadt Christiansand, im Hintergrunde einer weiten und sichern Bucht, welche die größten Flotten aufnehmen kann. Die Stadt ist zwar gut und regelmäßig, aber äußerst weitläuftig gebaut und zählt 7600 Einw. Sie ist der gewöhnliche Zufluchtsort für die vielen, durch Stürme im Kattegat beschädigten Schiffe, welche hier alles zu ihrer Ausbesserung Nöthige finden. Außerdem hat sie noch bedeutenden Holz- und Getreidehandel. — Arendal, durch ihre in der Nachbarschaft befindlichen trefflichen Eisengruben berühmt, liegt auf einem so schmalen Ufer am Fuße schroffer Felsen, daß ein großer Theil der Stadt auf Pfahlwerk im Meere erbaut ist und die Straßen Brükken sind. Die vorliegende Insel Tromö beschützt den trefflichen Hafen. Die Stadt zählt 2000 Einw., welche vom Bergbau, Holzhandel und Schiffbau leben.

3. Das Stift Bergen, enthält auf 640 □ M. 190,000 Einwohner.

Die Hauptstadt Bergen, die größte Stadt in Norwegen, zählt über 21000 Einw.; sie ist meist ganz von Steinen nett und gut gebaut, nur ist das Pflaster sehr schlecht. Höchst auffallend ist der hier beinahe unaufhörliche Regen, der zwar an dieser ganzen Küste häufig ist, nirgend aber doch so sehr als hier; eben daher aber genießt sie auch eines auffallend milden Klima's für ihre Lage. Der Handel mit über 100 eigenen Schiffen ist sehr bedeutend, dafür herrscht hier aber auch ungleich weniger Bildung, als in dem noch mit Deutschland in Verbindung stehenden Christiania. — Im Allgemeinen sind die Bewohner dieser Küste, welche beinahe nur vom Fischfang leben, weniger kräftig gebaut, als die des innern Landes.

4. Das Stift Drontheim, welches auf 1000 □ M. an 200,000 Einw. enthält.

Die Hauptstadt Drontheim, am südlichen Ufer eines mächtigen Fiordes, zählt über 12000 Einw., eine starke Bevölkerung für eine so nördliche Stadt, 63½° N. Br. Sie ist zwar ganz von Holz aber überaus nett und gefällig gebaut, und alles zeigt den Wohlstand ihrer Bewohner. Selbst das prächtige und große Schloß, worin der Stiftsamtmann wohnt, ist ganz von Holz. Nur 2 steinerne Gebäude zeichnen sich aus: der alte sehr große Dom aus dem 11ten Jahrh., wovon aber nur noch das Chor, jetzt die Hauptkirche der Stadt steht; es ist noch jetzt das größte Gebäude in Norwegen und ehemals weit berühmt als Wallfahrtsort zu dem Grabe des heil. Oluf. Das zweite steinerne Gebäude ist das Haus der Drontheimer Gesellschaft der Wissenschaf-

ten und der dortigen Kathedralschule. Drontheim genießt eines bedeutenden Wohlstandes, welchen sie theils dem großen Handel, besonders mit Fischen, theils dem großen Kupferbergwerk zu Roeraas verdankt. Die Einwohner zeichnen sich durch Gastfreiheit, feine und edle Geselligkeit und lebendigen Sinn für alles Vaterländische höchst vortheilhaft aus. Der Stadt gegenüber auf einer Insel im Fiorde liegt das Fort Munkholm. — Drontheim und die benachbarten Thäler, besonders Guledal, sind die Wiege der alten nordischen Geschichte und der Sitz vieler alten Herrscher und Könige gewesen. — Sechszehn nordische Meilen südöstlich von Drontheim liegt die Bergstadt Roeraas, mit 3000 Einw., welche einzig von den dortigen reichen Kupfergruben leben. Sie liegt am Hitteraan, unweit des Glommen, in einer überaus öden und rauhen Gegend, zwischen Bergen welche beinahe ewig mit Schnee bedeckt sind. Hier gedeiht kein Getreide mehr und selbst Birken kommen nur kümmerlich im Schutz der Thäler fort. Selbst Kartoffeln gedeihen nur mühsam und selten. Furchtbare Schneestürme sind hier gewöhnlich. Die Stadt ist übrigens doch nicht unfreundlich und hat eine hübsche steinerne Kirche. Die Kupfergruben wurden 1644 entdeckt und liefern jetzt jährlich etwa 7 bis 8000 Centner. — Das Kupfer wird alles durch Pferde nach Drontheim geschafft.

5. Die Nordlande mit Finnmarken. Dieser lange Küstenstrich, vom 65° bis zum 71° und zur russischen Gränze, enthält auf 3326 □ M. etwa 78000 Einw., wovon also etwa 24 auf die □ Meile kommen. Der größte Theil der Einwohner und alle Küstenbewohner sind Norweger; im Innern treiben sich einige Lappen umher. Der beinahe einzige Nahrungszweig der Bewohner ist der Fischfang, besonders bei den Lofoddischen Inseln. Dies ist eine lange Inselreihe, welche sich vom 67½ bis zum 71° der Küste parallel hinzieht. Alle diese Inseln, wovon Moskö, Waagen, Hindö, Langö, Senjen, Hualö und im äußersten Norden Magerö die bekanntesten sind, bestehen aus kahlen Bergen, auf welchen die Gewalt der Stürme und die Strenge der Witterung keinen Baum aufkommen läßt. Sie umgiebt ein beinahe ewig stürmender Ozean; besonders furchtbar toben die Wellen in einigen Sunden, wo die starke Strömung von Nordwest der Fluth entgegenwirkt; dann entstehen an vielen Stellen solche gefährliche Wirbel, wovon der Moskö- oder Malstrom nur der berühmteste ist. Und gerade in diesen gefährlichen Gewässern, zwischen den Inseln und der Küste, drängen sich in einigen Monaten die Fische in unaussprechlicher Menge zusammen, wo sie von den kundigen Fischern in tausenden von dort versammelten Böten erwartet werden. Der Hauptsitz der großen Fischerei ist bei den Inseln Ost- und West-Waagen. Hier und bei den benachbarten Inseln versammeln sich im Februar und März

an 3 bis 4000 Böte, mit nahe an 20000 Menschen, und jedes Boot fängt im Durchschnitt in den wenigen Wochen der Fischerei an 3000 Stücke größtentheils Dorsche und Kabliau; manche auch wohl 7 bis 10000 St., zusammen oft an 16 Millionen großer Fische. Mit dem April ist die Fischerei beendigt, die Fische sind wieder verschwunden. Man fängt die Fische auf dreierlei Art: mit Garnen, mit Leinen und mit Handschnüren. Die Garne bestehen aus wohl 20 Klafter langen, aber nur 7 bis 8 F. hohen Netzen, welche man, einer Wand gleich, in die aus Erfahrung bekannte Tiefe aufrecht versenkt und in deren Maschen der stets in einer Richtung ziehende Fisch sich fest einrennt. Man setzt sie Abends und zieht sie am Morgen heraus. Diese jetzt beinahe allgemeine Art ist erst seit 1685 eingeführt. Eine viel schlechtere ist die mit Leinen. Eine Leine ist ein starkes oft einige hundert Klafter langes Tau, welches der Länge nach auf den Grund des Meeres hinab gelassen wird; an diesem Tau sind etwa alle anderthalb Klafter starke Angeln befestigt, so daß man mit einem Zuge auch wohl mehrere hundert Fische fangen kann. Die Leine bleibt übrigens einen Tag oder eine Nacht lang auf dem Boden des Meeres liegen. Die Fischerei mit Handschnüren oder einzelnen Leinen ist ganz unbedeutend und wird nur als Nebenwerk betrieben. Da das Salz im Norden fehlt, so ist man genöthigt, die Fische zu trocknen, wobei dennoch oft viele verfaulen; die getrockneten heißen Stockfisch; die eingesalzenen, was aber hier nicht üblich ist, Klippfisch. Die bei den südlichen Lofodden gefangenen Fische werden alle nach Bergen verkauft, von wo sie vorzüglich nach Spanien gehen. Die Anwohner von Magerö und weiter östlich haben es bequemer und können an Ort und Stelle ihre Fische den aus Archangel mit Getreide, Branntwein, Taback u. s. w. dahin kommenden russischen Schiffen verkaufen. — Außer den größeren noch bewohnten Inseln giebt es noch unzählige kleinere in ihrer Nähe, welche den Nordländern auf andre Weise nützlich werden. Die hohen und felsigen nennt man Holme, die flachen und niedrigen Wäre. Sie werden von einer ungeheuern Menge Seevögel, besonders Mewen, besucht, welche hier ihre Eier legen. Die Besitzer einer solchen Insel kommen dann und nehmen die Eier, doch lassen sie wenigstens eins in jedem Neste, um die Vögel nicht zu vertreiben. Sehr einträglich, aber auch äußerst gefährlich ist die Jagd nach Eiderdunen. Der Eidervogel, eine Entenart, baut sein Nest auf den unzugänglichsten Klippen, wohin man nur vermittelst Leitern und Stricken mit Lebensgefahr kommen kann, und futtert es mit seinen feinsten Brustfedern aus, die er sich ausrupft. Er brütet 2 bis 3 Mal hinter einander, und auch hier beobachtet man die Vorsicht, ihn nicht allzusehr zu stören. Ein einziges Nest liefert in einem Jahre etwa ½ Pfund Federn. — Um den armen Einwohnern die gefährliche Fahrt

nach Bergen, wobei immer einige Böte verunglücken, zu ersparen, hat man unter 67¼° seit einigen Jahren den mit einem trefflichen Hafen versehenen Handelsort Hundholm angelegt, welcher aber freilich nur noch aus wenigen Häusern besteht. Eben so hatte man früher, aber vergebens versucht, auf der kleinen Insel Tromsö, unter 69¾°, einen Handelsplatz anzulegen, aber die Gefahren der dortigen Gewässer und die Kleinheit des Hafens widersetzten sich dem Gelingen. In neuerer Zeit hat sich der Handel mit Rußland außerordentlich gehoben. Der Mittelpunkt desselben ist jetzt der kleine Ort Hammerfest, auf der Insel Qualö, unter 70° 38′, mit einem trefflichen, vollkommen geschützten Hafen und an 2 bis 300 Einw., worunter auch schon englische Handelshäuser sind. Es kommen hier jährlich im July an 200 kleine russische Fahrzeuge an mit Mehl, Hanf, Flachs u. s. w., wogegen sie Fische eintauschen, welche sie bis Moskwa, ja bis China verfahren. Auch mehrere englische und deutsche Schiffe kommen hier regelmäßig an, und man hat schon den Fall erlebt, daß dem Getreidemangel in Bergen auf diesem Wege abgeholfen worden ist. — Auf der östlichsten dieser Inseln, Wardö, unter 70½°, befindet sich ebenfalls ein kleiner Handelsplatz gleiches Namens. Die ehemalige kleine Festung auf dieser Insel, Wardöhuus, die nördlichste in der Welt, ist in neuerer Zeit aufgegeben worden. — Uebrigens wird diese ganze Küste Nordlands von Süden nach Norden noch eingetheilt in Helgeland, Salten, Sennien und Tromsö, und Ost- und West-Finnmarken.

Geschichte und Litteratur.

Auf der ältesten Geschichte der skandinavischen Reiche ruht tiefes Dunkel, welches sich erst völlig mit der Einführung des Christenthums im Anfange des 11ten Jahrhunderts erhellt. Unausgemacht muß es bleiben bis jetzt, ob die noch im äußersten Norden vorhandenen finnischen Stämme einst die Bewohner der ganzen Halbinsel gewesen und nur von den germanischen Einwanderern zurückgetrieben worden, oder ob sie selbst erst von Osten her später eingewandert: eben so ungewiß ist der Zeitpunkt, wann die Germanen sich hier niedergelassen. Ziemlich allgemein werden die Cimbern, welche etwa 100 Jahre v. Chr. in Verbindung mit den Teutonen einen Einfall in Gallien und Italien versuchten, für Einwohner des jetzigen Schleswig und Jütland, bei den Alten die cimbrische Halbinsel genannt, gehalten. Später, und zwar vorzüglich seit 520, erscheinen die Einwohner Skandinaviens als kühne Abenteurer, welche in kleinen Schiffen die Küsten Deutschlands, Frankreichs, Englands, ja selbst Spaniens und Italiens in verheerenden Raubzügen heimsuchten; eine Lebensweise, wozu sie eben so sehr der angestammte Heldensinn, als ihr rauhes unfrucht-

fruchtbares Land antrieb. So erscheinen sie als die Geißel vieler Länder unter verschiedenen Namen, als Normannen oder Normänner in Frankreich seit 520, wo sie unter Carls d. Gr. schwachen Nachfolgern die Normandie eroberten; als Dänen oder Easterlinge, seit 787 in England, welches sie selbst längere Zeit beherrschten; als Waragi oder Wäringer im heutigen Rußland; als Madschu in dem arabischen Spanien: wobei es gänzlich unausgemacht bleiben muß, welchem der 3 heutigen skandinavischen Völker diese Thaten im Einzelnen zuzuschreiben sind. Alle diese Völker waren Heiden, ihre dunkle Mythologie ist uns in der Edda aufbewahrt; aber noch ist es nicht gelungen den wirklichen geschichtlichen Inhalt der fabelhaften Sagen vom Odin, Othin oder Wodan auszumitteln, welcher wahrscheinlich ums Jahr 250 nach Chr. Geb. eine große Veränderung in den religiösen Ansichten der Skandinavier hervorbrachte und selbst als höchste Gottheit verehrt wurde. Wahrscheinlich hatten die Sitten und Einrichtungen jener Völker viel Aehnlichkeit mit denen der Germanen: Jagd, Viehzucht und Seeräuberei waren ihre einzigen Beschäftigungen; in viele Stämme, nach der Natur ihres Landes getheilt, hatten sie viel Oberhäupter mit sehr unbedeutender Gewalt, und wohl nur vorübergehend erkannten sie einen gemeinsamen Ober-König an. Die Namen Sueonen und Gothen, welche schon die Römer kannten, erinnern zugleich an Schweden und Gothen und auch an solche Verbindungen mehrerer Stämme, wie in Germanien der Suevenbund war. — Norwegen, welches schon Plinius unter dem Namen der Insel Nerigon kannte, ward wahrscheinlich von Schweden aus bevölkert. Es tritt zum ersten Mal aus der Dunkelheit, als das ganze Land unter dem tapfern Harald Haarfagri, d. h. Schönhaar, 875 vereinigt ward, welcher auch die Hebriden, die Insel Man und die Orkney-Inseln unterwarf. Das Mißvergnügen mit seiner Herrschaft veranlaßte viele Norweger sich in Island niederzulassen. Sein Urenkel Olav Trygvason 995 — 1000 unterjochte die vielen Stammoberhäupter und führte das Christenthum ein. Von hier drang es auch nach Schweden ein, wo die früheren Versuche Ansgars, aus dem Kloster Corvey, 830 und 836 nicht gelungen waren, und König Olav Skautkonung, d. h. Schooßkönig, weil er als Kind auf dem Schooße der Mutter gekrönt worden, ließ sich 1001 taufen. Indeß verging doch beinahe noch 1½ Jahrhundert, ehe das ganze Land sich zum Christenthume bekehrte. Einführung des Ackerbaues, des Handels, der Schreibekunst, Milderung der rohen kriegerischen Sitten, aber auch Entstehung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft, waren hier wie überall die Folgen dieser Bekehrung. Dänemarks heidnische Bewohner lernten das Christenthum durch ihre Kriege mit Carl d. Gr. schon früher kennen; doch aber faßte es auch hier erst allge-

mein und dauernd Wurzel seit der Regierung Kanuts oder Knuts d. Gr., **1014 — 36.** Unter ihm erreichte Dänemark zum ersten Male eine ausgezeichnete Höhe. Von seinem Vater Sven, dem Eroberer Englands, erbte er dieses Reich und fügte selbst noch durch Eroberung Norwegen hinzu. Allein diese Größe verschwand wieder unter seinen Nachfolgern bis auf die Zeiten Waldemars des Gr. Mit diesem König beginnt eine neue Periode des Glanzes für Dänemark; Waldemar, **1157 — 82**, dehnte seine Eroberungen über Holstein, Mecklenburg und Pommern aus; sein Sohn Kanut **VI.**, **1182 — 1202**, setzte sie über die Weichsel bis Ehstland fort; aber unter dessen Sohne Waldemar **II.**, **1202 — 41**, zerfiel diese unnatürliche Größe sehr schnell: Holstein und die ganze Südküste der Ostsee warfen das dänische Joch ab, und es folgte nun für Dänemark eine sehr traurige Zeit, wo die Anmaßungen der Geistlichkeit und des Adels den Königen kaum etwas mehr als einen Schatten von Gewalt ließen, also daß diese durch gemeinsamen Vortheil verbundenen Stände von **1333 — 40** selbst den Thron ganz unbesetzt ließen. Auch die jetzt schwedischen Provinzen, Halland, Schonen und Blekingen gingen verloren; zwar eroberte sie Waldemar **III. 1340 — 75** wieder, aber mit ihm erlosch der Mannsstamm des königl. Hauses. Seine Tochter Margaretha war mit Hakon **VII.** von Norwegen vermählt, doch nicht sie, sondern ihren Sohn Olav **IV.** wählten die Stände, und erst als ihr Gemahl und Olav **1387** gestorben, ward sie, das erste Beispiel einer weiblichen Regierung, als Königin von Dänemark und Norwegen anerkannt. Sie war bestimmt, auch noch die dritte Krone, von Schweden, zu tragen. Norwegen hatte indeß, wie Dänemark, im **12ten** Jahrh. eine Zeit der Theilungen, Parteiungen und Unruhen durchlebt, während welcher auch hier die Geistlichkeit und der Adel übermächtig geworden. Hakon **V.**, **1217 — 62**, hatte zwar das Ganze wieder vereinigt und selbst Island erworben, aber mit Hakon **VII.** starb auch hier **1319** der Mannsstamm aus, und Norwegen trat nun für einige Zeit in engere Verbindung mit Schweden. Magnus Smek nemlich, Tochter-Sohn Hakons, als Kind schon zum König von Schweden erwählt, beherrschte eine Zeitlang beide Reiche, bis er endlich Norwegen seinem Sohne Hakon abtreten mußte, welcher mit Margaretha von Dänemark sich verehlichte. In keinem der **3** Reiche waren jedoch die durch den Kampf der Geistlichkeit und des Adels mit der königl. Macht veranlaßten Unruhen dauernder und gefährlicher, als in Schweden, wo noch die Eifersucht der beiden Volksstämme der Gothen und Schweden die Uebel vervielfältigte Die Macht der Könige ward dadurch immer mehr geschwächt, und selbst als ein mächtiges Geschlecht, die Folkunger, mit Waldemar **I. 1250** den Thron bestieg, vermochten die kräftigen Regenten dieses Stammes nicht zu hindern, daß die Krone gänzlich von der Wahl der Edlen

abhängig wurde. Magnus Smek, Tochter-Sohn des letzten norwegischen Hakons, als Kind schon zum König ausgerufen, erregte in der Folge das Mißfallen der Großen; sie setzten ihn ab und wählten statt seiner (1363) seiner Schwester Sohn Albrecht von Mecklenburg, aber auch dieser, der Vorliebe für seine deutschen Landsleute beschuldigt, genügte den unruhigen Aristokraten nicht; sie empörten sich 1388 und wählten Margaretha, schon Königin von Dänemark und Norwegen, zu ihrer Beherrscherin, welche nach einigen Jahren des Kampfes endlich 1397 die Calmarsche Union zu Stande brachte, wodurch alle 3 Reiche vereinigt wurden. Aber auch dadurch ward die Ruhe nur auf kurze Zeit hergestellt. Nach Margarethens Tode 1412 wurden nun sogenannte Unionskönige erwählt, aus verschiedenen Häusern, als Pommern, Baiern und Oldenburg, welches letztere sich bis auf unsere Tage auf dem dänischen und russischen Throne erhalten hat, selten aber wurden sie in allen 3 Reichen auf gleiche Weise anerkannt. In Schweden besonders, wo die von Dänemark ausgehende Wahl stets Mißvergnügen und Eifersucht erregte, übten die Reichsverweser, aus schwedischen Geschlechtern, eine ungleich größere Macht als die Könige, und vor allen zeichnete sich das Heldengeschlecht der Sture aus, welches bis zur Auflösung der Union diese Würde bekleidete. So war Christian der II., ein Oldenburger, auf den Thron erhoben worden; aber nicht zufrieden mit dem Scheine der Macht, welchen er in Schweden besaß, suchte er durch die grausamsten und treulosesten Mittel seine Gewalt zu befestigen. Der edle Sten Sture fiel in der Vertheidigung der Freiheit seines Landes, und Christian II., nach harten Kämpfen und vielen treulosen Versprechungen endlich zum Besitz von Stockholm gelangt, ließ hier 1520 unter den nichtigsten Vorwänden 94 Männer aus den edelsten Familien enthaupten; ähnliche Hinrichtungen verbreiteten das Schrecken in andre Provinzen, und Schweden schien rettungslos dem dänischen Tyrannen unterworfen. Unter den Jünglingen aus den edelsten Geschlechtern, welche Christian auf treulose Weise als Geißel nach Kopenhagen entführt hatte, befand sich Gustav Erichson aus dem Geschlechte Wasa, mit dem alten Königsstamme verwandt. Er entfloh, kam nach Lübeck, und fand in dieser Hauptstadt der Hansa bereitwillige Unterstützung. In Schweden selbst, wohin er sich wagte, fand er anfänglich nur Anhänger der Dänen und verzagte Freunde; unter tausend Gefahren, in mancherlei Verkleidungen irrte er umher; von einem falschen Freunde verrathen, von dessen Frau und einem Priester gerettet, gelangte er endlich zu den tapfern Dalekarliern. Seine Beredtsamkeit, sein eigner kühner Muth entflammte sie zu jedem Unternehmen. Die ersten Wagnisse gelangen, und bald sah Gustav sich an der Spitze eines kleinen Heers, dem überall die Dänen weichen mußten. Im Jahre 1519 war er aus Kopenhagen entflohen,

und schon 1521 ward er auf dem Reichstage zu Wadstena als Reichsverweser, und 1523 zu Strengnäs als König ausgerufen. Auch in Dänemark hatten Christians Grausamkeiten den Aufruhr angefacht; er floh nach den Niederlanden und sein Oheim Friedrich von Holstein-Oldenburg ward statt seiner erwählt. Als er später wieder in Schweden landete, ward er geschlagen und bei Opslo von den Dänen gefangen, worauf er, einst König dreier Reiche, Schwager Carls V., 36 Jahre bis zu seinem Tode in einem elenden Kerker zubrachte. Der Friede zu Malmö 1524 löste die Union für immer auf. Gustav regierte noch bis 1560, wo er im 70sten Jahre starb. Schweden verdankt diesem großen König außerordentlich viel. Vorsichtig und weise führte er die Reformation ein, also daß die lutherische Lehre auf dem Reichstage zu Westerås 1544 zur Staatsreligion erhoben wurde; zugleich sicherte er seiner Familie die Tronfolge und schaffte die großen Vorrechte ab, wodurch die Hansa, besonders seit der Calmarschen Union, die nordischen Reiche gedrückt hatte. Die dänischen Könige blieben auch nach glücklich eingeführter Kirchenverbesserung noch lange Zeit in großer Abhängigkeit von dem Adel. Unter Gustavs Nachfolgern herrschten noch mancherlei Unruhen, zumal da einer von ihnen, Sigismund, zugleich König von Polen, selbst katholisch erzogen, die Wiedereinführung des Katholizismus beabsichtigte. Er ward abgesetzt und sein Oheim Carl IX. an seine Stelle gesetzt. Seinem Sohne, dem großen Gustav II. Adolph, 1611—32, dem Retter Deutschlands, war es vorbehalten, dem schwedischen Namen auch im Auslande Ehrfurcht zu erwerben. Nach Beendigung seiner Streitigkeiten mit Polen schiffte Gustav 1630 nach Deutschland und fand nach mehreren Siegen den Heldentod bei Lützen, 1632. Von seinen Thaten und dem Antheil der Schweden am 30jährigen Kriege soll in der deutschen Geschichte geredet werden. Er hinterließ eine unmündige Tochter, Christine, 1632—54; welche aber in der Folge aus Liebe zu den Wissenschaften und einem freiern Leben den Thron ihrem Vetter Carl Gustav von Zweibrücken abtrat und 1689 als Katholikin zu Rom starb. Carl Gustav, 1654—60, war einer der wackersten und thätigsten Könige von Schweden: er erhielt nicht allein die auswärtigen Eroberungen seiner Vorgänger, Liefland und Pommern, sondern vereinigte auch für immer mit Schweden die lange streitig gewesenen Provinzen Schonen, Blekingen und Halland. Sein Sohn Carl XI., 1660—1697, ist zwar als habsüchtig und tyrannisch verschrien; aber er that viel zur Wiederherstellung der Ordnung im Lande; zog die vom Adel an sich gerissenen Krongüter, freilich nicht ohne Härte, wieder ein und gründete mit ihrer Hülfe die noch jetzt im Wesentlichen bestehende treffliche Militair-Einrichtung Schwedens, und erhob die königl. Würde bis zur beinahe unumschränkten Souverainität. Sein Sohn Carl XII., 1697—1718, von Ausländern so oft als Tyrann und

Tollkopf beurtheilt, ist dennoch der Lieblingsheld seines Volkes geblieben. Seine Nachbarn, Dänen, Polen und Russen, glaubten mit leichter Mühe dem unerfahrnen Jüngling von 15 Jahren die ihnen früher entrissenen Provinzen wieder abnehmen zu können. Dänemark begann die Feindseligkeiten gegen Carls Schwager, den Herzog von Holstein-Gottorp, und fühlte auch zuerst seine Macht. Im Mai 1700 schiffte Carl sich ein, landete bei Kopenhagen und nöthigte in 6 Wochen Friedrich IV. von Dänemark, im Frieden von Travendal seinen Entwürfen zu entsagen. Hierauf wandte sich Carl gegen seinen zweiten und mächtigsten Gegner, den Czar Peter d. Gr. von Rußland, welcher Ingermannland angegriffen hatte und so eben Narva belagerte. Mit 8000 Schweden schlug er noch am 20. November ein freilich sehr ungeübtes russisches Heer von 80000 Mann, und diesen Feind fürs erste verlassend richtete er seine Waffen gegen den dritten, August II. König von Polen. Er vertrieb ihn aus Liefland und Curland, drang in Polen ein, nöthigte August sein Königreich zu verlassen, und ließ an dessen Stelle Stanislaus Lesczinsky 1704 zum König wählen. Hiermit noch nicht zufrieden, dringt er durch das neutrale östreichische Schlesien tief in Sachsen ein, und nöthigt endlich den König August zum Altranstädter Frieden 1706, wodurch dieser der Krone Polen entsagt. Indeß hatte Peter seine Abwesenheit benutzt und nicht allein Ingermannland wieder erobert, sondern auch, im sichern Vorgefühl seiner Größe, seine künftige Residenz Petersburg 1703 auf dem noch streitigen Boden angelegt. Leicht hätte Carl jetzt von dem Czar einen vortheilhaften Frieden erhalten, aber verblendet durch sein bisheriges Glück, wies er alle Vorschläge zurück und wollte nur in Moskwa unterhandeln. 1707 reinigte er Polen und Litthauen wieder von den eingedrungenen Russen, ließ sich aber durch die Vorspiegelungen des Kosaken-Hetmann Mazeppa, welcher ihm sein ganzes Volk gegen Peter aufzuwiegeln versprach, verleiten, statt gerade auf Moskwa nach den menschenleeren Steppen der Ukraine zu ziehen. Der harte Winter 1709, Mangel und Anstrengungen hatten ihm schon viele Menschen gekostet, und der General Löwenhaupt, welcher ihm bedeutende Verstärkungen zuführen sollte, hatte sich nur mit Mühe und geringer Mannschaft zu ihm durchgeschlagen. Auch Mazeppa's Versprechungen gingen nicht in Erfüllung. So erreichte Carl von keinem Hinderniß gebeugt die kleine Festung Pultawa im südlichen Rußland, welche er einzunehmen beschloß. Hier aber stellte sich ihm Peter am 8. July mit einem durch den langen Krieg geübteren Heere von 70000 Mann entgegen. Carl, einige Tage vorher am Fuße verwundet, konnte nicht wie sonst überall gegenwärtig seyn; die Schweden wurden übermannt, gänzlich aufgerieben, und nur mit einer kleinen Bedeckung gelang es Carl, die Ufer des Dniestr zu erreichen und beinahe allein sich in den türkischen Ort Bender zu werfen. Der Ruf seiner Tha-

ten verschaffte ihm anfänglich eine günstige Aufnahme; ja es gelang ihm, selbst die Türken zum Kriege gegen die Russen zu bewegen und seinen Feind Peter dem Untergange nahe zu bringen. Als aber der bestochene Großvezier Frieden schloß, ohne Carls dabei zu gedenken, versuchte er vergebens den Krieg aufs neue zu entzünden. Die Türken, seiner überdrüssig, wünschten seine Entfernung und brauchten endlich Gewalt, der er sich bis aufs äußerste widersetzte, und nur dann erst gefangen wurde, als er zufällig zu Boden gefallen war. Er ward nach Demotika bei Adrianopel gebracht, wo er 2 Monate sich krank stellend im Bette zubrachte. Indeß waren alle seine früher gedemüthigten Feinde wieder aufgestanden: August II. nöthigte Lesczinsky, Polen zu räumen; die Dänen landeten in Schonen, wo sie zwar zurückgetrieben wurden, dagegen aber die deutschen Provinzen Carls überschwemmten. Nun erst, 1714, beschloß Carl zu seinen Unterthanen zurückzukehren. Beinahe allein und meist zu Pferde legte er den ungeheuern Weg bis Stralsund in unglaublich kurzer Zeit zurück und ward mit Jubel empfangen; aber die anrückenden Dänen, Sachsen, Russen und Preußen nöthigten ihn, nach Schweden sich zu retten. Unermüdet und ungebeugt sann er nur auf Mittel, seine Feinde zu bekämpfen: schon war eine freundschaftliche Verbindung zwischen ihm und Rußland angeknüpft, schon war ein schwedisches Corps in das nördliche Norwegen eingedrungen, und er selbst belagerte mitten im Winter die Gränzfestung Friedrichshall, als er am 11. Dezember 1718 spät Abends in den Laufgräben erschossen ward, und noch ist es zweifelhaft, ob eine feindliche Kugel ihn getroffen. Sein Tod führte bald einen allgemeinen Frieden, zuletzt mit Rußland 1721 herbei, in welchem Schweden aber mit Ausnahme eines kleinen Theils von Pommern alle seine auswärtigen Besitzungen verlor. Die Reichsstände, eingedenk ihrer alten Macht, wählten zwar die jüngere Schwester Carls, Ulrike Eleonore und ihren Gemahl Friedrich, Erbprinzen von Hessen-Cassel, aber unter großen Einschränkungen, welcher unter seinem Nachfolger Adolph Friedrich von Holstein-Gottorp und dessen Sohn Gustav III. immer drückender wurden. Eben diese unbillige Macht der Stände und der immerwährenden Reichsräthe erleichterte Gustav III. 1771—92 die durch ihn bewirkte Revolution. Er gewann die Liebe des Volks und eines großen Theils des Heeres durch seine Tapferkeit und sein männlich offenes Wesen, und hierauf gestützt nahm er 1772 die Reichsräthe gefangen und führte eine neue, den König weniger bindende, doch billige Verfassung ein. Der empörte, in seiner Macht und seinem Stolze gekränkte Adel rächte sich durch Meuchelmord. Gustav III. ward am 16. März 1792 im Opernhause, während eines Maskenballes, von Ankerström durch einen Pistolenschuß tödtlich verwundet und starb am 29sten. Sein unmündiger Sohn Gustav IV. Adolph stand bis 1796 unter der Vormundschaft seines Oheims des

Herzogs von Südermannland. Seine Regierung wird durch große Unglücksfälle bezeichnet. Als Theilnehmer des Krieges gegen Frankreich verlor er Schwedisch-Pommern und die für Schweden so wichtige, kornreiche Provinz Finnland an Rußland. Eine Verschwörung der Großen nöthigte ihn, 1809 für sich und seine Nachkommen dem Throne zu entsagen und Schweden zu verlassen. Sein Oheim Carl XIII. trat in seine Stelle. Der erwählte Kronprinz, der junge Herzog Christian August von Augustenburg, starb plötzlich 1810, und nun ward der ehemalige Marschall Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo, zum Kronprinzen erwählt, welcher als solcher einigen Antheil an dem Befreiungskriege 1813 in Deutschland genommen und seit 1818 unter dem Namen Carl XIV. Johann den Thron bestiegen hat.

Die dänische Geschichte bietet seit der Reformation wenig Merkwürdiges dar. Die unwürdige Abhängigkeit, worin der Adel lange Zeit die Könige gehalten, und die daraus folgende Ohnmacht des Staats, veranlaßten endlich 1660 die bürgerlichen und geistlichen Stände, die bisherige Verfassung umzustürzen und dem König eine so gänzlich unumschränkte Macht zu bewilligen, wie sie kein andrer europäischer Fürst rechtlich besitzt. Auch seitdem hat Dänemark nur eine untergeordnete Rolle gespielt und, namentlich in der neuesten Zeit in eine gefährliche Lage zwischen England und Frankreich gebracht, großen Verlust erlitten. Am 2. April 1801 litten die Dänen viel durch einen wiewohl heldenmüthig abgeschlagenen Angriff der mächtigen englischen Flotte unter Nelson und Parker, und 1807 eroberten die Engländer nach einer viertägigen Beschießung Kopenhagen und entführten die ganze dänische Kriegsflotte. Nach der Schlacht bei Leipzig drangen die siegenden Schweden bis über die Eider vor, und Dänemark sah sich genöthigt, Norwegen 1814 an Schweden abzutreten, wogegen es nur Lauenburg gegen das ihm überlassene Schwedisch-Pommern eintauschte.

Die Litteratur der skandinavischen Völker ist bei weitem nicht so reich, als die ihrer südlichen Nachbarn; doch aber zählen Dänemark wie Schweden einige ausgezeichnete Namen in den Wissenschaften und Künsten. Die Ueberbleibsel der ältesten dänischen Poesie, meist aus dem 11ten bis 13ten Jahrhundert, sind gesammelt und auch bei uns in einer Uebersetzung von W. C. Grimm, unter dem Titel: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, bekannt geworden. Aus derselben Zeit haben sich auch die geschichtlichen Werke des Sveno Aagesen, der gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts lebte, und des Saxo grammaticus (eigentlich Lang), † 1204, erhalten. Des Isländers Snorro Sturleson ist schon bei Island (S. 449) gedacht worden. In neueren Zeiten hat der Name Holberg alle übrige verdunkelt; er ward 1684 zu Bergen in Norwegen geboren und starb 1754. Erst in

späteren Jahren erwachte in ihm die Liebe zur Poesie. Sein erstes Werk war das komische Heldengedicht Peter Paars; später schrieb er lateinisch: Nik. Klimms unterirdische Reise, ein satyrisch-komischer Roman. Was aber seinen Ruhm im Vaterlande und auswärts am meisten begründete, sind seine Lustspiele, welche wir in einer überaus ungeschickten deutschen Uebersetzung, unter dem Titel „die dänische Schaubühne" und jetzt neu übersetzt von Oehlenschläger besitzen. Unter den neueren Dichtern verdienen Erwähnung Johann Ewald, als Tragiker und Lyriker; Rahbeck, welcher ebenfalls für die Bühne geschrieben, so wie auch Johann Hermann Wessel, † 1786. Ferner Tharup, Jens Baggesen, † 1826, welcher auch zum Theil deutsch geschrieben, und die noch lebenden Oehlenschläger und Ingemann. Der bedeutendste dänische Name in den Wissenschaften ist der des Tycho de Brahe, geboren 1546 in dem damals dänischen Schonen, und gestorben zu Prag 1601; er nimmt einen bedeutenden Rang unter den neueren Astronomen ein. Der größte noch lebende dänische Künstler ist der Bildhauer Thorwaldsen, sein Vater war ein isländischer Bildhauer in Holz; er selbst ist in Kopenhagen geboren und lebt seit vielen Jahren in Rom.

In Schweden ward zuerst durch die Königin Christine die Liebe zu den Wissenschaften geweckt, doch schränkte sie sich beinahe ganz auf die Philologie ein. Das achtzehnte Jahrhundert war für Schweden reich an ausgezeichneten Männern, besonders in den Naturwissenschaften. Hier nimmt unstreitig den ersten Rang ein der unsterbliche Carl v. Linné, 1707—1778, der Schöpfer der neuern Naturkunde und vorzüglich der Botanik, welcher sowohl durch seine Schriften als durch seinen geistvollen Vortrag viele treffliche Schüler in allen Ländern gezogen hat. Gleichzeitig mit ihm lebten Wallerius, Professor zu Upsala, und Cronstadt, ein Bergwerksbeamter, beide um den ersten Anbau der Mineralogie hoch verdient. Ihnen zur Seite standen der Chemiker Bergmann und der noch ausgezeichnetere Scheele. Ueberhaupt werden auch seitdem die Naturwissenschaften vorzugsweise in Schweden begünstigt, und der noch lebende Berzelius gehört zu den größten Chemikern unsrer Zeit. Ihnen gehörte auch einer der außerordentlichsten Männer aller Zeiten an, der als theosophischer Schwärmer berühmte Emanuel v. Swedenborg. Er war 1689 zu Stockholm geboren und zeichnete sich schon frühe durch naturwissenschaftliche und mathematische Arbeiten aus. Seit dem Jahre 1743 glaubte er sich besonderer göttlicher Offenbarungen zu erfreuen, und hat eine große Anzahl lateinischer Werke geschrieben, worin er seine meist tiefen und geistvollen Ansichten der Natur, des Geisterreiches und der Religion niedergelegt hat. Er starb als Mensch allgemein geachtet, von vielen als ein neuer Prophet hoch verehrt, 1772 zu London. Seine zahlreichen Anhänger haben in Schweden,

Eng-

England, Amerika u. a. eigene Gemeinden gestiftet, welche noch jetzt, besonders in Schweden, viele Mitglieder zählen. Auch seine Gegner müssen der Reinheit seines Lebens und seiner Lehre Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Weniger bedeutend sind die poetischen Versuche der Schweden, wovon der Grund vielleicht in der seit vielen Jahren herrschend gewesenen Vorliebe für das Französische zu suchen ist, welche nothwendig hemmend auf die eigenthümliche Ausbildung des schwedischen Geistes wirken mußte. Am meisten wurde diese falsche Richtung von der schwedischen Akademie begünstigt, und König Gustav **III.**, welcher selbst als dramatischer Dichter aufgetreten ist, so wie sein Lehrer Olof von Dalin, † **1763**, sind als die Repräsentanten jener Zeit zu betrachten. Auch Kellgrén, † **1795**, ein Vertrauter des Königs, folgte dieser Richtung, von welcher sich nur der geniale Bellmann, † **1795**, der ausgezeichnetste Lyriker seines Vaterlandes, frei erhielt. Seit **1803** hat sich aber, besonders in Upsala, eine neuere ächt nationale Schule gebildet, welche auf der Bahn deutscher wissenschaftlicher Ansichten, der Vorliebe für das Französische kräftig entgegenarbeitet. Zu den Beförderern dieser bessern Richtung gehören Atterbom, Geijer und vor allen Esaias Tegnér, Bischof von Werið. — Noch sind hier zwei vorzügliche Künstler zu erwähnen: der durch Kraft und Anmuth gleich ausgezeichnete Bildhauer Sergell, † **1814**; seine Gruppe des Amor und der Psyche, und eine andre des Mars und der Venus, werden für seine Meisterstücke gehalten; auch hat er die Statue Gustavs **III.** modellirt. Eben so bedeutend in seiner Art ist der Maler Hörberg. Seine Eltern waren arme Bauern, er selbst blieb arm und Bauer bis an seinen **1816** erfolgten Tod, und kam erst im 30sten Jahre auf kurze Zeit nach Stockholm, wo sich Sergell seiner annahm. Trotz dieser ungünstigen Umstände zeichnen sich seine Gemälde, deren es viele in den Kirchen Schwedens, besonders zu Norköping, giebt, durch treffliche Zeichnung, schöne Composition und einen kräftigen Charakter aus.

Berichtigungen.

S. 450.

Sverige, lies: Swerige. (Ueberall wo in schwedischen Wörtern ein v vorkommt, wird es wie das deutsche w gelesen und daher auch am besten so geschrieben)

— Torneå und Tana Elf, lies: Torneå, Muonio und T. E.

452. Sklår, von sklåre, lies: Skår von skåra.

— $17^1/_2$ □ M., lies: an 40 □ M.

— 14 M. lang und 7 breit, lies: 20 M. lang und 10 breit.

— die Götha-Elf ist sein einziger Abfluß, lies: die Götha-Elf war bisher sein einziger Abfluß, jetzt aber ist er durch den Götha-Kanal auch mit der Ostsee in Verbindung.

— letzte Zeile, 15 M., lies: 22 M.

453. Z. 1. $2^1/_2$ M., lies: an 5—6 M. — die Motala, lies: die Motala und der eben erwähnte Götha-Kanal. — verbindet, lies: verbinden.

— Z. 28. Nach „in die nun ruhig fließende Elf" ist hinzuzusetzen: Der 1810 angefangene und 1832 vollendete Götha-Kanal, welcher den Wener-See mit dem Wetter-See, und vermittelst mehrerer kleineren Seen die Ostsee, worin er in dem Meerbusen Slåtbaken mündet, mit der Nordsee verbindet.

— Z. 30. Nach „Arbogakanal", lies: $1^1/_2$ M. lang.

— Z. 31. Nach „verbindet" füge hinzu: Der Strömsholms-Kanal, welcher die Bergwerksdistricte von Dalarne mit dem Mälar in Verbindung setzt und der Söder-telge-Kanal, welcher einen tiefen Busen der Ostsee mit dem Mälar verbindet.

456. Z. 1. Svedjen, lies: Swedjen.

— Z. 9. Krydlimpa, lies: Kryddlimpa.

462. Z. 17. inddeelte, lies: indeelte.

463. Z. 13. v. u. Gästgifvare, lies: Gästgifware.

Einige etwas zu spät aus Schweden selbst eingelaufene Notizen haben diese nachträglichen Berichtigungen veranlaßt.

Selten, F. C., hodeget. Handbuch. 3s Bdchen. Für Lehrer und Schüler. 8. 1830. 12 Gr.

A. u. d. T.: 4000 Aufgaben und Fragen in Beziehung auf geograph. Raumkenntniß oder topischer Lehrstoff in Frageform.

Wiedemann, J. C., leichte Aufgaben zur Uebung im Französisch-Schreiben, mit dazu gehörigen Wörtern und Redensarten, mit einer kurzgefaßten französischen Sprachlehre. 2te Aufl. 8. 1825. 9 Gr.

— französisches Lesebuch für Anfänger, mit Wortregister. 3te Aufl. 8. 1824. 16 Gr.

— französisches Lesebuch für den zweiten Cursus, mit einem Wortregister. 2te verbess. Aufl. 8. 1806. 18 Gr.

— deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Französische, für höhere Schulklassen. 3te verb. Aufl. 8. 1827. 18 Gr.

* * *

Ueber den Werth aller dieser Werke ist nur eine Stimme. Nicht nur die geachtetsten kritischen Blätter, sondern, was noch mehr ist, die schnell auf einander folgenden Auflagen bezeugen ihn hinlänglich.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß hier für die bedeutendsten Gegenstände des Unterrichts ein vollständiger Cursus geboten wird.

In den Denkübungen leuchtet Krause's Name allen Andern voran, so wie sein Unterricht in der Muttersprache überall als der zweckmäßigste anerkannt wird. Daß die Lehrbücher eines Pölitz vortrefflich sind und für den höhern Unterricht ganz genügen: wer möchte das bezweifeln!

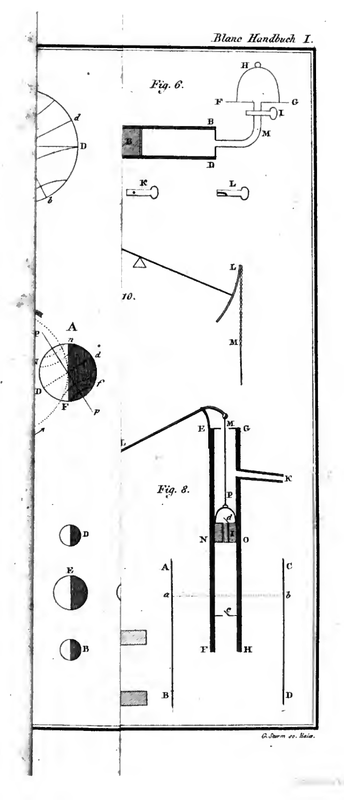
In der Geographie nimmt Selten unbestreitbar einen der ersten Plätze als Lehrer ein. Sein hodegetisches Handbuch ist in allen Gegenden des deutschen Vaterlandes verbreitet und eingeführt, so daß schon jetzt, binnen Jahresfrist, der 7ten Auflage die 8te folgen muß.

Daß Wiedemanns Lehrbücher für den Unterricht im Französischen, Günther und Schmidt für das Griechische, so wie des letzteren Phraseologia für den lateinischen Unterricht treffliche Hülfsmittel sind, ist anerkannt.

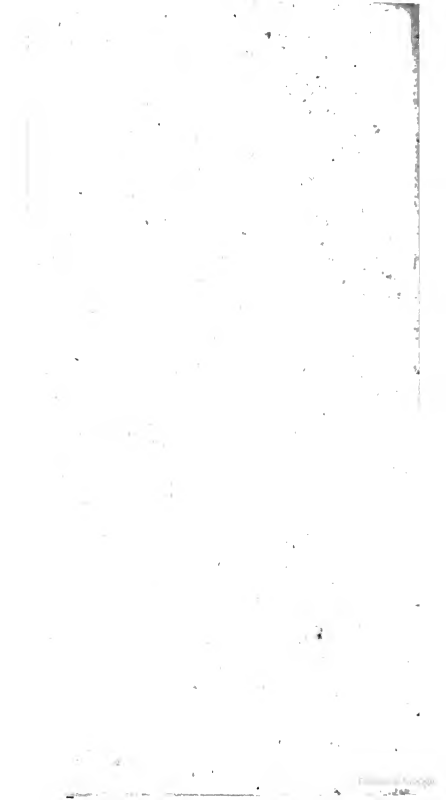
Sehr gern werden wir die Einführung und weitere Verbreitung dieser schätzbaren Werke durch die billigsten Bedingungen nach Kräften zu erleichtern suchen und bitten deshalb sich entweder unmittelbar oder durch irgend eine gute Buchhandlung an uns zu wenden.

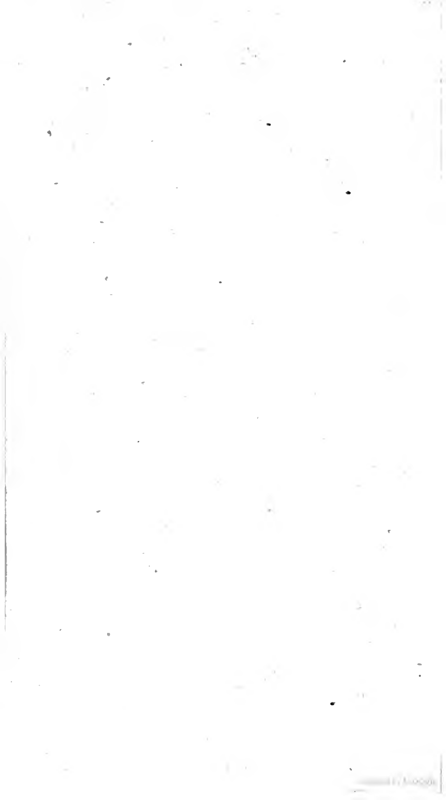
Halle, den 1. July 1833.

C. A. Schwetschke und Sohn.



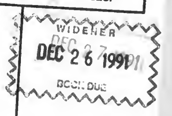
G. Sturm sc. Halæ.








3 2044 014 214 373


WIDENER
DEC 26 1991
BOOK DUE

